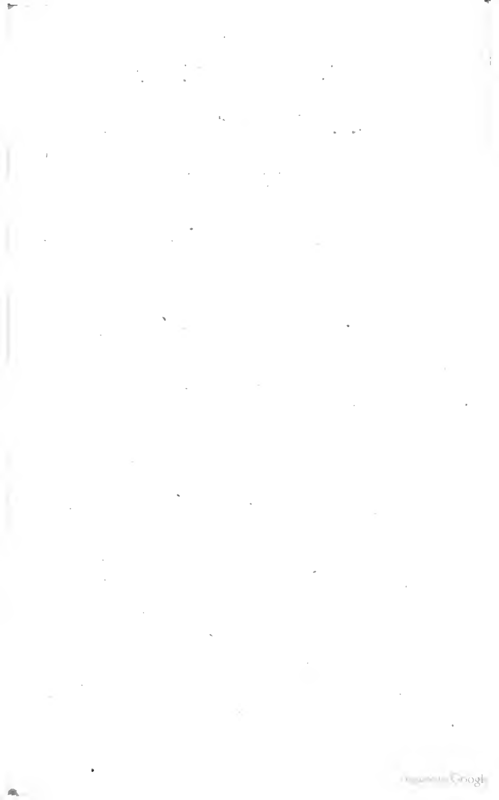




Neue Preußische
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

C. W. Cortilowicz v. Batocki, W. Bergius, F. Bobrik, L. P. Dulk, G. Döring, A. v. Dommer, E. Förstemann, A. W. Funk, E. Eebauer, M. Gerß, Gerullis, E. Gisevius, A. Hagen, Jasch, K. A. Jordan, A. Kiß, J. A. Lilienthal. F. Löffler, A. Meckelburg, L. Meier, A. v. Mülverstedt, F. Neumann, G. C. Pisanski, F. v. Quast, F. W. Schubert, W. Seidel. F. Seydler, J. Voigt, F. A. Voßberg, D. C. Weber, D. S. Weissemmel u. A.

Im

Namen der Alterthums-Gesellschaft Prussia

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Professor.

Jahrgang 1850.
Januar — Juni.
Mit drei Abbildungen von heidnischen Grab-Alterthümern zu S. 257.

Königsberg, 1850.
In Commission bei Tag & Koch.

Neue Preußische
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

C. W. Tortilowirz v. Batocki, W. Bergius, F. Bobrik, F. P. Dulk, G. Döring, A. v. Dommer, E. Förstemann, A. W. Funk, E. Gebauer, M. Gerß, Gerullis, E. Gisevius, A. Hagen, Jasch, K. A. Jordan, A. Kiß, J. A. Lilienthal. F. Löffler, A. Meckelburg, L. Meier, A. v. Mülverstedt, F. Neumann, G. C. Pisanski, F. v. Quast F. W. Schubert, W. Seidel, F. Seydler, J. Voigt, F. A. Voßberg, L. C. Weber, D. S. Weissemmel u. A.

Im

Namen der Alterthums-Gesellschaft Prussia

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Professor.

Band IX.

Mit drei Abbildungen von heidnischen Grab-Alterthümern zu S. 257.

Königsberg, 1850.

In Commission bei Tag & Koch.

Gedruckt bei C. J. Dalkowski.

Inhalt.

Geschichte. Seite

Literatur.

Statistik.

Naturgeschichte.

Poesie. Gesellschaftlicher Gesang. Volkslieder. Gebräuche. Satiren. Volkssagen. Räthsel. Volkswitze.

Alterthum und Kunst.

Verbesserungen.

Im achten Bande:

Seite 17 statt auf Erwerbungen lies: auf Erwartungen
Statt der Seitenzahl im dritten Bogen 29 lies 33
Seite 117 lies: in ihrer glänzenden Richtigkeit hinzustellen
— 159 statt γέκος lies: γέκρος
— 432 — dasselbe mit 6000 Stück Drohnen lies: dasselbe mit 1000 Stück Drohnen
— 460 Zu dem Aufsatz von F. Neumann vergleiche die Berichtigung in Bd. IX. S. 96.

Im neunten Bande:

Seite 2 fgg Zu dem Aufsatz von v. Quast vergleiche die Berichtigung S. 275
— 46 statt drei Neffen und ein Enkel lies: drei Neffen, ein Sohn und ein Enkel
— 65 — I. L. Hagen lies: F. L. Hagen
— 128 — Versuch zu J. B. Fischers lies: Vorrede zu J. B. Fischers
— 132 — Abyssinica Hagenii lies: Hagenia abyssinica
— 271 — liegt 2, 4, 6 Fuß lies: liegt 246 Fuß
— 272 — kaskelähnlichen lies: kaskeähnlichen
— 274 — und nach einer weiteren lies: und noch einer weiteren
— 275 — diesmal, die zwar nach lies: diesmal die zwar noch
— 303 fgg. Zu dem Aufsatz von v. Mülverstedt vergleiche die Berichtigung S. 400.

Beiträge
zur Geschichte der Baukunst in Preußen.

Von F. v. Quast.

I.
Einleitung.

Seit dem Erscheinen des Frickschen Werkes über Marienburg, das zwar noch aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts datirt, aber namentlich in den vom jüngern Gilly, dem Lehrer unseres unvergeßlichen Schinkel, herrührenden Blättern, was malerische Architekturwirkung anbetrifft, unerreicht dasteht, ist der Ruhm jenes Haupthauses des Deutschen Ordens in Preußen so fest begründet, daß das Schloß Marienburg stets unter den ausgezeichneteren Bauwerken des Deutschen Mittelalters in erster Reihe genannt worden ist.

So anerkannt die Bedeutsamkeit dieses Monuments nun auch ist, was sich besonders dadurch manifestirt, daß auf Herstellung der ausgezeichneteren Theile des Schlosses aus schmählicher Verwüstung, so bedeutende Kosten verwendet worden sind, so war es dem Kunstforscher doch bisher eine sehr schwierige Frage, welchen Standpunkt man diesem Bauwerke in der Reihenfolge anderer bedeutender Architekturen zu geben habe. Nicht, als ob man im mindesten darüber in Zweifel gewesen wäre, wann die einzelnen Haupttheile erbaut worden seien: hierüber hatte man sehr bestimmte Angaben, oder glaubte sie doch zu haben und reihte diese Theile daher auch der Kunstgeschichte nach Maaßgabe jener Jahreszahlen an gehöriger Stelle ein. Wie jene Architektur aber zu derjenigen anderer Bauwerke in Deutschland und anderwärts paßte, welchen man ein den Bauten in Marienburg gleiches Zeitalter anwies, darüber machte man sich weiter keine Sorgen: der Leser

konnte sich diese Vergleiche selbst ziehen, wenn er zu solchen Spitzfindigkeiten etwa Lust hätte.

Der Chor des Doms zu Cöln ward, wie man in jedem Lehrbuche der Kunstgeschichte lesen kann, 1248 begonnen und 1322 beendet; das Marienburger Schloß aber, wie in jeder Beschreibung desselben geschrieben steht, in zwei Abtheilungen, das Hochschloß von 1274—1276 gebaut, das Mittelschloß mit der Hochmeisterwohnung aber zur Zeit durch Verlegung des Ordenshaupthauses dorthin um 1309, so daß beide Bauwerke, welche zur Spitze der gesammten Deutschen Baukunst gehören, als gleichzeitige zu betrachten wären. Und doch, welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen den beiden Riesenbauten vorhanden, der nicht einzig und allein in der verschiedenartigen Bestimmung beider seine Erklärung findet; auch die Stylverschiedenheit beider ist, was die Charakteristik der wesentlichen Theile betrifft, eine ungeheure. So wesentliche Verschiedenheiten müssen aber erklärt werden können, wenn es überhaupt eine Geschichte der Baukunst giebt, d. h. eine Darlegung der Abänderungen, welche die Bauformen im Laufe der Zeit erlitten haben, und eine Feststellung der Ursachen, welche hiebei mitwirkend waren.

Wir gehen hiebei von dem Grundsatze aus, daß eine jede Eigenthümlichkeit wie bei allen übrigen Menschenwerken, so auch in der Kunst und namentlich in der Baukunst, wenn sie irgend wie charakteristisch hervortritt, mag sie nur in einzelnen Beispielen oder in ganzen Gattungen vorhanden sein, nicht als etwas Zufälliges, sondern als ein bestimmtes Werk eines bestimmten Individuums zu betrachten ist; dies ist um so mehr der Fall, wenn diese charakteristische Eigenthümlichkeit, welche eben ein bestimmtes Werk von anderen unterscheidet, nicht etwa in einem vereinzelten Exemplare vorliegt, sondern in vielfacher Verbreitung erscheint. Die Erfindung des ersten Urhebers war eine so bedeutende, daß er sie entweder selbst nach und nach weiter ausbildete, oder daß andre Werkgenossen sich bewogen fühlten, sie zu adoptiren und in diesen und jenen Dingen weiter fortzubilden und anderen Nachfolgern zu gleicher Fortbildung zu überliefern. Je nachdem nun der erste Urheber einer solchen charakteristischen Formbildung, oder einer seiner Nachfolger, oder mehrere derselben, als durch Natur oder Zeit und Lokalumstände begünstigt erscheinen, wird auch die neue Schö-

pfung entweder sogleich als vollendet dastehen, oder in mehr oder weniger ungleichmäßigem Fortgange der Vollendung entgegengeführt werden; der letztere Fall ist der bei weitem am häufigsten vorkommende.

Als auf den Trümmern der Römerwelt die christlich germanischen Völker, besonders seit dem 11ten und 12ten Jahrhundert, zu neuer Blüte emporstrebten, gewann auch die Baukunst nach langer Erschlaffung ein neues Leben. In den verschiedenen Ländern, welche dieser Neubelebung sich erfreuten, bildete sich eine Baukunst, welche zwar entschieden auf der altrömischen basirt, die aber nicht mehr, wie wohl jene der früheren Jahrhunderte, nur als ein Umhertappen auf der verlornen Spur antiker Kunstweise und mit ihren Kosten aufgeputzt, zu betrachten ist, sondern als eine neue selbstbewußte Schöpfung dasteht. Man hat ihr mit Recht den Namen der romanischen beigelegt, da sie zur altrömischen in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie die Sprache der romanischen Völker zu der der Römer.

Wenn schon in der Baukunst jener Zeiten in den verschiedenen Ländern des Occidents eine gemeinsame Charakteristik in der ganzen Anordnung der Kirchen eben so wohl, wie auch in den Details und namentlich in der Ornamentik nicht zu verkennen ist, welche als bekannt vorausgesetzt werden kann und als deren bedeutsamstes, wenn auch nicht ausschließliches Kennzeichen, der Rundbogen in Verbindung mit Horizontal-Abschlüssen genannt werden mag, so tritt doch auch der Unterschied dieser romanischen Architektur in den einzelnen Ländern, je nach dem Charakter und der Bildungsstufe der einzelnen Völker und ihrer nachbarlichen Verbindungen mit fremden Ländern, wo andere Kunstweisen in Blüte stehen, und endlich das Vorwiegen eines bestimmten Baumaterials oder der gänzliche Mangel eines anderen, sehr entschieden hervor. Es kann hier nicht am Orte sein, dieses im Einzelnen weiter zu verfolgen, weshalb wir nur diejenigen Momente herauswählen, welche für unseren vorliegenden Zweck angemessen erscheinen.

Unter allen jenen Einzelschulen der romanischen Baukunst ist diejenige die bedeutsamste geworden, welche im Herzen Frankreichs, zu Paris und in dessen weiterem Umkreise blühte, weil sie allein den Keim einer größeren Zukunft in sich trug. Von vorne herein strebt diese Schule dahin, das System senkrechter Stützen in gro-

ßer Consequenz auszubilden und hiedurch eine größere Durchbrechung der anderwärts vorwiegenden Mauermassen zu ermöglichen. Vorzugsweise ging aber hiemit die Ausbildung des Kreuzgewölbes als System Hand in Hand, dessen Schub vermittelst der Gewölberippen auf die in Wand- und Strebepfeiler aufgelösten Wände übertragen und sodann in weiterer Entwickelung vermittels der Strebepfeiler weiter weg auf die ähnlichen Strebepfeilergruppen der äußeren Seitenschiffe hin übergeleitet wurde. Fügen wir hiezu noch die Anordnung des Kapellenkranzes im Umfange des verlängerten Chorhauptes, die Ausbildung der Façaden mit ihren Doppelthürmen, die selbst nur als gewaltige Strebepfeiler erscheinen, in deren Zwischenräumen sich vielgegliederte Portale, von Statuen bewacht und von Rosen überstiegen befinden, so haben wir hierin schon im Wesentlichen die Charakteristik gothischer Kathedralen. Diesen Standpunkt errang die nordfranzösische Baukunst bereits vor der Mitte des 12. Jahrh. und es erscheint nicht eigentlich wesentlich, daß auch der dem Orient entlehnte Spitzbogen, (der daselbst bereits seit vielen Jahrhunderten in fast ausschließlicher Anwendung herrschte), auch noch hinzutrat, um für alle Zukunft ein Hauptglied der neuen christlichen Baukunst zu bilden.

Volle hundert Jahre konnte diese wahrhaft neue Bauweise in ihrer Heimath im Großen und Einzelnen sich weiter ausbilden und alle diejenigen wesentlichen Kennzeichen sich aneignen, wodurch die gothische Baukunst vor allen früheren sich charakteristisch auszeichnet, bevor ihre Uebertragung nach Deutschland zu einer bestimmten Thatsache wurde. Auch dies geschah nicht mit einem Male vollständig und überall gleichzeitig. Erst finden wir vereinzelte Formen, namentlich den Spitzbogen, vornämlich übertragen; dann folgen gewisse reichere Kapitäl- und Fensterformen u. dergl. Die in Deutschland nun auch schon seit etwa 100 Jahren mehr und mehr mit dem Gewölbebau verbundene romanische Bauweise hatte in sich so eben ihren Kreislauf abgeschlossen, als sie durch immer reichere Uebernahme französischer Bauformen endlich ihre Eigenthümlichkeit völlig verlor, der Art, daß seit der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts auch hier die nordfranzösische Baukunst, welche wir jetzt gothische nennen, sehr bald die völlige Alleinherrschaft, gleich wie in allen übrigen europäischen Ländern erwarb und behielt, bis

in ähnlicher Weise die in Italien seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts neubelebte antike Baukunst auch gerade 100 Jahre später, die nunmehr wieder völlig überlebte gothische verdrängte.

Eine solche Uebertragung fremder Bauformen auf ein Land, wo sie keine Wurzeln haben, kann nun niemals so vollständig sein, daß sie keine Abänderung zeigten. Nur selten sind diese Abänderungen unwesentlich, vielmehr zeigt es sich, namentlich bei Einführung der gothischen Bauweise in andere Länder, daß sie zum Theil sehr wesentlicher Art sind. Vorzugsweise pflegt sich die Uebertragung auf das dem Auge am meisten Frappirende zu erstrecken, weniger auf das mehr Constructive, auf die eigentlichen Bildungsformen. So hat sich Deutschland zwar das Verdienst erworben, in mancher Beziehung, besonders im Detail und namentlich in den Profilirungen der sonst als ein fertiges Ganzes überkommenen französisch-gothischen Baukunst noch eine letzte Vollendung hinzuzufügen und im Cölner Dome ein Monument zu schaffen, das als höchstes der ganzen Bauweise anzuerkennen ist; im Uebrigen hat man sich aber doch mehr auf Adoption des Styles beschränkt und die ältere landesübliche Bauweise macht sich fast überall sowohl in den Hauptanlagen, als auch in diesen oder jenen oft nicht unwesentlichen Nebendingen sehr geltend. Als charakteristisch dürfen wir hervorheben, wie die folgerechte Ausbildung des Strebepfeilersystems, der eigentliche Kern der französich gothischen Baukunst, in Deutschland selten zur vollen Ausbildung kam und in nicht wenigen Fällen oft gänzlich verkümmert ist.

Wenn diese Abweichungen schon dort bedeutend hervortreten, wo alle übrigen Bedingnisse, wie namentlich Gleichmäßigkeit des Materials und ähnlichen Bildungsgrad, so wie fortwährende Berührung durch nachbarschaftlichen Verkehr, vorhanden sind, wie wir solches in den Rheingegenden und im übrigen südlichen und westlichen Deutschland finden; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn solches im verstärkten Maaße im nordöstlichen Deutschland gilt, wo alle jene Bedingungen so gut, wie völlig fehlten. Vorzugsweise ist es der Mangel an Hausteinen, welcher der Baukunst im ganzen Bereich der großen Ebenen von Norddeutschland und der angrenzenden Slavenländer, so weit sie von Deutscher Cultur berührt wurden, vom westlichen Stromgebiet der Unterelbe an, bis tief in die russischen Grenzländer hinein, und andrerseits vom Ab-

falle der Karpathen bis über die dänischen Inseln hinaus, einen vom übrigen Deutschland und nördlichen Europa völlig verschiedenen Charakter verlieh. Der hier vorherrschende Ziegelbau (dem jedoch in gewissen Gegenden und besonders in den früheren Perioden ein in sich abgeschlossener Feldsteinbau zur Seite geht) ist vom Steinbau in jeder Entwicklungsperiode so völlig verschieden, daß er dem Baustyle desselben Materiales in weit entfernten Ländern, z. B. der Lombardei, entschieden näher steht, als denen des Steinbaues der nächsten Nachbarschaft.

Der Eigenthümlichkeit dieses Materials ist ebenso jedes starke Relief, wie auch jede senkrechte Theilung entschieden unangemessen; die reichere Flächenverzierung, besonders durch verschieden gefärbtes Material, die häufige Wiederkehr und mannichfaltige Zusammenstellung eines und desselben Verzierungs-Schemas, so wie den Ziegelreihen entsprechende Horizontalabschlüsse bilden sich unter der Hand des Maurers fast wie von selbst. Im Orient nicht minder als in Preußen, in der Lombardei wie in der Mark finden wir daher gleichmäßig die von glasirten oder doch anders farbigen Ziegeln gemusterten Wandflächen, die wechselnden Lagen übereck gestellter Ziegel und die Bogenfriese mannichfacher Formbildung so wie Reihen größerer und kleinerer Bogenblenden in Anwendung, wodurch die Gebäude dieser so unendlich verschiedenen Länder einen gewissermaaßen gemeinsamen Charakter annehmen; aber in demselben Maaße widerstreben sie auch gemeinsam der strengen Durchführung des gothischen Bausystems. Nicht als ob dasselbe in diesen Ländern nicht zur Anwendung gekommen wäre, vielmehr wurden die französisch-gothischen Bauformen daselbst, so weit sie überhaupt dem occidentalischen Bildungskreise angehören, willig adoptirt, aber hier noch mehr wie in jenen Ländern, wo der Steinbau herrscht, modificirt. Diese Modification erstreckt sich wieder vorzugsweise auf die eigentlichen Grundformen der Anlage und der Construction, so daß in diesen Ländern mehr wie anderwärts eigenthümliche in sich abgeschlossene Abarten der gothischen Baukunst entstanden, die in gewissen Fällen mit der Mutterschule Nordfrankreichs und ihren direkten Töchtern oft nur einen geringen Zusammenhang zeigen.

Gilt dieses im Allgemeinen schon für die gothische Baukunst des gesammten Gebiets des Ziegelbaues im nordöstlichen Deutsch-

land und seinen Nebenländern in der oben angedeuteten Ausdehnung, so besonders auch für die Baukunst des Deutschen Ordens in Preußen. Wenn aber die mehr westlichen Provinzen jenes Länderbezirks, wie namentlich die Mark Brandenburg, Meklenburg und Pommern schon früher wie das genannte Ordensland dem christlichen Glauben und der christlich germanischen Cultur gewonnen wurden, so beträgt dieser Zeitunterschied zwar nur höchstens 100, zum Theile selbst kaum 50 Jahre; die Verschiedenheit wird aber dadurch eine bedeutende, daß innerhalb dieses Zwischenraums gerade die Umänderung fällt, welche die in Deutschland ausgebildete und bis dahin fast allein herrschende romanische Baukunst durch Adoption der französisch-gothischen erlitt. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß dieser Umschwung der Dinge schon vor dem J. 1231 geschehen sei, wo der Orden sich zuerst im Lande Culm festsetzte; vielmehr erfolgte er in vollster Ausdehnung erst ein halbes Jahrhundert später. Es ist aber als bestimmt anzunehmen und in den meisten Fällen auch direkt zu beweisen, daß in den ersten Jahren der Einführung des Christenthums und christlicher Cultur in einem Lande fast niemals Bauwerke entstanden sind, welche Jahrhunderten zu trotzen bestimmt waren. Die Sorge des augenblicklichen Schutzes, die Befriedigung der ersten materiellen Bedürfnisse ist noch so groß, daß man sich gern begnügt mit den zur Hand seienden Materialien und Mitteln, um nur einstweilige Wohnstätten zu bereiten. Um dauerhaftere Werke, namentlich solche, die auch ein künstlerisches Gepräge zur Schau tragen, hervorzubringen, bedarf es eines festgegründeten gesellschaftlichen Zustandes. Dieser wird aber nicht so schnell begründet, und die genauere Geschichtsforschung zeigt uns, daß in allen jenen eben genannten Ländern nicht unbedeutende Zeiträume dazu erforderlich waren; funfzig Jahre sind in dieser Hinsicht nur eine kurze Uebergangszeit zu nennen, und selbst hundert Jahre sind in den meisten Fällen nicht zu viel.

Nimmt man hinzu, daß in keinem dieser Colonieländer der widerstrebende Kampf des Heidenthums gegen den christlichen Glauben und die deutsche Herrschaft einen so heftigen Charakter und so lange Dauer zeigte, ehe der völlige Sieg errungen wurde, als wie gerade in Preußen, so folgt hieraus von selbst, daß die ältesten Werke der Baukunst in Preußen wohl erst dem Ende des

13. Jahrhunderts angehören können und folglich schon in die Periode fallen, wo das gothische Bausystem zur grösseren Herrschaft in Deutschland gelangt war, während in jenen anderen mehr westlichen Ländern, wo derselbe Umschwung bereits im 12ten Jahrhundert und unter günstigeren Umständen vor sich ging, die älteren Bauwerke sehr wohl bis in dasselbe Jahrhundert hinaufsteigen können und zum Theil auch wirklich hinaufsteigen und jedenfalls bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts und noch später einen noch wesentlich romanischen Charakter zeigen können, der erst nach und nach durch das eindringende gothische Bausystem gebrochen und endlich gestürzt wurde, was hier jedoch stets noch um ein oder mehrere Decennien später als im westlichen Deutschland geschah.

Wollen wir also feststellen, wann dieses oder jenes Gebäude, das wir noch gegenwärtig vor Augen haben, errichtet worden sei, so genügt es nicht im mindesten, daß wir aus irgend einem (meist noch dazu viel späteren) Chronikanten oder aus einer Fundations-Urkunde die Jahrzahl der ersten Gründung erforschen und nach dieser das Gebäude datiren. Hiedurch würden wir in die unerhörtesten Irrthümer verfallen und das Heterogenste nebeneinanderstellen, so wie umgekehrt wieder das Gleichartigste auseinander rücken. Liegen uns neben jener Nachricht der ersten Gründung andere vor, welche über Zerstörung der ersten Anlage und deren folgende Erneuerung Auskunft geben, so ist es nicht schwer, die ursprünglichen Annahmen zu berichtigen und hiedurch ein der Wahrheit angemessneres Datum zu erhalten. Allein der Fälle, wo uns solche Nachrichten erhalten sind, die als nunmehr unumstößliche zu betrachten wären, sind unendlich wenigere, als wie man gemeiniglich annimmt; namentlich für die frühere Zeit. Es bleibt dem Forscher also nichts übrig, als die Gebäude selbst gründlich zu erforschen, die verschiedenen Bauzeiten der einzelnen Theile, wo solche augenfällig sind, von einander zu sondern, diejenigen, welche einen gleichartigen Styl zeigen, sei es mit Gebäuden derselben oder einer entfernteren Gegend zusammenzureihen und dann nachzuforschen, ob für einzelne oder mehrere derselben solche historische Angaben vorliegen, die nach allen Maaßgaben so sicher sich auf den vorliegenden Fall beziehen, daß das gegebene Datum als ein völlig sicheres zu betrachten ist. Haben wir mehrere dergleichen Feststellungen erlangt, so wird sich eine Reihenfolge bilden, der wir

auch die bis dahin der Zeit nach unbekannten Monumente einfügen und gleichmäßig auch die Angaben derjenigen Bauwerke berichtigen können, von denen uns zwar Jahreszahlen überliefert sind, deren Unrichtigkeit jedoch in die Augen springt.

Dieses überall nothwendige Verfahren findet nun auch in Preußen seine bestimmte Anwendung. Zunächst versteht es sich, daß die Baukunst dieses Landes nicht als eine in sich abgeschlossene nur für sich allein betrachtet werden kann, sondern stets im Vergleiche mit denjenigen benachbarten oder ferneren Ländern, von denen ein Einfluß auf die Umgestaltung der Kunst auch in diesem nordöstlichen Lande erwartet werden kann; namentlich kommen die übrigen Länder des Ziegelbaues im nordöstlichen Deutschland in Betrachtung. Schwierig wird die Sache aber wieder durch eine Eigenthümlichkeit gerade dieses Landes, welche zu wesentlich ist, als daß sie nicht noch zuvor besonders hervorgehoben werden mußte.

Die Baukunst des Mittelalters hat sich wesentlich als eine kirchliche ausgebildet, in ähnlicher Weise wie die griechische in der Hauptsache als Tempelbaukunst zu betrachten ist, und wie überhaupt jede Baukunst aller Völker und Zeiten hauptsächlich bei Errichtung der dem Gottesdienste gewidmeten Gebäude sich ausgebildet hat. Verfolgen wir daher die Entwicklung der Baukunst des Mittelalters, so haben wir es fast ausschließlich mit der der Kirchen zu thun, und wenn andre Gebäudearten auch nicht unbeachtet bleiben dürfen, so kommen sie im Vergleiche mit jenen, was ihre relative Wichtigkeit betrifft, in den bei Weitem meisten Fällen gar nicht in Betracht. Die Reihenfolge der Cathedralen und Klosterkirchen steht daher überall bei Weitem in erster Reihe, denen sich ergänzend die Pfarrkirchen anschließen; alle übrigen Architekturen ordnen sich ihnen unter und folgen lediglich ihrer Führung. Daher pflegt ein Land um so wichtiger für die Entwicklung der Baukunst zu sein, je mehr es mit Domstiftern und Klöstern aller Art gesegnet ist. Preußen allein macht unter allen hier in Betracht kommenden Ländern eine Ausnahme. Zwar fehlt es auch hier nicht an Kirchen; jede Stadt erfreut sich einer oder mehrerer; auf dem Lande erblickt man in weiten Bezirken Dorfkirchen von einer Großartigkeit der Anlage, wie kaum anderwärts in Deutschland; die Cathedralen schmücken in nicht bedeutender

räumlicher Entfernung von einander das eigentliche Preußen jenseits der Weichsel, und einige großartige Klosterkirchen das später erworbene Land diesseits derselben. Dennoch ist in Preußen die Kirchenbaukunst als die Nebenform zu betrachten, während sich die ganze Macht des Ordens in Erbauung der Schlösser hervorthat, der großartigsten Anlagen der Art, welche vielleicht das gesammte Mittelalter in Europa erschuf. Wenn im übrigen Deutschland und Europa das Land mit Klosteranlagen sich überzog und durch dieselben Christenthum und Cultur bis in die einzelnen Gegenden hinein verbreitet wurde; so war Preußen hingegen mit einem ähnlichen Netze von Schlössern überspannt, deren Ritter in gleicher Weise für die äußere Sicherheit des Landes gegen die Einbrüche der Heiden, wie für Aufrechthaltung der Ordnung im Innern und Einführung deutscher Sitte und deutschen Rechts sorgten. Auch die Stiftung christlicher Kirchen lag ihnen sehr am Herzen, nur gestatteten sie ungern die Errichtung von Klöstern. Der Orden selbst war geistlich, seine Schlösser waren wirkliche Convente, und indem er durch seine Priesterbrüder den geistlichen Bedürfnissen des Volkes entgegen kam, glaubte er um so mehr jeder Zersplitterung von Schenkungen an andre geistliche Orden entgegentreten zu müssen.

Die Architektur der Schlösser des deutschen Ordens, diese wahrhaft herrschende Landesbaukunst zeigt daher auch diesen doppelten Charakter. Das deutsche Ordensschloß ist wesentlich ein befestigtes Kloster und zeigt daher in seiner ausgebildeten Form einen von hohen Mauern und Thürmen umschlossenen Kreuzgang, der den viereckigen Klosterhof auf allen Seiten umgiebt, um den herum wieder die dem Kloster wesentlichen Räume als Capitelsaal, Refectorium, Dormitorium u. s. w. herumliegen. Ihnen schließt sich auch die Schloß-Capelle an, welche hier, der Festigkeit des Gebäudes wegen, nicht in eigenthümlich bedeutsamer Form hervortritt, wie die Klosterkirche bei den gewöhnlichen Klosteranlagen, wo dieselbe als der bei Weitem überwiegende Theil der gesammten Anlage erscheint, sondern meist nur, gemeinsam mit dem Kapitelsaal, der einen der Flügel des Schlosses einnimmt.

Mit dergleichen Schloßanlagen ist oder war nun, wie gesagt, das ganze Land wie bedeckt, indem kaum eine Stadt vorhanden ist, die sich nicht ursprünglich unter dem Schutze eines Schlosses

angesiedelt hätte; sehr viele finden sich außerdem ohne solche Städteanlagen bei Dörfern, oder auch ganz isolirt vor. Hieraus ergiebt sich aber schon von selbst, daß diese Schlösser von der verschiedenartigsten Bedeutsamkeit sind, je nach der Größe des darin eingerichteten Convents, dem Range seines Vorstehers, dem Alter seiner Stiftung, der Wichtigkeit seiner Lage u. s. w. Wir finden daher auch in der Wirklichkeit die allergrößten Verschiedenheiten in Bezug auf Größe und Reichthum der Anlage, Verschiedenheit der Form des Ganzen und einzelner Theile, Wahl der Materialien, und namentlich auch größere oder geringere Erhaltung des Bauwerks. Einige der aller vorzüglichsten Schlösser, welche der Orden je besessen, wurden schon früh ganz oder doch in den wesentlichen Theilen zerstört, wie jene zu Elbing, Danzig, Thorn u. s. w. (zusammen 56 Schlösser) am Anfange des Städtekrieges i. J. 1454. Andre überdauerten die schmachvollen Jahrhunderte polnischer Oberherrschaft nur, um nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Königreiche Preußen seit 1772 ein jammervolles Ende zu nehmen, indem man sie, wie Althaus, Graudenz u. s. w. ohne Grund völlig der Erde gleich machte, oder doch sie zu sogenannten nützlichen Zwecken, als Speichern, Kasernen, Zuchthäusern u. dgl. wie Mewe, Marienburg u. s. w. dergestalt verunstaltete, daß man sie nicht ohne Jammer ansehen kann; ein Schicksal welches die Mehrzahl der Schlösser im alten herzoglichen Preußen bereits früher ereilt hatte!

Um also einen vollständigen Ueberblick der baulichen Thätigkeit des Ordens zu erhalten, wird man sich alle jene, jetzt ganz oder theilweise verschwundenen, Schlösser mit ihren Nebenanlagen, den Vorburgen und den ihnen stets untergeordneten Mauerbefestigungen der Städte nach den vorhandenen Resten und alten Nachrichten herzustellen haben *). Hieraus wird sich erst die mehr oder weniger hervorragende Bedeutsamkeit der Anlagen ergeben und

*) Das vorzüglichste Hülfsmittel hiezu gewährt eine Sammlung von Grundrissen der Burgen und mit Mauern versehener Städte in Preußen, welche zwischen 1826—1828 durch den Ingenieur-Offizier Giese aufgenommen wurden. Das Original befindet sich beim Königl. General-Commando des I. Armee-Corps; eine Copie davon liegt uns durch die Güte des Königl. Professors Herrn Dr. A. Hagen vor. Auch von den hier dargestellten Monumenten ist seitdem noch Manches zu Grunde gegangen!

ihre Rangordnung, so zu sagen, von selbst hervortreten. Der Hochmeistersitz Marienburg überragt bei Weitem alle übrigen Schlösser; es folgen sodann die Sitze der Ordensgebietiger und der Ordenskomture. Schon geringer sind die Sitze der Pfleger, Vögte u. s. w. Sodann erkennt man sehr bald, selbst wo nur geringe Reste vorhanden sind, ob dieselben auf eine großartigere Anlage hindeuten, oder ob die Lokalität eine solche niemals begünstigte. Mehrfach erscheint keine Spur von Mauerwerk, sondern nur eine Umfassung von Erdwällen, die nur mit Pallisaden befestigt waren, denen sich einst vielleicht noch hölzerne Thürme als stärkere Wehr hinzufügten. Sie gehörten entweder den ältesten Anlagen an, oder liegen in zweifelhaften Grenzgegenden, oder endlich, sie gelangten nie zu irgend einer Bedeutsamkeit. Wohl zu beachten ist noch, daß die ältesten Besitzthümer des Ordens, wie das Culmer Land und die Weichselgegenden unendlich mehr wie die übrigen Landschaften mit ausgezeichneteren Schlössern bedeckt sind, die je mehr nach Norden zu, desto seltner werden. Litthauen zeigt nur noch wenige, aber sie sind zum Theil von großartiger Anlage.

Es ist bekannt, wie die vier Landes-Bischöfe zwar stets in großer Abhängigkeit vom Orden verblieben, namentlich in Allem was sich auf die Landeswehr bezieht; doch erhielten sie gleich bei Einrichtung des Landes, jeder ein Drittheil seiner Diöcese als eigenthümlichen Besitz angewiesen. Aehnliche Ursachen wie im eigentlichen Ordenslande veranlaßten auch diese geistlichen Herren, so wie ihre Domkapitel, denen wieder ein Drittheil des bischöflichen Gebietes zufiel, ihre Lande gleichfalls mit Schlössern zu besetzen, die zum Theil zu den vorzüglichsten in Preußen gehören und im Wesentlichen mit denen des Ordens übereinstimmen. Sie werden also mit letzteren in gleiche Betrachtung zu ziehen sein.

II.

Aelteste Monumente in Preußen.

Reste aus dem 13ten Jahrhundert zu Oliva, Culmsee und Elbing.

Sehen wir von denjenigen Versuchen ab, welche schon früher von Polen, besonders von Masovien und Cujavien aus zur Eroberung und Christianisirung Preußens und zunächst des Landes Culm gemacht wurden, ehe der deutsche Orden diese Bestrebungen,

die stets einen unglücklichen Ausgang nahmen, einen dauerhaften Erfolg sicherte, so ist wohl anzunehmen, daß vor dem Jahre 1231, wo zuerst das Haus und die Stadt Thorn durch den deutschen Orden gegründet wurden, im Lande jenseits der Weichsel keine Spur christlicher Bauthätigkeit anzunehmen ist. Bekannt ist der schnelle Fortgang des Missionswerks der Ordensbrüder mit dem Schwerte in der Hand, die in wenigen Jahren sich folgenden Gründungen von Schlössern und Städten im Culmer Lande, in Pomesanien und Pogesanien, an den Ufern der Weichsel und des Haffs, bis ins Ermeland und das Land Barthen hinein. Auf die Gründung Thorns i. J. 1231 folgte 1232 Culm, 1233 Marienwerder, 1234 Rheden, 1237 Elbing, 1239 Balga, 1240 Creuzburg, Bartenstein, Schippenbeil und Rössel, 1241 und 1242 Heilsberg, Braunsberg u. s. w. Aber eben so bekannt ist, wie diese Gründungen auch bald darauf durch die erbitterten und oft genug siegreichen Aufstände der heidnischen Preußen wieder vernichtet oder doch der Vernichtung nahe gebracht wurden. Volle 50 Jahre dauerte dieser Zustand der Ungewißheit, der die neuen Ansiedler nur dies eine Ziel erstreben ließ, Leib und Leben gegen die rücksichtslose Feindseligkeit der Heiden zu sichern, die den Christen kaum Zeit ließen temporäre Befestigungen zu errichten, geschweige denn kostbare Bauwerke aufzuführen, die einigermaaßen dem Luxus eines ruhigen gesitteten Lebens entsprachen.

Aus diesen Gründen müssen wir überaus vorsichtig sein, wenn es sich darum handelt, ein noch bestehendes Bauwerk in Preußen als der Periode vor dem Jahre 1283, seit welcher Zeit die Aufstände der heidnischen Preußen im Wesentlichen als beseitigt zu betrachten sind, angehörig anzuerkennen. Partielle Aufstände kamen sogar noch bis gegen Ende des Jahrhunderts vor, und ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich ungefähr erst mit der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Preußen vom Anfange des 14ten Jahrh., diejenige Bauthätigkeit in jenem Lande beginnen lasse, von welcher uns noch jetzt Beweise vor Augen stehen; ja ich scheue mich nicht, es schon jetzt auszusprechen, daß ich der Ansicht bin, wie es in Preußen verhältnißmäßig nur wenige Monumente giebt, welche der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts angehören.

Das Land diesseits der Weichsel ward vom Orden erst mit dem Beginne des 14ten Jahrh. erworben, und zwar als ein schon

durchaus christliches, seitdem die eingeborenen Landesherrn die Herzöge von Pommerellen, ungefähr seit der Mitte des 12ten Jahrh. in größere Abhängigkeit von Polen geriethen, das Christenthum annahmen und unter ihren Unterthanen einzuführen sich bestrebten. Vorzüglich geschah dies nun, wie auch in anderen germanisirten Slavenländern, durch Gründung von Klöstern, die von Deutschen Mutterklöstern aus besetzt, deutsche Sitte mit dem Christenthume zugleich auch auf ihren Besitzungen auszubreiten sich bestrebten, wie in andrer Weise die mit deutschem Rechte versehenen und mit deutschen Bürgern besetzten Städte. Vorzugsweise war es das um 1170 gegründete Cistercienser-Kloster Oliva bei Danzig, und die letztere Stadt selbst, welche in dieser Beziehung wohlthätig wirkten. Doch konnte dieses deutsche Leben unter der Herrschaft der alten Herzöge zu keinem rechten Gedeihen gelangen, da ihre Politik sie doch meist den Deutschen abgeneigt machte, und erst mit der Unterwerfung Pomerellens unter den deutschen Orden konnte von strengerer Durchführung deutscher Anordnungen die Rede sein. Nunmehr entstanden auch hier die dem Orden eigenthümlichen Conventsschlösser, aber es liegt zugleich in der Natur der Dinge, daß sie hier nicht in gleicher Ausdehnung wie im eigentlichen Preußen errichtet waren. Hier gab es keine heidnischen Aufstände zu besiegen, keine heidnischen Litthauer abzuwehren, noch weniger das Christenthum in entfernte heidnische Länder weiter fortzutragen. Die Schlösser dienten nur zur Sicherung des Landes gegen die Gelüste der benachbarten Polen, und als feste Plätze zur Verbindung des Zuzuges der Pilger aus Deutschland, die Jahr aus, Jahr ein nach Preußen strömten, um an den Ordenskämpfen gegen die Heiden Theil zu nehmen, und so der ihm verliehenen geistlichen Spenden theilhaft zu werden. Es gab daher in diesem Lande nicht viele Schlösser; die vorhandenen aber, meist an der Weichsel und auf der Straße nach Deutschland gelegen, waren von großer Festigkeit.

Was also von Ordensbauten, namentlich von Schlössern im Lande diesseits der Weichsel vorhanden ist, darf jedenfalls als nicht vor dem 14ten Jahrh. entstanden betrachtet werden. Was sich also etwa als ein älteres Bauwerk zeigte, würde nicht dem Kreise der Ordensbauten angehörig zu betrachten sein, sondern wäre schlechthin nur in Verbindung mit derjenigen Architektur zu brin-

gen, welche vom nordöstlichen Deutschland aus sich mit dem Christenthum und deutscher Gesittung über die Slavenländer hin ausbreitete.

A. Kloster Oliva.

Obgleich die Nützlichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, daß mehrere dergleichen kirchliche Monumente vorhanden sein könnten, welche wirklich der Zeit vor dem Beginne der Ordensherrschaft über Pommerellen angehören, so wüßte ich doch nur ein einziges zu nennen, bei dem dies mit voller Gewißheit anzunehmen ist: es ist dies das schon genannte Kloster Oliva bei Danzig, die erste und bedeutendste geistliche Stiftung im ganzen Lande. Freilich darf man die Kirche in ihrem ganzen Umfange, wie sie jetzt dasteht, nicht eines so hohen Alterthums würdig erachten und, der herrschenden Annahme zufolge, hätten wir in ihr sogar ein neues Bauwerk aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. vor Augen. Wir haben es hier mit einem der sehr wenigen Beispiele zu thun, wo die Kritik nicht ein vermeintlich hohes Alter zu reduziren, vielmehr umgekehrt dem Bauwerke sein ihm abgesprochenes hohes Alter wieder zu vindiciren hat. Allerdings wurde das Kloster mit der Kirche i. J. 1577 durch die Danziger furchtbar verwüstet und zerstört, und erst nach und nach konnte es aus seinen Ruinen wiederhergestellt werden, so daß die Kirche i. J. 1583 als vollendet wieder dastand. Daß die Zerstörung nicht eine vollständige gewesen, ersehen wir zunächst aus den Annales Olivenses, tom. II, welches die Begebenheiten von 1546—1617 von einem Augenzeugen niedergeschrieben enthält. Der gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Hirsch zu Danzig verdanke ich die folgenden Auszüge aus den im Texte genannten Annalen des Klosters Oliva, deren Original sich gegenwärtig auf dem Köngl. Geh. Archive zu Königsberg befindet.

1577 den 18. Febr. kommen wieder milites et famuli (der dem Abte Geschke feindlichen Danziger) und verbrennen das ganze Kloster, die Kirche, Dormitorium und Refectorium, Claustrum, Oratorium, Pistrinum, Molendinum, die Abtei und alle anderen Gebäude. Muri solummodo Templi et (Lücke) Regularium remanserunt. Fornices quoque in ambitu Templi (nam ipsum Templum tabulis tantum

erat ligneis ornatum) [in] claustro, capitulo, sacristia quoque integri remanserunt. Nach einigen Tagen wollen sie auch die Mauern zerstören, aber Abt Geschke verhindert sie daran.

1578 wird die Kirche durch das von den Danzigern zu zahlende Gold und durch Spenden des Königs von Polen wieder aufgebaut. Dormitorium tectum et reaedificatum.

1579 Ceptum est tectum super ecclesia aedificari; desgl. über der Residenz der Aebte.

1580 Tectum ecclesiae fuit erectum et tegulis impositis bene munitum.

1581 ambitus in ecclesia fuit tectus tegulis quia ante tectum staminis (sic).

1582 in Ecclesia fuit facta testudo (nunquam alias fuit) et dealbata tota ecclesia. Auch die andern Theile des Klosters wurden mit Ziegeln bedeckt.

1583 während Abt Geschke in Gallien ist, fing man an Chorum simplicem et altare quoque simplex aedificare.

1591 mense Aug. Inceptum est aedificari templum S. Jacobi parrochiale.

1593 conductus a domino Abbate Barthol. Piper murarius ut in nostro destructo refectorio magno fornicem exstrueret cum tribus columnis ex lapidibus constructis et fecit pro 400 florenis. Doch giebt der Abt alles Material, Bier und dem Meister Piper cibum honestum.

Der Annalist berichtet uns ausdrücklich, daß die Mauern der Kirche, so wie die Gewölbe des Umganges desselben, worunter die Abseiten, besonders des Chores zu verstehen sind, der Zerstörung entgangen seien; dagegen erwähnt er der Errichtung der jetzigen Gewölbe des Schiffes, daß vorher eines Gewölbes gänzlich ermangelt habe, als erst i. J. 1582 errichtet.

Vergleichen wir diese Nachrichten mit dem Gebäude selbst, so ist das Mittelschiff mit einem spätgothischen Netzgewölbe überspannt, das dem des Refektoriums ganz ähnlich ist. Daß letzteres wirklich das erst 1593 durch Meister Piper erbaute ist, erkennt man sehr leicht an den drei steinernen Säulen, auf denen das Gewölbe ruht, deren italienisch-dorische Architektur der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeitgemäßer ist, als wie das durch-

gehend gothische Netzgewölbe. Wir werden also dieses Refectorium nicht minder wie das ganz ähnliche gothische Netzgewölbe des Hauptschiffs und Chores der Kirche erst der Erneuerung der Kirche nach den Verheerungen des Jahres 1577 zuzuerkennen haben und gleichzeitig constatiren, daß man damals in der Danziger Gegend, neben den Formen der modern italienischen Baukunst auch die systematische Anwendung gothischer Gewölbe nicht verschmähte.

Sehen wir jetzt von den Nebenbauten im und am Kreuzgange ab, in wiefern sie an dieser Erneuerung gleichfalls Theil genommen haben oder noch einer älteren Periode angehören (wie namentlich die Gewölbe des Kreuzganges selbst) so zeigt die gesammte Kirche, mit Ausnahme jener Gewölbe des Mittelschiffs einen entschieden älteren Charakter; namentlich unterscheiden sich die schönen Sterngewölbe der Seitenschiffe und des Chorumganges mit ihren besseren Profilirungen sehr wesentlich von den schon genannten spätern Formbildungen im Hauptschiffe. Eine genauere Untersuchung läßt jedoch wieder erkennen, daß dieselben nicht gleichzeitig mit den Arkaden sein können, welche Haupt- und Seitenschiffe von einander trennen, indem, abgesehen von der Verschiedenheit des Styles, die zum Theil zierlichen Consolen, über denen die Gewölberippen der Seitenschiffe entspringen, nicht eben sehr sorgfältig den Schiff und Seitenschiff von einander trennenden Pfeilergruppen entsprechen, da sie ziemlich windschief über den Halbsäulen der Rückseite derselben eingemauert sind, was der übrigen Sorgsamkeit der Anordnung keineswegs entspricht. Hiedurch, so wie durch die Stylverschiedenheit beider, werden wir genöthigt, die Gewölbe der Abseiten als einen späteren Zusatz anzunehmen, der jedoch wahrscheinlich nur eine ähnliche ältere Anlage erneuert hat. Wir werden also als ältesten Theil der Kirche die Arkaden zu betrachten haben, welche die Seitenschiffe vom Hauptschiffe trennen. Es sind ihrer sechs auf jeder Seite des Schiffes, in der älteren, noch etwas stumpfen Spitzbogenform. Die vielfach abgetreppte Gliederung der Pfeiler, wie der Bögen ist einfach rechtwinklich, mit Ausnahme der den innersten Bogen tragenden Stützen, welche durch Halbsäulen von etwas gestauchter Form gebildet werden. An den dem Kreuze zunächst gelegenen drei Pfeilern tritt auch an der dem Seitenschiffe zugewendeten Seite eine

Halbsäule von gleicher Form und Größe vor, die bei den beiden folgenden Pfeilern durch einen Pfeiler von einfach rechtwinklicher Grundrißform ersetzt wird. Die Kapitäle jener erstgenannten Halbsäulen (die rückseitigen der zuletzt genannten Pfeiler ermangeln derselben jetzt gänzlich, wahrscheinlich durch Zerstörung) zeigen nun eine Form welche der Beachtung im hohen Grade würdig ist. Es ist eine Würfelform, bei welcher über dem den Schaft vom Kapitale trennenden Ringe, der Uebergang von der runden Form des letzteren zu der viereckigen der Deckplatte und des darauf ruhenden Bogenprofils dadurch gebildet ist, daß man den Seitenflächen eine mit der Spitze nach unten gekehrte Trapezform ließ, und die übrig gelassenen Zwickel in umgekehrter Kegelform abrundet. Es ist dies diejenige Form, welche im Ziegelbau dieselbe Stelle einnimmt, wie die Würfelkapitäle mit ihren nach unten gekehrten Halbkreisfeldern im Steinbau.

Wir finden diese Kapitälform beim Ziegelbau während der ganzen Zeit vorherrschend, daß er dem romanischen Baustyle dient, d. h. den uns bekannten Monumenten entsprechend von der Mitte des 12ten bis zur Mitte des 13ten Jahrh. und in allen den Ländern wo uns aus dieser Zeit Monumente des Ziegelbaues bekannt sind, von den südlichen Grenzen der Mark Brandenburg bis zu den nördlichen der dänischen Inseln und von der Altmark aus bis tief nach Pommern hinein. Hier im Kloster Oliva haben wir nun, von den bis jetzt bekannten Beispielen, das am weitesten nach Osten hin vorgeschobene zu begrüßen und somit das ganze Monument der in sich fest abgeschlossenen Ordnung romanischer Kirchen des Ziegelbaues anzuschließen. Hieraus folgt nun aber auch, daß man die Erbauung dieses ältesten Theiles der Kirche nicht willkürlich der einen oder der anderen Jahreszahl zuschreiben kann, von welcher uns zufällig gemeldet wird, daß damals irgend ein Bau beim Kloster stattfand, sondern dieser Bau muß noch innerhalb der Periode stattgefunden haben, in welcher die romanische Bauweise noch nicht völlig von der gothischen verdrängt worden war. Andrerseits aber deutet der hier schon allein herrschende Spitzbogen, die reiche Pfeiler- und Bogengliederung (trotz der rohen Profilirung) welche wenigstens in dem Seitenschiffen bestimmt auf Ueberwölbung angeordnet ist, und manches andere, auf die Spätzeit des romanischen Baustyls hin, wie sie, nament-

lich in unseren östlichen Gegenden erst um die Mitte des 13ten Jahrhunderts herrschte. Man darf also von vorne herein darauf verzichten, hier ein Bauwerk aus der Zeit der Stiftung des Klosters um d. J. 1170 vor Augen zu haben. Dagegen ist uns die Nachricht von bedeutenden Bauten um die Mitte des 13ten Jahrh. erhalten. Nachdem das Kloster i. J. 1234 durch die heidnischen Preußen verbrannt worden *) ertheilte der Bischof Wilhelm von Mutina (derselbe welcher als päbstlicher Legat zur Schlichtung der Streitigkeiten des deutschen Ordens mit der Geistlichkeit nach Preußen gesandt war und als solcher 1243 das Land in seine vier Diöcesen eintheilte) i. J. 1239 einen Ablaß für diejenigen, welche zum Bau der Klosterkirche zu Oliva beitragen würden **), doch muß es dahin gestellt bleiben, ob und wie viel damals gebaut worden oder doch erhalten blieb, da nur kurze Zeit darauf 1250 oder 51 das Kloster aufs Neue, aber diesmal von Seiten des Ordens, zur Strafe für die Theilnahme des Herzogs Suantopolk an den Aufständen der Preußen gegen den Orden verheert und der Vernichtung Preis gegeben wurde. Hierauf folgen nun seit 1253 reiche Spenden des endlich sich zur Ruhe begebenden und nun fromm gewordenen Herzogs für das Kloster, in dessen Folge wohl ein Neubau entstanden ist, desselben, wie ich annehme, von dem noch gegenwärtig die Arkaden des Schiffes vorhanden sind.

Wenn uns auf diese Weise die Zeit der Entstehung dieses ältesten Gebäudes in Preußen (im heutigen Begriffe des Wortes), nicht zweifelhaft ist (ob nun nach 1239 oder nach 1253 macht im Wesentlichen keinen großen Unterschied, obschon ich mich für die letztere Jahreszahl entscheide) so dürfte auch die Herkunft des Baumeisters keinem gegründeten Zweifel unterliegen. Oliva ist ein Tochterkloster von Colbatz in Pommern und wird mit demselben stets in engster Beziehung geblieben sein, weshalb auch die Vermuthung nahe liegt, daß es, wie deutsche Bildung überhaupt,

*) S. die Urk. in v. Ledebur Neues Archiv. II. 1836.

**) Voigt Gesch. von Marienburg S. 5. führt das Chr. Oliv. Ms. an, welches diese Zeit aus seinen kleinen Annalen bestimmt: es sagt: Pruthenі Warmienses (Pomesanienses?) Olivam invaserunt, combusserunt et sex Laicos fratres c. aliis XXXIV militibus .... igne et gladio miserabiliter interimerunt.

so namentlich auch seine Baumeister von dort bezog. Entscheidend ist es aber im vorliegenden Falle, daß die älteren Theile des Klosters Colbatz, d. h. Chor und Kreuz dieselbe romanische Kapitälform über den Halbsäulen zeigen, obschon in etwas edlerer Formbildung, als wie jene, die wir so eben an den Arkaden zu Oliva kennen lernten *).

Dieses Kapitäl finden wir nun aber nicht nur bei dn Säulen der Arkaden des Schiffes, sondern auch bei denen der Eckpfeiler des Schiffes gegen das Kreuz zu, wo sie jedesmal die Bestimmung haben den Hauptbogen zu tragen, welcher das Kreuzesmittel vom Hauptschiffe und den Kreuzesarmen trennt. Die übrigen Profile dieser Eckpfeiler bestehen wieder aus vielen rechtwinkligen Pfeilern und je einer kleinen Dreiviertelrundsäule ohne Kapitäl auf jeder Pfeilerleibung. Die Stellung jener Kapitäle in der Höhe des Gewölbeumfanges des Mittelschiffs, in welcher Höhe auch die nicht großen Spitzbogenfenster desselben beginnen, beweisen, daß wenigstens an dieser Stelle das alte Mauerwerk mindestens bis zum Anfange der Gewölbe hinaufsteigt, wahrscheinlich ist es einschließlich der ebengenannten Fenster bis zur vollen Höhe des Daches hinauf alt. Der dicke Putz der Wände im Innern wie im Aeußern läßt jedoch weder dieses deutlich erkennen, noch ob das Mauerwerk auch weiter nach Westen hin bis zu der bezeichneten Höhe hinauf mit den unteren Arkaden gleich alt ist. Auch ist es einigermaßen schwierig die ursprüngliche Anordnung der dem Mittelschiffe zugewendeten Wandflächen zu erkennen. Wir sehen jetzt am zweiten Pfeiler, vom Kreuzpfeiler an gerechnet, einen nicht schmalen aber nur wenig vertretenden Wandstreifen vom Pfeilersockel an bis zum Gewölbeanfange des Schiffes hinaufsteigen, wo er sich mit den entsprechenden Wandstreifen der nächsten Pfeiler zu einem stumpfen Spitzbogen oberhalb der Fenster des

*) S. Kugler Pommersche Kunstgeschichte, in den Baltischen Studien VIII. 1. S. 11. seq. Ich möchte die Errichtung der älteren Theile der Colbatzer Kirche noch etwas jünger setzen, wie Kugler, etwa zwischen 1220—30; die Kapitäle des S. 21 u. 22 erwähnten Kellers entsprechen völlig dem romanischen des Chors, nur daß der Schaft der Säule achteckig ist, und das Kapitäl hiernach modificirt wurde. Die dazu gehörigen rundbogigen Kreuzgewölbe sind gleichzeitig und der Keller ist meines Erachtens auch aus der Mitte des 13ten Jahrh., während ihn Kugler erst dem 15ten Jahrh. zuerkennen will,

Schiffes zusammenwölbt; doch nur am zweiten Arkaden-Pfeiler ist diese Anordnung so vollständig vorhanden; bei dem ersten und den drei nachfolgenden beginnt der Wandstreifen, wenigstens für jetzt, erst in der Höhe über den Arkaden. Nur eine genauere Untersuchung des Mauerwerks unter dem jetzt alles überschmierenden Putze würde erkennen lassen, ob die Wandstreifen einst überall bis zur Erde niederstiegen, ob sie überhaupt alt sind, oder endlich, ob vor ihnen in ältester Zeit noch etwa Halbsäulen angebracht waren, die mit ähnlichen Kapitälen geschmückt, wie die schon beschriebenen, die Bestimmung hatten den ältesten Gewölben des Mittelschiffes als Träger zu dienen. Aus demselben Grunde mangelt uns jetzt jeder Aufschluß darüber, ob die ursprüngliche Anlage des Schiffes mit den jetzt noch vorhandenen 6 Arkaden auf jeder Seite aufhörte, und deshalb die jetzige weitere Verlängerung desselben nach Westen, wo zwischen glatten Mauern (die angebauten Kapellen, die sich durch Bogenöffnungen mit dem Schiffe verbinden, sind bedeutend später) noch vier Gewölbabtheilungen vorhanden sind, so wie die jetzige Front mit ihren schmalen achteckigen Eckthürmen nur ein späterer Zusatz sind. Ebenso wenig möchte ich, ohne jene genauere Mauerunfersuchung ein bestimmtes Urtheil darüber abgeben, ob das gegenwärtige Kreuz (die schon genannten alten Eckpfeiler beweisen jedenfalls die ursprüngliche Anlage eines solchen) so wie der Chor, der außer einem fünfseitigen Polygonschlusse fünf Gewölbe-Abtheilungen hat, so wie der Umgang desselben, wenigstens im Mauerwerke derselben Bauzeit wie jene älteren Theile des Schiffs angehören oder einer Erneuerung im Laufe des Mittelalters.

Letzteres geschah jedenfalls bei den noch vorhandenen Stern-Gewölben der Seitenschiffe und des Chorumganges, deren elegantere Bildung auf die Zeit der ausgebildeten gothischen Baukunst hindeutet. Ein solcher Restaurationsbau läßt sich auch aus den vorhandenen Nachrichten wirklich nachweisen. 1348 oder 1350 ward Kloster und Kirche von einem verheerenden Feuer ergriffen *), in dessen Folge eine bedeutende Restauration statt finden

*) **Wigand Marb. ed. Voigt. S. 90. ad an. 1348. Tempore legationis predicte, feria 6 ante pascha Monachi in Olyva in Pomesania ... in ea die intrant missam .... finita missa in refectorio .... volentes**

mußte, welche wohl i. J. 1355 schon im Wesentlichen beendet war, da ein Ablaßbrief des Bischofs Matthias von Leslau vom 26. Juli 1355 nicht mehr Indulgenzen für diejenigen verspricht, welche zum Bau der Kirche beitragen würden, sondern nur für die Besucher der dortigen Heiligthumer *). Meiner unvorgreiflichen Meinung nach dürfte damals das Schiff bis zu seiner jetzigen Fronte hin erweitert worden sein, und der Chor seinen jetzigen Polygonschluß und den Umgang wenigstens in der noch vorhandenen Form erhalten haben. Auch der Kreuzgang mit seinen Gewölben dürfte dieser Restauration angehören. Ich halte es auch für unwahrscheinlich, daß das Mittelschiff in dieser Blütezeit des Gewölbebaues nur mit einer flachen Decke versehen worden sei, wie eine solche wirklich zur Zeit des Brandes v. J. 1577 vorhanden war, und ich möchte daher annehmen, das Gewölbe sei bei den Verheerungen durch die Polen in den Jahren 1432 und 1433 wiederum zerstört und damals nicht wieder erneuert worden, vielmehr von da an bis zur zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts nur mit einer flachen Decke eingedeckt worden. Das jetzige Gewölbe wurde sodann, wie wir schon oben sahen, erst 1582 hinzugefügt.

Im übrigen Pommerellen habe ich weder in den zum Theil sehr alten Städten Danzig, Schwez u. s. w. noch in den ältern Klöstern Pelplin, Suckau, Zarnowitz u. s. w. noch sonst wo, irgend ein Bauwerk entdecken können, welches man mit Recht dem 13ten Jahrhundert oder wohl gar einer noch früheren Zeit zueignen könnte.

Aus der früheren Darstellung ist zu ersehen, wie ein solcher Nachweis für das eigentliche Preußen jenseits der Weichsel im Ganzen noch schwieriger zu führen sein möchte. Dennoch glaube

refici; famuli volentes chaminum purgare cum stramine colligato multo, quo succenso primo dormitorium, deinde campanale cum campanis, ecclesia et omnia igne in planum sunt consumpta. Hiezu bemerkt Voigt: Ann Oliv. p. 68. incendium hoc anno 1350 accidisse dicunt; rem autem ipsam eodem modo narrant.

*) Die Urkunde des Bischofs Mathias d. d. Raczeus VII. Cal. Aug. a. L. 1355. im Geh. Arch. zu Königsberg Schiebl. LVI. Nr. 31. 1359 oder 1360 besuchte auch Meister Wynrich von Kniprode das Kloster, um sich jener Gnadenspenden theilhaft zu machen. Nach Voigt Gesch. v. Pr. V. S. 131.

ich einige Bautheile gefunden zu haben, welche dem 13ten Jahrhundert wohl mit Recht zuerkannt werden möchten, indem sich ihnen noch der Stempel der romanischen Baukunst, oder doch des Uebergangsstyles aufgedrückt ist.

B. Cathedrale zu Culmsee.

Als ältestes Beispiel der Baukunst im Lande jenseits der Weichsel möchte ich die kleinen östlichen Thürme der Cathedrale des Bisthums Culm zu Culmsee nennen, deren die Eckliſſenen verbindender Rundbogenfries zwar schon eine etwas manirirte Ausbildung zeigt, im Ganzen aber doch entschieden noch den romanischen Baustyl zeigt, den ich jedoch sonst nirgend in dem Gebäude entdecken konnte; jedoch halte ich es nicht für unmöglich, daß eine genauere Untersuchung, als wie sie mir vergönnt war, auch hier noch zu interessanten Entdeckungen führen könnte. Die Kirche zeigt im Uebrigen den guten Styl preußischer Kirchen des 14ten Jahrhunderts mit Ausnahme vielleicht der westlichen Thurmfacade, welche einer Erneuerung nach den Verheerungen durch die Polen und deren Verbündete i. J. 1422 angehören dürfte *).

Was nun die obengenannten romanischen Theile betrifft, so halte ich sie für Ueberbleibsel der ältesten Cathedrale des Bisthums Culm, welche der Bischof Heidenreich, nachdem die Theilung Preußens in vier Diöcesen i. J. 1243 durch den Päbstlichen Legaten vollzogen worden war **), seit dem Jahre 1251 zu erbauen anfing, wie eine Urkunde desselben ausdrücklich es ausspricht ***).

*) Contin. Dusb. 39. ed. Hartknoch 1422 um S Jacobi-Tag großer Einfall der mit den Polen verbündeten Litthauer und Tataren in das Culmer Land. Ibidem etiam summae et individuae Trinitatis Ecclesiam Cathedralem Colmensem amoenissime decoratam et constructam in cinerem redegerunt.

**) S. den Abdruck der im Königsb. Geh. Archive befindlichen Urkunde des Päbstl. Legaten B. Wilhelm von Modena d. d. Anagine, d. 4. Juli 1243 bei Gebser Gesch. der Domkirche zu Königsberg, I. S. 19.

***) Der hochwürdige Bischof von Culm, Dr. Sedlag erlaubte dem Verfasser bereitwilligst die Durchsicht einer von ihm in historischer Reihenfolge angefertigten Sammlung aller das Bisthum Culm betreffenden und im bischöflichen Archive zu Pelplin befindlichen Urkunden v. d. J. 1211 bis 1603, zus. 175 Stück. Ein vollständiger Abdruck dieser, so wie ähnlicher Sammlungen bei in demselben

Daß dieser Bau jedoch im J. 1253 noch nicht weit vorgeschritten sein konnte, ersehen wir aus einem Päbstlichen Indulgenzbriefe für die zum Bau Beitragenden vom 20. Mai 1253, worin ausdrücklich gesagt wird, die Cathedrale sei in aufwendiger Weise angeheißenen Indulgenzen keine Vollendung derselben sollten die verfangen zu bauen, und nachGültigkeit mehr haben *).

Wenn es auch an sich nicht schon wahrscheinlich wäre, daß die Kirche gegen Ende des Jahrhunderts vollendet gewesen sei, so deuten doch die seit 1291 vorkommenden Legate zu ihrer Ausschmückung und die seitdem vorkommenden Begräbnisse hoher und höchster Mitglieder des Ordens in ihren Mauern darauf hin. 1291 stiftete Bischof Werner von Orselen zwei ewige Lampen ante summum altare in honore S. Eucharistiae et S. Angelorum etc. **). Als derselbe noch in demselben Jahre am 19. und 20. Oct. gestorben, ward er mitten in der Cathedrale begraben. Der Landmeister Ludwig von Schippen (seit 1299, im Aug. und 1. Sept. ernannt) ***) ward nach seinem nicht lange darauf, wahrscheinlich 1300 erfolgten Tode in der Cathedrale von Culmsee begraben †). Nicht minder wiederfuhr diese Ehre seinem Nachfolger dem berühmteren Landmeister Conrad Sack, welcher nach freiwilliger Entsagung seiner Landmeisterwürde (vor dem

Archive befindlichen Urkunden der ehemaligen reichen Cistercienser-Klöster Pelplin und Polnisch Krone wäre für die genauere Kenntniß der Preußischen Landesgeschichte und der des damit engverbundenen Pommerellens und des Netzdistrikts gewiß im hohen Grade wünschenswerth. Ich vermochte mir nur diejenigen Auszüge daraus zu macheu, welche für die Geschichte der Baukunst einigermaaßen Werth haben. In der Beilage I. folgt die oben angeführte Urk. des Bischofs Heidenreich v J. 1251 aus welcher gleichzeitig erhellt, daß vor dieser Zeit an keinem andern Orte, auch nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, zu Culm selbst, eine Cathedrale des Bisthums existirt hat.

*) S. die Urkunden-Excerpt aus ders. Sammlung in d. Beilage II.

**) Orig. im bischöfl. Archive zu Pelplin S. 97. Samml. des Herrn Bischofs Dr. Sedlag No. 79.

***) Vergl. Voigt Gesch. v. Pr. IV. 159.

†) Dusb. p. 265. ed. Hartkn. ad. an. 1299 od. 1300. Frater Ludewicus de Scipe Magister terrae Pruschiae X praefuit uno anno, et mortuus est, sepultusque Colmense in Ecclesia Cathedrali.

28. Juli 1306) als Comthur im benachbarten Schlosse Gollub, das er neu erbaut hatte, lebte, und schon vor 1309 starb *).

Endlich wurde auch der erste in Preußen bleibend residirende Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, nach seinem im Decemb. 1310 oder Januar 1311 zu Marienburg erfolgten Tode in der Cathedrale zu Culmsee beigesetzt **).

*) S. Voigt IV., 203. Dusb. S. 272. sagt ausdrücklich von ihm sepultus fuit Colmense in Ecclesia Cathedrali.

**) S. Dusb. p. 302. Hoc anno (1311 od. 1312) nonas Martii Fr. Syffridus de Wuegwangen Mag. gen. Ord. Dom. Theut. mortuus est in domo principali Mergenburg, et sepultus Colmse in Ecclesia Cathedrali. Daß er schon zu der im Texte angegebenen Zeit gestorben sein müsse, beweist Voigt Pr. Gesch. IV. 272 durch 2 Urk. s. Nachfolgers Karl von Trier v. 8. Febr. 1311. Im Herbste 1844 fand ich innerhalb des Hauptportals der Domkirche zu Culmsee den zertrümmerten Grabstein eines Ritters in der Ordenstracht und mit dem einfachen Ordenskreuze auf dem Schilde, das eine mäßig spitze Form zeigt. Die Umschrift in Majuskelschrift war schon sehr undeutlich geworden. Mir wurde an Ort und Stelle versichert, es sei der Grabstein des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen. Ich wendete mich deswegen sogleich an den Herrn Generalvikar des Bisthums, Domherrn Dekowski zu Pelplin, der als ehemaliger Pfarrer von Culmsee hievon vorzüglich Kenntniß haben durfte, indem ich gleichzeitig, so viel an mir lag, auf eine Versetzung des Steins von der jetzigen unwürdigen und einer gänzlichen Zerstörung ausgesetzten Stelle auf eine passendere im Innern der Kirche hinwirkte. Der Herr Domherr Dekowski bestätigte mir jene Nachricht als eine überkommene Tradition. Dem stand jedoch entgegen, daß das Wort Preceptor P... am Ende der Schrift nicht zu verkennen war, womit allerdings die Deutung auf einen Hochmeister ausgeschlossen bleibt, während sie denjenigen Titel angiebt, den die Landmeister führten. Nun ersehen wir aus Obigen, wie die Landmeister Ludwig von Schlippen und Conrad v. Sack wirklich zu Culmsee begraben liegen, und es liegt nahe einem von ihnen den genannten Grabstein zuzuschreiben. Herr Prof. Hagen, den ich hierüber befragte, rieth schon damals auf den letzteren, als ich in den dem Worte Preceptor vorangehenden Buchstaben CCCV etwa die Jahreszahl 1305 enthalten zu sein glaubte. Bei genauer Ansicht der, allerdings unter den ungünstigsten Umständen genommenen Copie jener Umschrift, welche hoffentlich baldigst vervollständigt und respektive berichtigt werden kann, lese ich gegenwärtig .. COPZI. U . . . BIIT . FRAT | CVN ..... SACCVPRECEPTOR P .... worin wenigstens die Worte: (o)biit. frat. Cun(radus) Saccv(s) Preceptor P(russie) sehr wohl gelesen werden können, so daß ich gegenwärtig nicht anstehe, diesen Leichenstein dem genannten Landmeister zuzuerkennen. Derselbe dürfte hiernach wohl der nachweislich älteste der noch in Preußen vorhandenen Leichensteine sein.

C. St. Marien-Kirche in Elbing.

Auch im Chore der evangelischen Marienkirche zu Elbing, ehemals dem Dominikaner-Orden gehörig, erkennen wir noch, trotz zweimaliger Umbauung, den Rest einer älteren wohl nach dem 13. Jahrh. wenn auch dem Ende desselben angehörigen Kirche. Der nicht große Raum, doppelt so lang wie breit, mit gradem Abschlusse der Ostseite, scheint ursprünglich mit zwei quadratischen Kreuzgewölben überspannt gewesen zu sein. Reste der ehemaligen Gewölbträger in den Ecken und in der Mitte der Langwände, zeigen eine strengere Profilirung und in der südwestlichen Ecke endet die Wandpfeilergruppe zuoberst noch mit drei verbundenen Kapitälen von einer edlen Kelchbildung. Derselben Bauweise gehörten offenbar die Kämpferprofile und darauf ruhende Reste eines ehemaligen Spitzbogens an, der, noch lange nicht halb so hoch, wie die jetzige rohe Oeffnung, (in einer Art elliptisirendem Stichbogen dessen profilirte Einfassung ihn jedoch nicht gänzlich als rohen Mauerausbruch erscheinen läßt) ursprünglich den Chor mit dem Schiffe verband. Ein Mauerabsatz, nicht ganz in der Höhe der jetzigen Gewölbanfänge, läßt an dieser west ichen Chorwand die ehemalige Gesammthöhe des ursprünglichen Mauerwerks erkennen, während ich an der entgegengesetzten Ostseite überhaupt keine höhere Spuren der ältesten Bauanlage entdecken konnte. Dagegen sieht man hier ein hohes und weites Spitzbogenfenster mit reichem Rosettenschmuck aus dem Fünfecke in der Hauptrosette, und mit verkehrt gestellten Dreipassen in den Nebenabtheilungen, wie sie so reich in preußischen Kirchen selten sind, wenn überhaupt wieder vorkommen *).

Dieses Fenster gehört einer entschieden späteren, reicheren Entwicklung des gothischen Bausystems an, als wie jene älteren Bautheile zeigen; auch steigt das Fenster viel höher hinauf als wie das ursprüngliche Mauerwerk. Im Zusammenhange damit steht eine Ueberhöhung der schon genannten Eck- und Wandpfeiler in etwas veränderter Profilirung, mit Hinzufügung neuer Kapitälabschlüsse, indem man gleichzeitig in die Mitte der schon vorhan-

*) Die Rosetten in den Fenstern der Schloßkapelle zu Marienburg stehen hiergegen zurück, noch mehr jene in den Domkirchen zu Marienwerder, Culmsee, Frauenburg, in der Schloßkapelle zu Lochstädt u. s. w.

denen Abtheilung der Langseiten nochmals untergeordnetere Wandpfeiler von ähnlicher Profilirung und gleich hohem Kapitälabschlusse hinzufügte, so daß das ganze Rechteck des Chores nunmehr in vier Gewölbe-Abtheilungen zerlegt wurde. Es ist schwierig zu sagen, ob die ältesten Theile des Schiffes, nämlich die Nordseite desselben, wo vermauerte Arkaden sich früher gegen das Seitenschiff öffneten, der ersten Anlage oder dem bezeichneten Umbaue angehören; es sind hier so vielfache Veränderungen vorgegangen, und das Vorhandene ist so vielfach zerstört und mit dikkem Putz überdeckt, daß das ursprüngliche Verhältniß schwierig zu erkennen ist. Ich vermuthe, daß die Arkaden des Schiffs dem ursprünglichen Baue angehören, die Seitenschiffe selbst aber, welche höher wie jene hinaufsteigen, dem schon genannten Umbaue. Der letzteren Zeit gehört auch die Sakristei an, als Fortsetzung des Seitenschiffs auf der Nordseite des Chors, ebenso wie die noch von Außen sichtbaren Reste der ursprünglichen Westseite des Hauptschiffs, in welcher noch einige Spitzbogenblenden sichtbar sind.

Einem hievon durchaus verschiedenen dritten Baue gehört das dem Schiff auf der Südseite angebaute Seitenschiff an, welches von demselben nur durch einfach achteckige Pfeiler getrennt wird; desgleichen die hohen Netzgewölbe über Schiff und Seitenschiff. Gleichzeitig damit wurde die schon obengenannte rohe Ueberhöhung der Oeffnung zwischen Schiff und Chor ausgeführt, und auch letzterer scheint damals seine jetzige Ueberwölbung erhalten zu haben, (obschon sie sich in edleren Formen, als wie jene des Schiffs bewegt). Besonders deutet darauf eine letzte und roheste Ueberhöhung der vorgefundenen Gewölbedienste bis zu ihrer jetzigen Höhe hin; sie sind fast nur in rechten Winkeln profilirt zum Theil mit rohen Vollmondsköpfen unorganisch verziert und nehmen die Gewölberippen in roher Abstumpfung ohne Kapitälvermittelung auf. Der reiche Westgiebel des Schiffs mit großen Mauerblenden in mehreren Reihen übereinander, Spitzbögen mit eingelegten elliptischen und geschwungenen Bögen, ebenso der rohe Ostgiebel desselben gehören jedenfalls der letzteren Bauperiode an.

Das Dominikaner-Kloster zu Elbing wurde gleichzeitig mit der Stadt oder doch bald darauf gestiftet. Die ursprüngliche Fundationsurkunde des Landmeisters Hermann Balk vom 13. Jan. 1238 erwähnt nur erst des zum Aufbau des Klosters bestimmten Plaz-

zes*). Auch in der Bestätigungsurkunde des Hochmeisters Heinrich von Hohenlohe vom 14. April 1246 (4 Tage nach dem Fundations-Privilegium der Stadt ausgestellt,) wird der Bau als noch bevorstehend vorausgesetzt**). Der Bau wird nun aber bald darauf begonnen haben; doch vermuthe ich, daß die noch vorhandenen ältesten Theile mehr der späteren Zeit des 13ten Jahrh. angehören, so daß die Kirche in der Hauptsache wohl erst i. J. 1284 vollendet gewesen sein mag***). Der gothische Umbau, mit dem großen Ostfenster u. s. w. wird jedoch erst um etwa 100 Jahre später fallen, da die Formbildungen nicht mehr die volle Reinheit der Formen zeigen, welche das 14. Jahrh. in Preußen bis nach seiner Mitte hin charakterisirt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der von Fuchs erwähnte Leichenstein der Gebrüder Wesseling hart vor dem Hochaltare (gegenwärtig verdeckt ein schlechter Holzfußboden den ganzen Raum des Chores) deren einer 1395 als Priester, der andere 1405 als Bürgermeister starb, hiemit in Verbindung steht. Der Styl der Leichnamskirche zu Elbing, welcher laut der umlaufenden Inschrift 1405 erbaut wurde, stimmt mit dem Style jenes Umbaues sehr wohl überein. Schon Fuchs a. a. O. glaubt, daß damals der Chor entstanden sein möchte, was aber, nach obiger Auseinandersetzung nur auf einen Umbau bezogen werden kann.

Im Jahre 1468 verehrte Barthel Fehrmann, wie Fuchs S. 315 berichtet, zum Bau der Kirche (nach andern Nachrichten zum Bau des Klosters) vorzugsweise zur Anschaffung von Kalk

*) S. Fuchs Beschr. von Elbing II. S. 312 ff. Das Orig. ist 1777 beim Rathhausbrande zu Grunde gegangen. Nach einer Abschrift heißt es darin: ordini ... predictorum ... fratrum ... in civitate nostra plantationis novelle Elbinc dicta contulimus aream quandam, in qua edificet claustrum suum u. s. w.

**) Ebendas. II. S. 314. Die bezeichnende Stelle lautet: Chorum etiam et ecclesiam absque turri de opere latericio eisdem concedimus edificare. Vergl. Voigt II, 569.

***) In den N. P. P. Bl. III. S. 406 wird nach Dörings Gesch. der Marienkirche in Elbing, welche mir nicht zur Hand ist, die Vollendung der Kirche i. J. 1284 angegeben. Obgleich ich den Grund jener Angabe nicht kenne, so stimme ich aus innern Gründen jener Bestimmung für die Vollendung der ältesten Kirche gerne bei.

20 Mark gut Geld. Es ist möglich, daß damals der letzte Umbau des Chors vollzogen wurde, wenn er, wie nicht ganz unwahrscheinlich, früher als wie der des Schiffes angenommen wird. Letzterer kann erst nach dem gewaltigen Brande stattgehabt haben, dessen Fuchs a. a. O. S. 342 mit den Worten erwähnt: „1504, den 13. Juli kam in der Kirche Feuer aus. Das elbingsche Lehrergedächtniß S. 21. sagt, daß die Kirche dabei bis in den Grund abgebrannt sei. Man findet dieses zwar in den alten Nachrichten; es ist aber nicht zu glauben." Sodann sagt er im weiteren Verfolge, es sei wohl nur der Chor abgebrannt, das Schiff aber mit den Gewölben geblieben und nur das Holzwerk darin ausgebrannt. Endlich fügt er hinzu: „Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Kirche nach dem Brande bald wieder aufgebaut worden." Die Gründe, welche den etwas stark unkritischen Verfasser zu seiner Ansicht veranlaßten, sind mir nicht bekannt, da er selbst keine angiebt. Da der Styl der oben angeführten Erneuerung des Schiffs aber der Art ist, daß er nicht vor dem Beginn des 16. Jahrhunderts ausgeführt sein kann, so ist mir nicht der mindeste Zweifel, daß den angeführten Nachrichten entsprechend der Brand d. J. 1504 der Art zerstörend auf das Gebäude eingewirkt hat, daß mindestens das Schiff mit Ausnahme der oben namhaft gemachten Theile völlig erneuert worden ist. Wenn endlich Fuchs noch sagt, daß an der Giebelmauer zu sehen sei, daß da schon einmal ein Chor angebaut war, welcher größer als wie der jetzige gewesen, so muß ich diesem entschieden widersprechen. Man sieht an dem Ostgiebel des Schiffs allerdings noch die alte Giebelform der Westseite des Chors höher wie das jetzige Dach des Chors hinaufsteigen, die Form deutet jedoch nicht im Mindesten auf eine andre Größe oder selbst nur eine andere Höhe der Seitenmauern des Chores hin, sondern allein auf einen spitzeren Winkel des Daches.

Beilage I.

Urk. des Bischofs Heidenreich von Culm, wodurch er die Cathedral-Kirche zu Culmsee errichtet und das Domkapitel daselbst dotirt d. d. 22. Juli 1251. Acta Boruss. B. II. p. 721. Im bischöfl. Archiv S. 37. Auszug aus der Abschrift in der Sammlung des Herrn Bischofs Dr. Sedlag Nr. 48.

Fr. Heidenricus de ordine Praedicatorum Episcopus Culmensis ...... Noverit Universitas Vestra, quod cum D. Papa terrae Culmensi et conjunctae sibi terrae Lubaviae nos curasset praeficere, propriis manibus consecrans in Episcopum, at assignavit nobis debitam portionem dictarum terrarum juxta divisionem factam a Venerabili Patre W(ilhelmo) Episcopo Sabinensi ...... et licet tunc parrochiales Ecclesiae essent nullae vel paucissimae propter Christianorum exterminium, quos feritas Prutenorum expulerat .... Eaedem tamen ecclesiae ...., in tantum sunt auctae propter inhabitantium multitudinem hominum, qui necesse habent sibi erigere matricem Ecclesiam ..... Innitentes igitur rationibus antedictis, in saepius nominata terra Culmensi et coniuncta sibi Lubavia, Ecelesiam in honorem S. Trinitatis erigimus Cathedralem in civitate quae Culmensche appellatur, statuentes ut in eadem beati Augustini regula, ab institutio a nobis et instituendis Canonicis in perpetuum observetur. Es folgen die Geschenke und Ausstattungen an die Cathedrale und Canonici, worunter auch parrochia in Culmsee. Dann folgt die Bestimmung, daß 40 Canonici im Convente sein sollen. Auch übergiebt er ihnen 6 Ortschaften, um daselbst ebensoviel Conventual. Kirchen ihres Ordens zu errichten, nämlich 1) in Wambresia (deutsch Wredeck, Fibeck oder Briesen). 2) in Bobrowi (Bobrowo, westlich von Strasburg) die übrigen sollen später im Lande Löbau angewiesen werden; die 6 Pröbste sollen zugleich Archidiaconen der einzelnen Sprengel sein u. s. w. Actum in Culmensee A. D. M. CC. LI. die S. Magdalenae.

Beilage II.

Pabst Innocentius IV bewilligt eine 40tägige Indulgenz zur Beihülfe für den Bau der Cathedrale zu Culmsee vom 20. März 1253. Orig. im bischöfl. Archive zu Pelplin. Sammlung des Herrn Bischofs Dr. Sedlag Nr. 49.

Innocentius Episcopus Servus Servorum Dei .... Cum igitur Venerabilis frater noster Episcopus et dilecti filii Capitulum Ecclesiae Colmensis ordinis S. Augustini, sicut nobis sua petitione intimarunt, Ecclesiam ipsam Cathedra-

lem de novo aedificare coeperunt opere sumptuoso, ad quod fidelium subsidium esse dignoscitur plurimum opportunum, Universitatem Vestram rogamus ... quatenus de bonis nobis collatis a Deo pias eleemosynas et grata eis ad hoc charitatis subsidia erogetis, ut per subventionem vestram opus inceptum valeat consumari .... Nos enim .... omnibus vere poenitentibus et confessis, qui eis ad hoc manum porrexerint adjutricem, quadraginta dies de iniuncta sibi poenitentia .... relaxamus, praesentibus post consummationem ipsius operis minime valuturis .... Datum Assisi XII. Kal. Iunii Pontificatus nostri anno undecimo (1253).

Feier der Kirche zu Hafestrom. 1849.

Aus einer von dem Hochmeister Heinrich Dusemer von Arfberg am Dienstage nach Martini 1349 ausgestellten Stiftungsurkunde des Marienklosters im Löbenicht geht als gewiß hervor, daß damals die jetzige Kirche zu Hafestrom als „Kapelle am Habe, genannt Haberstro" bereits bestanden hat. In Folge dessen hatte die Gemeinde von Hafestrom beschlossen, mit dem Anfange des neuen Kirchenjahres am ersten Advent, den 2. Dezember d. J., das 500jährige Bestehen ihrer Kirche festlich zu begehen. Der Geistliche, Pfarrer Wächter sprach über den Ursprung, die Schicksale und die Zukunft der Kirche. Unter andern erwähnte er, daß im Jahre 1363 diese Kapelle zu einer selbstständigen Pfarrkirche erhoben und bald darauf auch von dem Marienkloster getrennt wurde. Im Jahre 1545 wurde der erste evangelische Gottesdienst hier gehalten, und von da ab bis zu dieser Zeit haben 19 Geistliche den Dienst des Göttlichen Wortes an ihr versehen. Mit Segenswünschen für die Zukunft dieser Kirche endigte die Predigt; und nicht ohne Vertrauen auf Erfüllung durften diese Wünsche ausgesprochen werden; denn, als früher in der Gemeinde der Gedanke angeregt war, als bleibendes Denkmal für diesen Tag eine neue Orgel zu schaffen, da zeigten die reichlich eingegangenen Beiträge, zu denen ohne Ausnahme auch die ärmsten Einwohner freudig ihr Scherflein beigetragen hatten, daß in den Opfern für das Gotteshaus sich das tiefere Gefühl der göttlichen Liebe aussprach.

Die Artusbrüderschaft

in der Altstadt Braunsberg.

Vom Director Dr. Lilienthal in Rössel.

Ueber das Entstehen, den Zweck und die allmählige Ausbildung der Artusbrüderschaft in der Altstadt Braunsberg finden sich dort so wenig, wie anderwo *), genügende Nachrichten; doch läßt sich aus dem Privilegium der Gesellschaft und aus zerstreuten Notizen, die der Zufall in die dortigen Rathsakten gebracht hat, einigermaßen ein Bild entwerfen, welches, bei allem Mangel an scharfer Zeichnung, durch einzelne Züge wenigstens das gesellschaftliche Leben unsrer Vorfahren kenntlich macht.

Das Privilegium (Rolle oder Brief genannt) welches nach der Sprache zu urtheilen, gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ausgefertigt sein dürfte, wie es denn auch unmittelbar an das Privilegium des zweiten Schießgartens vom Jahre 1393 angeschlossen ist, setzt die Gesellschaft als eine schon bestehende voraus; denn der Rath schafft darin einige früher übliche Trinkgelage ab **). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Brüderschaft der 1370 in Danzig gegründeten ***) nachgebildet worden ist. — Ihr Zweck scheint geselliges Vergnügen gewesen zu sein; nur daß dem Geiste jener Zeit angemessen, gewisse religiöse Uebungen, namentlich in Bezug auf die verstorbenen Brüder, damit verbunden waren. Von einem besondern kaufmännischen Interesse, wie anderwo, findet sich in dem Privilegium so wenig, wie in den Rathsacten die geringste Spur. Das Privilegium setzt für die Aufnahme nichts

*) Voigt, Geschichte Preußens V. S. 330 ff.

**) Vortmer zo wissz daz d'rat hat abgeleget dy dry trīke noch essen des werkeltages und mā sal nicht schenkēe dan czu d'uespezyt vnd ap dy alderlute von ymāde vorsprochē ad'obil gehandilt wurdē d'sal lōbesserē mit eyner halbē last bires.

***) Löschin, Geschichte Danzigs I, S. 85.

weiter als einen mäßigen Census fest und schließt nur die Tagelöhner und Gesellen aus; sie nimmt also, ohne unter den Bürgern in geselliger Beziehung einen Standesunterschied zu machen, wohlweislich darauf Rücksicht, den Mittellosen nicht zu unnöthigen Ausgaben zu veranlassen und den durch seinen Lebensberuf zum Dienen Angewiesenen nicht zu beirren; und wahrt auf solche Art zugleich den äußern Anstand der Gesellschaft *). Dahin gehört auch der Artikel, in welchem im allgemeinen darauf hingewiesen wird, daß jeder der Brüderschaft würdig sein müsse **); und daß Beleidigungen durch Wort und That bei willkührlicher Strafe verboten seien ***). Von sogenannten Ehrenmitgliedern war nicht die Rede †), selbst Wittwen erhielten mit ihren Kindern erst 1600 die Erlaubniß, sich wie die Brüder eintragen zu lassen und gegen den üblichen Beitrag theilzunehmen. Fremde Gäste durfte jeder mitbringen; nur mußte er für ihre etwaigen Vergehungen aufkommen †). Eben so wenig gehörten in Braunsberg ursprünglich nur Adelige in die Brüderschaft, weil unter den ersten Bewohnern dieser Stadt sich nur wenige finden und selbst diese wenigen bald fast gänzlich verschwanden. Deshalb sind auch die von der Gesellschaft jährlich in Fastnachten gehaltenen Turniere allerdings ein Rest des alten Ritterthums, doch nichts weiter als zur Erhöhung und zum Glanze jener Festlichkeit aufgenommen, ohne alle Rücksicht auf kriegerische Uebung oder andere ritterliche

*) Vorbas mer sal nymād uf den hof gan h' habe eygens gutes uffe X Mr. — Damalige 10 Mark betragen nach dem heutigen Münzwerthe ungefähr 28 Thlr. Daraus aber, daß damals eine kulmische Hufe nur c. 36 Mark, also c. 100 Thlr. kostete, entnehme man den Werth jener 28 Thlr. — Vorbas zo en sal keȳ mā uf den hof gan der do arbeitet vme tagelon. — Die weniger Bemittelten Bürger und Untersassen hatten einen eignen Schießgarten am Hohenthore mit einem Privilegium von 1393; doch löste sich diese Gesellschaft schon im 16. Jahrhundert auf. — Vortmer zo sal Keynes mānes knecht (Gesell) gan uf den hof h' habe dēne werb czu syme herrē.

**) Ouchen sal keȳ mā uf den hof gan h' sy des hoves wirdig, weis ymand icht uf in der blide vō dem hobe.

***) Vorbas mer zo sal nymāt misschandelē den and'n an schympe aber an ernste wirt das behort vō czwen mannē h' sal is besserē.

†) Keyn mā sal den anderin bittē vf den hof d' in selber begeen mag. —

††) Vortmer zo se ydermā wen h'czu gaste wise vure vf den hof das her synes gastes icht entgelde bricht d'gast d' wirt sal is vor in gelden. —

Zwecke. Der Name des Versammlungshauses, Artushof oder königlicher Artushof, auch Junkerhof, scheint freilich auf etwas der Art hinzuweisen; allein gewiß ist für die Brüderschaft in Braunsberg der Name nur mit der Sache übertragen worden. Die Schießübungen, welche in dem der Gesellschaft zugehörigen Junkerschießgarten gehalten wurden, hatten allerdings mehr einen kriegerischen Zweck, wiewohl auch diese am Ende des 14. Jahrhunderts, als von feindlichen Invasionen der heidnischen Preußen wenig mehr zu fürchten war und die Verpflichtung zu den Reisen (Kriegszügen), namentlich nach Litthauen, sehr selten vorkamen, mehr zum Vergnügen dienen mochten.

Den Vorstand der Gesellschaft bildeten die Aelterleute, welche vom Rathe und vier der Aeltesten aus den Brüdern gewählt wurden *). Sie hatten die Leitung aller Angelegenheiten der Gesellschaft, nur daß bei Aburtheilung wegen Verletzungen des Privilegiums vier der Aeltesten und der Rath dazugezogen wurden **), und daß bei der Rechnunglegung zwei Aelteste und zwei Rathmänner zugegen waren ***). Daß wie bei allen Gilden zwei Aelterleute waren, geht aus dieser später oft genannten Zahl hervor. In der Mitte des 16. Jahrhunderts finden sich außer den Aelterleuten zwei Vögte mit ihren Beisitzern und zwei Bauherren, vom Rathe gewählt, wenigstens immer bestätigt. Das Amt der letzten ist durch ihre Namen hinlänglich bezeichnet. Die Vögte, von denen der eine ein Bürger, der andere ein lediger, junger Mann sein mußte, leiteten die Vergnügungen; auch war auf sie und ihre Beisitzer das Richteramt über alle im Versammlungshause vorfallenden Streitigkeiten übergangen. Als der Rath, der in der Altstadt Brannsberg die letzte Instanz für alle Untergerichte war, so daß selbst vom Todesurtheil keine Appellation an

*) Czu dem erstē male wen mā olderlute kysen sul zo sullē dar by sin dy Ratmanne vnd vir d' eldisten vō dem hove.

**) Am Schlusse des Privilegiums heißt es: Welch mā bruchhaftig wurde ī dissen vorgesprochu gebotē d' sal iclich stucke besserē mit eyner halben last bires vnd daz sallē dy alderlute richtē dar czu sullē sy nemē dy Ratmanne und vir der eldeste vō dem hove das sal syn nicht dez abendis sonda dez morgēs uf deme houe.

***) Wen eȳ aldermā dem auderin rechenschaft sal twe zo sullē dar by sin czwene Ratmanne vnd ezwene der eldistē vam houe.

den Bischof, den Landesherrn, stattfand, mit zu Gerichte saß, wurden alle bei Hof vorkommende Klagen ohne weitere Berufung dort abgethan. Später konnte davon nicht mehr die Rede sein, und der Rath macht 1565 ausdrücklich darauf aufmerksam, daß alles, was peinlich sei: „Wunden, Blut und Lembden," vor das Stadtgericht gehöre. Auch fand damals von jedem vom Hofgericht gesprochenen Urtheil die Appellation an den Rath Statt; später jedoch, nach einer Verordnung von 1637, sollte dieses nur in wichtigen Fällen geschehen. 1678 wurde jede Berufung dadurch aufgehoben, daß der Rath Deputirte aus seiner Mitte dem Hofgerichte beiordnete. — In dieser spätern Zeit scheinen die beiden Aelterleute nur die allgemeine Aufsicht über alle Angelegenheiten des Hofes geführt und, was ihnen bis auf einige besondere Ausnahmsfälle immer blieb, Jahr um Jahr wechselnd Einnahme und Ausgabe besorgt und die Rechnung (Sauerbier genannt) gelegt zu haben. — Abweichend von dem Gebrauche bei den Gewerksinnungen, wurde die Wahl aller Hofbeamten nicht jährlich erneuert, sondern geschah auf Lebenszeit; nur daß, wo Umstände, wie bei den Vögten die Verheirathung, es erforderte, ein Wechsel eintrat. Uebrigens war jeder gehalten, die auf ihn fallende Wahl zum Aeltermanne anzunehmen bei der Strafe von 30 Tonnen Bier und Ausschluß aus der Gesellschaft*). 1649 wird einem Aeltermanne, der sein Amt nicht behalten will, vom Rathe sogar mit Verlust des Bürgerrechts und der Nahrung gedroht; und doch war das Amt später mit Kosten (einem Traktamente) verknüpft. Aehnliches galt bei den übrigen Hofbeamten. 1620 weigert sich ein Bürger wegen hohen Alters das Vogtamt anzunehmen. Der Rath nimmt die Entschuldigung als „res mali exempli" nicht an; es solle ihm bei lästigen Diensten ein jüngerer Mann substituirt werden. 1683 weigert sich ein anderer das Vogtamt anzunehmen „wegen seiner zu schwachen Natur, weil er den Trunk nicht vertragen könne; er wolle lieber verziehen und das Bürgerrecht quittiren." Der Rath aber erklärte ihm, daß keiner zum Trinken gezwungen werden dürfe, sondern trinken könne,

*) Welch mā gekorē wirt czu eyme aldermanne wolde h' sich dez werē dees sal h' besserē mit eyner halben last bires vnd dar czv sal h' des houes emperē. —

wann und soviel er wolle; er müsse das Amt durchaus annehmen. So war denn diese nur das gemeinsame Vergnügen bezweckende Gesellschaft gleich den Gewerksinnungen geordnet und wie jedes andere städtische Institut vom Rathe streng überwacht. Mit dem größten Ernste hielt derselbe auf Ordnung, Anstand und Sitte und überall drängte er Willkühr zurück und wies das den Gemeinsinn störende Sichgeltendmachen des Einzelnen in seine Schranken.

Der Artushof war zu den allgemeinen Wintervergnügungen bestimmt und außerdem Hochzeitssaal für diejenigen Mitglieder, welche eine größere Hochzeitsfeierlichkeit ausrichten wollten, und zwar gegen eine kleine Entschädigung, wogegen sie das nöthige Küchenholz (Querlholz genannt) aus dem Stadtwalde erhielten. Zu den Wintervergnügungen wurde der Hof um die Weihnachtszeit geöffnet und mit Beginn der Fasten geschlossen; doch mußten selbst zu dieser regelmäßigen Oeffnung die Aelterleute jedes Jahr die Erlaubniß vom Rathe einholen. Den Männern war der Besuch des Hofes dann täglich gewisse Stunden, die vom Rathe je nach Umständen und Zeitverhältnissen verringert oder vermehrt wurden, vor und nach dem Abendessen gestattet; auf ein von den Aelterleuten gegebenes Zeichen mußte sich alles entfernen *). Aergerliche Gelage oder wiederholten Unfug nahm der Rath dann und wann zur Veranlassung größerer Einschränkung; wie denn übermäßige Schmausereien verpönt und die Glücksspiele unter besonderer Aufsicht der Aelterleute gestellt waren **). So verbietet ein Artikel des Privilegiums das Nachtragen von Waffen ***), welche damals noch allgemein zum Schmuck und zu augenblicklicher Wehr geführt wurden, mit Rücksicht auf die Gefahr bei solcher Gelegenheit. — Das Trinken geschah unter dem Namen Biergericht oft

*) Wen dy alderlute uselyngin czv dem abenteſſen ader heym czu gan des ebindes ſo en ſal nymät dar blibē by 1. tonnen birs.

**) Vorbas mer zo vorbyte (wir) alle g'oze maleczeit. — Allerleyge ſpil vorbyte wir blyde czv tage vnd czv d' nacht bis alſo lange das dy alderlute orlop gebē. —

***) Vorbas mer zo vorbyte wir das keynes mannes knecht ſal ſyme herrē leyner hande were noch tragē vor den hof by 1 tonnē bires wer das brichet das ſal des knechts herre beſſeren wolde d'herre dez nicht emperen d' knecht ſal is ſyme herrē wider keren.

nach gewissen Regeln unter dem Vorsitz der Vögte. Auch diesen mußte zuweilen Einhalt gemacht werden. Schon in dem Privilegium wird das Zutrinken verboten *). Im 16. Jahrhundert arteten diese Biergerichte so aus, daß die Vögte den ganzen Abend über Gelage hielten; weshalb der Rath dieselben auf eine Stunde von 4 bis 5 Uhr beschränkte. Und als sie darauf nicht achteten, wurden die Biergerichte gänzlich untersagt und die Vögte mit dem Thurme bestraft. Ein andermal müssen einige, die außerhalb der Zeit Zechgelage gehalten, andere, die Karten gespielt, und 1684 ein Paar, die Tabak (wie es damals hieß) getrunken hatten, schwer büßen. In jener Zeit wurden auch auch alle Bierstrafen in Geld verwandelt. Die Strafgelder aber sollten nach einem Artikel des Privilegiums zum Bau des Hofes verwandt werden **). Uebrigens war jeder Bruder bei der Strafe von einer Tonne Bier gehalten, sein Bier in keinem andern Wirthshause zu trinken, welche Strafe 1676 bis auf zwei Schillinge herabgesetzt wurde ***). — Die Eröffnung des Hofes geschah, wenigstens an gewissen Tagen, namentlich an Sonn- und Feiertagen, durch Abblasen, wobei der Stadtmusicus bei Verlust von ¼ der Recompense selbst erscheinen mußte. — Das Getränke bestand zunächst in Bier, und zwar mußte jeder Bruder jährlich einen Scheffel Gerste für den Hof schütten." Schulmeister und Cantor waren gewöhnlich zechfrei. Außerdem hatte der im Hofe wohnende Schenker die Verpflichtung fremde Biere zu halten, 1661 z. B. englisches, lübisches, rostocker, ferner braunschweigische und wißmarsche Mumme †), und auch

*) Vorbner zo sal nymāt dem and'n czu trinkē czu vullē vnd czu halbē sunder ydermā trīke sin gevug vnd lase den becher vorwart gan vnd nicht czurugge by 1. tunē bjrs.

**) Ytēzo ist der Rat eyns vordē myt willē der Eldistē vō dem hofe we'js sache das jenigh man bruchhaftig wurde uf dem hofe den broch sal mā vō im nemē czu des hofes behuf vnd sal den hof do mete besseren vnd buwen.

***) Vortmer zo sal nȳmat synes bierweges gan vor des houes dore by 1. tonnē bires.

†) Auch die Biere dieser Gegend hatten verschiedene, ihre Stärke oder sonstige gute oder schlechte Eigenschaft bezeichnende Namen. Mit Umgehung der zu derben Charakteristiken erwähne ich nur, daß das braunsberger Bier „Stürz den Kerl," das frauenburger „Singvoll", das wartenburger „Lachmund", das guttstädter „Lieber Lorenz", das heilsberger „Schmeckgast", das wormditter „Kienast,"

verschiedene Weine, durfte aber die fremden Getränke nicht theurer verkaufen, als sie in Elbing und Danzig verkauft wurden.

Ein besonderer Festtag war in Catharina. Nach einem feierlichen Gottesdienste für die verstorbenen Brüder mußten die Mitglieder „die Urkunde oder die Gebühr ablegen," d. h. den jährlichen Beitrag zahlen. — Das Hauptvergnügungsfest feierte die Gesellschaft in Fastnachten. Am Fastnachtsdienstag wurde ein Turnier gehalten. Der Kampfplatz war auf dem Markte, welcher zu diesem Zwecke mit Sand befahren und mit Planken eingeschlossen wurde. Mehrere Paare zeigten ihre Kraft und Gewandtheit mit der Lanze zu Pferde. Diese ritterliche Uebung hieß das Stechreiten *).

Der Sieger wurde mit einem silbernen Kranze und mit einer silbernen Kette, an welcher die Schilder der früheren Sieger und das von ihm selbst verehrte hingen, von einer besonders dazu ernannten Jungfrau geschmückt. Dieser Kampfpreis führte in der Ritterzeit den Namen Dank; weßhalb der Sieger Dankherr und die Jungfrau: Dankjungfrau hieß. Die letztere Ehre galt natürlich als besondere Auszeichnnug und wurde begreiflich in der Regel nur einer Rathsherrntochter zu Theil. Im folgenden Jahre mußte der Sieger des vorigen den Dank „erreiten" d. h. sich zum Kampfe in die Schranken stellen. Wann das Turnier in Braunsberg eingeführt worden, ist nicht bekannt; daß es aber 1456 schon bestand, folgt unzweifelhaft aus einem Artikel des in diesem Jahre veränderten Privilegiums der Schuhmachergesellen, worin diesen ausdrücklich verboten wird, auf dem Markte während des Turnieres Speere oder Hufeisen aufzuheben **). — Am Abende des Turniertages wurde bis 10 Uhr

das mehlsacker „Trink aus, hol mehr" und daß rößler „Bessere dich" beigenannt wurde.

*) Anderswo Scharfstechen genannt. **Acta Borussica I, 242. Curia, ante quam in foro tempore Bacchanaliorum concursus Cataphractorum acerrimus,** das Scharfstechen, **publice et solenniter instituitur.**

) Item vort mehe welch geselle uff den marckt kommet, wen man czu spere reitet, und spere adder hüvehyszen uff hebet, der sal is vorbüssen mit eyme schillinge. — Wenn demnach Simon Grunau und andere Chronisten diese Fastnachtsturniere in ihrer Mittheilung, daß vor 1518 Turniere in Preußen gehalten worden sein, gemeint haben, so ist ihre Nachricht wahr und Voigts Zweifel Geschichte Preußens **IX. 528. Anm. 4. unbegründet.

getanzt und gebiegelt; wobei natürlich der erste Tanz zu Ehre des Siegers aufgeführt wurde; dann folgten Vögte, Aelterleute und der Rath. Daß der Sieger manche Unkosten hatte ist begreiflich; dafür genoß er aber auch, wenigstens seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts manche Vergünstigung; er war von Wachdienst, Scharwerk und allen bürgerlichen Leistungen frei und erhielt einiges Holz aus dem Stadtwalde und einen Wiesenmorgen zum Benutzung. — Die Plätze im Saale waren vorzüglich nach Geschlecht und Alter vertheilt; es gab eine Jungfernbank, eine Altväterbank, eine Pieperbank u. a.; und daß, wie beim Zechen, so auch beim Tanze streng und oft bis ins Kleinste auf Ordnung und Sitte gesehen wurde, lag im Geiste jener Zeit. Es hat daher nichts auffallendes, wenn 1566 einige junge Leute, welche während des Tanzes sich „verdreht und Schnippchen geschlagen" hatten, vors Hofgericht zur Bestrafung gezogen wurden, oder wenn zwei die 1573 ohne Rock getanzt hatten, sich verbergen mußten, und wenn der Rath 1600 die Jungfrauen verwarnen läßt, „daß sie nach beendigtem Tanze, wenn die Tänzer sie losließen, nicht wie Schafe durcheinander laufen sollten." Am Aschermittwoche wurden bis 1576 Karnevalsbelustigungen angestellt. Damals schaffte der Rath dieselben ab, indem er ausdrücklich die „Mummerei" verbot und befahl, am Mittwoch züchtig zu leben und keine Gaukeleien zu machen." Die Turniere in Braunsberg hatten im Ermelande wenigstens eine gewisse Berühmtheit erlangt und wohl in diesem Sinne nennt sie der Rath mehrfach „den Ruhm der Stadt." Zweimal lassen neue Bischöfe, die davon gehört hatten, bei ihrem ersten Besuche in Braunsberg die ganze Fastnachtsfestlichkeit anordnen. Das erste Mal war es Bischof Radziejowski, welcher am 29. Sept. 1681 dort hinkam. Er wurde von einer Compagnie zu Pferde und vier Compagnien zu Fuß, worunter hundert Geharnischte waren, eingeholt, durch Feuerwerke im Felde und auf dem Wasser und bei der Rückkehr von Frauenburg den 5. Octbr. auf besonderes Verlangen durch ein Stechreiten „ergötzt." Es war an einem Sonntage Nachmittags, als er vom Junkerhofe*) aus das „höchst berühmte Ritter- oder Tur-

*) Er stand da, wo jetzt das östliche Eckhaus der ersten Kirchenstraße (No. 210) gebaut ist.

nierspiel des Stechreitens" ansah. Mehrere Paare, heißt es, hätten sich tapfer gehalten. Abends war zu Ehren der polnischen Hofjunker Tanz. Die „kleine Collation," welche bei dieser Gelegenheit die Trabanten des Bischofs verzehrten, kostete 2985 Mark à 20 gr. — Auch dem Bischof Potocki veranstaltete auf besondern Wunsch der Rath 1722 ein Stechreiten aus vier Paaren.

Für die Sommervergnügungen hatte die Gesellschaft den Junkerschießgarten am München (Mönch)thore. Hier kamen die Brüder nach Belieben täglich zu bestimmten Stunden *) zur Unterhaltung und zu damals üblichen Spielen, zu gewissen Festen auch ihre Familien, zusammen; doch war jedes Spiel um Geld verboten **), so wie überhaupt nach den Artikeln eines besondern Privilegiums unter der Aufsicht besonderer Aelterleute auch hier alles geregelt war. Auch hier wurde von den Mitgliedern Gerste zu Bier geschüttet und namentlich für gutes Märzbier gesorgt. Jährlich um die Pfingstzeit war das Hauptfest, das Vogelschießen, wozu jedes Gewerk seinen eigenen Bogen nebst Zubehör haben mußte. Der Schützenkönig genoß ähnliche Vergünstigungen wie der Dankherr; er hatte einen Wiesenmorgen und war von Wache, Scharwerk und bürgerlichen Diensten frei. Erst im 17. Jahrhundert schießt man mit der Kugel nach der Scheibe; doch blieb das Vogelschießen mit der Armbrust noch einige Zeit nebenbei üblich.

Wenn Zeitumstände, wie Kriegsgefahr, ansteckende Krankheiten, Theuerung u. ä. es erheischten, dann wurden Hof und Garten nicht geöffnet. Oefter geschah dieses gegen Ende des 17. Jahrhunderts. So war der Hof von 1660 bis 1695 und zur Zeit der nordischen Kriege 25 Jahre geschlossen. Im Jahre 1681 hatte es der Rath „wegen des gesehenen großen und erschrecklichen Kometen, wie auch des einfallenden Reichstages in Polen, für heilsam befunden, die Fröhlichkeit auf dem Junkerhofe einzustellen," gab aber den Bürgern nach, als diese um Oeffnung des Hofes

*) Itē wen dy glocke IX slet des herbestes und dez zommers wen sy X slet zo sullē dy alderlute czu slissen, islicher by 1. tonnē birē. — Ytē wen dy glocke eyn slet noch mittaghe zo sal mā schenken vnd nicht eer, vnd wen dy glocke vire slet zo sullē dy alderlute czu slissen by 1. tonnē birs.

**) Ytē zo vorbyte wir alle spiel ume pfennynghe czu taghe und czu der nacht by 2 tonnē bires.

baten — und die Vergnügungen einzustellen versprachen, falls traurige Nachricht vom Reichstage einginge. Als der Erzpriester davon hörte, eiferte er von der Kanzel dagegen. Der Rath wandte sich deßhalb an den Administrator der Diöcese; und dieser gestattete die Festlichkeiten, „da nichts übles vom Reichstage zu hören sei." In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten die Kriegsunruhen und die häufig wiederkehrenden ansteckenden Krankheiten (gewöhnlich Pest genannt) das Vermögen der Bürger so sehr geschmälert und ihren Lebensmuth so sehr niedergedrückt, daß auch das Interesse für diese Vergnügnngen sehr geschwunden war. Zu wiederholten Malen weigerten sich Rathsherrentöchter die Wahl als Dankjungfrauen anzunehmen; und der Rath mußte solchen „Eigensinn" durch die Androhung zurückdrängen, daß ihnen nicht erlaubt werden würde, ihre künftige Hochzeit auf dem Hofe zu feiern. Auch suchte der Rath durch außerordentliche Mittel, indem er bald dem Schenker eine vortheilhaftere Stellung verschaffte, bald dem Dankherrn besondere Begünstigungen gewährte, bald den Hof früher zu öffnen gestattete, die Theilnahme rege zu erhalten; allein um die Mitte des 18. Jahrhunderts klagten die Vögte schon, daß die Brüderschaft zu Grunde gehe, weil die Zusammenkünfte nicht besucht würden und wenige neue Brüder zuträten. Noch immer aber sind die Rathsherrn und angesehensten Einwohner der Stadt Mitglieder der Gesellschaft. Gewöhnlich ließen sich auch die bischöflichen Burggrafen zuweilen auch auswärtige Herren einschreiben. 1684 tritt Friedrich Graf Dohna ein, 1676 Friedrich v. Brandt; dieser freilich mit einem vielleicht stolzen Seitenblick; denn er hat seinem Namen das Distichon beigeschrieben:

Si fueris Romae, Romano vivito more,
Si fueris alibi, vivito sicut ibi.

1720 ist Casimir v. Hertzberg eingetragen, 1729 die Grafen Vincenz und Felix Krasicki. 1741 wird das Silberwerk der Brüderschaft: 2 Kronen, die Wandleuchter, 2 Pokale, 2 Weintrauben, die Lilie, der Lebensbaum, der Strafbecher, der Christoph, der Wallfisch, der Dank mit 8 Schildern u. a. ins Aerarium des Rathhauses abgeliefert. 1760 droht der Hof einzustürzen. Er wurde zwar gebrochen, doch hoffte man ihn wieder aufzubauen;

denn die Materialien wurden aufbewahrt und sogar das Nachbarhaus zur Vergrößerung dazu gekauft. Und als 1771 der Bischof die Baustelle für ein collegium nobilium ankaufen wollte, schlug der Rath das Gesuch aus demselben Grunde ab; allein die spätern Zeitereignisse haben jenen Plan vereitelt. Doch löste sich die Brüderschaft nicht auf, sondern mit Beibehaltung der kirchlichen Feier blieb sie als Begräbnißgilde bestehen; und als solche besteht sie noch. Sie führt auch noch die Namen (Junker-) Hofbrüderschaft oder von ihrem Schutzpatron Georgenbrüderschaft, wie die Gesellschaft schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zuweilen und im 18. Jahrhundert gewöhnlich hieß.

Die Liedertafel in Königsberg.

Am 6. Dezember 1849, dem Stiftungstage der Liedertafel, feierte diese ihr 25jähriges Jubiläum und ihren Todestag, sie hielt ihre letzte ordentliche Sitzung! Am Ende der Sitzung wurden die Noten quartettweise unter die Mitglieder verloost, und die Partituren dem Sängervereine mit der Bedingung geschenkt, daß dieselbe wiederum seinem Nachfolger zu eigen übergeben werden sollten. Der letzte Meister der Liedertafel, Referendarius Gruihn erhielt den Auftrag, den 6. Dezember durch Annonce in den Zeitungen die Mitglieder zum Stiftungs- und Todtenfeste einzuladen. Die Liedertafel hat 25 Jahre in ihrem Kreise und außerhalb vortheilhaft für die Kunst gewirkt, und die Zahl der Talente, die als Sänger, Componisten und Dichter von ihr nach und nach aufgenommen wurden, ist nicht gering. Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Der Medicinalrath Dr. Hagen.

Eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertsten Geburtstage

24. Dezember 1849.

I.

Ueber die wissenschaftliche Bedeutung K. G. Hagen's.

Vom Prof. Dulk.

Weit, sehr weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus steht der Name des Mannes, dessen Gedächtniß wir erneuern, in dem ehrenvollsten Andenken; und wird in den Annalen der Wissenschaft stets mit hoher Achtung genannt werden. Wie viel er als Lehrer an der Universität durch seine Vorträge über die verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen geleistet hat, was nur bei seiner so vielseitigen wissenschaftlichen Bildung zu leisten möglich war, ist zu allgemein bekannt, hat seiner Zeit die dankbarste und ehrendste Anerkennung seiner zahlreichen Schüler aus allen Ständen gefunden, als daß es nöthig wäre, seine hiedurch um unsere Provinz, wie um wissenschaftliche Bildung im Allgemeinen, erworbenen Verdienste besonders hervorzuheben. Aber die wissenschaftliche Bedeutung K. G. Hagen's im weiteren ausgedehnteren Kreise näher zu bezeichnen, erscheint als nothwendige Ergänzung einer geschichtlichen Erinnerung an ihn, wozu jedoch wenige Zeilen hinreichen werden; denn wo das Verdienst so hell strahlt, da bedarf es nicht vieler preisender Worte.

Was zuerst die Chemie betrifft, so fiel Hagen's Lebenszeit in eine höchst merkwürdige Epoche der Wissenschaft. Zweimal erfolgte ein Umsturz des wissenschaftlichen Systems, zweimal mußte Hagen, der gewonnenen Einsicht folgend, der bisher als richtig angenommenen Theorie entsagen, und endlich noch im vorgerückten Lebensalter eine dritte neue Theorie in der Wissenschaft, die er stets mit jugendlichem Eifer verfolgte, anerkennen. Stahl, der berühmte Erfinder des Phlogistons, der Gründer der, man kann

wohl sagen, ersten wissenschaftlichen Theorie in der Chemie, war erst im Jahre 1734 gestorben, und das phlogistische System hatte sich die beistimmende Anerkennung aller Chemiker erworben, so daß auch Hagen in dem Sinne desselben wirkte. Doch es nahte eine nicht nur für die Völker durch die französische Revolution, sondern auch für die Wissenschaft stürmische Zeit, denn Lavoisier's großer Geist, der Wissenschaft eine neue Bahn vorschreibend, und auf derselben durch die mit fast beispielloser Ausdauer ausgeführten, und durch die wichtigsten Resultate gekrönten Untersuchungen fortschreitend, brachte, indem er zuerst 1785 dem Phlogiston offen den Fehdehandschuh hinwarf, einen Umsturz in der Wissenschaft und die Nothwendigkeit hervor, dem bisherigen phlogistischen System als unhaltbar zu entsagen, und sich der von ihm aufgestellten antiphlogistischen Theorie zuzuwenden. Hagen gehörte mit zu den ersten Chemikern Deutschlands, die sich für dieselbe erklärten, und sich auf der neu eröffneten Bahn der Förderung der Wissenschaft hingaben. Doch schon nach 15 Jahren nahte, freilich noch in der Ferne, eine die neue mit Recht durch alle Länder Europas mit der höchsten Anerkennung begrüßte Theorie, die so großen für alle künftigen Zeiten gesicherten Gewinn der Wissenschaft gebracht hatte, bedrohende Gewitterwolke, denn das Jahr 1800 gebar die vielleicht für alle Zeiten folgenreichste Entdeckung der nach ihrem Entdecker genannten Voltaïschen Säule, wozu Galvani die erste Veranlassung gegeben hatte. Dieser Apparat, oder vielmehr die nach seinem Princip verschiedentlich construirten Apparate haben dem menschlichen Forschungsgeiste Geheimnisse der Natur enthüllt, die uns mit Staunen erfüllen, die jedoch hier nicht einmal angedeutet werden können. Für unsern Zweck genügt es zu erwähnen, daß die an den Polen der Voltaïschen Säule auftretenden chemischen Erscheinungen ein neues Erklärungsprinzip für dieselben darboten, dessen Uebereinstimmung mit den festgestellten Erfahrungen nicht in Abrede gestellt werden konnte, so daß mit dem Jahre 1806 eine neue Theorie in der Chemie, die electrochemische, als begründet betrachtet werden kann, und Hagen sich genöthigt sah, seinen chemischen Glauben zum dritten Male zu wechseln, wobei es jedoch unverändert seine Aufgabe blieb, auf praktischem Wege zur Förderung der Wissenschaft beizutragen, wovon sein mehrmals aufgelegtes Lehrbuch der Chemie rühmliches Zeugniß giebt.

Von den Verdiensten Hagen's um die anderen von ihm auf der Universität vertretenen Wissenschaften verdienen noch ganz besonders seine Verdienste um die Botanik hervorgehoben zu werden, die bis ins hohe Alter zu seinen Lieblingswissenschaften gehörte, und der er mit ungeschwächtem Eifer zugewandt blieb. Seine botanischen Werke, von den Jüngern dieser Wissenschaft hoch geachtet, haben ganz wesentlich zur Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen, ganz besonders aber noch zur Verbreitung der Kenntniß der in unserer Provinz vorkommenden Pflanzen beigetragen, so daß namentlich seine Chloris borussica bei botanischen Excursionen ein, man kann wohl sagen, unentbehrlicher Begleiter und Rathgeber war.

Hagen's Lehrbuch der Apothekerkunst darf endlich nur genannt werden, um die ganze Bedeutung dieses Werkes für die wissenschaftliche Stellung der Pharmazie, welche sie einnimmt, bemerklich zu machen. Mit der Erscheinung dieses Werkes gewann erst die wissenschaftliche Stellung der Apotheker neben der technischen festen Grund und Boden, indem es nicht mehr einzelne Apotheker, von denen schon mehrere vor und neben Hagen, wie wir dankbar anerkennen wollen, als wahre mitunter höchst einflußreiche Jünger der Wissenschaft sich bewährt hatten, als ihre Aufgabe betrachteten, neben der praktischen auch die wissenschaftliche pharmaceutische Ausbildung sich anzueignen, sondern dem in die Pharmazie eintretenden Jüngling, indem er Hagen's Lehrbuch der Apothekerkunst, welches in fast unglaublich kurzer Zeit als in jeder Apotheke unentbehrlich sich herausgestellt und nach und nach in 8 Auflagen allgemeine Verbreitung gefunden hatte, in die Hände bekam, stellte sich die Nothwendigkeit klar vor Augen, wenn er sich nicht zum bloßen Handlanger herabwürdigen wollte, einen Theil wenigstens derjenigen Wissenschaften, auf welche die Pharmazie basirt ist, also hauptsächlich Chemie, Physik und Botanik, sich anzueignen, und hiezu fand er in dem vorliegenden Lehrbuche eine so gründliche und damals genügende Anleitung, daß bei einem gehörigen und sorgfältigen Studium desselben die erforderliche wissenschaftliche Bildung fast allein aus dieser Quelle erworben werden konnte. Ein solches Lehrbuch konnte aber auch nur von einem Manne kommen, der, wie Hagen, in jenen Wissenschaften sich auf heimischem Boden befand, und aus dem eigenen großen Besitz nur

das Erforderliche mittheilte. Hat nun bei dem allgemeinen Fortschreiten in den Wissenschaften auch die Pharmazie einen so großen Umfang gewonnen, daß es jetzt fast bedenklich erscheint, ein besonderes die in die Pharmazie einschlagenden Wissenschaften abhandelndes Lehrbuch für dieselbe zu verfassen, so hat Hagen's Lehrbuch nicht nur damals segensreich gewirkt, sondern auch jetzt noch erfreuen wir uns der wesentlichen Förderung, welche durch dasselbe der Pharmazie zu Theil wurde, und es gereicht uns zur Genugthuung, im Namen aller Pharmaceuten dieses dankbar anzuerkennen.

II.

Karl Gottfried Hagen's Leben und Wirken.

Die ältesten Hagen in Preußen, soweit die gesammelten urkundlichen Nachrichten hinaufreichen, kommen zur Zeit des Markgrafen Albrecht vor. Zwei Vetter Hagen im Amte Balga führen beim Fürsten Beschwerde über ihren Oheim im Jahre 1584 *). Von dem Städtchen Schippenbeil leitet aber die Familie Hagen ihren Ursprung her, die die Hofapotheke in Königsberg zunächst als ihr Stammhaus erkennt und die als eine Apotheker-Familie bezeichnet werden kann nach dem vorstechenden Zug, der die Mehrzahl der Mitglieder in ihren Bestrebungen bestimmte. Wenn Karl Gottfried Hagen in seiner Person den Naturforscher, den Arzt und den Apotheker verband, so waren seine Verwandten zum großen Theile entweder Naturforscher oder Aerzte oder Apotheker. Zur ersten Klasse gehören der Großvater seiner Gattin, ein Schwager und zwei Schwiegersöhne, zu der der Aerzte ein Neffe und zwei Enkel und endlich zu der der Apotheker sein mütterlicher Großvater, sein Vater, ein Bruder, zwei Schwäger, drei Neffen und ein Enkel. Bei einer solchen, schon aus dieser Angabe ersichtlichen Ausdehnung ist die Familie selbst für den, der sich zu

*) Die Originalschrift ist vorhanden wider den Vatersbruder Broslen, der die Handveste über ihr Gut nach Braunsberg entführt hatte. Die „gefettern" Hans und Michael Hagen werden wohl nur Namensvetter der folgenden seyn.

ihr zählt, schwer zu überschauen, um so schwerer als durch vielfache Verschwägerungen der Mitglieder, eine Concentrazion bewirkt ist, die die Fäden nur um so wirrer in einander schlingt.

Apotheker und Aerzte des Namens Hagen gab es in Schippelbeil schon in der zweiten Hälfte des 17. und in dem ersten Dezennium des 18. Jahrhunderts, von denen die folgenden nicht in gerader Linie abzustammen scheinen. Wie sie keine Erben hinterließen, so sind auch die verwandten Familien Stendel, Heling, Schönwald, Grosmann*) ausgestorben. Nebst der Familie Kahle (ursprünglich Kahl) hat sich nur die Familie Hagen erhalten und zwar durch wunderbare Fügung, da diese eben auf dem Punkt stand, in Schippenbeil zu verlöschen.[1]

Gerade 100 Jahre vor K. G. Hagen war in Thüringen in dem großen Dorfe Udestedt Johann Georg Hagen geboren, der in Schippenbeil sich mit der Tochter des Vice-Bürgermeisters Stendel vermählte und daselbst als praktisirender Apotheker und Rathsherr lebte**). Er sah sich in seinem Geschäft beeinträchtigt und verlangt 1683 ein Privilegium, damit ihm der Verdienst nicht durch „Landstreicher und Quacksalber" geschmälert werde, zu dessen Ertheilung von Potsdam aus ein Gutachten des Magistrats gefordert wird. Sein Sohn Johann Conrad Hagen, der als Dr. med. in Jena promovirt und eine Dissertazion***) in Königsberg vertheidigt hatte, starb bald darauf am Blutsturz 1709.

Nach einer in der Familie von Mund zu Mund überlieferten Nachricht war der Stammvater der jetzt lebenden Hagen aus Lübeck gebürtig †). Wahrscheinlich ist es, daß er der Lübecker ge-

*) Der bekannte Pfarrer D H. Grosmann machte aus Liebe zur Vaterstadt kolossale Studien zu den von ihm 1778 herausgegebenen „Gesammlete Nachrichten von der ostpreußischen Stadt Schippenbeil." In ihnen gehören die mühsam angelegten Stammbäume der verschiedenen Familien, die mit der seinigen in verwandtschaftlicher Verbindung standen.

**) In der Kirche hinter der Kanzel befindet sich der Leichenstein mit der Inschrift: Monumentum exuviis Domini Ioh. Georg. Hagen Udest. Thur. med. pract. et senatoris huius civitatis Schiff. nat. 1649 d. 7. Septemb. denat. 1693 d. 12. August. Post derelicta vidua Cath. nata Stendel. nata 1660 d. 4. Oct. Grosmann Ges. Nachr. S. 88.

***) De febre virginum amatoria. Regiom. 1708. Grosmann Ges. Nachrichten S. 177.

†) In den „Abhandlungen chemischen und physikalischen Inhalts von Hein-

nannt wurde, weil er als Handwerker in Lübeck gearbeitet haben mogte. Wie jener Apotheker wird auch er aus Thüringen entsprossen seyn, mit dem er durch die Heirath, die er mit einer jüngern Tochter des Vice-Bürgermeisters Stendel in Schippenbeil schloß, doppelt verwandt wurde. Gottfried Hagen war Buchbinder (Verwandte, die dasselbe Gewerbe betrieben, lebten in Bartenstein) und heirathete Christina Stendel. Wahrscheinlich genossen sie nur kurze Zeit das Glück der Ehe, denn sie hinterließen (obwohl die Frau 42 Jahr alt war) nur ein einjähriges Kind und nach der gewöhnlichen Kunde nur ein einziges. 1710 und 1711 war es, als eine fürchterliche Pest in dem Städtchen wüthete. Aus Furcht vor Ansteckung wurden die Wohnungen erkrankter Personen nicht betreten, so daß eine Verwandte, geborne Stendel, nicht anders ihr Testament machen konnte, als daß sie ihre letzte Willensmeinung durch das geöffnete Fenster laut erklärte gegen einen Magister und einen Gerichtszeugen, die auf der Straße standen. Die Seuche ergriff auch die Eheleute und raffte sie plötzlich hin. Die Mutter starb am 17. Dez. 1710 mit dem Kinde an der Brust. Dieses lebte und durch das Schreien gerührt drang der jüngste ihrer Brüder, wie erzählt wird, in das der Rathsverfügung gemäß vernagelte Haus und rettete den zwölfmonatlichen Knaben *). Nach einer andern noch weniger zuverlässigen Lesart

rich Hagen" die nach des Verfassers Tode 1788 erschienen, wird dessen Lebenslauf mitgetheilt. Hier liest man, daß G. Hagen aus Lübeck gebürtig in der Buchbinderkunst eine vorzügliche Geschicklichkeit besaß. Mit Andeutung des Unwahrscheinlichen, daß zwei Hagen Schwäger wurden, von denen der eine aus Thüringen, der andre aus Lübeck nach Schippenbeil gekommen seyn sollte, möge in Betreff der jüngsten Tochter H. Hagen's hier ergänzt werden, daß Regine Wilhelmine mit dem Medizinal-Assessor Jacob Heinrich Schulz in Königsberg, Besitzer der Bären-Apotheke, verheirathet wurde und daß Juliane Caroline mit dem Pfarrer an der haberbergschen Kirche Georg Michael Sommer in kinderloser Ehe lebte.

*) Wie in den angeführten von K. G. Hagen mit Anmerkungen und einer Vorrede begleiteten „Abhandlungen" werden Züge aus dem Leben Heinrich Hagen's auch in der Standrede mitgetheilt, die D. W. Kahl an seinem Sarge 1772 hielt. Nachdem er die Vortheile eines langsam herannahenden Todes geschildert, heißt es: „Man riß (nicht Stendel?) ihn als Säugling von der Brust der erblassenden Mutter und er wurde, nach dem darauf eben so schleunig erfolgten Tode seines Vaters, von dem Bruder seiner Mutter verpflegt." Grosmann Ges. Nachrichten S. 55.

wurde die Mutter vor ihrem Verscheiden auf einem Pestkarren nach dem Krankenhause geführt. Unterwegs sah sie durch die Luftlöcher des Gehäuses ihren älteren Sohn, der eben in die Schule ging. Aus Zärtlichkeit vergaß sie der Gefahr, die sie ihm bereiten konnte, indem sie als letzte Liebesgabe ihm einen Apfel zuwarf. Es wird bemerkt, daß der Kleine den Apfel gegessen, ohne daß ihm das Krankheitsgift mitgetheilt wäre. Von diesem soll die Familie Hagen in Pillau abstammen. Der Knabe, den Gottfried Stendel von Muth und Mitleid durchdrungen dem nahen Tode entrissen, war Heinrich Hagen, am 4. Okt. 1709 geboren. Sein Wohlthäter blieb bis zum Tode ihm der treueste Vater. Stendel war Besitzer der Apotheke und hatte die „Apothekerkunst" bei seinem 1693 verstorbenen Schwager ausgelernt, wie wir aus dem zwischen beiden aufgenommenen „Lehrcontract" ersehn*). Er bildete sich zum Apotheker und „berühmten Practicus" aus und war zugleich Richter. Innigst für seinen Pflegling besorgt, brachte er ihn nach zurückgelegtem ersten Kindesalter in dem Hause eines Predigers in Lyck unter, nahm ihn alsdann zu sich und ließ ihn, der sich der Pharmacie widmete, in der Vaterstadt, in Königsberg, in Thorn und in Berlin sie praktisch und wissenschaftlich studiren. Der neunzehnjährige Jüngling war reif der Apotheke vorzustehn, die Stendel mit seinem Vermögen 1737 auf ihn vererbte. Ein Jahr nach seinem Tode fand er einen neuen Vater in dem Kaufmann und Apotheker Johann Georgesohn in Königsberg, dessen älteste, aber gar jugendliche Tochter er 1738 heimführte. In seiner Schwiegermutter, einer Schippenbeilerin, verehrte er nicht allein eine Verwandte, sondern auch

*) Die Lehrzeit, die er 1686 antrat, dauert sechs Jahre, während welcher Zeit er mit nothdürftiger Kleidung ohne Weißzeug versehen werden muß. Wenn er Krankengeld (ein Trinkgeld für das Tragen der Arzeneien in die Häuser der Kunden) erhält, so muß er es dem Brotherrn geben. Gar vieles hat er genau zu beachten „insonderheit, wenn ihm ein vorgeschriebenes Recept zu präpariren anvertraut wird, selbiges mit gutem Bedacht und Fleiß zu verfertigen, und so ihm eine und andere vorgeschriebene Species unbekannt, soll er den Herrn und Gesellen deswegen befragen und nicht nach seinem Gutdünken quid pro quo ohne Verstand nehmen oder unter die Medicamenta mischen." Er soll „keine treibende Medicamenta ohne Bewußt des Herrn verdächtigen Personen geben." u. s. w.

diejenige, die nach dem Tode der Mutter ihm mütterliche Pflege angedeihen ließ. Georgesohn hielt es mit der Goldmacherkunst und darum gab er das merkantilische Geschäft auf und kaufte die Hofapotheke, um Nächte hindurch im Laboratorium die geheimnißvollen Experimente fortzusetzen. Als er einen großen Theil seines Vermögens zugesetzt, fand er es für gerathen, wieder mit dem Handlungshaus die Apotheke zu vertauschen. Obgleich die Tochter Maria Elisabeth erst das vierzehnte Jahr zur Zeit der Vermählung zurückgelegt, so besaß sie doch eben so viel Bildung als Verständigkeit, ebenso viel Liebe als Berufstreue, um Mann und Kinder wahrhaft zu beglücken, so daß ihre Enkel ihr noch ein dankbares Andenken bewahren. Heinrich Hagen schrieb in sein Gedenkbüchlein: „Der Herr sei gelobet, der uns eine friedfertige und gesegnete Ehe gegeben hat." und ihr Sohn Karl setzte nach langer Jahre Verlauf unter ihren theuern Namen: „Have candidissima anima!" Und in einer kurzen Lebensbeschreibung (die derselbe für seine Kinder zehn Jahre vor seinem Tode aufgezeichnet) rühmt er ihr gerührt nach, wie sie durch edelste Einfalt in den Sitten, durchdringenden Verstand, einen hohen Grad von Sanftmuth, Thätigkeit in einer großen Wirthschaft, beständige Sorgfalt für ihre neun Kinder, Zufriedenheit und Ergebenheit bei harten Schicksalen, ungeheuchelte Frömmigkeit befähigt gewesen, Frohsinn im häuslichen Zirkel zu verbreiten. Gleichfalls ward Heinrich Hagen wegen seiner Rechtschaffenheit, seiner Kenntnisse und seines Geistes hochgeschätzt und darum von seinen Mitbürgern zum Rathsherrn erhoben. Aber es erschien ihm die Vaterstadt zu enge, da er die Welt in großen Verhältnissen zu sehen Gelegenheit gehabt, um so mehr, als er für seinen wissenschaftlichen Eifer keine Nahrung fand. Er kaufte 1746 von seinem Schwiegervater die Hofapotheke in Königsberg. Diese besteht seit der Regierung des Herzogs Georg Wilhelm, der einen Feldapotheker Namens Wilde durch das Geschenk des Hauses, das ursprünglich zum herzoglichen Hetzgarten gehörte, und durch ein Privilegium für die zu errichtende Hofapotheke begnadigte. Als der neue Besitzer das Geschäft antrat, hatte sich nur in dem Namen Hofapotheke die Erinnerung ihrer Bevorrechtung erhalten. Wenn der Adler, unter dessen Flügeln wohl nur die Apotheke in der Junkerstraße stehen sollte, jetzt über den Eingängen der meisten Apotheken prangt, so

gab Heinrich Hagen als Hofapotheker doch jener den Vortheil des Privilegiums als ein, wie er glaubte, nicht zu verkümmerndes Erbtheil zurück. Alle aus königlichen Kassen zu berichtigenden Arzeneien mußten aus der Hofapotheke entnommen werden. Die Offizin kam durch ihn in Aufnahme. Durch seinen Eifer für chemische Forschungen, um so mehr als er durch Mittheilung in hiesigen Zeitungen für sie ein allgemeineres Interesse weckte, gab er ihr und der Apothekerkunst überhaupt Ansehn, die er dem handwerksmäßigen Treiben zu entziehen beflissen war. Er leitete das Streben seines Sohnes und Nachfolgers ein. Wenn er nicht Bücher schrieb so Abhandlungen*). Er war nicht Professor, aber er fand dennoch Veranlassung, vor Studirenden Vorträge über Chemie zu halten. Als Apotheker konnte er es nicht zu einem Medizinalrath bringen, aber zum Assessor des Collegii medici ernannt füllte er seine Stelle in Ehren aus. Was er im Bereich der Wissenschaft leistete, blieb nicht unbeachtet und unter andern stand er mit Marggraf in Berlin in Briefwechsel und ihm widerfuhr, wie er schreibt, eine Auszeichnung, die vor ihm noch keinem Hofapotheker zu Theil geworden, indem nämlich die gelehrte Gesellschaft in Frankfurt ihn zu ihrem Mitgliede erwählt hatte. Unter

*) Zwischen 1757 und 1771 ließ er neun (eigentlich acht) Abhandlungen in den Königsbergschen Frag- und Anzeigungsnachrichten und in den Königsbergschen Kanterschen gelehrten und politischen Zeitungen drucken Mehrere wurden in dem Hamburgischen Magazin und eine in einer in Bern besonders herausgekommenen Schrift nachgedruckt. In gelehrten Zeitschriften wurde ihr Werth anerkannt. In den von K. G. Hagen 1778 herausgegebenen, mehrfach erwähnten „Abhandlungen“ vermißt man die „Chymische Prüfung des Hofraths Ehrenreichs Alcohol Aceti.“ Vgl. Kahl's Standrede S. 12. Grosmann Gel Nachr. S. 174. Unter den Abhandlungen ist eine Untersuchung einer Salzquelle in dem Dorfe Ponnau.“ Im Jahre 1764, wie wir in den Beiträgen zur Kunde Preußens I. S. 245 lesen, wurde von der Ostpreuß. Kriegs- und Domainenkammer dem Verf. das Wasser zur Untersuchung übergeben. Er sagt: dasselbe sey so salzhaltig, daß „die Einwohner im Dorfe Ponnau von dem Gebrauch dieses Salzes zu ihren Speisen den Vortheil haben, daß sie dieselben nicht salzen dürfen“ dennoch verneint der Verfasser die Frage „ob es vortheilhaft seyn würde, dieses Brunnenwasser zu Salz einzusieden.“ Er wußte nicht, daß bereits drei Jahrhunderte vorher, sich die Unzweckmäßigkeit, wie es scheint, durch Versuche im Großen herausgestellt hatte. Die Salzsiederei in Ponnau, bei der sachkundige Arbeiter zwischen 1399—1406 beschäftigt waren, hörte auf und wurde vergessen. Voigt Gesch. Preußens. VI. S. 392.

den jungen Leuten, die er zu Pharmaceuten ausbildete, befanden sich zwei Söhne und wahrscheinlich Rose aus Berlin, der Großvater der drei der Pharmacie und den Naturwissenschaften huldigenden Brüder Rose. Wie die Väter, waren auch die Söhne Hagen und Rose wieder Freunde nnd das innige Verhältniß, so wie der damit verbundene Verkehr zwischen Königsberg und Berlin dauerte fort bis zu den folgenden Generazionen. Nach der Wohlthat einer stets blühenden Gesundheit, deren sich Heinrich Hagen zu erfreuen gehabt, sank er auf ein mühseliges, langes Krankenbett, das er nicht wieder verließ. Durch sein Leiden, welches erst mit seinem Hinscheiden am 12. Oct. 1772 endigte, wurde tief das Glück des Hauses und das Ansehn der Apotheke erschüttert.

Sein ältester Sohn Johann Heinrich Hagen folgte ihm nach drei Jahren im Tode nach in einem Alter von 37 Jahren. Seine Liebe zur Geburtsstadt Schippenbeil bewährte er durch den Antheil, den er an Grosmann's „Gesammleten Nachrichten" dieser Stadt nahm. Das Bild zu dem gestochenen Prospekt und ein Lobgedicht rührt von ihm her *). Handschriftlich existirt von ihm eine Naturbeschreibung der Umgegend Schippenbeils vom Jahre 1772. In Königsberg studirte er die Pharmacie und machte in Berlin, wo er die Experimental-Chemie bei Rose hörte, sein Examen. Er ward Besitzer der Löwen-Apotheke im Kneiphof. Man versprach sich viel von seinem wissenschaftlichen Wirken

*) Grosmann Ges. Nachrichten. S. 190. Einzelne Verse daraus:

Ich sing von Schippenbeil,
Es ist der Mittelpunkt vom ganzen Königreich,
Um den der Allenfluß sich zweimal schlängelnd bieget. —
Kein Berg, kein schwarzer Busch verhindert den Prospekt;
Hier kann ich ganz gemach an diesem Strome gehen. —
Er rollt vom Steinenheer mit schnellem Sausen ab.
Die Guber seh' ich dort ihm schon entgegen rennen,
Die ihm an jener Mühl' ein schäumend Küßchen gab. —!
Kein braun betheertes Schiff muß diese Fluten schneiden,
Gewürz von Indien schwimmt nie nach Schippenbeil. —
Kurz meine Vaterstadt ist lustig anzusehn.

Ein anderes charakteristisches Gedicht „Das Erbsenlied" ist auch von einem Vorfahren von dem 1701 verstorbenen Caspar Heling verfaßt.

und nicht allein in seiner Heimat, denn er hatte die Ehre zum Mitglied der neugestifteten naturforschenden Gesellschaft in Berlin erhoben zu werden *).

Karl Gottfried, der fünfte der neun Nachkommen Heinrich Hagens wurde zu Königsberg am 24. Dezember 1749 geboren. Den ersten Unterricht empfing er von seinem Oheim, dem nachmaligen Pfarrer Georgesohn in Tiefensee, ehe er die altstädtsche gelehrte Schule besuchte, deren Rector Daubler sein Verwandter war. Eine Reihe tragikomischer Erinnerungen knüpfte sich an diese Periode. Als er im Winter einst auf einem Umwege über den Pregel aus der Schule nach Hause ging, versuchte er die Tragbarkeit einer auf einer aufgehauenen Stelle schwimmenden Eisscholle und wurde an dem Haarzopf aus dem Wasser gezogen. Vorwiegende Neigung hatte er, Prediger zu werden, und gab auf der Hochzeit seines eilf Jahre älteren Bruders schon eine Probe seines oratorischen Talents mit solchem Eifer, daß er beim stürmischen Eintreten in den Festsaal einen Gast mitsammt dem Stuhl umstieß, doch von Anfang an die eingelernte Rede: „Sie ist es die göttliche Religion, die dem Sterblichen dieses Thal der Thränen zum Paradiese umschafft“ — — so trefflich vortrug, daß er zur Belohnung an die Hochzeitstafel gezogen wurde. Der Vater, vielleicht weil er die Kosten des Universitäts-Studiums sparen wollte, wünschte, daß auch er Pharmaceut würde und schrieb ihn als Lehrling ein, da er gerade zur Akademie entlassen werden sollte. K. G. Hagen klein und schwächlich wuchs plötzlich und stieg zu einer ansehnlichen Höhe empor. Der Vater fürchtete jetzt, daß er zum Soldaten ausgehoben werden dürfte. Ein Verwandter Heling war, nicht anders als Gottsched, unmittelbar nach gehaltener Predigt dem drohenden Geschick, das seine Leibesgröße ihm verwirkt hatte, nur durch schleunige Flucht entgangen. Wenn dies auch früher geschehen war und unter Friedrich II nicht mehr in der Art riesenmäßige Rekruten eingefangen wurden, so erschien es doch als angemessen, daß K. G. Hagen durch Erwerbung des

*) Physikalische, chemische und mineralogische Abhandlungen machte er im Königsbergschen Intelligenzblatt und in den Frag- und Anzeigungsnachrichten bekannt. Einige sind in den Berlinischen Sammlungen und in den Berlinischen Mannigfaltigkeiten gedruckt. Grosmann Ges. Nachr. S. 175.

akademischen Bürgerrechts einer solchen Besorgniß zu begegnen suchte. Der Vater entließ ihn aus der Apotheke, nachdem er, wie in dem Zeugniß steht, „sich bis Januar 1766 als rechtschaffner und fleißiger Lehrling geschickt und beliebt gemacht, des Gesellenstandes vollkommen werth und tüchtig" sich gezeigt. Der Prof. Dr. med. C. G. Büttner, der Begründer der ersten anatomischen Anstalt in Königsberg, nimmt ihn in die Zahl der angehenden Mediciner auf. Auf dem von der philosophischen Facultät ertheilten Signum ist J. J. Quandt als Rector, C. Kowalewski als Kanzler und G. D. Kypke als Decan verzeichnet. K. G. Hagen studirte Medizin, versäumte aber nichts, um sich eine umfassende Bildung anzueignen. Er nahm thätigen Antheil an Pisanski's lateinischen Disputatorien, er war ein eifriger Zuhörer Kant's, dessen Freundschaft und Vertrauen ihn bis zum Tode beglückte, er besuchte fleißig die physikalischen Vorlesungen des Vice-Präsidenten Teske, dessen Enkelin nachmals seine Gattin wurde, nicht weniger die mathematischen des Professors Reusch, dem er bei Vertheidigung einer Dissertation *) zur Seite stand und ihm später durch verwandtschaftliche Verbindung noch näher trat. Wie sehr er auch den ausgezeichneten Arzt Orlovius, den genannten Büttner unter den medicinischen Professoren ehrte, so nährte er doch einen entschiedenen Widerwillen gegen das ärztliche Studium und nicht allein wegen des Mißlichen und Unzulässigen der Wissenschaft. Er erklärte oft, nichts Anatomisches anders als mit zugehaltener Nase lesen zu können. Lieber blieb er Apotheker, der er war. Da sein Vater starb, so mußte er die Apotheke übernehmen, schon aus Liebe zu seiner Mutter und seinen sieben noch im elterlichen Hause lebenden Geschwistern, von denen die jüngste Schwester nur sechs Jahre zählte. In einem Alter von 23 Jahren wurde er Familienhaupt, ohne vorläufig einen eignen Hausstand begründen zu wollen. Er lud sich eine Verpflichtung auf, zu deren Uebernahme ein seltenes Vertrauen in seine Kraft und zu deren Durchführung ein Aufgeben eines beglückenden Lebensplanes nothwendig war. Aus den Zeugnissen, mit denen ihn die Universitätslehrer ausstatteten, erhellet deutlich, daß sie ihn dem

*) Meditationes circa systema Euleri et Neutoni de luce et coloribus 1772.

praktischen Dienst zu entreißen und ganz für die Wissenschaft zu gewinnen wünschten *). Nichts Ungewöhnliches ist es, daß Gelehrte nach fruchtlosem Ringen von den Gebieten der Wissenschaft sich in die fetten Fluren hausbackner Thätigkeit flüchten. Hier war es ein Anderes. Auf der einen Seite ließ er ein ihm winkendes Glück entschlüpfen, um auf der anderen ein mühevolles Wesen zu ergreifen, ohne sich den ungewissen Erfolg zu verhehlen. Das Geschäft war während der Krankheit des Prinzipals zurückgekommen und eine neue Ordnung der Dinge eintreten zu lassen, war für den Augenblick nicht räthlich. Die Berechnung der Verlassenschaft machte verdrießliche Nachrechnungen unter Verwandten nothwendig. Die Ausgleichung erfolgte nicht nur in Liebe und Frieden, sondern ein Verwandter, der ihm nachmals verschwägerte G. F. Dorn, ein reicher Handelsherr, machte durch eine geliehene Summe den ungestörten Fortgang des Geschäfts und Hauswesens möglich. Um so gehässiger war die Stellung, in die Hagen zu den andern Apothekern trat. Man wollte ihn, der während der akademischen Studien die Pharmacie aufgegeben und kein Examen gemacht hatte, nicht als Collegen anerkennen. Man hielt das Zwischenreich, als ein solches betrachtete man seinen Wiedereintritt in das Geschäft, für den geeigneten Zeitpunkt, das Privi-

*) Virum iuvenem egregium Carol. Godofr. Hagen, Medicinae et Pharmaceuticae Cultorem, cum academicis studiis vacaret, meaque, in philosophicis institutione potissimum uteretur, literarum studiis impense deditum, nec ingenii solum dotibus, sed morum etiam honestate et decore conspicuum amabilem et in spem patriae succrescentem deprehendi. Qui, cum in quotibet litterarum genere non invita Minerva pedem promoturus fuisset, parentis sui de patria olim maxime meriti munus obire, quam in altiori gradu splendere maluit. Hunc, eundem in finem metropolim petentem cum votis persequar, simul hoc candido testimonio munere et, quantum per tenuitatem nominis licet, omnibus, penes quos est iuventutis promovendae et potestas et studium, de meliori nota commendare volui. Regiom. Pruss. d. 9. April. 1773. Immanuel Kant Log. et Met. Prof. Ord. — J. C. Bohlius, der sich einen der letzten Schüler Börhaave's nannte und regis archiater Prof. med. prim. sagt gleichfalls in Beziehung zu der zur Prüfung nach Berlin zu unternehmenden Reise: Ornamentum saeculi votis comitor cum abundantissimae felicitatis acclamationibus dimitto invidenda semper fata felicissimumque ex itinere ad patrios lares reditum pio et sincero adfectu adprecatus.

legium von Neuem der Hofapotheke zu entreißen. Der Apotheker Mejo auf dem Steindamm schien es auf den Ruin derselben abzusehn, der gerichtlich einen Protest gegen den unbefähigten Prinzipal und gegen das Bestehen der Bevorrechtung einlegte. Die Sache wurde durch einen königlichen Spezial-Befehl dahin entschieden, daß wenn die Wittwe einen approbirten Provisor annähme und der Sohn in Berlin die Prüfung bestünde, die Rechte der Hofapotheke nicht anzufechten seyen. Von den treusten Wünschen seiner Freunde und Verwandten begleitel, begab sich Hagen auf Reisen. Die Fahrt nach Berlin war vor der Zeit des Chausseenbaus noch eine Begebenheit, ein bedeutsamer Abschnitt in der Reihe des Erlebten — um wieviel mehr für ihn, der durch den Ausfall des Bevorstehenden das Schicksal einer Familie entschied. In Berlin stand ihm das Haus Rose offen. Gehülfe in der Hofapotheke war eine Zeitlang der Assessor V. Rose gewesen und bewährte sich jetzt als sein innigster Freund. Durch Briefwechsel war er bereits dem nachmals berühmten Klaproth bekannt, der in der Roseschen Apotheke condizionirte und sein Freund für alle Zeiten wurde. Unter den in Berlin erworbenen Gönnern stand obenan der Geheimerath Cothenius, an den er durch Büttner empfohlen war. Wieviel Auszeichnungen und Liebesbezeigungen ihm auch im Auslande in späterer Zeit gezollt wurden, so erinnerte er sich stets mit dankbarster Empfindung seiner ersten Aufnahme in Berlin. In der erwähnten Lebensbeschreibung spricht Hagen sich folgendermaaßen aus:

„Den Geheimerath und ersten Kgl. Leibarzt Cothenius hatte ich das Glück, durch einen Zufall ganz für mich zu gewinnen. Es traf sich nämlich damals, daß Friedrich II eine kupferne papinianische Maschine, welche die Gestalt der übereinander gesetzten Magdeburger Halbkugeln hatte und die ihm von seiner Schwester, der Königin von Schweden, mit der Empfehlung der Brauchbarkeit derselben im Felde, um auch aus den Knochen eine nahrhafte Suppe zu kochen, überschickt war, zur nähern Prüfung dem Ober-Collegium medicum übergab. Die Versuche sollten beim Assessor und Apotheker Blell vorgenommen werden und dieser erlaubte mir, dabei gegenwärtig zu seyn. Man verfuhr hier so unvorsichtig, daß man die mit Wasser gefüllte und fest zuge-

schraubte Maschine über Flammenfeuer halten ließ. Sie zersprang mit einem gewaltigen Krachen, welchen man mit dem des kurz vorher aufgeflogenen Cösliner Pulverthurms verglich. Ich hatte mich aus Besorgniß schon früher entfernt. Den folgenden Tag speiste ich zu Mittag bei Cothenius. Es kam die Rede auf den eben erwähnten Vorfall. Der gegenwärtige Doctor, nachmalige Geheimerath Mayer äußerte sich im absprechenden Tone dahin, daß die eingesperrte Luft die Ursache der Explosion gewesen sey. Ich erinnerte dagegen bescheiden, daß sie wohl eher in die Elasticität der Dämpfe zu setzen seyn möchte und führte meine Gründe an. Die Anwesenden und besonders der Wirth stimmten meiner Meinung bei. Dieser ließ mich nach einigen Tagen rufen, erkundigte sich, warum ich bei dem medizinischen Studium nicht geblieben sey und rieth mir, dasselbe wiederum zu ergreifen. Ob ich ihm gleich die Lage meiner Familie, die meinen Rücktritt zur Apotheke nothwendig gemacht, angab, so wie auch, daß mir die Mittel zur Fortsetzung der Studien fehlten, so blieb er doch bei seinem Vorschlag und wollte, daß ich deßhalb nach Hause schriebe. Er machte sich anheischig, dafür zu sorgen, daß Wohnung und Tisch mir dort nichts kosten und ich bald versorgt werden sollte. Nichts desto weniger überwand diese vortheilhaften Anträge die Liebe zu Mutter und Geschwistern und ich kehrte als Hofapotheker in meine Vaterstadt zurück."

Auf Veranlassung der Seinigen schrieb wohl sein Lehrer Bohlius an Hagen und mahnte ihn freundlichst ja heimzukehren, da auch hier „die Gratien" eine Heimat hätten. Die Prüfungen fielen vorzüglich aus und Hagen empfing 29. Mai 1773 das erste Zeugniß. In der Sammlung der Familien-Papiere sind seine schriftlichen Ausarbeitungen enthalten, in denen die Kürze und Bestimmtheit der Antworten eben so wenig Verlegenheit als das Streben, durch Herbeigezogenes den Umfang seines Wissens zeigen zu wollen, entdecken läßt *). Die mit dem Abschied verbundenen

*) Das **Collegium medico chirurgicum** bezeugt, daß er die Themata **de tincturis alcalinis, antimonialibus et de praeparatis saturninis** sehr gut und geschickt abgehandelt. Auf die Frage: „Was ist das **Succinum** wahrscheinlich

Liebesversicherungen bethätigten seine neuen Freunde durch die Fortdauer ihrer Dienstbeflissenheit. Cothenius selbst überraschte ihn, der bereits „vergessen zu seyn" glaubte, durch Uebersendung des Diploms der römisch-kaiserlichen Akademie der Naturforscher 1776.

Nachdem Hagen mit ersprießlicher Anstrengung zwei Jahre die Hofapotheke verwaltet hatte, ergab er sich ruhig in sein Schicksal und meinte, in der praktischen Thätigkeit genugsame Befriedigung zu finden. Da forderte die medizinische Facultät durch den Prof. Orlovius, den zeitigen Decan, ihn auf, in die Zahl der Universitäts-Lehrer zu treten und versprach ihm, gegen geringe Kosten den Doctorgrad zu ertheilen, wenn er sich den üblichen Bedingungen des Examens, der öffentlichen Probevorlesungen und der Disputation unterziehn wolle. Er war fest entschlossen, das Anerbieten abzuweisen theils aus Bescheidenheit, theils aus Besorgniß, daß das immer besser sich gestaltende Geschäft wieder in Abnahme kommen mögte. Allein Verwandte, Freunde und Gönner waren entschieden anderer Meinung. Nach erfolgter Prüfung hielt er drei Probe-Vorlesungen über Krystalle und das Krystalliren *) und schrieb die Inaugural-Dissertation De stanno **). Am 28. Sept. 1775 wurde er zum Doctor creiirt und nachdem er durch eine zweite Disputation sich den Eintritt in die Facultät errungen, begann er eine Reihe Vorlesungen, die ein begeistertes Interesse für die Naturkunde entzündeten durch den lebendigen Vortrag und ein auf die neuesten Forschungen sich begründende Darstellung. In Folge übergroßer Anstrengungen (Arbeiten für die Apotheke nahmen oft halbe Nächte in Anspruch) wurde leider seine akademische Thätigkeit durch eine lebensgefährliche Krankheit gestört. Er, der niemals zu practisiren sich entschließen konnte, versuchte seine Kunst nur einmal und zwar an sich selber mit dem günstigsten Erfolge wider den warnenden Rath der ihn behandelnden Aerzte ***). So lange waren seine Gesundheitszustände wan-

für eine Substanz?" antwortete er: „scheint in das mineralische Reich zu gehören und eine durch eine Säure verhärtete Naphtha zu seyn."

*) Theoria corporum a natura jam crystallisatorum et per artem crystallisandorum.

**) Drei Dissertationen De stanno erschienen 1775, 1776 und 1777.

***) In seiner Lebensbeschreibung heißt es: „Es stellte sich ein dreitägiges Fieber ein, das in ein damals so genanntes Faulfieber überging und dann schlei-

fend gewesen, jetzt erstarkte er sichtlich in der Art, daß er bis zu seinem siebenzigsten Jahre, 43 Jahre hindurch immer gesund und wohlauf nie einen Tag das Bette hüten durfte und auch, als er 1819 an Brustschmerzen litt, nur zwei Tage lang das Krankenlager, das er beinahe mehr als den Tod fürchtete, zu beziehen hatte. Mit verjüngter Kraft begann er wieder die Vorträge, denen er eine mehrmals erprüfte Zaubermacht gegen kleine Uebel, wie Zahnschmerz und Verstimmtheit zuschrieb. Das Zuströmen der Wißbegierigen war so groß, daß der nicht kleine Hörsaal die Zahl nicht zu fassen vermogte. Dennoch ward er erst 1779 außerordentlicher Professor und 1783 Mitglied der medicinischen Facultät, aber als Adjunct des altersschwachen Bohlius anfangs ohne Gehalt. Indeß verschaffte ihm die akademische Thätigkeit eine Einnahme und der aus den Honoraren erwachsende Gewinn half manchmal die Summe voll machen, die Hagen an die Geschwister abzutragen verpflichtet war. Wie verschiedenartig die Gegenstände schienen, die er vortrug — seitdem hörte die Meinung auf, daß naturhistorische Vorlesungen nur allein für Mediziner gehalten würden, vielmehr glaubte jeder Studirende zur allgemeinen Ausbildung ihnen beiwohnen zu müssen — so erkannte Hagen doch die Pharmacie als die Wissenschaft an, welche die divergirenden Bestrebungen und Kenntnisse zusammenzufassen und zu verschmelzen habe. Die Reform seiner Apotheke lag ihm nicht mehr am Herzen, als die Reform der Apothekerkunst, die ein neuer Geist zur freien Kunst erheben sollte als Erweiterung des Bereichs der Ideen. Kaum hatte er durch die Herausgabe des Bändchens: „Abhandlungen chemischen und physikalischen Inhalts" seines Vaters 1778 der gelehrten Welt sich als selbständiger Beobachter

chend und abzehrend wurde. Ein schlimmer Hals machte selbst das Schlucken des Getränkes höchst beschwerlich und die Aerzte gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß dieses Symptom mein Ende verkündigte. Bei dem starken Durst und der Pein, die jeder genossene Tropfen mir erregte, fiel ich eine Nacht darauf daß ein Blasenpflaster um den Hals mir Linderung verschaffen dürfte. Ich schlug es den Aerzten vor — damals wurde ein Blasenpflaster nur in seltenen Fällen angewandt — und beharrte dabei, obgleich sie sich entschieden dawider erklärten, und gab nur in soweit nach, daß ich es nicht rings um den Hals mir legen ließ. Einige Stunden nachher fand ich mich von den Schmerzen erleichtert und fing mich die folgenden Tage zu erholen an. Ein kaltes Fieber löste das abzehrende ab und ich genas."

angekündigt, obwohl sein Name nur unter der Vorrede steht und in den beigefügten Anmerkungen *) deutlich das Zurückhaltende der Pietät sich verräth, so erschien im selben Jahre das Buch auf dem vornämlich sein Ruhm beruht.

Ihre Werke folgen ihnen nach! kann man zur Ehre vieler Bücher sagen und auch zur Ehre des Lehrbuchs der Apothekerkunst. Viele Gelehrte, unter ihnen bedeutende Scheidekünstler erkannten freudig an, daß sie die erste Liebe zur Naturwissenschaft aus dem populären Lehrbuch geschöpft. Der eine hob die Botanik, ein anderer die Mineralogie, ein dritter die Chemie als besonders gelungene Theile hervor und fand sich veranlaßt, auf dem so angelegten Grund die Wissenschaft weiter zu bauen. Und das war das vorgesteckte Ziel, denn „neue Entdekkungen wird man hier nicht erwarten" sagt der Verfasser in dem Vorbericht der ersten Ausgabe. Wenn auch mancher Pharmazeut mit dem Auswendiglernen des Buches sein Wissen abschloß, so war es besonders darauf abgesehn, daß der Praktiker über die Gründe des Verfahrens in allen Operazionen aufgeklärt und durch Nachdenken zur eigentlichen Selbstthätigkeit, fruchtbarem Beobachten und weiterm Nachforschen erhoben werde. Wiewohl in frühern Zeiten die Zahl der Büchsen und Schubladen in der Apotheke ungeheuer war, zu deren Beschränkung das Lehrbuch wohl mit beigetragen haben mag, so verbreitet es sich über Alles und jedes Einzelne und verschmäht nicht, neben den höhern Interessen auch das technisch Niedrigste zu berühren und auf Abstellung böser Gewohnheiten zu dringen; so ist davon die Rede, daß es in manchen Fällen schädliche Unart sey, wenn der Receptarius die Medizin-Propfen mit den Zähnen zuspitze, um sie den Gläsern anzupassen. Wenn es ein unverkennbares Verdienst ist, daß durch leichte Verständlichkeit das Wissen Gemeingut wurde, so ist es kein geringeres, daß den Lehren hier, wie in des Verfassers andern Werken, das Siegel der Wahrheit deutlich aufgeprägt ist, als Bürgschaft praktischer Anwendung, eine Eigenschaft, die den Schriften eines Hermbstädt und anderer Chemiker nicht nachgerühmt

*) In der Anmerkung zur S. 147 bertritt er den Ausspruch des Autors um gegen den bekannter Chemiker sich bestimmt zu erklären und darzuthun, daß auch er mitzusprechen habe.

wird. Jede der sieben Ausgaben, welche bis zu seinem Tode erschienen, repräsentirt bei den durchgreifenden Veränderungen würdig den Stand, den die Wissenschaft damals einnahm. Mehr als eine vierzigjährige Erfahrung legte Hagen in dem Werke nieder und bis zur Neige seines Lebens war es ihm Ehrensache, den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erzielen. Mit dem Tode im Herzen arbeitete er noch an einer achten Ausgabe. Er wollte mit dahin wirken, daß die pharmaceutischen Pflanzennamen den gültigen botanischen wichen und folgte dem System Linné's. Er entschuldigt sich 1792 noch nicht das antiphlogistische System aufgenommen zu haben, denn „es stehet dahin, ob sich nicht beide Theile friedlich mit einander vergleichen. Der Ausschlag kann nicht mehr ferne seyn." 1806 ist ihm in der Anordnung die preußische Pharmacopoe Leiterin, „die sich in jeder Rücksicht als unübertroffenes Meisterwerk eines Landes-Apothekerbuchs empfiehlt." Nicht allein critische Beurtheilungen in gelehrten Blättern, sondern auch gründlich eingehende Briefe der Freunde wirkten mit, seiner Arbeit für seine Zeit ein klassisches Ansehn zu geben. Hier ist Klaproth zu nennen, der nach dem Erscheinen der ersten Auflage sogleich die zweite vorher verkündigte und dem Freunde anlag, bei ihr Beaume's Experimentalchemie *) zu benutzen. P. Sangiorgio in Mailand fand sich veranlaßt 1793 einen langen französischen Brief zu schreiben, um in dankbarem Andenken dessen, was er von dem Verfasser gelernt, ihm über Dinge, die er besser verstehe, Aufklärung zu geben, namentlich über die Bereitung des Lorberöls. Kein Wunder, daß ein Buch der Art ein allverbreitetes wurde. Wenn es nicht mehr dem Riesenfortschritt, den die jählings sich entwickelnde Wissenschaft genommen, zu folgen vermag, so gebührt ihm der Ruhm, die neue Gestaltung herbeigeführt zu haben, wie es gelehrte Apotheker bekannten, und kann demnach nicht vergessen werden. Vor einem Jahrzehnt war es noch in jeder, auch der kleinsten Apotheke anzutreffen. Als der Staatsminister v. S. in Salza mit einem Bergbeamten in Streit gerieth, da derselbe behauptete, daß es in Königsberg keinen namhaften Chemiker gäbe, so führte er ihn zum Apotheker und erhielt

*) Hagen nennt sie in einer früher erwähnten Anmerkung zu H. Hagen's „Abhandlungen."

auf die Frage: „Kennen Sie den Hagen?“ die Antwort: „Wer wird den nicht kennen?“ Es fehlte dem Buch nicht an Nachdrücken und Uebertragungen in fremde Sprachen. Dennoch nach des Verlegers Nicolovius eignem Geständniß brachte ihm dieses Buch neben Vossens Luise den größten Vortheil. Leider! verstand er nicht den Vortheil recht wahrzunehmen, indem er so große Auflagen machte, daß schon vor dem Erscheinen der neuen, die ältere in der Vollständigkeit viel zu wünschen übrig ließ. Bei der Veranstaltung doppelt so vieler Ausgaben würde bei dem Rufe des Werkes nicht so bald ein anderes ähnlicher Tendenz sich daneben behauptet haben. Auf der Schaumünze, die auf Hagen bei seinem Doctor-Jubiläum geschlagen wurde, zeigt uns der Revers, nach Levezow's Angabe, auf einem von Aesculap's Schlange umwundenen Pulte das „Lehrbuch der Apothekerkunst“ aufgeschlagen und in den lateinischen Distichen, die der Pfarrer Wasianski dem befreundeten Jubelgreise weihte, ist das in vier Sprachen übersetzte Lehrbuch nicht unerwähnt geblieben *).

*) Ueber die Geschichte des Buchs spricht sich Hagen in der Vorrede zur siebenten Auflage 1821 aus. Ehe die erste erschienen war, konnte der angehende Apotheker seine Kenntnisse nur aus Neumann's Chemie und dem elenden Schultze-schen Apotheker-Catechismus entnehmen. Der erste Versuch, die Pharmacie wissenschaftlich zu behandeln, wurde beifällig aufgenommen und ungeachtet der jedesmal großen Auflagen fanden die Nachdrucker eine mehrfach unternommene Vervielfältigung für einträglich. Außerdem wurden auch Auszüge veranstaltet. Die erste Auflage von 1778 ist ein mäßiger Band. Ungleich stärker ist die zweite von 1781 und die dritte von 1786. Die letzte fand eine solche Abnahme, daß ohne Wissen des Verfassers sie 1791 mit der Jahrzahl 1786 von neuem gedruckt wurde. Die vierte, schon bei Nicolovius 1792 erschienene, besteht aus zwei Bänden, ebenso die folgenden von 1795, 1806, 1821 und die achte 1829, die nach des Verfassers Tode herausgegeben wurde.

In dem beim Jubelschmause vorgetragenen, hernach gedruckten Carmen Professori physices etc. C. G. Hagen d. d. d. Wasianski heißt es:

Classicus et praestans auctor, medicamina monstras
Discipulis artis, rite parare, modum.
Editio libri nunc exstat septima versi
Quatuor in linguas. Commoda quanta tulit!

Die Schaumünze, auf dem der Kopf Hagens, nach einer Wachmodellirung von K. Wichmann weniger gelungen erscheint als auf der Büste von der Hand desselben Meisters, ist bei Loos von H. Gube geschnitten. Die Umschrift ist Dr. C.G. Hagen Phys. et Chem. Prof. Regiom. Or. Aquil. rubr. Eq. nat. d. 24. Dec.

In der Ausgabe, die er als die der letzten Hand bezeichnete, spricht er den Wunsch aus: „daß die Pharmacie, die mir beständig am Herzen lag, und durch welche die größesten Scheidekünstler gebildet wurden, in ihrem errungenen Glanze beständig zunehmen möge." Seine Ansicht über die Stellung des Pharmaceuten, über dessen Wissen und Leisten entwickelte er in einem langen Schreiben an den Ober-Medicinal-Assessor Dr. Flittner, als derselbe damit umging, eine Lehranstalt für Pharmaceuten in Berlin 1826 und zwar unter dem Namen Academia pharmaceutica Hagenii zu stiften. Hagen sah sich gedrungen, sich gegen sie zu erklären:

„Das Abgeschlossene auf ein einzelnes Fach giebt den Schülern solcher Anstalten stets einen gewissen einseitigen Charakter. Bei vielen andern Fächern mag dieses weniger in Betracht kommen; allein bei dem Apotheker, dem man so häufig Einseitigkeit Schuld giebt, — die sich auch durch die Beschränkung seines Wirkungskreises auf das Laboratorium und den Receptirtisch entschuldigen läßt — scheint es mir doppelt wünschenswerth, ihn bei seiner höheren Ausbildung so zu stellen, daß er eine freiere Ansicht von Wissenschaft und Leben gewinnt."

Er fürchtete, daß eine solche Anstalt, in der eine Zahl junger Leute praktisch beschäftigt wäre, eine überflüssige Masse Präparate dargestellt und zur Verwerthung an Apotheker zu einem so geringen Preise abgelassen werden würde, daß diese in Versuchung kämen, dieselben nicht mehr selbst zu bereiten. Seine Ueberzeugung war es: daß

„alle chemischen Fabriken der Aufnahme der Pharmacie in vielfacher Hinsicht bedeutend entgegenwirken. — — Die Lehrlinge und Gehülfen verlieren ganz die Gelegenheit, die Bereitung dieser Präparate kennen zu lernen. Die Praxis kann nur vollkommen in dem Laboratorium des Apothekers gewonnen werden. — — Wer die chemischen Präparate nicht mehr selbst verfertigt, sondern einkauft, vergiebt ganz die Würde seiner Kunst und sinkt zum Kleinkrämer herab."

1749. — Artem per X lustra docendo promovit. Meritiss. seni Pharmacopolae totius regn. Boruss. d. 28. Sept. 1825.

Nach meiner Erfahrung geht die Ausbildung der Pharmaceuten am sichersten vor sich, wenn zuvörderst darauf gehalten wird, daß die Lehrlinge einen guten Schulunterricht genossen und wenigstens so viel Fortschritte gemacht haben, um aus der dritten Klasse der Gymnasien in die zweite versetzt zu werden. Wenn ferner der Apotheker dafür sorgt, daß sie durch ein vollständiges Waarenlager Kenntniß der rohen Arzeneien erhalten, durch Anlegung von Herbarien sich botanische Kenntnisse erwerben und durch fleißige Theilnahme an allen Arbeiten im Laboratorium und in der Receptur sich in den Besitz der Verfahrungsart und Handgriffe setzen. Sind die Apotheken, so wie sie seyn sollen, nicht bloße Detaillirladen erkaufter chemischer Präparate, wird von den Medizinalbehörden strenge darauf gehalten, daß nur völlig qualificirte Männer zum Besitz der Apotheken kommen, so können in jeder derselben die Zöglinge bis zu diesem Grade der Ausbildung gebracht werden, daß sie nämlich „nicht allein zum bloßen Geschäftsbetriebe ausgebildet sind, sondern auch zur höhern Ausbildung den festesten Grund gelegt haben." Diese kann aber der Pharmaceut nach meiner Ueberzeugung nur auf Universitäten finden. Nur hier bietet sich ihm der freie Ueberblick über das ganze Reich des Wissens dar und nur hier ist er im Stande sich nach seinen individuellen Bedürfnissen für seine Wissenschaft und Kunst vollständig auszubilden." Die Academia pharmaceutica trat nicht ins Leben.

Bei einer ungemeinen Berührsamkeit that die gelehrte Thätigkeit bei Hagen der praktischen um so weniger Abbruch, als eine unmittelbar in die andere eingriff. Die Hofapotheke erhob sich zu einer der vornehmsten der eilf privilegirten Apotheken Königsbergs, ungeachtet ihre Lage mitten unter den andern nicht eben die günstigste ist. Wenn sie aber auch von einem neuen Geist beherrscht wurde, so behielt sie möglichst den ursprünglichen Zuschnitt und den ehemaligen Haushalt bei, der oft an ein zünftiges Ceremoniel erinnerte. Die technischen Benennungen hatten schon etwas Lächerliches. Der Ausdruck Subject, über den Jean Paul spottet, war nicht ungewöhnlich für die Leute in der Apotheke, die als Burschen und Gesellen unterschieden wurden. Unter den ersten hieß

Defectarius derjenige, der durch Bereitung der Präparate den Defecten in Keller und Materialstube abhalf. Ebenso sonderbar klangen die deutschen Bezeichnungen. Die Apotheke befand sich in der Eckstube des alterthümlichen Giebelgebäudes vom Jahre 1654 *) in der Junkerstraße, das schon durch die Bäume vor dem Eingang sich auszeichnete. Wie im Bäckerladen ging der Handkauf durch ein Fensterchen, an das von der Straße aus angeklopft wurde, meistens vor sich. Wer in die Apotheke eintrat, blickte zuerst nach der Decke, wo zwischen den Balken neben den bunt gemalten Brustbildern der vier Jahreszeiten und der vier Erdtheile das des Galenus, Hippocrates, Paracelsus und — — — durch große Inschriften vorleuchteten. Durch eine gemeinhin offen stehende Fallthüre sah man im Keller meist in riesenmäßigen Flaschen die Vorräthe, die in der Apotheke in hölzernen und zinnernen Büchsen rings an den Wänden bis zur Decke hin aufgereiht standen. Ueber dem Receptirtisch, an dem später, durch den Fächer-Aufsatz verdeckt, der Provisor im Verborgenen wirkte, baumelten an eisernen Gestellen Wagschalen in allen Größen, wogegen ein anderer Tisch durch den eingelassenen kolossalen Mörser ein charakteristisches Ansehn gewann. Für Bequemlichkeit und Zierlichkeit war nicht eben gesorgt. Die Apotheke wurde nicht geheizt, denn die Medicamente vertrugen nach früherer Ansicht nicht die Wärme, und die Dienstboten, die auf Arzeneien warteten, mußten im strengen Winter halbe Stunden lang sich im kalten Raum ruhig verhalten. Noch seltsamer sah es in der Materialstube aus, wo alle Requisiten zu der Zelle des Doctor Faust, von Besitzer auf Besitzer fortgeerbt, als Curiositäten aufgehäuft lagen. Auf dem eng umbauten Hofraum nahm sich das gewölbte Laboratorium keineswegs so umfangsreich und licht aus, als auf der Vignette zur ersten Ausgabe des Lehrbuchs **). Gedrängt standen hier in der ärztlichen Rüstkammer Kolben, Helme und Mörser zusammen, die mit durch den Schornstein her erleuchtet wurden, indem dieser mitten im Gewölbe eine Lichtöffnung darstellte, durch die Regen und Schnee in den darunter stehenden Windofen strömte. In der Preßkammer, in einem anstoßenden Hintergebäude, verbreitete sich ein ähnliches

*) Die Jahrzahl im Giebel mag nur einen Reparaturbau bezeichnen.

**) Laboratorium pharmacopolii aulici Regiomontani I. L. Hagen. I. U. C. delin.

Helldunkel. Bei der immer größeren Vereinfachung der Heilmittel gewinnt man bei der Beobachtung des jetzigen Treibens in der Apotheke durchaus keinen Begriff von dem frühern, wo die Lehrlinge durch das unaufhörliche Hinabsteigen in den Keller, Hinaufsteigen auf den Kräuterboden, durch das Rennen ins Laboratorium und in die Stube, um von der Hausfrau bald dieses bald jenes zu verlangen, vollauf beschäftigt waren. Und der Beschäftigung entsprach die Behandlung, die sie als ein traurig conservirtes Erbstück aus mittelalterlicher Zeit sich mußten gefallen lassen; sie erhielt sich bis zur Franzosenzeit, die in allen Verhältnissen viele morsch gewordenen Formen zum endlichen Fall brachte. Der Bursche, so lange er ein solcher war, wurde Er genannt, selbst wenn er ein Sohn gebildeter Eltern war. Der jüngste, Abends vom ewigen Laufen zum Umfallen müde, schlief im strengen Winter im kalten Hausflur, um mehrere Male des Nachts aufzuspringen und denen, die oft nur aus übergroßer Aengstlichkeit für den Kranken an der Klingel zogen, das Verlangte zu verabreichen. Nicht selten war es nöthig, den Gehülfen zn wecken und im Laboratorium zu arbeiten. Der Geselle, jetzt ein verpönter Ausdruck, machte sein Ansehn bis zur Mißhandlung geltend. Wenn die vier Lehr- und Leidensjahre (ein Uebergehen aus einer Apotheke in die andre war während der Zeit nicht zulässig) glücklich überstanden waren, so wurde er mit dem Tage der Ausschreibung Sie genannt, ihm ein Glas Bier am Tisch eingegossen und damit die Erlaubniß gewährt, sich am Gespräch anders als durch das bisherige Ja und Nein zu betheiligen. Aber auch jetzt noch hatte er über eine Gebundenheit zu klagen, wie sie kein anderes Geschäft bedingt. Zu gewisser Ruhe lud ihn nicht die Nacht ein und zur Erholung hatte er in zwei Wochen nur einen Sonntag. Das wissenschaftliche Element, das Umfassen aller Erscheinungen im Bereich der Natur, war allein im Stande, über all die Mühseligkeiten zu erheben und die Erfahrung hat es, besonders seitdem Hagen's Lehrbuch erschienen, vollständig bewährt. Der Prinzipal hatte vor dem Burschen wenig voraus, der gleichfalls überall seyn mußte und mit Hand anlegen, vornämlich, wo es auf größere Geschicklichkeit oder Genauigkeit ankam, und altem Herkommen gemäß war die Apothekerfrau dem Defectarius gleichsam beigeordnet, um Säfte einkochen, Präparate herauszugeben und wieder in Verschluß

zu nehmen. Nicht weniger wurden die Kinder zur Beihülfe gezogen, die ihre Kunst zuerst in der Lieferung von Papierkapseln bewährten. Genrebilder wurden vorgeführt, die die Erinnerung nicht auszumalen braucht, um sie als eigenthümlich zu empfehlen. Zur Darstellung des Selterwassers erschien von Zeit zu Zeit der Hausherr auf dem Hof, in den Pudermantel gehüllt, und versammelte an den Tisch, auf dem pulverisirte Kreide in Massen und die gewaltige Flasche mit Schwefelsäure der Gasbereitung entgegenharrten, die Seinigen, welche er während der Arbeit durch Laune und Scherz in reger Aufmerksamkeit zu erhalten wußte. Von dem Schütteln der Bouteillen ab, um das in sie geleitete Gas mit dem Wasser zu verbinden, bis zum Verharzen derselben, kam es zu keiner Pause, ehe nicht das ganze Werk vollbracht war. Die gemeinschaftlichen Arbeiten häuften sich besonders um die Weihnachtszeit. Zwei Lehrlinge mußten lange vorher in der Stube, in der Hagen an seinen Collegienheften schrieb, am Abend Räucherkerzen verfertigen und daneben auf allerlei an sie gerichtete Fragen über Pflanzen-, Waarenkunde u. s. w. Rede stehen. Unter Theilnahme aller Glieder der Familie wurde das Räucherpulver gemischt, das aus der Hofapotheke geholt bei den Leuten in gutem Geruch stand *). Der Vater wog aus vielen in großen Gläsern stehenden Ingredienzien, Börnstein, Lavendelblüte u. s. w. ab und schüttete auf rings umher gelegte Quartblätter das bestimmte Maaß aus. Den hülfreichen Händen der Kinder lag das innige Vermengen ob und das Einfüllen in die zum Verkauf bestimmten Gläser. Die Morsellen-Fabrik reizte die Jugend zu größerem Eifer, wenn der geschmolzene Zucker auf die langen Breter ausge-

*) Für den Consistorialrath Stark in Darmstadt ließ dessen Schwägerin, Dorothea Teske, sich eigens das Recept des Hagen'schen Räucherpulvers kommen. In einem ihrer vielen Briefe an Hagen erzählt sie 1786 mit verbindlicher Danksagung, daß Stark's Stube nun „wie eine katholische Kirche“(!) dufte, nachdem sie die in der Berliner Monatsschrift enthaltene Verdächtigung Stark's als eines Kryptokatholiken zurückgewiesen. Kraus, Hagen's treu ergebener College, schreibt in einem Brief: „Das seltsamste ist in der Monatsschrift eine öffentliche höchst dringende Aufforderung an den Doktor Stark, daß er sich verantworten soll, wie er dazu komme, Jesuit und protestantischer Prediger zugleich zu sein.“ Voigt, das Leben des Prof. Kraus S. 242. — Nicht weniger als das Räucherpulver war auch die Chocolade und der Gesundheits-Syrup als vorzüglich bekannt.

gossen und mit diesen während seines Erstarrens auf den Tisch geklappert wurde, bis die kundige Hand die lange Zuckertafel in Streifen zerschnitt und durch lindes Weiterschieben von der Unterlage ablöste.

Dieses alles begab sich in der Studirstube, die aber den ihr geziemenden Namen Vorstube führte. Sie war der Durchgang zu den übrigen Stuben und bestand ganz aus Fenstern und Thüren, denn auch die Wand, die sie von der Apotheke schied, enthielt eine Glasthüre und ein großes Fenster, damit Hagen von seinem Tische aus, seine Leute genau beobachten konnte. Eine natürliche Folge war es, daß die Dienstboten, die auf Arzeneien in der Apotheke warteten, ihr Auge unverrückt auf ihn gerichtet hielten, dessen vielfach abwechselnde Betriebsamkeit ihre Neugierde reizte, daß Herren — namentlich Mediziner — wenn sie etwas zu bestellen hatten, sich lieber an ihn, als an den Gehülfen wandten und den Aufenthalt, der ihnen während der Bereitung des Verschriebenen entstand, zu einer Unterhaltung mit ihm benutzten. Abgesehen von der Servitut des Durchgangs gehörte auch sonst die Vorstube ihm nicht ausschließlich an. In ihr stand der große Schrank mit den Recepten, in ihr wurden verschiedene Medizinalwaaren aufgehoben und bald wurde demnach unter den Recepten gesucht, bald eine Leiter hineingetragen, um zu jenen in einer hohen Mauervertiefung verborgenen Vorräthen zu gelangen. Der Tisch, an dem Hagen studirte, war ihm keineswegs als Eigenthum vorbehalten, denn nicht allein daß die Kinder an ihm ihre Schularbeiten fertigten und im Fragen kein Maaß hielten, so mußte er Mittags und Abends vollständig abgeräumt werden, denn das ganze Personal speiste an ihm. Zur Aufstellung von Büchern war auf dem Büreau, so mächtig es war, wenig Platz und sie mußten in die hinter dem Wohnzimmer gelegene Bibliothekenstube zurückgebracht werden. Das Wohnzimmer war stets offen und die Jugend, deren Zahl ein mit ihr erzogener Neffe vermehrte, dehnte den Spielraum bei der namentlich im Winter sehr beengten Localität bis in die Vorstube aus. Nur der liebreiche Freund der Kinder, nur der Mann der unerschütterlich guten Laune, nur der Gelehrte des eisernsten Fleißes konnte all die Ungemächlichkeit, in schon vorgerücktem Alter, nicht nur geduldig, sondern heiter ertragen.

Wenn sich Hagen an einer Stelle des Buches, wo es von

Betrüglichkeiten in der Arzenei-Bereitung handelt, sich gegen den Verdacht verwahrt, an bestimmte Vorgänge zu erinnern, so nimmt er die Gelegenheit wahr, seinen Collegen in Königsberg aufrichtiges Lob zu spenden. Ein Mißverhältniß wie vordem kam nicht wieder vor und mit der Mehrzahl, namentlich mit den Medizinal-Assessoren Arndt, einem intelligenten Conchyliensammler, und Flach stand er in freundschaftlichem Vernehmen. Man schenkte ihm von allen Seiten her Vertrauen und nach und nach konnte er sich als der Aeltervater der Apothekerzunft, nicht allein in Königsberg, sondern in der ganzen Provinz ansehn. Bei ihm meldete sich, wer eine Condizion wünschte und wer einen Gehülfen brauchte. Bei der großen Wahl, die ihm unter seinen Schülern — und zu ihnen gehörten alle jüngere Apotheker Königsbergs — geboten wurde, konnte er den an ihn gerichteten Wünschen meistens zu vollkommenster Zufriedenheit entsprechen. Wenn Apotheker-Wittwen einen Provisor verlangten, so wußte er meistens in der Art sich ihren Dank zu erwerben, daß zu seinem höchlichen Ergötzen nach kurzer Zeit eine Verlobungskarte einlief. Er rühmte sich 1826, daß aus seiner Offizin ausgezeichnete Pharmaceuten hervorgegangen seyn. Er dachte hier wohl zunächst an den Prof. Dr. Ad. Gehlen, der in München als Märtyrer in seiner Wissenschaft bei Entwickelung des Arsenik-Wasserstoffs 1823 den Tod fand. Mit ihm stand er in gelehrtem Briefwechsel, bis er zu dessen Grabmonument mit inniger Wehmuth beisteuerte. Unter seinen Geschäftsfreunden war sein Schüler der Assessor Rose in Berlin, dessen Freundschaft, so wie die der Seinigen, er als ein heiliges Erbthum überkommen hatte und ungekränkt hinterließ. Einer dauernden geschäftlichen Verbindung, die von Vater auf Sohn überging, rühmte sich das Handelshaus Lampe in Leipzig, als es den Schmerz über den Tod Hagen's bezeigte, des ältesten seiner Kunden. Ein zutrauliches Wesen bestand selbst mit den Leuten, die ihre Waaren in eigner Person ablieferten, mit dem Besitzer einer Glashütte, mit einem Kohlenbrenner, dessen Vater schon mit der Hofapotheke associirt war. Zu ihnen gehörte auch ein Handelsjude, der, wie Hagen oft dankbar bemerkte, zur Zeit seines blühendsten Geschäftes ihn der peinlichsten Verlegenheit entzog. Während der Nervenfieber-Epidemie 1811 in Königsberg ward die China in allen Apotheken rar und in mehreren konnten Recepte für Fieberkranke nicht

mehr bereitet werden. Die Zeit stand auch der Hofapotheke schon nahe bevor ungeachtet der sonst großen Vorräthe. Da kam stets im entscheidenden Moment als Retter in der Noth mit einem Blechkasten voll China, der Jude, der, wenn sonst in gewöhnlicher Weise mit ihm gehandelt wurde, jetzt ohne Weiteres den geforderten Preis in blanken Thalern ausgezahlt empfing.

Mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit als seine Mutter, die nach seiner Verheirathung mit den Ihrigen in das Haus der Tochter Reusch zog, nahm der umfassenden Wirthschaft und der angedeuteten Geschäftsführung seine Gattin wahr. Johanna Maria, die Tochter des längst verstorbenen Hoffiscals Rabe, war als Waise von ihrer Großmutter der Vice-Präsidentin Teske erzogen. Ihr Großvater war Professor der Physik und Hagen's Lehrer gewesen, dessen Andenken bei Allen in dankbarer Erinnerung stand, und besonders bei ihm, der nun in dem Seligen seinen Verwandten und Amtsvorgänger verehrte. Ein Vetter des Rabeschen Hauses, der Obersekretär, später Justiz-Director Engelschmidt wurde von Hagen als Mittelsperson des in aller Förmlichkeit vollzogenen Verlöbnisses gewählt. Am 14. October 1784 fand die Hochzeit statt. Sie war 20 Jahre alt und 15 Jahre jünger als der Gatte, der ihr kein beneidenswerthes Loos zu bieten vermogte, aber das Versprechen, ihr ein solches bereiten zu wollen. Er hielt redlich Wort und niemand war würdiger als sie, sich des Lohnes mit zu freuen, den ungewöhnliche Anstrengung ihm verschaffte. Ihr einfaches Wesen, ihre Herzensgüte und Frömmigkeit ließ, wie rückhaltend bescheiden sie auch war, niemanden ihre selten edle Gesinnung verkennen. Klein und schwächlich, als Kind so leidend, daß ihr Vater ihren Tod herbeiwünschte, erfreute sie sich einer kernhaften Gesundheit bis zu den letzten 20 Jahren ihres Lebens und erzog eine Reihe gesunder Kinder. Sie war rührig ohne zu ermüden, beflissen die pünktlichste Ordnung aufrecht zu erhalten, eifrig immer das Beste des Hauses zu fördern, bedachtsam und entschlossen um stets das Richtige zu wählen, wohlthätig und dienstfertig aber ohne die Absicht sich zu zeigen. Was ihr fern zu liegen schien, darein mogte sie sich nicht mischen, und daher konnte sie es Frauen nicht vergeben, wenn sie sich gelehrt vernehmen ließen und nicht lieber alles gelehrte Wesen ihren Männern anheimstellten. Wenn Hagen's Mutter Young's Nachtge-

danken und Klopstocks Messiade mit Erbauung las und auf ihre Töchter den Sinn für Lectüre verpflanzt hatte, so erkannte die Schwiegertochter darin keine Vorzüge, wußte aber durch ein stets angemessenes freundliches Betragen zu verhindern, daß man ihr darum in irgend einer Weise mißliebig begegnete. Ja ihr klarer Verstand und aufrichtiges Wohlwollen wandte ihr das unbedingteste Vertrauen von allen Verwandten zu. Sie begütigte und versöhnte, schaffte Rath, wo Noth war, half und opferte sich für andere auf voll herzlichen Mitgefühls. So trug sie wesentlich dazu bei, daß die Hofapotheke Mittelpunkt einer Familie blieb, deren abweichende Neigungen sich stets in der Liebe zur Schwägerin vereinigten.

Nach der Verheirathung erfuhr das Haus der Hofapotheke einen vollständigen Umbau. Ursprünglich wurden die größten Stuben nur durch ein einziges Fenster erleuchtet. Aus dem Wohnzimmer konnte man unmittelbar in einen Keller steigen. Die Fenster nach der Theaterstraße (vordem Kehrwiederstraße, um nicht den ältesten Namen zu nennen), die ehedem Wallnußbäume beschatteten, vermehrten sich mit ihrer Verkleinerung. Mißstände mancher Art wurden abgestellt. Der offene Gang, der auf dem Hofplatz eine Seite einnimmt, wurde mit gemauerten Pfeilern unterstützt, während er vorher nur auf Ständern ruhte. Auf den Giebel des Nebengebäudes mit der Durchfahrt, (das anfänglich den Eingang zu dem benachbarten kurfürstlichen Ballhause bildete und jetzt der Apotheke gewichen ist) wurde eine Urne aufgepflanzt als Seitenstück zu der Figur der Hoffnung auf dem Hauptgebäude.

Die Neuvermählte, die wenn auch als eine Waise erzogen nicht der Güter des Glücks entbehrte, erachtete es für das größte, in eine Familie zu treten, die vor den meisten selten bevorzugt erschien, denn wie ein Mitglied der älteren Generation erklärte, giebt es, so viel ihrer sind, keinen Hagen, der ein Krüppel ist oder an einem organischen Gebrechen leidet, keinen, der sich ernähren lassen muß und endlich keinen, der nicht für ehrenhaft gilt. Die Mutter und die verheiratheten Schwestern empfingen von dem Ehepaar fleißig Besuche, die sich bis nach Labiau ausdehnten, wo Hagens Schwager Schultz Justizamtmann war. Wenn zwischen den Männern bei gemeinsamen auf Naturgeschichte gerichteten Studien, wie beim Professor Reusch und beim Pfarrer Som-

mer, der später eine der Schwestern heirathete, es nicht an Unterhaltungsstoff fehlen konnte, so fehlte er auch sonst nicht in den Familienzirkeln, wo es sich zeigte, daß auf alle Kinder Heinrich Hagen's der ihm nachgerühmte Scharfsinn und Witz vererbt war. Sprudelnde Laune erhielt die Gespräche in lebendigem Fluß, selbst wenn die Zusammenkünfte schon mit dem Kaffee anhuben, denn auch die Männer wurden damals zu einem „Schälchen Kaffee und Gerichtchen Gerngesehn" geladen.

Eine jetzt abgestorbene Weise des Scherzes, die an die glückliche Studentenzeit erinnerte, belebte Hagen noch als Mann und Greis. In Labiau wurde dem Töpfermeister der Topf von der Thüre entfernt, um mit ihm die des Justizamtmanns zu dekoriren. Bei den Besuchen, die der Professor Reusch im Collegienhof empfing, wurden Späße ausgeführt, die man leicht auf die Rechnung der Convictoristen hätte bringen können. Das auf dem Schloßteich übliche Rufen zur Weckung des Echos, das eine Zeitlang von allen Spazierböten herüberschallte, war für die Dauer lästig; da er einst in seinem am Schloßteich gelegenen Garten, Jacob! und immer Jacob! schreien hörte, so antwortete er, im Gebüsch verborgen, statt des provocirten Jacob mit lauter Stimme: Christian! Ein alter Freund hatte in einer Gesellschaft auseinandergesetzt, daß man zur Sparung des Holzes die Leichen künftig ohne Sarg beerdigen sollte. „Warum nicht ohne Hemde?" äußerte Hagen in Erinnerung daran, daß der Redende der Besitzer einer Papiermühle war. Ungehalten war Hagen darüber, daß in dem vom Professor Erfurt redigirten Lections-Catalog die Namen latinisirt, Herbatus, Hagenus u. s. w., zu finden waren. Ich weiß wohl, bemerkte jener, warum er nicht Hagenius geschrieben hat, denn er käme zu übel dabei fort. Mit nicht geringer Schadenfreude holte er eines Tages den Buchhändler Nicolovius, seinen biedern Freund und Nachbar, herüber, da dieser kurz vorher seinen Kopf hatte verwetten wollen, daß Bessel ganz der Wissenschaft lebend niemals heirathen werde, und führte ihn in die Stube zu dem vermeintlichen Hagestolz, der sich eben mit seiner ältesten Tochter verlobt hatte.

Wohlwollend und gefällig zählte Hagen einen großen Kreis von Freunden und führte für sie oft unangenehme und Zeit raubende Aufträge gewissenhaft aus. Als der Bediente Lampe sich

gröblich gegen den altersschwachen Kant (man weiß nicht, in welcher Weise) vergessen hatte, so mußte Hagen die Separazion in die Wege leiten und jenen bedeuten, daß er regelmäßig seinen Lohn in der Hofapotheke würde ausgezahlt erhalten, wenn er es sich niemals beigehn ließe, die Schwelle des ehemaligen Herrn zu betreten. Hagen war kein Rechenmeister, dennoch mit größter Sorgfalt nahm er sich der Sache milder Stiftungen an und suchte sie im Sinne der Erblasser dem nachkommenden Geschlecht zu erhalten. Undank war mehrmals der Lohn für uneigennützige Mühwaltung. Bekannt war seine Wohlthätigkeit. Manches Zeugniß der Art hat sich in den nachgelassenen Briefen erhalten, wie von einer Tante in Darmstadt und einer Schwester in Livland. Weit über den Kreis der Verwandten und Bekannten hinaus ließ er Bedürftigen auf zarte Weise Unterstützungen angedeihen. Am Sonnabende empfing ein ganzes Heer von Bettlern kleine Gaben.

Rechtschaffenheit und Sittenreinheit sicherten ihm das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger. Seine Lebensweise war so klar als schlicht. Im Stolz der Bürgerlichkeit — in vertrauter Stunde sprach er gern mit den Altersgenossen plattdeutsch — buhlte er nicht um die Gunstbezeigungen der Hohen und in devoter Dienstbeflissenheit vergaß er ihnen gegenüber nie eine ehrenwerthe Haltung. Hagen war der frömmste Kirchengänger, ohne daß er sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, manche Bibelangaben zu bezweifeln, er war der mäßigste Mann, ohne daß er es für unerlaubt gehalten, am Abend sich seinen Punschnapf zuzubereiten, er war durch und durch Patriot, ohne die Liebe zum Vaterlande und zum Könige als Parteisache zu mißbrauchen; in der Zeit der Demagogen-Untersuchungen lag es ihm fern, die Verfolgten anzufeinden. Er gab sich mehr das Ansehn des Einseitigen, als daß er es war. Er liebte das Alte, aber nahm lebhaftes Interesse an dem Neuen, sobald es nicht durch einen schwärmerischen Anstrich ihn mißtrauisch machte, wie die von seinem Freunde, dem Schulrath Busolt, überschätzte Zeltersche Lehrmethode. Seine ins Allgemeine ausgehenden Aussprüche erklärten der Poesie den Krieg, aber oft recitirte er einzelne Verse von Logau, Haller, Günther und Lessing, und schrieb sich eine gelungene lateinische Uebertragung Schillerschen Oden ab. Eine Zeitlang besuchte er nicht selten das Theater und unterhielt sich mit den Schauspielern, die

in der Apotheke verkehrten. Gute Lustspiele liebte er in dem Grad, als ihm Opern verhaßt waren, wie er überhaupt für die Musik keinen Sinn hatte. Als Kotzebue seine Börnsteinsammlung zu sehen wünschte, so wies er sie ihm bereitwilligst vor, eine Aufmerksamkeit, die aber mehr dem Comödien-Dichter, als dem Geschichtsschreiber galt.

Unabhängigkeit erschien ihm als das Höchste und er begründete sie auf die möglichste Einschränkung an Bedürfnissen. Jede Emanzipazion von Modezwang begrüßte er mit wahrer Lust. Ihm war wohl, als er die Perücke ins Feuer werfen konnte, als er darauf vom Haarzopf befreit sich sah und endlich sich vom Friseur trennte — dem letztern gab er bis zum Tode das Monatsgeld mit Entbindung aller Verpflichtung — und mit Lächeln rühmte er, auf die einfachste Weise seine kahle Scheitel zu pomadisiren, um sie zur Aufnahme der Puderlage geschickt zu machen. Sein Versuch, sich der Tabacksdose zu entwöhnen, mißlang ihm, doch tröstete er sich damit, daß der Raucher sich und Andere, der Schnupfer sich nur allein quäle. Schon von ferne erkannte man ihn an der hohen schmächtigen Gestalt mit gebeugtem Haupt, wenn er an dem langen, mit goldenem Knopf gezierten Rohr auf der Straße dahinschritt. Er grüßte gern und wurde daher böse, wenn Studenten, ohne die Mütze zu rühren, an ihm vorübergingen, denn als Professor glaubte er eine Aufmerksamkeit der Art beanspruchen zu können. Wie er überhaupt Zeichen der Nichtachtung übel vermerkte.

Wenn Hagen Mineralogie *) wohl als der erste (diese Meinung spricht er selber aus) auf der Albertina las, Anfangs wahrscheinlich nach dem Kronstedtschen System, dem er in den ersten Ausgaben des Lehrbuchs folgte, so schloß er auch den Zuhörern in der Botanik eine neue Welt auf. Sie war bis dahin nach

*) Seine mineralogischen Schriften sind:
De stanno. Diss. I — III. 1776. 4.
De Dysode prussico. 1787. 4.
Bemerkung die Entstehung des Börnsteins betreffend (eine Frage, die er bereits 1773 zu beantworten suchte). In den Beiträgen zur Kunde Preußens 1821, Band III. S. 207.
Ueber den Börnstein. Geschichte der Verwaltung des Börnsteins in Preußen u. s. w. 1824. Ebendaselbst Band VI. S. 1 fgg.

Tournefort vorgetragen worden; er behandelte sie nach dem Linnéschen System. Professor Thiesen, der sie vor ihm las, war so schwerfällig, daß er sich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen konnte, um so mehr stach sein Nachfolger von ihm ab, der weit ausgedehnte botanische Excursionen mit den Studirenden anstellte. Schon als etwas neues regten sie zu großer Theilnahme an. Ehemalige Schüler und befreundete Gutsbesitzer in der Nähe versäumten nicht, die Zahl der Studirenden zu vergrößern. Ein Freund der Natur liebte Hagen Spaziergänge und schon in vorgerücktem Alter unternahm er ohne Anstrengung Ausflüge von mehreren Meilen. Stets mit dem Gartenmesser bewaffnet und stets den Blick auf die Vegetazion umher gewandt fand er volle Beschäftigung abzuschneiden und abzupflücken, gewöhnlich nur um den Begleitern durch Vorzeigen und Erklären die Länge des Wegs zu kürzen. Wer als Student sich auf dem jährlich einmal bestimmten botanischen Streifzug an ihn schloß, konnte seine Liebenswürdigkeit und Unverdrossenheit, mit der er die oft sich wiederholenden Fragen der Pflanzen suchenden Gesellschaft in lehrreicher Weise beantwortete, nicht genug rühmen. Gewöhnlich am Jahrmarkts-Montag frühe wurde eine Excursion nach Bladau angetreten, weil an diesem Tage das früher viel besuchte Gasthaus weniger besetzt war*). Unter den Gängen, die von hier aus Vor- und und Nachmittags gemacht wurden, war der ergiebigste der nach Neuhausen. Der Staatsrath Nicolovius, der Hagen's Schüler gewesen und sein Gönner wurde, erinnerte sich stets mit Vergnügen, daran Theil genommen zu haben. Auch der Chorführer zählte den Tag zu einem der sich jährlich erneuenden Feste. Nur einmal ward er ihm verleidet. Da Nichtbotaniker sich auch an demselben betheiligten, so war es nicht ungewöhnlich, daß viele Studirende auf die Pflanzen-Ausbeute verzichteten und im Gasthause zurückbleibend auf eigne Weise sich vergnügten. Als Hagen einst dahin vom mühsam beendigten Gange zurückkehrte, fand er im Garten einen Freiheitsbaum aufgepflanzt, den unter Absingung der Marseillaise Feiernde umtanzten. Ein Student von polnischer Abkunft hatte den Anlaß gegeben. Hagen stets der ehrfurchtsvollste

*) Da der Weg nach Bladau über den Exercierplatz führt, folglich nichts botanisch Beachtungswerthes erwarten läßt, so war es zweckmäßig, daß Hagen dahin fuhr. Eine daraus gemachte Folgerung erledigt sich von selbst.

Unterthan, war aufs Höchste erregt und nicht eher ruhig, bis er alles Mißliebige abgestellt sah. Sonst war eben das gesellige Vergnügen in freier Natur mit das Anziehende für die Anthologen, die an gemeinschaftlicher Tafel speisend unter Studentenliedern, in die der Professor gern einstimmte, in ungestörter Heiterkeit bis zum abendlichen Aufbruch sich verweilten.

Ehedem war es eine Verpflichtung für den Apotheker, einen größeren Garten zu besitzen, in dem die nicht wild wachsenden Medizinalkräuter gezogen wurden. Ein Grundstück auf dem Tragheim überkam von seinem Vater Hagen, der das von ihm neugebaute Haus an Miether abtrat, den dazu gehörigen (ursprünglich auf dem Königsgarten liegenden) Garten aber sich vorbehielt. Beinahe jeden Nachmittag brachte er hier einige Stunden zu und freute sich nicht weniger über das Gedeihen der Apothekerkräuter, als über eine Baumschule, in der er jeden Stamm selbst gepfropft und oculirt hatte, über die ausländischen Gewächse, die er aus eigenem Interesse oder behufs der Vorlesungen sorgsam pflegte. Wenn diese nicht ausreichten, so fand er eine große Unterstützung von Seiten des dienstbeflissenen Kunstgärtners Senff auf dem Sackheim, der mit dem Handwerk Liebe zur Wissenschaft verband, sich lernbegierig dem Professor der Botanik näherte und seine Dankbarkeit durch das Anpflanzen und Sammeln seltener Species vielfach bethätigte. Senff war der erste, der in Königsberg den Cactus grandiflorus zur Blüthe brachte und zu dem Feste der Königin der Nacht die Hagensche Familie in das geschmackvoll eingerichtete erleuchtete Gewächshaus einlud.

Hagen gab den Anstoß zur Errichtung eines akademischen Pflanzengartens. Obgleich schon im Jahre 1787 der Antrag gemacht wurde, so vermißte die Universität bis 1810 ein solches Institut. Er hatte nicht den Ruhm der Schöpfer zu seyn. Ein Brief des Ministers v. Zedlitz, Berlin, 14. Dezember 1787, lautet folgendermaaßen:

„Was Ihr geäußerter Wunsch wegen eines botanischen Gartens betrifft, so werde ich mir um so viel mehr angelegen seyn lassen, ihn, sobald es möglich zu realisiren, da ich mir von solcher Anstalt unter Ihrer Direction viel gutes für die dortigen Studirenden verspreche: und dazu berechtiget

mich, wie mich dünkt, die kleine Botanik in Ihrer Apothekerkunst, die ich mit Wohlgefallen gelesen habe."

Unter seinen Schriften ist jetzt die bekannteste Preußens Pflanzen, die 1818 erschien und durch die Abbildungen des Professors Loreck an Brauchbarkeit bedeutend gewonnen hat. Die Chloris borussica vom J. 1819 steckt jetzt noch in der Tasche jedes Botanikers, der auf eine Bereicherung seines Herbariums ausgeht *). Französische Gelehrte nannten einen Baum Abyssinica Hagenii und ein Freund die gelbe Nessel Galeopsis Hagenii.

Wenn die vielen gelehrten Gesellschaften **), deren Mitglied Hagen war, meistens von ihm nicht anders berücksichtigt wurden, als daß er auf den Titelblättern der Bücher mit ihrem Namen den seinigen decorirte, so widmete er der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft hieselbst seine eifrige, fördernde Theilnahme. Er ward in sie aufgenommen, da sie noch in Morungen ihren Sitz und den Minister Grafen v. Herzberg zum Protector hatte. Sie erhielt Bedeutsamkeit, seit Hagen ihr als Präsident vorstand, und gewann ihren höchsten Glanz, als dessen Eidam, der Astronom Bessel unter dem Vorsitz des Professors v. Bär die ersten öffentlichen Vorlesungen hielt. Hagen leitete die Wahl auf Männer, die als Meister in ihrem Fach und als Techniker mehr das Interesse der Gesellschaft zu beleben versprachen als die

*) Andere botanische Schriften sind:

Tentamen historiae Lichenum praesertim Prussicorum 1782. „Diese Schrift zeugt von einer Genauigkeit, mit der damals die cryptogamischen Gewächse selten bearbeitet wurden." Vgl. Bock's Naturgeschichte. Band III. Vorrede XVIII.

De Ranunculis borussicis 1783. 4.

De principio plantarum odoro. 1788. 4.

Recensio Veronicarum prussicarum. 1790. 4.

De plantis in Prussia cultis. Progr. I—VII. 1791—1796. 4.

De plantarum nutrimento ab aqua proficiscente. 1798. 4.

**) Er ward Mitglied der Röm. Kaiserlichen Gesellschaft 1773, der Naturforschenden Gesellschaft in Berlin 1782, der freien ökonomischen Gesellschaft in Petersburg 1792, der ökonomischen Gesellschaft in Morungen 1793, der ökonomischen Gesellschaft in Graubünden 1804, des königl. bayer. pharmaceutischen Vereins in München 1817, der kais. russ. pharmaceutischen Gesellschaft in Petersburg 1819, der märkisch-ökonomischen Gesellschaft in Potsdam 1821, des pharmaceutischen Vereins im nördlichen Teutschland (in Salzuflen im Lippischen) 1821, der Naturforschenden Gesellschaft in Marburg 1825.

Hochangesehenen, die man sonst hinzuziehn pflegt, um dem Unternehmen ein äußerliches Relief zu geben. Ein solches Mitglied war der Mechanicus Marty, ehemals Hautboist, der unter Zuziehung des in allen mechanischen Arbeiten gewiegten Pfarrers Wasianski das erste Forte-Piano in Königsberg baute. Ein anderes war der genannte Kunstgärtner Senff. Derselbe, um Einzelnes anzuführen, legte den Versammelten einst Aepfel vor, von Stämmen, die nicht durch Pfropfen verkrüppelt durch ein mehrmaliges Verpflanzen veredelt waren. Hagen schlug ihm vor, auch beim Pflanzen der Kerne ein neues Verfahren zu beobachten und statt einzelner Kerne einen ganzen Apfel in die Erde zu setzen, denn sein Fleisch würde zum Keimen treffliche Nahrung gewähren und unter den vielen hervorwachsenden Trieben könnte der kräftigste gewählt und die andern beseitigt werden. Viele Abhandlungen, die Hagen vor einem gemischten großen Zuhörerkreise vorlas, erhielten eine Stelle in den Beiträgen zur Kunde Preußens. Die anregenden, meist die Naturkunde betreffenden Vorträge, die hier von verschiedenen Mitgliedern gehalten wurden, wirkten vortheilhaft über die Vaterstadt hinaus auf die ganze Provinz, als sie regelmäßig in den Provinzial-Blättern zu finden waren, während sie jetzt in besonderen Heften abgedruckt nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Lesern dargeboten werden. An die Zeit des gedeihlichsten Wirkens der Gesellschaft mahnen im Sitzungssaal die Bildnisse von Bessel und Hagen. Das des letztern malte der Prof. Knorre für die Gesellschaft, als sie eine Vorfeier des Doctor-Jubiläums ihres Präsidenten veranstaltete.

Als 1804 der Prof. Reusch durch einen Schlagfluß gelähmt, nicht mehr zu lesen im Stande war, sollte er emeritirt und Hagen sein Nachfolger werden. Wenn dieser auch mit ganzer Seele die Pharmacie vertrat, so mogte doch bei seinem Unglauben an die ärztliche Kunst die Stellung in der medicinischen Facultät ihm niemals ganz behaglich gewesen seyn. Durch ein Aergerniß in der medizinischen Facultät ward sie ihm noch mehr verkümmert. Prof. Metzger Dr. med. war in Königsberg der erste, der mit gewandter und stets zum Kampf gerüsteter Feder in fremden Zeitschriften wissenschaftliche Fehden führte *). Er verschaffte sich durch seine Criti-

*) Durch ihn wurde auch Hagen getrieben, den literarischen Fehdehandschuh

ken in den Literatur-Zeitungen nicht weniger ein gefürchtetes Ansehn als durch einen Briefwechsel, den er mit den Vielvermögenden in Berlin unterhielt. Sein Einfluß hatte daher Bedeutung. Nach Bohlius' Tode 1786 ward eine Professur vacant, die auf Metzger's Betrieb mit Uebergehung des verdienten Orlovius dem Dr. Elsner übergeben wurde. Wenn Hagen gern dem ersten den Vorrang gelassen, so schmerzte es ihn bitter, einem Docenten, der jünger als er war, nachgesetzt zu werden.. Er ging deßhalb den Minister v. Zedlitz um seine Entlassung an, die aber auf eine für den Bittsteller ehrenvolle Weise abgeschlagen wurde.. Metzger machte die Erfahrung, in seinem Schützling sich einen gefährlichen Feind erzogen zu haben, so daß Hagen nachmals mehrfach eine Versöhnung zwischen ihm und Elsner stiften mußte. Der akademische Senat wünschte, daß die Professur der Physik mit der der Chemie vereinigt würde und forderte Hagen auf, obwohl er inzwischen wirklicher Medizinalrath geworden, aus der medicinischen, in die philosophische Facultät zu treten. Dieser ging darauf ein, wenn ihm das „leidige" Disputiren und die Probe-Vorlesungen erlassen würden. Die philosophische Facultät übersandte ihm das Doctor-Diplom. — Ein physikalischer Apparat war jetzt nothwendig, den er durch Ankauf auf Aukzionen auswärts und in Königsberg, wo damals eine nicht geringe Zahl Curiositäten-Sammler brauchbare Instrumente besaß, sich erwarb. Die schönen Instrumente, die ein reicher Particulier S. für große Summen sich angeschafft, wurden sämmtlich gekauft. Der Apparat des Vicepräsidenten Teske und der des Prof. Reusch wurde, soweit er Passendes enthielt, aus zweiter oder dritter Hand sein Eigenthum. Alles dieses bildete aber bald nur einen kleinen Theil dessen, was er an Instrumenten neu anfertigen ließ mit einem keine Kosten scheuenden Aufwande. Die trefflichsten Künstler des Aus-

aufzuheben. In einer von Gruner, Professor in Jena, redigirten Zeitung ließ Metzger Angriffe gegen Orlovius einrücken. Hagen trat dagegen mit scharfer Feder auf und verdarb es dadurch auch mit Gruner, der wider ihn Partei ergriff. Dieser mußte aber als überwunden den Streit aufgeben. Mehr als 15 Jahre waren darüber hingegangen, als auf seiner Schweizerreise der Gegner dem Gegner einen Besuch machte, ohne des Streites mit einer Sylbe zu erwähnen. Die in leidenschaftlichem Ton gewechselten Schriften, die er sich aufgehoben, übergab er, sobald er heimgekehrt, den Flammen.

landes lieferten ihm das Trefflichste ihrer Arbeit. Das mit größter Genauigkeit aus Glas und Elfenbein nachgebildete Auge wurde als ein Meisterwerk betrachtet. Ein chemisch-physikalischer Apparat von solchem Umfang und solcher Schönheit war damals etwas Unerhörtes. Jetzt wird man manches nicht mit der Bewunderung beschauen als damals. Wenn viele Instrumente auch zu neuen Forschungen bestimmt und redlich benutzt wurden, so auch viele zu Versuchen, durch die den Zuhörern auf unterhaltend eindrückliche Weise die Gesetze der Natur erläutert werden sollten. Viele gehören einer Zeit an, als die Wissenschaft nur um des Nutzens willen getrieben wurden und einzelne Zweige, die keine unmittelbare Früchte versprachen, allein in der Form von Belustigungen vorgetragen werden durften. Und diese eigneten sich für die Zuhörer damals mehr als jetzt, da sie nicht selten zwischen 14 bis 16 Jahren die Universität bezogen und in der Schule keine Gelegenheit gefunden hatten, über Physik und Chemie irgend einen Unterricht zu empfangen. Der Eindruck, den Hagen's Vorlesungen über Chemie und Physik machten, war unverlöschlich. Dies bekundete sich namentlich in den zum Jubelfest eingehenden Beglückwünschungs-Schreiben von Seiten ehemaliger Schüler, unter andern eines Landgeistlichen, der vor 42 Jahren in der Reihe der zahlreichen Zuhörer sich in eine Wissenschaft eingeführt sah, „deren neuer Begründer unlängst" der Vortragende geworden. Als dieser schon ein Greis war, glaubte man noch in dem eifrigen Experimentator den Jüngling zu erkennen, der das erste Mal am glücklichen Gelingen seine Lust hatte. Ein freudiges Erstaunen wurde oft im ganzen Auditorium laut. Jeder Versuch ergab stets auf das Genaueste das Ergebniß des im Vortrage Erläuterten. Die Geschicklichkeit und Eleganz des Experimentators war außerordentlich und sein ungehaltenes Wesen wohl zu entschuldigen, wenn eine unzeitige Zuthätigkeit der Studenten oder ihre ungeduldige Neugier am Mißglücken Schuld war. Bei solchen Vorkommnissen war er besonders heftig, wenn jüdische Studenten etwas versehn hatten, die, weil sie gewöhnlich gratis hörten, leicht etwas Uebriges in ihrer Dienstbeflissenheit thaten. Der Judenhaß war damals zu allgemein, als daß er sich von ihm ganz hätte fern halten sollen. Nicht leicht kam es vor, daß er in Folge der Versuche sich verwundete oder nur die Kleider beschädigte. Nur

einmal hätte sein Eifer ihm theuer zu stehen kommen können. In Gegenwart des Pfarrers Sommer und seines ältesten Sohnes stellte er zum ersten Mal nach Lavoisier's Angabe aus zwei Luftarten Wasser dar. Schon war die Freude des Gelingens erzielt, als die Glaskugel zerplatzte und die den Umstehenden vorbeifliegenden Scherben mit einem fürchterlichen Knall tief in die Mauer eindrangen. Die Sicherheit beim Experimentiren war allein möglich, wenn er sich vollkommen auf seine Geräthschaften verlassen konnte, die er, fremde Hülfe soviel als möglich verschmähend, vor der Stunde selbst auf dem langen Tisch, an dem er unter den Zuhörern saß, aufstellte, so daß oft vor der Menge des Apparats kein Raum zu den Schreibheften übrig blieb, wenn er selbst nach der Vorlesung eigenhändig die Gläser und Instrumente reinigte und in Stand brachte und alles und jedes in musterhafter Ordnung an die bestimmte Stelle auf Fächer und in Schränke trug. Solche Arbeiten dehnten sich oft noch auf den Sonntag aus. Seine Gattin, die ihrem Großvater schon ähnliche Dienste geleistet, war ihm dabei behülflich. Eine aufopfernde Gefälligkeit bewährte ihm der Pfarrer Wasianski, der unermüdlich war alles Zerbrochene wieder herzustellen. Eine Zeitlang stellte sich sonntäglich Vormittags der genannte Mechanikus Marty ein, um an den zu benutzenden Instrumenten jedem Mangel abzuhelfen. Wenn Hagen auch die vorzüglicheren Gegenstände in Berlin kaufte und fertigen ließ, so beschäftigte er doch auch hieselbst manchen geschickten Arbeiter und er selbst lieferte Verschiedenes zum Apparat und das Kleben und Streichen mit Oelfarbe (meist schwarz und roth) nahm kein Ende. Nur die bis in letzter Zeit nicht nachlassende Theilnahme derer, die eben so wißbegierig als zahlreich sich um ihn versammelten, beugte jeder Ermattung vor. Unter die Studenten, zu denen sich stets Apotheker-Gehülfen gesellten, mischten sich auch Männer aus allen Ständen, Gelehrte und Collegen. „Die Minister des damaligen Staatsministeriums, schreibt er, die Präsidenten und Räthe der kgl. Kammer, des Magistrats, Stadtgerichts und mehrere Offiziere waren meine Zuhörer." Sie setzten ihn in Stand, Versuche zu machen, die einen großen Aufwand erforderten. Einige Zuhörer, wohl um einen Zoll der Dankbarkeit mit abzutragen, wollten, da sie erfuhren, daß der Diamant Kohle sey, einen solchen von ansehnlicher Größe zur Verflüch-

tigung preisgeben. Hagen rieth es ihnen ab und schlug vor, lieber die Mittel zu interessanteren Versuchen zu beschaffen, etwa den nöthigen Vorrath Quecksilber zur Luftabsperrung bei Entwicklung einiger in Wasser auflöslichen Gase. Ein Zentner Quecksilber wurde als Geschenk dem Lehrer übermacht zum Frommen Aller, die im Lauf von zwei Jahrzehnten die chemischen Vorlesungen besuchten *). Mehrmals las Hagen vor einem Kreis von lauter Geschäftsmännern und Offizieren, wiederholt vor Damen, für die schon die Nettigkeit der vorgezeigten Gegenstände einen bestechenden Reiz hatte. Vor der Artillerie-Brigade hielt er Vorträge in der Chemie, denen in einem Jahre mehrere Monate hindurch der damalige Chef Prinz August beiwohnte mit Bekundung höchster Zufriedenheit. Aber keine Erinnerung war ihm theurer als die jener Jahre, da er das Glück hatte, vor dem regierenden König, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Friedrich seine Lehren anschaulich darzustellen. In seinen leider nur zu kurzen Aufzeichnungen heißt es: „Vom Februar 1808 an bis zum Herbste 1809 wurde mir von Sr. Majestät dem Könige bei seinem Aufenthalte hieselbst der Unterricht in Physik, Chemie und Botanik vor J. J. Königl. Hoheiten dem Kronprinzen, seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, und dem Neffen des Königs Prinzen Friedrich übertragen. Diese Zeit gehört zu den wichtigsten Abschnitten meines Lebens, wo ich täglich bei meinen Unterhaltungen den durchdringenden Blick, die schnelle Fassungsgabe und den moralischen Werth meiner Königl. Zuhörer kennen zu lernen Gelegenheit fand.“ Da die Herüberschaffung des Apparats nach dem Schloß kaum ausführbar gewesen wäre, so fand der Unterricht, zu dem die fürstlichen Personen der Geheime Rath Delbrück und der General Dierecke als Prinzen-Erzieher begleiteten, in Hagen's Hörsaal statt. Ja dieselben nahmen nicht Anstand, ein Collegium zusammen mit den Studenten anzuhören, obwohl wie auf anderen Universitäten die Aufstellung eines Prinzentisches nicht möglich war. Mancherlei, was Hagen ihren Augen vorführte,

*) Manches Andenken der Liebe und Achtung vererbte er auf seine Kinder Ein herrlicher alter Pokal, der ihn am Schluß einer Vorlesung vom General v. Borstell überreicht wurde, enthält auf einer Silberplatte die Worte: Zur Erinnerung an die dankbaren Zuhörer der physikalischen Vorlesungen 1819—1820.

machte Freude und rief die Aeußerung hervor, daß an dem Anblick sich auch die Prinzessinnen ergötzen würden. Hagen erklärte sogleich, daß er zu einer ihm gnädigst zu bestimmenden Stunde den Befehl erwarte. Welcher freudige Schrecken bewegte das Haus, als wenige Minuten vor dem erwarteten hohen Besuch die Nachricht kam, daß der König und die Königin, die mehrfach ihre Gnade dem Lehrer ihrer Söhne mündlich zu erkennen gegeben hatten, die Prinzessinnen begleiten würden! Die Herablassung des königlichen Paars bereitete die Feier eines selten erhabenen Festes, dessen Andenken noch in Allen fortlebt, die gegenwärtig waren. Die Versuche mit der Elektrisirmaschine fanden so vielen Beifall, daß noch ein zweites Mal die Allerhöchsten sich einfanden, um den Versuchen mit der Luftpumpe und dem damals noch neuen galvanischen Apparat mit nicht weniger aufmerksamen Blicken zu folgen. Hagen schreibt: „Zu den unvergeßlichsten Tagen aber zähle ich den 17. und 29. November 1808, an welchen ich das Glück hatte, unsern erhabenen König selbst und seine jetzt verewigte Gemahlin nebst den Prinzen und Prinzessinnen und dem Hofstaate (jedesmal 4 Stunden durch) mit Versuchen zu unterhalten, die mit dem herablassendsten und gnädigsten Wohlgefallen beachtet wurden.“ Als der König Friedrich Wilhelm III das letzte Mal sich in Königsberg befand und die Stadt in der Drei-Kronen-Loge ihm ein Fest veranstaltet hatte, so fragte er nach Angelegenheiten der Stadt, namentlich wie es um die Straßenbeleuchtung stünde, und erwähnte, daß er durch den Medizinalrath Hagen zuerst Kenntniß von der Gasbeleuchtung erhalten. Dieser nämlich hatte, um seinen fürstlichen Zuhörern die Wirkungen der Thermolampe mehr im Großen zu zeigen, als es im eignen Lokal möglich war, einen Mechanikus Klüfer bestimmt, seine ganze Wohnung mit dem Gase zu erleuchten. So geschmacklos auch die Transparente, erleuchteten Altäre und Inschriften waren, mit denen Klüfer die Stuben aufgeputzt hatte, so fand die Sache doch soviel Beifall, daß, nachdem der Hof Alles in Augenschein genommen, viele gegen ein Eintrittsgeld mehrere Tage hindurch in den in neuer Weise erleuchteten Räumen sich zusammenfanden.

Hagen's Werk „Grundsätze der Chemie durch Versuche erläutert“ erschien in dem Jahr 1815 in der vierten Aus-

gabe *). Nur als Compendium für seine Vorlesungen bestimmt, erwarb es sich aber auch in einem weitern Kreise, als dem seiner Zuhörer, Anerkennung. Kant war mit der Eintheilung so zufrieden, daß er das Buch ein logisches Meisterstück nannte. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß das Buch, um nicht hinter den neuern Forschungen zurückzubleiben, eine durchgreifende Umarbeitung erfahren mußte. Noch mehr werden sich die früheren Ausgaben von einander unterscheiden. In Crell's „Chemischen Annalen" vom Jahre 1784 befindet sich aus Hagen's Feder ein Aufsatz: „Ueber die Phlogistikation der Bittersalzerde." Crell schreibt ihm 1790 bei Gelegenheit einer Entdeckung Westrumb's: „Dies eine neue Stütze für unser Phlogiston, das uns die Herrn Franzosen rauben wollen." Wie oben erwähnt, wollte Hagen

*) Außer diesem Werk, deren drei erste Ausgaben von den Jahren 1786, 1790 und 1796 sind, verfaßte er an chemischen und pharmaceutischen Schriften:

Diatribe chemica vitriorum magnaesiam eiusque partem terream alcalinam considerans. In Nov. Act. physico medicis Academiae Caesareae 1776. Tom. VI. p. 329.
De concretionibus in oleis aethereis observatis 1783. 4.
Die Phlogistikation der Bittersalzerde 1784. Crell's Annalen. Bd. I. S. 291.
Auflösung des grünen Ambras in Vitrioläther. 1784. Ebendaselbst Bd. II. S. 99.
De similitudine salium alkalinorum cum terris absorbentibus 1784. 4.
Contra praeexistentiam spirituum ardentium 1785. 4.
De natura partis inflammabilis spiritus vini 1785. 4.
De acidula Thurensi 1788. 4.
Zergliederung des Thurenschen Wassers in Preußen. 1789. 4.
De aqua Ottlaviensi 1788. 4.
Isagoge in chemiam forensem 1789. 4.
Grundriß der Experimentalpharmacie. 1790.
De auro ammoniaco 1794.
Ueber Selbstentzündung und Vorbeugung derselben. Beilage zu Nr. 20. zum Amtsblatt 1816. 4.
Untersuchung der Luft in der Gruft des Markgrafen Albrecht. In den Beiträgen zur Kunde Preußens. 1818. Bd. I. S. 162.
Zur Geschichte der Salzquellen in Ponnau. Ebendaselbst 1818. Band I. S. 241.
Chemische Zergliederung des Mörtels alter preußischen Mauerwerke. Ebendaselbst 1821. Band III. S. 86.

Nur eine der kleinen lateinischen Schriften ist physikalischen Inhalts:
Progr. novam detonationis theoriam commendans. 1784. 4.

noch 1792 sich nicht zu Lavoisier's Lehre geradehin bekennen, wenn er sich auch schon durch eine Dissertazion vom J. 1785 als ein Abtrünniger des Stahlschen Dogma's gezeigt hatte. Auf einmal trat er in seinen Vorlesungen als ein begeisterter Antiphlogistianer auf und suchte der Verbreitung seines im andern Sinn geschriebenen Experimentalpharmacie möglichst zu begegnen. Ueberall, wo auf Auczionen Exemplare vorkamen, ließ er sie kaufen, und wie viele so in seinen Besitz kamen, so wurden doch nur einzelne in seiner Büchersammlung gefunden.

Die chemischen Beschäftigungen gab **Hagen** nicht auf, wenn er das Auditorium und Laboratorium verließ. Wo er auch arbeiten mogte, so bildete sich um ihn ein Laboratorium für seine „Lieblingswissenschaft." Auf dem Tisch, auf dem er schrieb, auf dem Sims des Stubenofens standen Gläser umher mit den Vorrichtungen zu Filtrazionen und Präcipitationen. Bald brachte er ein Metallkügelchen in einer ausgehöhlten Holzkohle mittels des Löthrohrs in Fluß, bald tauchte er mit prüfendem Blick die Lackmus-Papierstreifen in allerlei Flüssigkeiten. Wie er auch Reinlichkeit und Sauberkeit liebte so zeugten von der Art seiner Arbeit seine Finger, ihre starre Haut und ihre vielfarbige Beize. Mit spartanischer Kaltblütigkeit zog er mit ihnen glühende Kohlen aus dem Feuer hervor; rieb er sie sich von Zeit zu Zeit mit Sand ab, da die Seife nicht fruchtete.

Obgleich das ausgedehnte Apothekergeschäft die Anwesenheit des Prinzipals stets zu fordern schien, so wirkte doch seine Gewissenhaftigkeit als Beispiel auf seine Untergebenen in dem Grade, daß er mit sicherem Verlaß auf die Pflichttreue des Provisors, Namens **Klabund**, fünf Monate sich auf Reisen begeben konnte. Ungeachtet der dringendsten Aufforderung hatte er lange mit sich zu kämpfen, bis er zum Entschluß kam, aber stets dankte er dem Himmel gerührten Herzens, ihn gefaßt zu haben, und war überzeugt, einen Theil seiner, das höchste Greisenalter noch überdauernden Jünglingsfrische von den Alpen heimgebracht zu haben, welche er 1804 erstieg. Die obern Zimmer der Hofapotheke waren bis zu dieser Zeit mehrfach vermiethet gewesen. Hier wohnte die Großmutter der Gattin bis zu ihrem Ableben und später der Geheime Rath und Kammer-Director Baron v. **Salis**. Ihn zeich-

neten seltene Vorzüge des Geistes und Herzens aus und der Miether wurde der vertrauteste Hausfreund. Als er die Seinigen in Soglio zu besuchen Urlaub genommen, drang er in Hagen, ihn zu begleiten und Alle, die ihm nahe standen, ließen nicht mit Bitten ab, bis er dem allgemeinen Wunsch sich fügte. Ein Reisebericht macht den größten Theil der oft angeführten Lebensbeschreibung aus. Verkürzt möge er hier eingerückt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeitschrift Daphne.

In dem Aufsatz über den Magister Lauson unter dem Titel „Poesie vor hundert Jahren," wird Bd. V. S. 142. die in Königsberg 1750 erschienene humoristisch gehaltene Zeitschrift Daphne genannt und näher bezeichnet. Lauson war der Herausgeber und einer der Mitarbeiter der nordische Magus *). Die Briefe, moralische Abhandlungen, Gedichte und, was sonst die Blätter brachten, sind meistens gar nicht oder nur mit ein Paar

*) In einem Gedicht: „Laute" Lausons zweeter Versuch in Gedichten S. 137 liest man zum Namen Hamann die Anmerkung: Er „ward auf der Akademie mein Freund und macht jetzt seinem Vaterlande auch in Liefland viel Ehre. Sein Charakter ist unter dem Namen Hamus (Haemus) bei dem meinigen in der Daphne zu finden." In der genannten Zeitschrift II. S. 108 steht: „Haemus, mein aufgeweckter Haemus, wenn er es seyn will, hat sich nicht viel anders vorgestellt als Lisimon (Lauson). Er hat edelmüthige Empfindungen, ein recht gutes Herz, er ist ein Kenner der feinen Gelehrsamkeit und seine Schreibart geräth ihm, wo nicht witzig, so doch ausgesucht. Er schreibt keinen Vers, aber sehr glückliche Briefe. So ungezwungen er denkt, so offenherzig ist er auch; nur in einigen Fällen wird er entweder blöde, oder gar zu delikat und zweifelhaft. Er läßt seinen Unwillen über Thorheiten und Niederträchtigkeiten leicht ausbrechen. Sein Gefühl ist zärtlich, aber daher lebt er auch nur für die, welche ihn lieben, und man muß ihm auch gut seyn. Er hat seit einiger Zeit sehr viel Feuer bekommen, vielleicht wird er ein Dichter oder ein Liebhaber."

Buchstaben unterzeichnet, denn als die Schreiberin aller gilt Daphne. Friedrich Roth, der Herausgeber von Hamanns Schriften, sagt, daß Manches in der Daphne ihn an Hamanns Styl erinnere, daß er aber dennoch nichts in die Sammlung aufgenommen habe, da er seiner Sache nicht gewiß sey.

Zwei Abschnitte im zweiten Theile der Daphne, wenn sie auch nicht bedeutend sind, unterscheiden sich von dem übrigen Inhalt schon durch die Sprache, die nichts mit dem geschmacklos, schönthuerischen Wesen gemein hat, das sonst auf allen Seiten um ein Beifallslächeln buhlt, durch das Schneidende und Sarkastische, das von den elenden Witzeleien der andern Beiträge merklich absticht. Das 46. Stück auf S. 61. handelt von der Stadt Mazembalu, wie es in der Inhaltsanzeige heißt, einer orientalischen Stadt, die man bald errathen kann. Das Unterscheidende in der Darstellung ist hier um so augenfälliger, als der Brief sich für eine Fortsetzung der früheren Nummer ausgiebt. Das 43. Stück auf S. 49: „Von einigen besondern Tugenden des schönen Geschlechts z. B. der Schaamhaftigkeit, der Großmuth" mögte gleichfalls auf Hamanns Rechnung kommen. Die zweite Hälfte des einen und die erste des andern Aufsatzes mögen hier eine Stelle finden. Wenn wir aus ihnen nicht Hamann kennen lernen, so doch den Ton und die satirische Laune, wie sie sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Königsberg bekundeten.

Daphne.

(Drei und vierzigstes Stück.)

Die Großmuth ist die würdigste Leidenschaft des Menschen, und fließet wie ein gelinder Bach durch das ganze Leben eines Menschenfreundes. Die Natur bildet ehr einen schlauen witzigen Mann, als einen Großmüthigen, und manchen fehlet bei allen großen Eigenschaften dieser Charakter, der jene erst festsetzet und ihnen ein Ansehen giebt. Die Hoheit der Seele, und eine richtige Erkenntniß des Werths der Dinge erzeugen ein großmüthiges Herz, das allen Menschen zugethan, freigebig und hilfreich ist, wenig Belohnungen empfängt, und noch wenigere suchet, ein Herz, das so edel thut, als der Verstand denkt. Ich glaube nach der Größe dieser Tugend und ihrem Umfange, daß Geblüt, Natur

und Vernunft zusammentreten, sie zu erhalten. Das Unglück ist das Bett der Ehren für die Großmuth, Geduld und Standhaftigkeit folgen aus ihr, und sie hat so gut Märtyrer als die Religion.

— — Die rührendsten Stellen in den Geschichten und Trauerspielen führen großmüthige Personen auf, und wir finden in den Zeugnissen der erstern auch manches Frauenzimmer, die das Alterthum schon bewundert, und deren Verdienst neuere Schriftsteller erkannt haben; wiewohl die Historie in den Nachrichten von tugendhaften Frauen ziemlich sparsam ist. Cornelia die Mutter der Gracchen *), war edel gesinnt, nur ihre Großmuth führte etwas von der römischen Unbiegsamkeit mit, die sich durch Ehrfurcht und Eigensinn bestärket. Man wird oft bemerken, daß die Tugenden der Mannspersonen die Härte haben, wie der Römer ihre Liebe zur Freiheit und es wird zweifelhaft, ob die Liebe sowohl als die Großmuth des Frauenzimmers nicht zärtlicher, nicht so stürmend, und doch in sich eben so erhaben sei. Mir fällt davon die Geschichte bei, die ich im Hamburger Korrespondenten aus einer Beschreibung des Genuesischen Staats angeführt gefunden. Ein gewisser Corse von Adel, der zuvor den Genuesern lang gedient, wollte seine Insel von jener Herrschaft befreien und schmiedete dazu weitläuftige und verzweifelte Anschläge.

Die Genueser erfuhren es, sie stellten ihm nach und er mußte sich herumtreiben. Seine Gemahlin, der er befohlen, ihm zu folgen, ging nach Genua, da sie die Gefahr ihres Mannes hörte, und suchte nach ihrer dortigen Bekanntschaft, für ihn Gnade zu erlangen.

Dem tollen Corsen gefiel dieser Ungehorsam der Liebe nicht, welche ihm zaghaft zu sein schien, er ließ seine Gemahlin zu sich nach Marseille abholen, sperrte sie drei Tage ein, und entdeckte ihr, daß sie sterben müsse. Die Unglückseelige sah ihr Ende vor Augen, und bat nur den Grausamen, daß, weil er die einzige Mannsperson wäre, die sie erkannt, sie den Tod von seinen Händen empfangen wollte. Der Mörder that es, er löste ihr die Strumpfbänder ab, und erwürgte sie damit.

*) steht: Griechen.

Daphne.

(Sechs und vierzigstes Stück.)

Da mir die Frau von S*** meine hin und wieder gesammelte Erzählungen zugeschickt hat, so will ich einmal mein Blatt mit der Beschreibung einer gewissen orientalischen Stadt füllen, welche ich bei der Tausend und einer Nacht, ich weiß nicht mehr wo, beigebunden gesehen habe. Sie ist nach der Schreibart der Morgenländer diese.

Mezembalu war eine ziemlich weitläuftige und große Stadt in einer Provinz von China, welche nah an den Tartarischen Grenzen lag, und wurde sehr verwüstet, als Tamerlan über die große Mauer ging, und der Zorn Gottes das gesegnete Himmelsland China in seine Hände gab. Er kehrte um, und schleifte die Berge, welche sich um Mezembalu erhoben. Ihre Weisen haben das Gedächtniß ihrer Thaten nnd ihrer Mauren aufbehalten, so schreibet davon Tschinu Halam Fu. Die Stadt erstreckte sich so weit in die Länge als die Breite, ihre Thore gingen, meistentheils gegen Morgen und Abend, und die große Sonne beschien sie. Ihre Straßen waren eben, und ansehnliche Gebäude unterschieden eine von der andern. Ihre Häuser trotzten der Zeit, und genossen den gütigen Einfluß der Sterne. Ihre Pagoden waren prächtig, sie waren gebauet wie in Peking. Einige von ihnen enthielten noch die ältesten Geschenke unsrer Kaiser, und ihre Gebeine ruhten daselbst in einigen Gewölben. Die Stadt lag auf sehr vielen Bergen und Hügeln, und die Erde sank nicht unter der Last einer darauf gesetzten Pagode, oder einer Burg, welche wie ein Tempel in der Mitte hervorstieg. Ein stiller schiffbarer Fluß theilte die Reviere der Stadt ab, er kam vom Morgen und floß gegen die untergehende Sonne. Seine Wellen brauseten niemals, er befeuchtete die grünen Ufer und die lustigen Wiesen, und sein Rücken bog sich unter der Menge von Kähnen, die den Handel dieser herrlichen Stadt ab- und zuführten. Ihre Einwohner waren zahlreich und lebten vordem im Ueberfluß und dem Segen des Himmels. Sie wuchsen an Gütern und die Fremden besuchten ihre Kaufleute. Sie nahmen ihre Waaren und jauchzten über Mezembalu. Wohnet, sprachen sie, ihr theuren Männer von Mezembalu, wohnet in Palästen und der Friede öffne eure Thore,

es gehe euch und euren Kindern wohl; eure Feinde aber mögen zerstäuben, wie die Wolken des Himmels.

Die Märkte der Stadt zeigten ihre Herrlichkeit, und um ihre Ringmauern weideten die Schaafe bei tausenden auf dem platten Lande, ihre Heerden sprangen vor Freuden. Ach, daß deine Pracht o Mezembalu! verschwunden ist, wie bist du so gefallen, du Nebenbuhlerin von Peking, der Krone aller Städte des Morgenlandes? aber deine Feinde sollen sich in ihrer Hoffnung betrogen sehen; du wirst wiederum blühen, und sie werden für deiner Hoheit erschrecken.

Ich habe die Stadt gesehen, fährt der Beschreiber fort, als sie in ihrem Flor stand, und wie eine Rose ihren Geruch ausbreitete, die der küssende Südwind der erscheinenden Sonne zu Ehren aufgeschlossen. Sie zahlte ihren Tribut richtig in die Schatzkammern des großen Kaisers, und er schätzte ihren Gehorsam hoch. Seine Kriegsheere beschützten sie und machten ihre Thore sicher. Sie sah dieselbe nicht zur Strafe, sondern zur Freude bei sich; denn die Stadt, so entlegen sie auch von Peking ist, hat ihre Treue und Unterthänigkeit niemals verletzt, und nie ihre heilige Schwüre gebrochen. So glücklich waren die Bürger von Mezembalu. Und du auch o Weisheit! hast neben dem Dienst des Allmächtigen deinen Sitz allhier gehabt; die kostbaren Lehren des Confucius nebst tausend Künsten und Wissenschaften erschallten in ihren Schulen. Nur sie hat dich zuweilen verachtet, und nach dem ausländischen Winde geschnappt, der über das Gebirge zog. Die Wissenschaften haben in ihr nicht den glänzenden Gipfel erreicht, den sie in andern Städten eingenommen; die Einflüsse der bösen Gestirne und ihrer Geister erregten entweder Zwietracht und Unruhe zwischen denen Lehrern derselben, oder sie unterdrückten den Wachsthum der Weisheit und der Vernunft.

Die Bonzen in Mezembalu waren ehrwürdige und erleuchtete Ausleger des Vedams, unsers heiligen Gesetzbuches. Sie redeten öffentlich davon in den Tempeln und das Volk hing ihnen an. Eine Anzahl von Greisen ihres Alters untersuchte die Schüler, welche das Gesetz vortragen, und die Menschen zu dem glückseligen Orte führen wollten, wo Confucius wohnet; allein die Bonzen trennten sich immer in zween Secten. Die erste glaubte,

daß die Seelen nach dem Tode nicht wandern, und andre Gestalten an sich nehmen dürften, aber sie müßten durch eine enge Pforte in die Paläste der Glückseeligkeit eingehen uud vorhero schon ein strenges abgesondertes Leben geführet haben. Die andere Secte hielt diese Vorsicht nicht für so nöthig, daß sie meinten, daß man in dem Tode nur für eine künftige üble Seelenwanderung bitten dürfte, um der göttlichen Strafe darin zu entfliehen. Viele Weisen glaubten, daß beide Theile unrecht hätten; indessen wuchs der Anhang der ersteren. Ihre Schüler richteten sich nach der Gewalt, welche ihre Lehrer sich nach und nach zuwege brachten; sie giengen eine Zeitlang in die Einöden, lernten die Sprache und Ausdrücke jener Bonzen, und krochen endlich aus ihren Höhlen halb verfault hervor, um durch jener Anstalten junge Bonzen zu werden. Sie widmeten sich zu ihrem Dienst und das Volk seufzte bei den Entzückungen, welche sie aus ihren Höhlen mitgebracht. Sie verschmähten die Anhänger der andern Secte und die alten Bonzen zankten sich oft mit einander. Beide Partheien bekämpften sich mit List und Rachgier mehr, als mit Wahrheit und Nachgeben. Man sagte, daß die erstern ihre Lehre aus der Lebensart einiger indischen Braminen geschöpft hätten. Wann werden doch die Diener und Ausleger des hohen Vedams in einer völligen Eintracht leben, die Geheimnisse desselben erklären, nnd die tugendhaften Sätze des guten Confucius ausüben? Rüstet euch, ihr Bonzen! denn der Streit erneuert sich, und rennt bis an das Ende von China. Kennt ihr nicht die, welche mit ihren spitzfindigen Zweifeln euren Gottesdienst angreifen und ihn zum Gelächter machen wollen, die sich die Seelenwanderungen ganz anders vorstellen als wie ihr? Kennt ihr nicht die, welche die Einöden eurer Heiligen verachten, und einen Weg zur Glückseligkeit gefunden zu haben meinen, welcher lustiger und kürzer ist? — —

Verzeichniß derjenigen theils eingebornen, theils eingewanderten Preußischen Geschlechter, welche nach langjährigem Güterbesitze zwischen den Jahren 1740 und 1840 ausgestorben sind.

Von Adalbert von Mülverstedt.!

1. Von der Albe aus den Rheinlanden, besaßen die Condeh, nischen Güter, auch Kinwangen und Wodungkeim im Rastenburgischen; waren schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ohne Güterbesitz. Der letzte N. N. v. d. Albe starb 1815 zu Berlin.
2. v. Amstel, wahrscheinlich niederländischen Ursprungs, auf Nagurren, Carwaiten, Pollecken; der letzte war N. v. Amstel Preußischer Capitain beim Regt. v. Favrat † 18..
3. v. Arenswald aus Pommern, auf Wackern, Gablauken, Schriebitten, Schmirdkeim, früher auf Drachenstein, der letzte des Geschlechts Johann Dietrich v. Arenswald auf Gablauken, Preuß. Capitain beim Regiment v. Flanß starb 19ten Februar 1750 ohne Leibeserben.
4. v. Aulack aus Schlesien besaßen stattliche Güter in Preußen: Loyden, Kerten, Stablack, Bartelsdorff, Milgen, Wargelitten, der letzte seines Geschlechts war Ludwig von Aulack geb. 1701. Erbherr auf Warglitten und Platten Preuß. Oberstlieutenant und Commandeur eines Grenad.-Bat. zuletzt Oberforstmeister zu Magdeburg, starb zu Colditz in Sachsen am 9. Dezbr. 1763, wie es scheint, unvermählt.
5. v. Bartelsdorff aus Schlesien auf Schönforst, nachher auf Camioncken und Malschöven; der letzte seines alten Geschlechts war Jacob Ludwig v. Bartelsdorff, Erbherr auf Camionken, Preuß. Lieutenant, der 1764 ohne Kinder starb.
6. v. Bodeck, Rheinländer, saßen auf Weise, Hansdorff, Falkenhorst, Marwitz, Hirschfeldt und starben aus am 27. August 1829 mit Albrecht Heinrich Christoph Hans von Bodeck geb. 1. März 1750 (Herr der gedachten Güter, Preuß.

Lieut. b. Regt. v. Möllendorff, dessen einziger Sohn Benno Conrad Friedrich Carl Bonaventura Erdmann v. Bodeck als Preuß. Staabs-Capitain 1806 starb. Zwei der Töchter des erstern heiratheten in die Familien v. Keyserlink und und v. Hülsen.

7. v. Bombeck, eine uralte sehr ausgebreitete Familie im Osterrodischen und D. Eylauischen. Der letzte der Schönforstischen Linie war Johann Gottfried v. Bombeck, welcher 1755 als Preuß. Fähnrich beim Regt. v. Dohna stand und unvermählt gestorben zu seyn scheint. Um dieselbe Zeit wird noch Samson v. Bombeck Polnischer Oberst erwähnt; allein von seinen etwaigen Nachkommen hat sich keine Spur entdecken lassen.

8. v. Borck aus Pommern, reich begütert, zuletzt nur noch im Besitz der sehr verschuldeten Ramten- und Grasnitzschen Güter. Das Geschlecht (die alte Preußische Linie der v. Borck) erlosch mit den 3 Söhnen des Achatius Gottfried v. Borck, Herrn der gedachten Güter, nehmlich Johann Carl v. Borck geb. 19. November 1731 auf Gottschalksdorf, Preußischer Capitain beim Dragoner-Regiment von Möllendorf, der ohne Kinder circa 1780 starb. Anton Ludwig v. Borck, geb. 1727, starb als Preußischer Capitain in Hamburg den 1. August 1776 und Friedrich Hennig v. Borck geb. 1739 starb als Preuß. Lieutenant in Oesterreichischer Gefangenschaft 1763.

9. v. Braxein, ein altpreußisches Geschlecht, welches namentlich die Banner- und Kallistenschen Güter im Morungenschen besaß; der letzte seines Stammes war Fabian Abraham v. Braxein, geb. 1722 27. Septbr. zu Banners, Erbherr auf Tharau, Sodehnen rc., Preuß. wirkl. Geh. Etats- und Kriegs-Minister, Präsident des Pupillen-, Armen- und Hospital-Collegiums rc. der vor seiner Gemahlin Albertine Louise von Creytzen auf Silginnen, die 1817 am 22. Novbr. starb drei Kinder hinterließ, von dem 1 Tochter und der Sohn jung starben, die andere Tochter an den Preuß. General-Major Ernst Sigismund v. Schöning auf Tharau rc. vermählt wurde und den 28. Juli 1825 starb. Der Bruder des Ministers, der Geh. Rath und Direktor der Kriegs- und

Dom-Kammer zu Glogau Gottfried Ludwig v. Braxein († 26ten August 1795) hinterließ zwar neben mehreren Töchtern einen Sohn Fabian Gottfried Wilhelm v. Braxein geb. 1. Septbr. 1778, der als Preuß. Lieut. beim Regt. v. Tschepe 1806 stand, aber unvermählt oder ohne Erben gestorben zu seyn scheint, da sich von seinen etwaigen Söhnen nichts hat auffinden lassen.

10. v. Brumsy auch gewöhnlich v. Brumsee, v. Bremse, v. Bromse, ein uraltes Geschlecht Schweizerischer Abkunft, früher im Besitz der Maraunenschen Güter bei Brandenburg. Trotzdem, daß die Familie zu Anfange des 18. Jahrhunderts nicht arm an Mitgliedern war, erlosch sie mit den Kindern der 3 Gebrüder Christoph Joachim v. B. auf Bobitten, Perschlack ꝛc. Preußischen Obersten beim Regt. v. Sonsfeld Drag. († 1716), Wolff Heinrich v. B. auf Robitten, Maggen ꝛc., Preuß. Oberstlieut. b. Regt. Prinz Dietrich, und Wilhelm Erhard v. B. auf Maraunen, Berschlack, Pfandherr auf Hasselberg, Preuß. Kreis- und Landrath des Brandenburgschen Kreises, und Preuß. u. Sächsisch. Lieut. ꝛc. († 1754). Der Sohn des erstern Franz Carl Ludwig v. B. stand 1746 als Kaiserl. Lieut. im Regiment Graf Neipperg und starb unvermählt, von den Söhnen des zweiten fiel Friedrich Wilhelm v. B. 1744 als Preuß. Lieut. bei Hohenfriedberg und Gottlieb Heinrich v. B. Preuß. Lieut. beim Regt. v. Bredow 1758, starb unvermählt. Der Sohn des letzten Ludwig Wilhelm v. B. geb. 1714 starb 1760 unvermählt im Regiment l'Hôpital; von seinen beiden Schwestern heirathete die ältere in die Familie v. Brandt, die jüngere Louise Barbara Charlotte v. Brunsy geb. 11. Octbr. 1728 in die v. Wernsdorffsche Familie. Sie starb erst am 15. May 1813 zu Truntlack.

11. v. Dembke, auch v. Damike, v. Daembke, v. Dembski, Meklenburgischen Ursprungs im Osterodischen seit langer Zeit und eine Linie im P. Markischen ansässig. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts finden wir sie noch stark an Mitgliedern, die fast alle in Preußischen Militairdiensten standen, allein keiner von ihnen scheint männliche Nachkommen, die ihren Stamm fortpflanzten, hinterlassen zu haben. Einer der

letzten, vielleicht der letzte männliche Sproße war George Christoph v. Dembke geb. 1719 den 5. Febr. auf Dietrichsdorf im Neidenburgischen, der 1778 den 19. Dezbr. als Preuß. Oberstlieutenant und Commandeur des Berliner Invalidenhauses starb. — Von weiblichen Gliedern der Familie scheint die letzte Helena Dorothea v. Dembke gewesen zu sein, die 1791 das Gütchen Paulsguth im Hohensteinischen kaufte und erst in diesem Jahrhundert gestorben ist.

12. v. Deppen, ein altadeliges, vielleicht eingeborenes Geschlecht, lange im Besitz der Warweidenschen Güter im Osterodischen. Zwei Brüder, der Kaiserl. Major Johann Quirin v. Deppen († 16. Janr. 1725) auf Warweiden und der Preuß. Major und Amts-Verweser zu Pr. Holland Wolf Ernst v. Deppen auf Agitten († 1725) hinterließen der erstere 11, der andere 13 Kinder, von denen aber die Söhne theils jung, theils im Kriege starben, nur einer, ein Sohn des letztern, Adam v. Deppen, geb. 15. Febr. 1711, Preuß. Capitain beim Regt. v. Dohna und Erbherr auf Koppeln hinterließ eine Tochter Charlotte Heinriette Tugendreich v. Deppen, vermählt mit dem Preuß. Capitain v. Reibnitz, durch deren am 23. Mai 1808 erfolgten Tod die Familie gänzlich bei uns erloschen ist.

13. v. Diebes, besaßen namentlich die Arnsdorfischen, Barthenschen und Terpischen Güter im Preuß. Markischen. Wir finden im Anfange des 18. Jahrh. noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Mitgliedern der Familie, deren Güter freilich sehr verschuldet waren. Die Arnsdorffer Linie erlosch mit den Kindern der Gebrüder, des Oberstlieut. Gottfried v. Diebes auf Arnsdorff, Paulehnen, Kirschitten ꝛc. und des Preuß. Fähnrichs Alexander v. Diebes auf Arnsdorff und Bauditten, von denen der Sohn des erstern Johann Gottfried v. D. auf Arnsdorff Preuß. Lieut. beim Regt. v. Glaubitz im Kriege fiel oder unvermählt starb; der Sohn des letztern hingegen, Johann Erdmann v. Diebes auf Arnsdorff Preuß. Lieut. beim Regt. v. d. Gröben in Neisse, obschon vermählt mit Anna Elisabeth v. Auerswald aus d. H. Trommenau keine Nachkommen hinterließ. Die Linie zu Terpen und Barthen starb aus mit Johann Wilhelm v. Diebes

geb. 1714 † 1777. Erbherr auf Gergehnen, Nehmen, Woritten, Amtsverweser zu Pr. Mark (1740—1751), der zwar mit Maria Elisabeth v. Kerstenstein a. d. H. Powunden vermählt war, aber geschieden wurde. Seine beiden Kinder starben jung.

14. v. Diehren. So oder v. Dier schrieb sich die Preuß. Linie des alten schlesischen Geschlechts der jetzigen Freiherrn und Grafen v. Dyhrn. Diese nie zahlreich an Mitgliedern gewesene Familie, zuerst im Besitz eines Antheils im Gut Saiten im Hohensteinischen, nachher in Hanswalde im P. Markischen scheint in dem Sohn des holländischen Fähnrichs Wilhelm Gottfried v. Diehren auf Hanswalde, Christoph Wilhelm v. Diehren geb. 1724, der 1746 ins Berliner Cadettenhaus kam, erloschen zu seyn.

15. v. Dobeneck. Ein sächsisches und fränkisches Geschlecht, zwar nie ausgebreitet in Preußen, aber doch ansehnlich begütert, namentlich im Marienwerderschen und Riesenburgischen, wo die Trommenau- und Klösterchenschen Güter ihm gehörte. Nach ihrem Verlust hatten sie Wehlack, Rohlack, Wommen, sowie die Sessenschen Güter inne, allein auch diese waren tief verschuldet und wurden subhastirt. Als der letzte Zweig der Preußischen Linie erscheint Paul Ludolf v. Dobeneck Preuß. Major im Jahre 1741, der in Halle beim Regiment Fürst v. Anhalt-Dessau gestanden hat und ein Sohn des Polnischen Obersten Christoph Wilhelm v. D., Herrn der zuletzt gedachten Güter und der Charlotte Dorothea von Creytzen a. d. H. Wulfshöfen, verw. Capitain v. Nettelhorst war. Ob er vermählt gewesen, ist nicht bekannt; Nachkommen von ihm scheinen nicht vorhanden gewesen zu seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

Drei Berichtigungen im letzten Heft des achten Bandes.

In des Herrn Prediger Löffler Aufsatz: „Das Geschlecht der bienenartigen Insecten" ist
S. 432 zu lesen: dasselbe mit 1000 Stück Drohnen.
In des Herrn Stadtrath Neumann Aufsatz: „Kneiphof" ist
S. 460 zu lesen: Auch in Danzig giebt es einen sogenannten Stadttheil und in der Nähe von Dirschau liegt am Weichselufer eine Ortschaft Knibau.
ebendaselbst: zu den obsoleten Wörtern gehört.

Sendschreiben an Herrn F. v. Quast in Berlin über die Zeit des Aufbaues des Mittelschlosses zu Marienburg.

Von Prof. Johannes Voigt.

Es giebt, wie Ihnen, Herr von Quast, bekannt ist, wohl manchen Geschichtsforscher, der nichts von dem weiß, was man Baustyl nennt, und ebenso giebt es auch Kunstkenner, die nichts von Geschichtsforschung verstehen. Zuweilen zwar findet sich wohl ein Geschichtsforscher, der Etwas vom Baustyl, und ebenso ein Kunstkenner, der Etwas von Geschichtsforschung zu sagen weiß. Allein dieses Etwas giebt bei ihnen dann nicht ein solch volles Pfund, welches, wenn es auf die Wage kommt, das Zünglein zum Ausschlag bringt. Also steht es jetzt auch in der Streitfrage über die Zeit des Aufbaues der prachtvollen Wohnung des Hochmeisters im Mittelschlosse zu Marienburg. — Sie haben im Verein für mittelalterliche Kunst in Berlin einen Vortrag über den Charakter und Aufbau des Schlosses zu Marienburg gehalten und nach einer durch den Preuß. Staats-Anzeiger Nr. 209. (Jahrg. 1849) mir bekannt gewordenen Mittheilung darüber unter andern folgende Behauptung aufgestellt:

„Daß das Hochschloß zu verschiedenen Zeiten gebaut ist, daß namentlich der Flügel, worin die Kirche und der Kapitelsaal sich befindet, den ältesten Theil bildet, daß jedoch hier, wahrscheinlich in Verbindung mit dem Baue der Anna-Kapelle und der Verlängerung der Marienkirche darüber durch Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—1341) ein vollständiger Umbau stattfand, und daß damals auch erst die seitdem meist schon wieder zerstörten Gewölbe der unteren Geschosse und der Kreuzgänge errichtet sein können. Noch spä-

ter, wahrscheinlich in die glänzendste Periode des Ordens unter Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382) könnte dann erst die prachtvolle Wohnung des Hochmeisters im Mittelschlosse, über deren Erbauungszeit jede bestimmte Nachricht völlig fehlt, erbaut sein. Dagegen läßt sich durch den Wortlaut alter Chroniken und einer gleichzeitigen Urkunde nachweisen, daß der Hochmeister Werner von Orseln im J. 1330 in der Vorhalle vor der Schloßkirche und neben dem Kreuzgange des Hochschlosses, und nicht, wie jetzt angenommen wird, vor der kleinen Kapelle der jedenfalls jüngern Hochmeisterwohnung des Mittelschlosses ermordet wurde."

Ich weiß dem ersten Theil dieser Behauptung, sofern sie das s. g. Hochschloß betrifft, nichts von Bedeutung entgegen zu stellen, theils weil er Bekanntes, von Andern auch schon früher Gesagtes enthält, theils weil ich, wie ich offen gestehe, nicht recht begreife, wie bei einem Gebäude, von dem nur noch die äußeren Ringmauern geblieben sind und in welchem in seinem innern Ausbau bis auf einige Reliquien von Ornamenten Alles aufs gründlichste vernichtet und vandalisch zerstört ist, von Beurtheilung eines Baustyls irgend viel die Rede seyn kann.

Was jedoch den zweiten Theil Ihrer Behauptung in Betreff des Aufbaues des Mittelschlosses, der Wohnung des Hochmeisters, anlangt, so kann ich nicht umhin, ihr mit historischer Critik entgegenzutreten, denn ich hoffe beweisen zu können, daß die bisher geltende Annahme über die Zeit des Aufbaues die richtige ist. Ich entgegne demnach Ihrer Ansicht Folgendes.

1. Sie nehmen an: der Hochmeister habe vom Jahre 1309 an (in welchem er notorisch seinen Wohnsitz in Marienburg nahm) bis in die Jahre 1351—1382, also 42 bis 73 Jahre lang, seine Wohnung im hohen Schlosse gehabt und erst während dieser Zeit sey ihm endlich der Gedanke eingekommen, sich eine besondere prachtvolle Wohnung neben dem hohen Schlosse aufzubauen. Ich frage nach Gründen, die den Hochmeister bewogen haben könnten, dem Gedanken zum Aufbau einer besondern Wohnung erst nach einer so langen Reihe von Jahren Raum zu geben. Ich finde keine. Ich frage ferner nach der Möglichkeit, wie in einem Schlosse von solchem Umfange, in welchem sich eine Ordenskirche, ein Capitel- und ein großer Schlafsaal, ein Remter und die Wohn-

gemache der Ritter- und der geistlichen Brüder befanden, in welchem außerdem, wenn ein General-Ordenskapitel gehalten wurde, der Deutschmeister und der Meister von Livland mit ihren Komthuren und ebenso die Komthure aus Preußen selbst aufgenommen werden mußten, in welchem endlich auch noch der Großkomthur und der Treßler, die ihren Wohnsitz stets in Marienburg hatten, mit ihren Beamten ihre besonderen Gemache haben mußten: — ich frage, sage ich, nach der Möglichkeit, wie unter solchen Verhältnissen dem Hochmeister, dem Oberhaupt des ganzen Ordens, dem Landesfürsten, so viel Räumlichkeiten haben übrig bleiben können, um in ihnen seiner Würde, seiner hohen Stellung gemäß und dabei gemächlich und bequem leben zu können, ohne 42 bis 73 Jahre lang sich nach einer fürstlichen, seinem hohen Range angemessenen Wohnung zu sehnen. Gewiß, man würde in große, peinliche Verlegenheit gerathen, wenn man alle für die erwähnten Zwecke unumgänglich nothwendigen Räumlichkeiten im Hochschlosse nachweisen sollte, in dieselbe große Verlegenheit, in die man 42 bis 73 Jahre lang jeder Zeit hätte kommen müssen, wenn in dieser Zeit Hochmeister-Wahlen oder zahlreiche Ordenskapitel-Versammlungen u. dgl. Statt fanden. Schon aus diesem einen Grunde, meine ich, möchte Ihre Behauptung keinen Anklang finden. Aber

2. Sie kennen ohne Zweifel aus der Geschichte Preußens den Streit der beiden Hochmeister Gottfried von Hohenlohe und Siegfried von Feuchtwangen, die in Folge dessen im ganzen Orden entstandene Spaltung in Parteien während der Jahre 1303 bis 1309; Sie wissen, wie die Hochmeister sowohl schon früher als auch noch in dieser Zeit, wenngleich auch Venedig das Haupthaus des Ordens in sich schloß, hier nicht immer ihren beständigen Wohnsitz hatten, sondern sich auch viel in diesem oder jenem Ordenshause Deutschlands aufzuhalten pflegten. Sie haben ferner auch in der Geschichte Preußens gelesen, welchen bedeutenden Landgewinn der Orden in diesen Jahren durch die Eroberung der Gebiete von Danzig, Dirschau und Schwez und durch die Behauptung Pommerellens erwarb. Sie erinnern sich wohl auch, welche schwere Anklagen gerade damals (1305) der Erzbischof von Riga am päpstlichen Hofe gegen den Deutschen Orden erhob, Anklagen, die sogar geeignet waren, die Existenz des Ordens zu bedrohen. Sie wissen endlich, daß diese schweren Beschuldigungen gegen den

Orden, dieser bittere Streit mit dem Erzbischof gerade in der Zeit am päpstlichen Hofe angebracht wurden, als der Papst Clemens V. mit König Philipp dem Schönen von Frankreich den Plan zur Verurtheilung und Aufhebung des reichbegüterten Tempelordens verabredete und zur Ausführung zu bringen entschlossen war. Wenn Sie alle diese Verhältnisse zusammenfassen, welche Zeit war wohl geeigneter, im Geiste des Hochmeisters den Gedanken zu erwecken, seinen festen Wohnsitz in Preußen, in einer auf dem Uferberge der Nogat aufzurichtenden hochmeisterlichen Residenzburg aufzuschlagen? Und wenn er diesen Plan gefaßt hatte, was hinderte seit dem Jahre 1306 den Aufbau einer fürstlichen Hofburg auf der Stelle der damaligen Vorburg des Hochschlosses und mit Benutzung derer noch brauchbaren Mauerwerke? Wo findet sich in der spätern Geschichte des Ordens ein näher liegender Anlaß zur Ausführung dieses Planes? Auf Venedig lag seit dem Frühling des J. 1309 ein schwerer Bannfluch. Der Hochmeister hatte das dortige Haupthaus seitdem verlassen müssen. Seine schon früher im Aufbau begonnene fürstliche Hofburg zu Marienburg war bis zum Herbst des J. 1309 vollendet und er hielt in ihr zwischen dem 9. und 21. September seinen Einzug.

3. Um einen spätern Aufbau des Mittelschlosses wahrscheinlich zu machen, wird von Ihnen die Behauptung ausgesprochen: die Ermordung des Hochmeisters Werner von Orseln sey nicht, wie bisher angenommen worden, im Mittelschlosse, sondern im Hochschlosse geschehen. Sie sagen: es lasse sich durch „den Wortlaut alter Chroniken und einer gleichzeitigen Urkunde nachweisen, daß der Hochmeister Werner von Orseln im J. 1330 in der Vorhalle vor der Schloßkirche und neben dem Kreuzgange des Hochmeisters und nicht vor der kleinen Kapelle der jedenfalls jüngern Hochmeisterwohnung des Mittelschlosses ermordet wurde." — Hier aber kann ich Ihnen zur Widerlegung Ihrer Behauptung mit diplomatischen Gründen entgegentreten. Ich hoffe gerade durch „den Wortlaut alter Chroniken und aus einer gleichzeitigen Urkunde" zu beweisen, daß das Mittelschloß mit der darin befindlichen Hochmeisterwohnung im J. 1330 schon vorhanden war und die Ermordung Werners von Orseln nirgends anderswo als in der Vorhalle der hochmeisterlichen Kapelle im Mittelschlosse geschehen seyn kann.

Sie legen zum Beweise für Ihre Behauptung einen Nachdruck auf „den Wortlaut alter Chroniken.“ Wenn ich recht verstehe, was Sie darunter meinen, so nehmen Sie es als für Ihre Ansicht entscheidend an, daß in einer Chronik, in der Fortsetzung von Dusburg, gesagt wird: Der Hochmeister sey ermordet worden, „dum cantatis vesperis exiret de Ecclesia.“ Nach dem Wortlaut dieser Stelle, behaupten Sie, sey der Hochmeister, als der Mörder ihm auflauerte, nicht aus einer Kapelle, sondern aus einer Kirche (ecclesia) herausgekommen und diese Kirche könne keine andere seyn, als die Ordenskirche im Hochschlosse. Ich könnte dieser Stelle aus Dusburg eine andere aus einer noch älteren Chronik (die ich auch bereits in meiner Geschichte Marienburgs S. 115. mitgetheilt habe) entgegensetzen, wo es heißt: interfectus est, dum exiret capellam, iuxta porticum, und den Wortlaut dieser Stelle für meine Behauptung in Anspruch nehmen. Allein da Sie einmal auf das Wort Ecclesia ein besonderes Gewicht zu legen scheinen, so will ich einen Augenblick dabei stehen bleiben.

Wer alte Chroniken und Urkunden gelesen und richtig zu verstehen gelernt hat, weiß, daß das Wort ecclesia eine sehr ausgedehnte und abwechselnde Bedeutung hat. Bald bezeichnet man damit die ganze Gemeinheit der Christenheit im Gegensatz zum Heidenthum; in diesem Sinne spricht man von einer ecclesia christiana. Bald bedeutet das Wort eine in einer besonderen Gestaltung, mit einem eigenthümlichen Dogmatismus und Cultus erscheinende kirchliche Gemeinheit; dann ist entweder von einer ecclesia orientalis oder einer ecclesia occidentalis, von einer Griechischen oder Römischen Kirche die Rede. In engerer Bedeutung bezeichnet das Wort sehr häufig auch bloß einen bestimmten Kirchensprengel, was wir eine bischöfliche Diöcese nennen; so z. B. eine ecclesia Coloniensis, Wormatiensis, Culmensis. Noch enger in seiner Bedeutung findet man es als Bezeichnung der Kirche einer einzelnen Parochie, einer ecclesia parochialis; in dieser Bedeutung fällt es dann auch mit dem, was man gemeinhin unter Kirche als Gebäude versteht, zusammen. Endlich aber — und dieß ist für unsere Streitfrage zunächst das Wichtigste — auch bloße Kapellen werden in Chroniken und Urkunden nicht selten ecclesiae genannt und man darf nicht immer

unter diesem Worte das verstehen, was wir gemeinhin Kirche nennen. Die Ausdrücke ecclesia und capella wechseln dann häufig mit einander ab. Ich kann Ihnen darüber ein unserer Streitsache sehr nahe liegendes, eclatantes Beispiel vorführen. Die St. Lorenz-Kapelle in der ehemaligen Vorburg zu Marienburg (die im J. 1358 schon sicher vorhanden war) ist Ihnen ja hinlänglich bekannt. In der Urkunde, die wir darüber haben (in meiner Geschichte Marienburgs S. 536 abgedruckt) finden Sie sie capella sancti Laurentii, diesen Heiligen selbst aber sanctus Laurentius patronus eiusdem ecclesiae genannt; es ist also hier dieselbige Capelle als capella und ecclesia bezeichnet. Es ließen sich, wenn es nöthig wäre, noch mehre Beispiele beibringen, woraus hervorgeht, daß im mittelalterlichen Sprachgebrauch die Wörter ecclesia und capella häufig für einen und denselben Gegenstand abwechselten. Wenn also ein Chronist sagt: der Hochmeister sey ermordet worden, dum exiret de ecclesia, und ein anderer: dum exiret capellam, so sehen Sie daraus, daß der „Wortlaut alter Chroniken," auf den Sie in Betreff des Wortes ecclesia ein besonderes Gewicht zu legen scheinen, für Ihre Behauptung keinen Beweis giebt und Ihrer Ansicht keine Stütze bietet.

Sie wollen aber ferner auch aus „einer gleichzeitigen Urkunde nachweisen, daß die Ermordung Werners von Orseln in der Vorhalle vor der Schloßkirche im Hochschlosse geschehen sey." Ich hoffe im Gegentheil aus dieser von Ihnen erwähnten und einer andern, gleichfalls gleichzeitigen Urkunde den Beweis stellen zu können, daß nur im Mittelschloß vor der hochmeisterlichen Kapelle der Mord möglich war und wirklich auch geschah. Beide Urkunden, von denen hier die Rede ist, ergänzen einander und machen den ganzen Vorgang ziemlich klar. Die eine ist das Ihnen bekannte, in den Beiträgen zur Kunde Preußens Bd. I. 235—237 gedruckte Zeugniß der vier Preußischen Bischöfe über den gewaltsamen Tod Werners von Orseln. Die andere, ebenfalls von den vier Preußischen Bischöfen ausgestellt, soll den wahren Sachbestand des unglücklichen Ereignisses gegen mögliche falsche Angaben und Entstellungen offen darlegen. Diese Urkunde im Original ist erst vor kurzer Zeit im geheimen Archiv wieder aufgefunden, aber durch Moder und Mäusezahn so verborben, daß

nur mit großer Mühe einzelne Stellen haben entziffert werden können. Indeß giebt sie doch manche wichtige Aufklärung an die Hand. Da der Inhalt der ersten Urkunde theils durch die Abhandlung über die Ermordung Werners von Orseln von Faber in den Beiträgen zur Kunde Preußens a. a. O. theils durch meine Mittheilungen in der Geschichte Marienburgs S. 115 und in der Geschichte Preußens B. IV. 472—474 hinlänglich bekannt ist, so will ich mich nur darauf beschränken, den Verlauf der Sache, soweit er aus der neu aufgefundenen Urkunde hat ermittelt werden können, getreu darzustellen. Ich bemerke jedoch voraus, daß in den entzifferten Stellen dieser Urkunde weder der Ausdruck ecclesia noch das Wort capella vorkommen.

Der Ordensritter Johannes von Neendorph (so nennt ihn diese Urkunde ganz deutlich) im Convent zu Memel findet sich durch die Ordnung des dortigen Ordenshauses belästigt, meidet den Umgang mit den andern Ordensbrüdern und nimmt sich vor, wider den Befehl seiner Vorgesetzten zum Hochmeister zu gehen (suum Magistrum visitare). Als er aus dem Hause Memel weggehen will, wird er von seinem Komthur gefragt, was er vorhabe? Er antwortet: eine Reise zum Hochmeister und bittet zugleich um Erlaubniß. Der Komthur erwiedert: er könne ihm diese nicht ertheilen. Der Ordensritter aber entgegnet: dieß kümmere ihn nicht weiter, er werde trotzdem gehen. Der Komthur schickt Einige nach, um den Widerspänstigen zurückzubringen. Dieser indeß zieht ein Messer heraus, mit dem er seinen Komthur zu ermorden droht ... Er setzt seine Reise fort und kommt an einem Sonntage, am Tage vor dem Feste der heiligen Elisabeth *) gegen die Vesper-Stunde (die dominica in vigilia sancte Elizabeth hora citra vesperas) in Marienburg an. Er begiebt sich sogleich bei seiner Ankunft in die Wohnung des Hochmeisters (Primo adventu domicilium prefati Generalis Magistri ingressus), findet aber Fremde bei ihm, wegen deren Anwesenheit er sein Verbrechen nicht vollführen konnte (viri extranei propter quorum presenciam nephas non potuit consumari). Er scheint dann, wahrscheinlich am andern Tage, den Hochmeister ersucht zu haben, ihn von der Strafe seines Ungehorsams zu dis-

*) Am 18. November.

pensiren. Der Meister erwiederte ihm: er sey zu einer solchen Dispensation nicht befugt; er möge nur wieder nach Memel zurückkehren und für seine Vergehungen eine für ihn heilsame Pönitenz übernehmen, er verspreche, wenn er diese vollführt habe, ihm Genüge zu leisten (se penitus non habere potenciam contra obedienciam dispensandi... rediret acturus pro commissis penitenciam salutarem, pollicens quod extunc hoc peracto ipsum ad sufficienciam....). Mit diesen Versprechungen und Ermahnungen aber nicht befriedigt, geht der Ordensritter erzürnt hinweg. Der Hochmeister begiebt sich zur Vesper. Der Ordensritter geht ihm nach und wartet beim Ausgang (porro ille frater magistrum sequutus et ad exitum custodiebat.) Nach Beendigung des Gottesdienstes will der Hochmeister in sein Gemach gehen und die Hausdiener (oder Compane) und ein Notar folgen ihm (domicelli et notarius unus sequebantur). Diese Gelegenheit nimmt der verbrecherische Ritter wahr, springt auf den Hochmeister zu und stößt ihm ein Messer in die Brust; mit einem zweiten Stich durchbohrt er ihn gegen das Herz. (Tum ille frater perversus visa opportunitate insiluit in Magistrum .... usque ad manubrium penetravit. secundo ictu trans scapulam contra cor eum concussit... Die Hausdiener (Compane) verfolgen den Verbrecher; der Notar Johannes Weiß bleibt allein beim Hochmeister und hält ihn aufrecht (solo notario Johanne Albo dominum suum Magistrum sustentante)... Auch der Caplan Heinrich und ein Priester der Burg eilen herbei und halten den Meister (Hinricus Capellanus... sacerdos castri Magistrum tenentes). Auf ein darauf erhobenes Geschrei kommen alle Brüder herzu (Dehinc clamore facto omnes fratres adveniunt). Der Meister erhält durch die Hände der Priester die Salbung und verscheidet dann sogleich.

Dieß ist im Wesentlichen der ermittelte Inhalt der erwähnten Urkunde. Fragen wir nun: wer ist in der Nähe des Orts, an welchem der Mord geschah? Die Urkunde nennt bloß die Hausdiener (Compane) des Hochmeisters (domicelli), einen Notar, einen Caplan und einen Burgpriester, also nur etwa fünf bis sechs Personen. Der Notar war wahrscheinlich zu einem Geschäft bestellt; der Caplan und der Burgpriester hatten die Vesper gehalten. Erst nachdem vom Orte der That aus (dehinc) ein Geschrei er-

hoben wird, eilen alle Ordensbrüder der Burg herbei. Fragen wir ferner: wo kann die Mordthat möglicher Weise nur geschehen seyn, so weisen alle erwähnten Umstände auf das Mittelschloß, auf die Vorhalle vor der hochmeisterlichen Kapelle hin, die den Uebergang (transitus, wie es die eine Urkunde nennt) aus der Kapelle in die gegenüberliegenden Gemache bildete. Die That geschah, wie der obenerwähnte Chronist sagt, iuxta porticum, neben dem großen Gange, der an die Vorhalle der Hauskapelle anstößt. Hier war der Hochmeister, wenn er aus der Vesper in seine Wohngemache zurückging, von nur wenig Leuten umgeben; das wußte der Mörder gewiß; hier ging jener wohl meist ganz allein in sein nächstes Gemach. Daher sagt auch Caspar Schütz, zwar ein späterer Chronist, aber sicherlich auf Grund einer von ihm benutzten ältern Quelle: Der Mörder habe den Meister, „als er nach gethanem Gebete aus seiner Capellen gar einig ging, recht unter der Thüren erstochen."

Nun zu Ihrer Ansicht, Herr von Quast. Ganz anders würde die Sache stehen und ganz anders würden die Worte der Urkunden lauten müssen, wenn nach Ihrer Behauptung die Mordthat „in der Vorhalle vor der Schloßkirche und neben dem Kreuzgange des Hochschlosses" geschehen wäre. Zur Vesper waren in dieser Schloßkirche immer alle Ordensritter und Priesterbrüder versammelt. Die Vesper war eine von den s. g. Gezeiten oder Horen, in welchen nach dem Gesetze alle Ordensbrüder erscheinen mußten. Die That geschah nach beendigter Vesper. Mit dem Hochmeister, hätte er dort dem Gottesdienst beigewohnt, entfernten sich durch dieselbe Kirchenthüre auch alle Ordensritter und Priesterbrüder. Wie hätte es der Mörder nur wagen können und wie wäre es ihm da möglich gewesen, die That zu vollführen unter den Augen aller Ordensbrüder? Und doch wären nur die erwähnten Paar Personen bei dem Meister geblieben, die ihn hielten? Und es wäre erst ein Geschrei nöthig gewesen, welches alle Ordensbrüder herbeirief? Endlich deutet die Urkunde ja auch klar darauf hin, daß der Mörder den Hochmeister möglichst allein finden wollte; er vollbrachte ja die That am Tage vorher deshalb nicht, weil er noch Andere (viri extranei) beim Meister anwesend fand.

Der Wortlaut der Urkunden spricht also durchaus gegen Ihre Behauptung. Ihre Ansicht läßt sich nicht halten; Sie werden

sie aufgeben müssen. Können Sie aber nicht umhin, meine Beweise in Betreff der Ermordung Werners von Orseln im Mittelschlosse vor der hochmeisterlichen Kapelle im J. 1330 anzuerkennen, so fällt von selbst dann auch Ihre Behauptung von dem spätern Aufbau der hochmeisterlichen Hofburg erst in der Zeit Winrichs von Kniprode (1351—1382), und es bleibt somit die von mir mehrmals ausgesprochene Annahme stehen: Die hochmeisterliche Hofburg, das prachtvolle Mittelschloß zu Marienburg sey schon vor dem Jahre 1309 erbaut.

Königsberg, am Sylvester-Abend 1849.

Preußischer Volkswitz.

Bd. 6. S. 319.

10.

Der Müller Pelz.

Als ek noch bim Meller Pölz deend' datt wär noch ee Keerlke, hadd uck e dege Büdel met Geld. Wart hei emal na Kensberg reise, sine grote Fring beseke, on wie hei kömmt na Kensberg, hebbe se e Tun getage on make dat Stenpflaster trecht. Da schrien sei em tau, hei sull doch nich ride; awers hei göfft sinem Brune e Schmet met denem Hacke, sett ewer den Tun on rett bit en de löwnichtsche Langgass. Da biegt hei sin Perd an de grote Druckerdeer on geit sine grote Fring beseke. Dei warre uck met emm en dat Komödiespell gane. On wie sei enn dat Komediespeel kame, da secht hei: Na gode Nawend Allar! Da fange sei alle on te lache. On als de Kerls dat Komödiespeell anfange, da ess et emmer so, als wenn sei enem terspöcke wölle. Da wart minem Meller Pölz Angst on schrit: Wat sie ju hier? Lüd oder Mördersch? Alle Mann staat bi! helpt, rett! Lat doch nich den Mann terspöcke, on — da schmete se den Meller Pelz rut.

F. Seydler — Heiligenbeil.

Ueber die Verleihung der Baierfahne und des baierischen Wappens an die Baierburg.

Nach *F. A. Voßberg*, Banderia Prutenorum.



König Johann von Böhmen folgte 1337 einer Einladung des Hochmeisters Dieterich von Altenburg zu einem Kriegszuge ge-

gen die heidnischen Litthauer [1]). Ihn begleitete eine ansehnliche Schaar von Fürsten, Grafen, Rittern und andern edlen Herren. Unter ihnen befand sich auch der jüngere Herzog Heinrich von Baiern, der auf diesem Zuge an den Gränzen Samaitens auf dem Ufer des Memelstromes eine Burg errichtete, welche nach ihm die Baierburg genannt wurde. Herzog Heinrich versah dieselbe mit den erforderlichen Waffen und Lebensmitteln, hinterließ ihr auch bei seinem Abzuge seine Heerfahne und sein fürstliches Wap-

[1]) Voigt, Preuß. Gesch. IV, 542 fgg.

pen [2]) zum Gebrauch. König Gedimin von Litthauen ward bald darauf bei der Belagerung der Burg tödtlich verwundet.

Ohne Zweifel wurde Kaiser Ludwig der Baier durch den Erfolg der Heerfahrt seines Neffen Heinrich von Baiern veranlaßt, dem hochbetagten Hochmeister einen Beweis seines Wohlwollens zu geben. In lobpreisenden Anerkenntnissen der hohen Verdienste des Ordens um die Ausbreitung des christlichen Glaubens, übersandte der Kaiser dem Hochmeister eine Urkunde, in welcher er dem Orden das ganze Land Litthauen nebst Samaiten, Karsau und Rußland, so weit es die Heiden inne hatten, zu eignem und ewigen Besitze überwies, mit der Bestimmung, daß die Hauptburg dieses Fürstenthums, welcher sein Neffe den Namen gegeben, auch die Insignien des baierischen Wappens und die Heerfahne Baierns verliehen, diese Insignien als ein Zeichen und Vorrecht ihrer Ehre und Würde immerdar führen und solche auf den Kriegsreisen gegen die Litthauer vor allen anderen Heerfahnen beim Angriffe die erste, so wie beim Rückzuge die letzte sein sollte. Die Baierburg solle der Sitz eines Erzbischofs und Domkapitels sein, in ihr der höchste Gerichtshof des Landes eingerichtet werden.

Da das Geh. Archiv zu Königsberg drei von einander abweichende Kopien dieser Urkunde [3]) besitzt, weshalb auch ein Zwei-

[2]) Daß er der Burg sein eigenes Fürstensiegel hinterlassen, ist nicht glaublich.

[3]) Schiebl. 20. Nr. 1. eine Kopie auf Pergament (d. d. Jenti, XVII. Non. Decbr. 1337. etc.). Sie ist, wie die sorgfältig angestellte Vergleichung ergeben hat, sehr flüchtig und ungenau gemacht, wofür, abgesehen von allen andern Fehlern, schon der Umstand spricht, daß der Abschreiber sogar den Ausstellungsort ganz falsch angiebt. Nr. 3 und 4 sind Transsumte auf Pergament, das erste am 28. April 1393 zu Marienburg, das zweite am 5. Novbr. 1421 zu Schönberg ausgestellt. Bei dem nachfolgenden Abdruck des Originals geben wir in den Anmerkungen die verschiedenen Lesarten dieser drei Kopien und haben der Kürze wegen Nr. 1. mit A, Nr. 3 mit B. und Nr. 4 mit C. bezeichnet. Der Abdruck in den Act. Boruss. III. 549—53 ist wegen seiner vielen sinnentstellenden Fehler völlig unbrauchbar; sorgfältiger der in Ludewig Reliq. Mscr. Tom. I. p. 336. Das in Lünig Reichsarchiv Pars. spec. Tom. V. p. 6. aufgenommene und im Ganzen correct wiedergegebene Transsumt d. d. Marienburg, 1412. Ind. quinta, die solis, 27. Novbr. wird unten noch einmal erwähnt werden; es hat das falsche Datum: „Monaci, 17. Decemb. 1337." Man vergl. außerdem: (Napierski) Index corporis hist.-diplom. Livoniae, Esthoniae, Curoniae (Riga u. Dorp. 1833. fol.) Tom. I. S. 89 und

sel über die Aechtheit der Urkunde nicht ganz hat unterdrückt werden können [4]), so möge hier ein genauer Abdruck von dem im Geh. Staatsarchiv zu Berlin vorhandenen, mit der goldenen Bulle und dem Monogramm des Kaisers versehenen Original folgen:

Ludowicus Quartus Dei Gracia Romanorum Imperator Semper Augustus. Universis christi fidelibus presentibus et posteris, graciam suam et omne bonum. Multifariam multisque modis variis christianus populus, quem [5]) Orthodoxe fidei wulgor [6]) illuminat diversarum virtutum iubare irradias [7]) et preclarus [8]), sacrum ac felix Romanum Imperium cunctis mundi presertim principatibus quibuslibet Barbaris prepollere nacionibus fecit in preterito verum eciam disponente omnium domino efficiet in futuro, Nempe pu-

90. Nr. 341 und 342, nach dessen Bemerkung diese Urkunde auch in **Cortrejus, corp. jur. publ. S. 70. p. 314.** abgedruckt ist. Da uns dieses Buch nicht zu Gesicht gekommen ist, können wir über diesen Abdruck kein Urtheil fällen. — In den Transsumten, Schiebl 20. Nr. 2, 5 u. 6. (d. d. Marienburg, den 28. April 1393 und Nürnberg den 28. Febr. 1508) ist unsrer Ansicht nach eine zweite ganz allgemein gefaßte kaiserliche Schenkungsurkunde oder, wenn man will, eine spätere Recension derselben uns aufbehalten worden. Dafür spricht 1) die fast einen Monat spätere Ausfertigung; 2) der Umstand, daß der Orden beide Urkunden an einem Tage transsumiren zu lassen für nöthig hielt, wodurch wir zu dem Schlusse berechtigt werden, man habe in dem damals obwaltenden Streite über den Besitz Litthauens bei der Darlegung der Ansprüche des Ordens auf beide Urkunden sich stützen wollen; 3) daß in ihr weder des Herzogs von Baiern noch der Baierburg Erwähnung geschieht, dagegen die allgemeine Einleitung mit einigen unwesentlichen Abänderungen aus der ersten Schenkungsurkunde hinübergenommen wird. Weil die erste Schenkungsurkunde mit allen Zeichen der Authencität, der goldenen Bulle und dem kaiserl. Monogramm, versehen ausgestellt war, hielt man bei der zweiten allein die Anhängung eines Wachssiegels für ganz genügend, um ihr überall vollständige Glaubwürdigkeit zu verleihen. Auch bemerken wir noch, daß keines der drei Transsumte **„Monaci XVII. Non. Decemb. vel feria sexta ante Lucie virginis etc.“** datirt ist, wie in Voigt **IV. 559.** Anm. **1.** angegeben wird, sondern alle führen nur das Datum: **Monaci XVII Non. Decembr. a. d. 1337. Indict. etc.**

[4]) Voigt IV. S. 559. Anm. 1.

[5]) **quam (sic!) (A. B.)**

[6]) **fulgor (A), volgor (B).**

[7]) **irradians (A. B. C.)**

[8]) **preclarum (A.)**

blice rei tuicio, de stirpe gemina pullulans [9]) vimque suam exinde muniens celibi videlicet [10]) Milicia solidat et confirmat, sicque eminencia extollitur, et perversorum presertim crucis christi inimicorum infidelium malicia, extra mundi terminos profugatur. Eapropter non tantum in nostris armatis militibus seu bellorum ducibus quantum in Religiosorum assidue deo Militancium deuotis intercessionibus et aliis piis operibus nostre spei anchoram fingentes, coruscantis [11]) glorie nostre solium sublimius et solidius in speculo subleuatur. Religiosam itaque vitam ducentibus serenitatem nostram conuenit prospicere ipsorum vtilitatibus intendere vt felicis status recipiat incrementum, et eorum facultates augendas generosa [12]) largicio principis excitatur. Inter ceteros autem illi precipue nostram graciam beneficia. et beniuolenciam promerentur, quibus hospitalitatis piissime et defensionis rei publice nec non alia [13]) pietatis opera suffragantur qui abjectis rebus suis propriis voluntatibus abdicatis, spretoque suorum corporum cruciatu ascendente [14]) in aduerso pro Romano imperio, et domo Jerusalem se murum non formidant exponere, et in proprio sangwine pro fide catholica et paternis legibus animarum suarum pallia Rubricare, Velnti Venerabiles [15]) in christo frater Theodericus de Aldenburg Magister generalis princeps noster et Romani Imperii Karissimus, ceterique fratres ordinis hospitalis beate Marie domus Theutonicorum Jerusalimitani, quorum sancta Religio ab Imperialibus beneficiis sumpsit initium, ac Imperialis ortus floridus Imperatorum [16]) plantula et factura, a nullo principe tantum quantum ab Imperatoribus in rebus temporalibus incrementum.

[9]) pollulans (A).
[10]) videlicet fehlt in A.
[11]) choruscantis (A.)
[12]) graciosa (A. C.)
[13]) alia fehlt in A.
[14]) ascendentes (A. B. C.)
[15]) venerabilis (A. C.)
[16]) Imperatorum fehlt in A.

Sane quia Venerabilis Magister et fratres prelibati et totus illibatus Ordo, grata et laboriosa, ad Diuini nominis laudem et gloriam et Catholicam fidem ampliandam, servicia in quibus agendis in cessanter et strenue se inmiserant [17]), se nobis valde generosos [18]) et placidos representant. Non inmerito ad tam pii negocii subsidium feruidis desideriis anhelamus, ipsos ad beniuolos applausive dulcedinis admittentes amplexus [19]). Nam nouissimis istis temporibus Illustris Princeps Patruelis noster dilectus, Heinricus dux Bawarie, egregias edificiorum iuncturas in infidelium Lytwinorum [20]) Regionibus primogenitas indissolubiter [21]) inperpetuum ad totius Orthodoxe fidei machinam supportandam annuente altissimo, veluti columnarum prestancia permansuras ut pote Castrum Capitale tocius Terre lythowie [22]) prouide construxit, cooperante ad hoc Venerabilium, Generalis Magistri et suorum fratrum consilio et

17) immiscent (A. B. C.)

18) graciosos (A. C.)

19) Während die zweite Schenkungsurkunde mit der ersten bis hieher fast wörtlich übereinstimmt, fährt jene nun also fort: Ipsis videlicet predicto Theoderico Burgrafio de Aldenburg Magistro Generali et suis Successoribus ac fratribus necnon toti ordini domus Theutonice prefato in perpetuum ad laudem et gloriam omnipotentis dei, et beatissime virginis Marie matris sue gloriose, Terram infidelium litwinorum, crucis christi inimicorum, videlicet Ouchsteten Samayten, karsow, Ruezzen, Ceterasque partes prenominatis Terris adiacentibus cum omnibus suis pertinenciis et partibus cuiuscunque ydoneitatis, prout nunc sunt, vel ad quamcumque formam seu statum fidei declinauerint, de Imperiali libertate, damus, donamus, pure et irreuocabiliter iure proprio in perpetuum pro se et suis successoribus, recipientibus dictam Terram, dictumque fratrem Theodericum Burgrafium de Aldenburg, felicem nostrum et Imperii Principem nomine dicti Sacri Ordinis inuestimus de eisdem cum aministracione temporalium, et Iurisdictione eiusdem plenaria Principatus. In cuius rei Testimonium presentes conscribi, et nostre Maiestatis Sigillo iussimus communiri. Datum Monaci feria Sexta ante Incie virginis proxima [7. Decemb] Anno domini Millesimo Trecentesimo Tricesimo septimo Regni nostri Anno vicesimo quarto Imperii vero decimo.

20) littwinorum (B.), Litwanorum (C.)

21) indissolubiliter (A. B. C.)

22) tocius Terre lythowie fehlt in A.

auxilio ob [23]) eiusdem Patruelis nostri interuentum [24]) et strenua merita predictorum fratrum, Ipsis et beato ordini memorato ad laudem et gloriam omnipotentis dei et beatissime virginis Marie Matris sue gloriose, Terram Lythwinorum cum omnibus pertinenciis suis, et partibus cujuscumque ydiomatis [25]), siue Samayten, Karsow [26]), uel Rusye [27]), seu alterius cuiuscumque existant prout nunc sunt, vel ad quamcumque fidem declinauerint, de Imperiali auctoritate donamus pure et irreuotabiliter [28]) iure proprio in perpetuum pro se et suis successoribus recipientibus dictam terram, Deinque [29]) fratrem Theodricum [30]) felicem nostrum et Imperii principem, nomine dicti sacri ordinis inuestimus de eisdem cum administracione temporalium et Iurisdictione eiusdem plenaria principatus, Cui quidem Castro Principali idem noster Patruelis dilectus, nomen et insignia armorum et vexilli Terre Bawarie que Beyern [31]) apropriauit [32]), Ita quod insignia sui vexilli ea debent honoris et dignitates [33]) prerogatiua pollere ut pre omnibus vexillis aliis in expeditionibus contra Lythwinos, sint anteriora in agressu, et ultima in recessu et nichillominus predicte Regionis Incole quos opitulante omnium conditore in eadem Terra felici succedente tempore inhabitare contigerit, in prefato Castro Capitali debebunt requirere sua Jura, Dictus etiam Patruelis noster dilectus glorie et laudis dei Matrisque sue gloriose non inmemor, sed iuste et Religiose cogitans, deliberauit una cum prefato Magisto Generali matura [34]) pre-

23) ab (A.)
24) interuentu (A.)
25) ydeomatis (A.)
26) karsaw (A. B.)
27) Russie (A.), Rusie (B.)
28) irreuocabiliter (A. B. C.)
29) dictumque (A. B. C.)
30) Theodericum (A. B.).
31) Beyren (B.)
32) apropriuauit (sic!) (B.)
33) dignitatis (A. B. C.)
34) maturo (A. B. C.)

habito consilio instituendam et construendam fore in predicta terraquamprimum eam omnipotens deus fide Catholica ampliauerit Ecclesiam Kathedralem in qua tamquam in Ecclesia Metropolitana Archyepiscopus sit Metropolitanis[35]), una cum Canonicis ibidem instituendis perpetuo permanebit, Et siqui suffraganei opitulante domino imposterum creabuntur, illi eidem[36]) Archyepiscopo tamquam suo Metropolitano suberunt et sibi exhibebunt in omnibus obedienciam reuerenciam debitam, et honorem, Que quidem Ecclesia et Archyepiscopatus, Beyern appellabitur in eternum. In cujus rei testimonium presentes conscribi et nostra bulla aurea sigmoque nostro consueto iussimus communiri. Datum Monaci[37]) XVII. Nonas[38]) Decembres Anno domini Millesimo Trecentesimo Tricesimo septimo Indictione quinta Regni nostri Anno vicesimo tertio Imperii vero Decimo. — Signum domini Ludowici Romanorum Imperatoris inuictissimi.

Die Initiale der vorstehenden Urkunde, von der eine getreue Abbildung in der Größe des Originals, diesem Aufsatze beigefügt ist, zeigt den stehenden Kaiser Ludwig im vollen Ornate, wie er den vor ihm knienden Hochmeister Dieterich von Altenburg, in einfachster Ordenstracht, mit dem in der Urkunde erwähnten heidnischen Landgebiete belehnt. Der Hochmeister hält die Baierfahne in den Händen, bestehend aus einem am Fahnenschafte breiten, nach vorne spitz zulaufenden Fahnentuche mit den Baierischen Wecken. Ein Transsumt unserer Urkunde[39]) (d. d. Marienburg, den 27. Novemb. 1412) beschreibt diese Initiale in folgenden

[35]) metropolitanus (A. B. C.)

[36]) idem (sic!) (B.)

[37]) Jenti (A.)

[38]) Ohne Zweifel hat der Schreiber der Original-Urkunde hier einen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, da das Datum XVII. Non. Decembr. gar nicht im Römischen Calender existirt. Jedenfalls wollte er XVII. Kalendas Decembr. schreiben, welches nach unserer Rechnung der 15. November wäre. Damit stimmen dann auch die hinzugefügten Regierungsjahre überein, da Ludwig am 26. Novemb. 1314 in Aachen gekrönt wurde. Aus demselben Grunde ist Voigts Vorschlag (a. a. O.), VII. Idus Decembr. zu lesen, nicht annehmbar, weil man dann vicesimo tertio in vicesimo quarto umändern müßte.

[39]) Abgedruckt in Lünig, Reichsarchiv Pars. spec. Tom. V. p. 6

Worten: In initio vero literae, imago cujusdam Caesaris coronata stans sub diversis picturis, in sinistra manu pomum, cruce superposita, in dextra vero manipulare, et sceptrum Regale, ante quam imago cujusdam fratris supra dicti, genu flexa in manibus cuspidem, Banderio appenso tenentem apparebant.

Es ist nun nirgend eine Spur vorhanden, daß auf den späteren Kriegszügen gegen die heidnischen Litthauer diese Baierische Lehnsfahne, wie die kaiserliche Urkunde es vorschreibt, vor allen anderen Heerfahnen jemals den Kriegszug eröffnet und beim Rückzuge die letzte gewesen; vielmehr war es auf diesen Kriegsreisen in der Regel die Fahne des heiligen Georg oder, wenn der Hochmeister selbst Theil nahm, das Banner desselben oder die große Ordensfahne, welche dem Heer vorangetragen wurde. So lesen wir, daß auf der Heidenfahrt des Herzogs Albert von Oesterreich (1377) der Komthur von Ragnit, Cuno von Hattenstein, in der Mitte seiner Schaar mit der Fahne St. Georgs, des Schutzpatrons der Ritterschaft, voranzog [40]. Auf dem Kriegszuge nach Litthauen im Jahre 1385 brach der Hochmeister Winrich von Kniprode mit einer großen Zahl von Kriegsgästen ins feindliche Land ein, voran die Fahne des heiligen Georg und der Jungfrau Maria und das hochmeisterliche Panier mit Adler und Kreuz [41]. Einem ähnlichen Heerzuge des Hochmeisters Conrad von Wallenrod im Jahre 1391 wehte die prachtvolle Ordensfahne voran, dann folgte das Panier des heiligen Georg und zuletzt die Fahne der Meißner [42]. Und als der Ordensmarschall Engelhard Rabe 1392 mit den fremden Kriegsgästen einen Zug gegen die heidnischen Litthauer unternahm, war es der edle Ritter Apel Fuchs aus Franken, welcher die St. Georgs-Fahne trug [43].

[40]) Voigt vermuthet V. 280 aus Suchenwirts Versen:
Rangnet tzu fodrist nach ir sit
Da volgt sand Jorgen Fedel mit,
daß der Komthur von Ragnit auf den Zügen des Ordens gegen die heidnischen Litthauer mit der St. Georgs-Fahne immer den Vorschritt im Heere hatte; dem widersprechen aber die folgenden Thatsachen.

[41]) Voigt Bd. V. S. 474.

[42]) Voigt Bd. V. S. 597.

[43]) Voigt Bd. V. S. 624.

Karl Gottfried Hagen's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Am 4. Junius 1804 reiste ich von Königsberg ab und beinahe ohne Aufenthalt ging es nach Breslau. Wie hier so in Prag und in München ließen es sich die Gelehrten, namentlich die Mediziner, angelegen seyn, mich mit den Merkwürdigkeiten bekannt zu machen. Den 1. Juli wurde München verlassen. Ueber Kaufbeuren, Kempten langten wir in dem herrlichen Lindau an. Der freundliche Bodensee, der mit Eis bedeckte Sentis und das unten im Grunde liegende Bregenz ließen mich das Fenster des Zimmers, das ich bewohnte, kaum verlassen. Ich fuhr nach St. Gallen. Der ganze Weg war einem ununterbrochenen englischen Garten gleich. Merkwürdig war mir die Pfarrkirche mit ihren Kostbarkeiten, unter welchen ich einen Topas von der Größe eines Thalers sah.

In Schaffhausen suchte ich zuerst den Rheinfall auf und dann den achtzigjährigen Dr. Ammon, der mit vieler Güte mir sein Naturalien-Kabinet zeigte, welches sehr seltene Versteinerungen enthält.

Von hier begab ich mich nach Zürich, wo ich den 8. Juli ankam. Durch Herrn Dr. Römer, den großen Botaniker, und Herrn Escher, den vortrefflichen Geologen, wurde ich mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt. Die ganz die Natur nachahmenden Wiener Wachsabgüsse von Schwämmen und ein sehr ansehnliches Herbarium, worin unter andern an 100 Arten der Saxifraga vorhanden waren, sah ich bei ersterm und eine zwar nicht große, aber schöne und unterrichtende Sammlung der Gebirgsarten vom St. Gotthard bei letzterm. Im botanischen Garten der physikalischen Gesellschaft bemerkte ich unter andern seltenen Pflanzen zwei Tulpenbäume von der Höhe und Dicke der stärksten Eichen. Ein Gartenhaus wurde eben aus dem Holz des Taxus baccata auf-

geführt. Die Büste des großen Naturforschers Salomon Geßner, die im Garten aufgestellt gewesen, hatten die französischen Truppen kurz zuvor zerschlagen, um das Metall zu verkaufen. Das Kabinet des Rathsherrn Dr. Lavater enthält vielleicht die größten und seltensten Bergkrystalle. Unter den Versteinerungen befand sich eine Kröte, die nicht zu verkennen war. Als einen verehrungswürdigen Mann lernte ich den alten Professor Breitinger kennen, der mir die Sammlungen der physikalischen Gesellschaft zeigte. Bei Herrn Buchhändler Geßner sah ich 20 Gemälde in Wasserfarbe von seinem Vater, dem Dichter, die ganz das Unschuldsvolle, Reizende und Freundliche seiner Dichtungen athmen. Ein dicker Folioband enthielt Handzeichnungen desselben, meistens ländliche Aussichten in Bleistift, und zwei andere die radirten Blätter, Vignetten u. s. w. zu seinen und andern Werken. Im Lindenhof, der zu Zürichs schönsten Promenaden gehört, fand ich das schöne Denkmal des Dichters Geßner. — Die beinahe allgemein stattfindenden, durch endlosen Regen herbeigeführten Ueberschwemmungen, von denen ich schon von Prag ab viel zu leiden gehabt, machten besonders hier die Reise beschwerlich. In Wesen wurde mit Nachen durch die Straßen gefahren und das Fahrzeug, welches mich den folgenden Morgen über den Wallenstädtersee führte, konnte in der Stadt selbst bestiegen werden. Die Ueberfahrt geschah bei sehr ruhigem und heiterem Himmel. Die unabsehbare Höhe der Uferberge, welche bisweilen überhingen, die mit großem Geprassel niederfallenden und fast in Nebel sich zertheilenden Bergströme, die am Fuß und an den Seiten der mit Schnee bedeckten Berge hie und da zerstreuten Häuser und Dörfer, der Mittagsberg, der Kieritzenberg u. a. stellten schauerliche Schönheiten dar. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen in Chur wurde der Weg nach Disentis zu Pferde gemacht, wo ich meinen Reisegefährten Salis erwartete, von dem ich mich für eine Zeitlang getrennt hatte. Er kam und wir traten den Weg nach dem St. Gotthart zu Fuß an. Von Regen durchnäßt, von dem Führer irre geleitet, kamen wir des Nachts nach Andermat. Tages darauf ging es durch das mit Recht berühmte Urnerloch über die Teufelsbrücke. Von Fluelen ließen wir uns über den Vierwaldstädter-See setzen, besahen Tells Kapelle, die mit seinen Thaten geschmückt ist, standen auf dem Felsen, auf dem er aus dem zu-

rückgestoßenen Kahn sprang, und befanden uns bald in Rütli unter dem schon durch sein Alter beinahe abgestandenen Baum auf der Wiese, unter welchem Uri, Schwytz und Unterwalden den ewigen Bund schlossen. In Luzern bewunderte ich den vom General Pfeifer dargestellten Elevationsplan von einigen der innern Kantone der Schweiz. Auf der Reise nach Bern sahen wir in der Kirche zu Hindelbank die herrlichen, oft beschriebenen Monumente des Generals Erlach und der Pfarrerin Langhans. In Bern nahmen mich Herr Albrecht v. Haller, Sohn des berühmten Haller, welcher Botanik mit vieler Vorliebe treibt, Professor Studer, als Entomolog bekannt, Bergrath Morell, Pflanzenkenner und Scheidekünstler, Dr. Sutter, Verfasser der Flora helvetica, u. a. m. mit großer Freundschaft auf. Um Pestalozzi und sein Institut kennen zu lernen, wurde ein Abstecher nach Münchenbuchsee gemacht. Nach einem Aufenthalt von 5 Tagen in Bern setzten wir unsere Reise unter unaufhörlichem Regen fort über Thun, Unterseen und Lauterbrunnen — der Staubbach blieb hier hinter meiner zu hoch gespannten Erwartung zurück — Grindelwald, über den großen Scheideck nach dem freundlichen Meyringen, wo unter den vier Wasserfällen sich der Reichenbach besonders auszeichnet. Zu Fuß wurde nach dem einsamen Hospitium des Grimsels gewallfahrtet und andern Tags die größte Höhe des Grimsels bestiegen. Darauf wanderten wir auf den Fuß des Furca und des in seinen Spalten himmelblau glänzenden Rhonegletschers und wir schritten über die Rhone, ohne den Fuß höher als beim gewöhnlichen Gehen aufzuheben. Nachdem die Furca erstiegen war, wurde auf der Höhe derselben Mittag gehalten. Das Niedersteigen war bei der Steile des Weges, dem Gleiten über die Schneefelder ungleich beschwerlicher. Wir langten, es war am 1. Aug., wieder in Andermat an und trennten uns hier wieder für kurze Zeit, indem ich nach Chur ging, Salis aber mit andern Reisegefährten nach seinem Geburtsort Soglio. Nach wenigen Tagen begab ich mich zu Pferde mit dem nach Mailand reisenden Postboten nach Chiavenna oder Cläven. Hier ward mir die Stelle gezeigt, wo einst das wohlhabende Plurs gestanden, das mit dem Dorf Scilano vom Berge Conto verschüttet wurde, so daß jetzt keine Spur davon zu erkennen ist. Man sieht jetzt nur Wiesen, Weingärten und Anpflanzungen von Kastanien. Merkwürdig ist

der Bruch und die Fabrik des Tropfsteins oder Lavezzi, der ungeheure Amianthfelsen und in der Stadt der einst vortreffliche Garten, das Paradies genannt.

Ich eilte hierauf längs der Maira zu meinem Freunde Salis und seiner Familie nach Soglio. Ein Waldstrom bezeichnet die Grenze zwischen Italien und der Schweiz. Der frohe und liebreiche Empfang, den ich daselbst genoß, wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Soglio liegt in einem kleinen lieblichen Thal. Es sind 4 Stunden erforderlich, um die Höhe an der Nordseite zu besteigen. Es stehen ziemlich dicht 88 Häuser zusammen, unter denen vier wirklich Paläste genannt werden können. Am Ende des Dorfs steht eine Kirche mit hohem Thurm. Von hier aus wurde das Ober-Engadin besucht. Wir bestiegen den Berg Maloggia und mittagten in einer Sennhütte auf der Alpe Blanca. Ein Seitenweg führte die Reisenden nach dem Mineralbrunnen St. Maurice, dessen Wasser sehr kohlensauer ist. Es befanden sich hier 70—80 Brunnengäste, für deren Bequemlichkeit aber in keiner Art gesorgt war.

Das Engadiner Thal ist eines der größesten. Es wird vom Inn nach allen Richtungen hin durchschlängelt und man findet in ihm nur Lerchen- und Zirbelnußbäume. Der Roggen stand in Aehren, dessen Halme kaum fingerhoch und denen die Aehren entsprechend waren. Dem $2\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Berninagletscher näherten wir uns so viel als möglich. Ein Thal voll durch einander geworfener Felsen und Steine, beinahe mit Wasser erfüllt, nebst einem Wall von ringsum hoch aufgethürmten, aber los liegenden Steinen verschließen fast den Zugang. Nur mit Mühe wurde zu ihm, dem größesten von allen bekannten Gletschern, da sein Umfang 16 Stunden betragen soll, hingewatet und der Steinwall überstiegen. Das Bergterrain, das halbkuglich sich vor ihm erhebt, war mit schwarzer Erde bedeckt, unter der das weiße Eis lag. Steine ragten hin und wieder hervor, durch deren Abfall sich der Steinwall gebildet hat. Mehr als der tiefe breite Riß, der der Länge nach sich hinzieht, erregt der klare, fast unabsehbar hohe Eisberg Staunen. Zur Seite rechter Hand bilden zwei sehr dicke, unförmlich zackige Eissäulen von blauem krystallinischen Ansehn, zwischen denen das Wasser mit Gewalt hindurchdringt, einen prachtvollen Anblick.

Die Rückreise von Soglio nach Chur wurde über den Septimerberg zurückgelegt. Nach zwei Tagen gelangten wir zu ihm. Hier empfahlen wir uns der Familie Salis, die uns mit Gefälligkeiten überhäuft hatte, und kehrten über Vaduz, Feldkirch, Reineck nach Lindau zurück.

Der Schweiz — das Andenken an sie hat für meine Lebenszeit mir die froheste Erinnerung erregt — wurde hier das Lebewohl gesagt. Auch auf der Rückreise machte ich überall interessante Bekanntschaften und sah viele Männer von Angesicht zu Angesicht, die ich seit lange meine literarischen Freunde genannt. Ueberaus freundlich gegen mich waren der Präsident v. Schreber, der Hofapotheker Martius in Erlangen, der Professor Göttling, Hofrath Voigt in Jena, die Professoren Gilbert und Sprengel, der Hofrath Schulz in Halle. In Berlin erwarteten mich mein ältester Freund, der Geheimerath Klaproth und meine beiden Schüler, die längere Zeit meine Hausgenossen gewesen, der Medizinal-Assessor Rose und der Professor Gehlen. Am 15. Oktober befand ich mich im Kreise der Meinigen.

Voll von den unvergeßlichen Erlebnissen, die auch für die Wissenschaft ihm fruchtreich waren, hatte Hagen die Freude, in seiner Heimat alles so wieder zu finden, wie er es nur wünschen konnte. Da brachte die verheerende Kriegsfackel Elend auch über die äußersten Gauen des preußischen Staates. Wenn sich dadurch die Verhältnisse der Apotheke auch günstiger gestalteten, so daß das Personal verdoppelt und in einem Hintergebäude noch eine zweite Offizin angelegt werden mußte, so fühlte er sich doch als Patriot in tiefster Seele erschüttert. Von beständiger Unruhe erregt ging er täglich in der Mittagsstunde in den Nicolovius'schen Buchladen, wo eine nicht kleine Zahl der gebildetsten Männer die Schicksale und die Zukunft des Vaterlandes zu besprechen pflegte, um hier Neuigkeiten zu hören und die neuesten Zeitungen zu lesen, denn das Durchmustern derselben in Conditoreien war noch nicht Sitte. Die erhaltenen untröstlichen Neuigkeiten pflegte er seinen Freunden mitzutheilen. Er konnte sich nicht überwinden, den Bonaparte (wie er stets den Kaiser nannte) zu sehen, und als derselbe der Apotheke vorbeireiten sollte und ein Gehülfe den Herrn

eiligst zu kommen bat, so rief dieser ärgerlich: „Ich mag ihn nicht sehn." Auf einem Zettel ohne Datum verkündigte er einem Freunde das Finale des unglücklichen Krieges: „Der Friede ist sicher. Unser lieber Rüchel soll abgesetzt seyn u. s. w." Mit einem um so größeren Jubel begrüßte er den Umschwung der Dinge. Da wie zu einem Faschingscherz vermummt die Reste der großen Armee des Weltbezwingers von den Eisgefilden, abgestumpft gegen Schmerz und Spott, demüthig durchzogen, hatte er an den Karikaturen, wie schlecht auch die Bilder und Reime seyn mogten, rechte Lust und ging Anfangs damit um, sich eine vollständige Sammlung anzulegen. — Aber die Freude war nicht ungetrübt; Kummer war in das Haus gedrungen, wie es ihn bis dahin nicht gekannt. Die Gattin erkrankte 1806 nach der letzten Niederkunft an Zufällen der traurigsten Art. Die Last unausgesetzter Anstrengungen, die die Kriegsläufte durch die Einquartirung und Verpflegung der fremden Soldaten zu einem erdrückenden Uebermaaß steigerten, brach die Kraft der Hauswirthin, die in erfolgreicher Geschäftigkeit ihre Freude gefunden. Eine Nervenabspannung, die sich durch die schwärzeste Melancholie und die Furcht zu darben bekundete, wechselte mit einer fieberhaften Aufregung, die eine eben so unheimliche Lebenslust und übertriebene Unverzagtheit entwikkelte. Die stets längere Zeit andauernden Krankheitsleiden wiederholten sich. Die Wirthschaft von einer beinahe unübersehlichen Ausdehnung, die sie so lange ohne Beihülfe geführt, mußte fremden Händen übergeben werden. Dazu kam noch, daß die beiden älteren Söhne fern von Hause waren und der eine in England, der andere, als der zukünftige Besitzer der Apotheke, beim Assessor Rose und später beim Geheimerath Hermbstädt sich in Berlin befand.

Wenn es niemanden entgehen konnte, daß Hagen, ohne irgend eine Unterbrechung in seine gewohnte Thätigkeit eintreten zu lassen, dennoch in tiefster Seele litt, so wurde doch erst aus einem hinterlassenen Brief an seine Kinder ersehen, von welcher Art seine Besorgniß war, als die unselige Krankheit sich mit der jedesmaligen Wiederkehr zu steigern schien. Er machte es ihnen zur heiligsten Pflicht, wenn der Zustand die zu befürchtende Höhe erreichen sollte, der Gattin mit größter Sorgfalt wahrzunehmen, es ihrer Wahl zu überlassen, in welchem Hause ihrer Kinder sie

verpflegt seyn wollte und die treueste Liebe der besten Mutter zu widmen.

Hagen hatte den herben Schmerz gehabt, mit einem Knaben, der ihm 1803 geboren war, in dem folgenden Jahr beinahe gleichzeitig seine Schwester Reusch zu verlieren, die seinem Herzen sehr theuer war. Nun starb ihm ein einjähriger Knabe, der als Ersatz für den verlornen in das Leben getreten schien, am Begräbnißtage seiner Mutter. Sie beschloß ihr segensreiches Leben im Hause ihrer Tochter H. Schultz, in einem Alter von 84 Jahren am 14. Nov. 1807, bis zu ihrem Scheiden rüstig und geistig stark. Während Hagen sich in der Schweiz befand, erhielt er die Nachricht, daß sie gekränkelt, aber sich völlig erholt habe, und er schrieb in der Freude seines Herzens: „Eine große Glückseligkeit würde mir verloren gehn, wenn ich nicht hätte darauf rechnen können, Ihnen von den herrlichen Gegenden recht viel mündlich zu erzählen." Mit der Erinnerung an die eine Schwester verband er die an die andere früher heimgegangene Schwester Dorn, welche er eben so innig geliebt, mit der Erinnerung an die verehrte Mutter bewahrte er die an den Verlust seines letztgebornen Sohnes und in einem hinterlassenen „Familien-Verzeichniß" bemerkt er: „den ich noch immer schmerzlich betraure."

Der Tiefe des Gefühls unbeschadet besaß Hagen die beneidenswerthe Gabe, gegen das niederbeugende Mühsal stets einen Gegenhalt zu gewinnen und Freuden, die das eiserne Rad des Schicksals ihm gebrochen, wieder in ähnlichen Verhältnissen zu finden. Als die Schwester, zu der er die erheiternden Fahrten nach Labiau unternommen, Wittwe wurde und nach Königsberg zurückkehrte, so machte er fleißig zu Fuß und Wagen Landpartien nach dem Gute seines Verwandten, des Landschaftsraths Mahraun, dessen Tochter nachmals auch die seinige wurde. Er betrauerte den Tod des ihm mit innigster Herzlichkeit zugethanen Schwagers, des Kaufmanns Dorn. Der freundschaftliche Umgang mit dem Stadtrath Kaufmann Hagedorn, den er Herr Bruder nannte, ersetzte ihm, was er eingebüßt, in so weit der Schmerz um liebe Todten zu verwinden ist. Erfrischend und wohlthuend war ihm die Unterhaltung mit gebildeten Frauen. Nach dem Heimgange jener beiden Schwestern besuchte er gern

die Gemahlin des Instizdirectors Engelschmidt und, als er auch diese überlebte, waren seine Töchter herangewachsen und Schwiegertöchter theilten die Liebe, die er jenen schenkte. Die Reorganisazion des preußischen Staates, nämlich damals als das Maaß geistiger Kraft ein Ehrfurcht gebietendes Reich stiftete über die schmählich enggezogenen Grenzen hinaus, traf in die Zeit seiner vollen Kraft und forderte ihn nicht allein zur Mitwirkung auf — er wurde 1810 zur wissenschaftlichen Prüfungscommission gezogen *) — sondern führte ihm mit den neu berufenen Collegen eine Zahl edler jüngerer Freunde zu als Stellvertreter der abgeschiedenen, eines Kant**), Kraus, Pörschke. Es kamen Vater, Hüllmann, Herbart, Burdach, Remer, Schweigger, Bessel, die sämmtlich in Hagen's Hause eine freundschaftliche Aufnahme fanden. Die drei letzten sprachen ihn durch mehrfache Bezüge besonders an. Die neu zu ordnenden Verhältnisse des Medicinal-Collegiums verband ihn mit dem einen, die Eröffnung des botanischen Gartens mit dem andern, optisch-prismatische Versuche mit dem dritten, die Bessel in Hagen's Instrumentenstube anstellte, um den Angriff in Goethe's Farbenlehre gegen Newton zurückzuweisen. Wenn Scheffner, um sich jung zu erhalten, die Regel angab, mit der jüngern Welt zu verkehren, so bewährte es sich vollkommen bei Hagen, der (ohne daß er hier diätetische Rücksichten im Auge hatte) aus Gefallen an heiterer Geselligkeit sie um sich versammelte. Im Aeußern und Innern erhielt sich in ihm ein jugendliches Wesen. Als die siebente Auflage der Apothekerkunst 1821 mit dem Bilde des Autors geziert werden sollte, so erkannte man ein Portrait, das 1804 gemalt war, als noch durchaus genügend und der Kupferstecher hatte nichts

*) Mit dem Regierungs-Baurath Schulz und dem Astronomen Bessel wurde er zum außerordentlichen Mitglied der wissenschaftlichen Deputazion gewählt, um Gutachten abzugeben und Prüfungen zu halten, wenn anzustellende Gymnasiallehrer in der praktischen Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie sich prüfen ließen. Das Schreiben, Berlin 5. Mai 1810, ist mit (W. v.) Humboldt gezeichnet. Ein zweites Ministerial-Schreiben, Berlin 28. April 1811, enthält den Bescheid auf Hagen's Gesuch, aus der wissenschaftlichen Deputazion wieder auszutreten, das nicht angenommen wird.

**) „Der — wie er sich rühmen konnte — sein liebevolles Zutrauen mir bis zum letzten Hauch seines Lebens erhielt."

anderes zu verändern, als das Zopfband wegzulassen *). Hagen behauptete noch im hohem Alter, daß der Puder ungebleichtes Haar verdecke und der Kriegsminister v. Hacke wollte in einem Schreiben von 1817, seines ehemaligen Lehrers Rüstigkeit aus den festen Zügen seiner Handschrift **) ersehen. Auf einem Kinder-Billard, das kaum 3 Fuß lang war, spielte er manche Stunde mit solchem Eifer, daß er den mitspielenden Knaben darin beschämte. Ein Freund des geistreichen Pfarrers Fischer, dessen Homiletik er noch in seinen letzten Jahren fleißig las, eben so des Oberhofpredigers Schulz fand er das, was sie als Kanzelredner des Sonntags ihm boten, in den Predigten des hochgeschätzten Consistorialrath Krause wieder, die er nicht leicht einen Sonntag versäumen mogte. Krause's Nachfolger der Consistorialrath Kähler trat auch für Hagen und dessen Gattin in seine Stelle und ward ihr Seelsorger und Freund.

Weniger dem Glück als einem hohen Grad von Selbstbeherrschung und Kraft haben wir es zuzuschreiben, daß nach alten lieb gewordenen Verhältnissen sich ihm versöhnend neue eröffneten, denn einem Andern wäre die Gunst des Schicksals als mit sieben Siegeln fortan verschlossen erschienen. Und eben so haben wir das Gelingen seines Strebens meistens als Frucht des redlichsten Eifers anzusehen. Seine beneidenswerthe äußere Stellung ward sehr allmählig zu der, die seiner Wirksamkeit entsprach, obgleich ohne daß er es wußte, sich Kant schon frühe für ihn beim Minister v. Zedlitz verwendet. Im Jahre 1779 ward ihm eine außerordentliche Professur übergeben, mit der, wie dies schon im Namen liegt, kein Gehalt verbunden war. Eilf Jahre arbeitete er und nicht einmal eine Gratificazion ward ihm zur Ermunterung zuerkannt. „Der geschickte und fleißige Prof. extraord." (wie es im Ministerial-Rescript lautet), empfing erst 1787 zur medicinischen Facultät berufen, ein interimistisches Gehalt von 177 Thlr. das durch 86 Thlr. vermehrt wurde, als den auf ihn kommenden Theil einer zur Verbesserung der Universitäts-Gehalte allerhöchst über-

*) Das treffliche Tuschgemälde ist von H. Dähling in Berlin, der Kupferstich von G. S. Facius in Königsberg.

**) Sie ist füglich mit der Pisanskischen zu vergleichen. Eine Zeitlang, da die Federposen ihm nie hart genug seyn konnten, wandte er den Gerbeprozeß bei ihnen an.

wiesenen Summe von 2000 Thlr. Als ordentlicher Professor der Medizin erhielt er 1788 noch 26 Thlr. dazu. Durch die Ernennung zum Medizinalrath vergrößerte sich die Einnahme um 100 Thlr., durch die erhaltene Professur der Physik, Chemie und Naturgeschichte verbesserte sich das Gehalt um 163 Thlr. Alles zusammen machte noch nicht 600 Thlr. aus. Im Jahre 1808 ward an seinem Geburtstag, an dem er sonst nur zu spenden pflegte, ein königliches Geschenk von fürstlicher Hand gespendet. Als Hagen im Kreise seiner Verwandten und Freunde am festlichen Mahle saß, öffneten sich die Thüren und der Kronprinz in Begleitung seines Bruders trat ein, um einen unerwarteten Glanz über die Familienfeier zu verbreiten, und übergab „dem würdigen Lehrer" ein Cabinetsschreiben, wodurch eine Zulage von 500 Thlr. gnädigst verliehen wurde *).

Nicht mit dem Abschied, den Hagen, als der königliche Hof sich nach Berlin zurück begab, gerührt von seinen fürstlichen Beschützern nahm, schloß das ihn hoch beglückende Vernehmen mit ihnen ab. Jedesmal, daß der erhabene Rector magnificus Königsberg wieder begrüßte, erinnerte er sich mit den liebreichsten Aeußerungen an die naturgeschichtlichen Vorträge und versicherte ihn seines Wohlwollens. Und schriftlich ward ihm dieselbe Auszeichnung zu Theil: „Mein bester Freund möchte ich Sie doch bald einmal wieder sehen", fügte des Fürsten eigne Hand einem kurzen Schreiben hinzu. Am 28. August 1810 verehrte ihm die Huld des Kronprinzen ein Porzellan-Service **), zum Jubelfest 1825 seine

*) „Wohlgelahrter Rath Lieber Getreuer Ihr habt Euch seit 20 Jahren als Lehrer um die hiesige Universität auf eine ausgezeichnete Weise verdient gemacht und dadurch auf Mein besonderes Wohlwollen einen wohl begründeten Anspruch erlangt, den noch der dem Kronprinzen und Prinzen Wilhelm in der letzten Zeit ertheilte Unterricht verstärkt. Zur Bethätigung meines Dankes und meiner Zufriedenheit bewillige Ich Euch daher eine jährliche Gehalts-Zulage von Fünfhundert Thalern nebst einer nachträglichen Zahlung dieses Betrages für das verflossene Jahr. Die Staats-Minister, Freiherr von Altenstein und Graf zu Dohna werden hiernach das weitere verfügen. Ich habe es Mir nicht versagen können, Euch Meinen Beschluß und die Veranlassung dazu unmittelbar zu eröffnen und verbleibe Euer wohl affectionirter König.

Königsberg den 24 Dezember 1808. Friedrich Wilhelm."

**) „Mein lieber Herr Ober-Medicinal-Rath Hagen. Mit Vergnügen erinnere Ich Mich Ihrer Vorlesungen und Ihres Unterrichts über Physik, Chemie und Botanik. Deren Werth schätzend, möchte ich gern, durch beikommendes Ge-

von Rauch gefertigte Bronze-Büste mit einem eigenhändigen Schreiben, einem Denkmal huldreicher Liebe*).

Im Jahre 1816 trat Hagen in einem Alter von 67 Jahren die Apotheke an seinen Sohn ab und kaufte ein freundlich gelegenes Haus, das ursprünglich Eigenthum der reformirten Kirche gewesen. Die Reihe der hier verlebten Jahre gehören zu den glücklichsten. Die Gesundheitszustände der Gattin waren meist befriedigend, großentheils sogar erfreulich zu nennen. Das Haus gewährte ihm Alles, der Garten auf der einen Seite, der einer vollständigen Reform unterworfen wurde, und der Kirchenplatz auf der andern mit dem ihm wohlthuenden Anblick der muntern Schulkinder, die in den Zwischen-Minuten laut spielend umherliefen. Ungeachtet der häufigen Besuche von seinen Freunden, Kindern und Enkeln wäre sonst der Abstich des vorigen Treibens von dem gewählten Stillleben zu groß gewesen. Jetzt erst ward ihm die Wohlthat einer Studirstube zu Theil, aus der er unmittelbar

schenk Ihnen einen Beweis Meiner besondern Erkenntlichkeit und herzlichen Erinnerung geben, um Ihnen die Anhänglichkeit zu bezeugen, mit der ich bin

Ihr wohlgeneigter Kronprinz

Charlottenburg, den 28. August 1810. Friedrich Wilhelm."

Das Antwortschreiben endigt:

„Mein Dank dafür (für das Geschenk) läßt sich eben so wenig durch Worte bezeichnen, als die frohe Erinnerung jener glücklichen Tage, die die theuersten meines Lebens sind, an welchen ich Ew. Königl. Hoheit mit Gegenständen der Natur und mit Versuchen darüber zu unterhalten die Ehre hatte. Gewiß wird die Vorsicht einem Prinzen, den sie durch eine so seltene Herzensgüte auszeichnete, die besten Seegnungen zufließen lassen. Dieses ist mein täglicher und der innigste meiner Wünsche."

Kgsbg. 11. Sept. 1810.

*) Charlottenburg 19. Spt. 1825.

„Das schöne und seltene Fest, welches Sie bald begehen werden, mein verehrter Freund, nimmt meine herzlichste und freudige Theilnahme in Anspruch und sie Ihnen, soviel die weite Entfernung erlaubt, selbst auszudrücken, ist mir ein Bedürfniß. Empfangen Sie meinen innigsten Glückwunsch zu Ihrem Jubiläum; möge Sie Gott noch recht recht lange der Wissenschaft erhalten und unserer Hochschule deren Zierde und Ehre Sie sind und Ihren Freunden u. Verehrern unter denen ich so gern genannt werde. Ich verehre Ihnen meine Büste in Erz. Leider verlängert sich die Arbeit daran über Gebühr; ich kann sie nicht mit diesen Zeilen übersenden. Wenn es kommen wird, so bitte ich Sie das Geschenk mit Ihrer alten Freundschaft aufzunehmen. Die meinige ist unverbrüchlich und so wahr, wie meine Verehrung für Sie. Leben Sie wohl mein lieber Hagen; ich habe einige Hoffnung Sie übers Jahr wiederzusehen.

Friedrich Wilhelm."

in das Auditorium trat und neben der eine kleine Küche lag, die ihm zum Laboratorium diente. Im Auditorium waren in Schränken die Sammlungen aufgestellt, die in den Stuben mit dem chemisch physikalischen Apparat nicht beherbergt werden konnten. Bedeutend war sein Herbarium, das sich nicht weniger durch Reichhaltigkeit als Zierlichkeit auszeichnete, indem jede Pflanze auf ein weißes Blatt geklebt war. Die entomologische Sammlung hatte dadurch Werth, daß die meisten Insekten von ihm selbst gefangen und in selbst verfertigte Glaskästchen gesetzt waren. Einen wichtigen Theil des mineralogischen Cabinets bildete die Börnsteinsammlung *). In der Studirstube bekleideten alle Wände bis zur Decke hin Bücherfächer. Unter kostbaren und zum Theil seltenen Werken war die mühsam zusammengebrachte, alchymische Bibliothek, meist Manuscripte, viele aus der Verlassenschaft seines Großvaters Georgesohn, eine Curiosität, auf die Hagen einen großen Werth setzte, weil hier die Anfänge der Scheidekunst in den mannichfaltigsten Operazionen enthalten waren **). Auf dem Pult und auf den Fenstern standen chemische Geräthschaften und das Skelett eines Kindes in einem Glasschränkchen ließ in dem Bewohner der heitern Stube auch den Dr. med. nicht verkennen. Hier in der Mitte saß er an einem bequem mit Fächern versehenen Tisch auf einem Stuhl, wie ihn nach Kant's Erfindung sich mehrere seiner Schüler anfertigen ließen.

Mit mehreren der Seinigen machte er nun eine Vergnügungsreise nach Elbing, Marienburg und Danzig. Ueberaus heiter kehrte er zurück und konnte nicht genug die Gefälligkeit und den Humor des Predigers Häbler rühmen, der ihn durch die Gemächer des Hochmeister-Schlosses geleitet.

Lieblingsneigungen und Lieblingsplane, die er bis dahin im Geräusch des Geschäftslebens hatte zurückdrängen müssen, traten jetzt wieder erwärmend hervor. Neben den Wissenschaften im Kreise seiner naturhistorischen Bestrebungen ruhte sein Blick mit

*) Eine nicht kleine Zahl Reptilien und anderer Thiere aus Surinam, in Holland gekauft, die in Spiritus gesetzt waren, verehrte Hagen beim Umzuge, da es damals noch an einem zoologischen Museum fehlte, der Anatomie.

**) Da für die alchymische Bibliothek sich kein Liebhaber fand, der sie im Ganzen kaufte, so wurden, um einer Auseinanderreißung vorzubeugen, die 371 Bände und Bändchen von Hagen's Erben als Geschenk der Kgl. und Universitäts-Bibliothek übergeben.

besonderer Vorliebe auf der ältern Landesgeschichte. Beinahe vollständig besaß er alle auf sie bezügliche Chroniken, Geschichtswerke und Zeitschriften. Mit dem Archivdirector Prof. Schütz und seinem älteren Sohn verband er sich, um zu weiterer Verbreitung des Vaterländischen mitzuwirken in der Art, wie Michael Lilienthal begonnen und Ludwig v. Baczko es weiter geführt, durch periodisch erscheinende Hefte. So entstanden die Beiträge zur Kunde Preußens, eine Zeitschrift in 7 Bänden zwischen 1818 bis 1825, die keine vorübergehende Lectüre darboten und durch die Aufsätze eines Geheimeraths Voigt, Archivraths Faber und des eigentlichen Herausgebers, des Vaters Hagen, ihren Werth behalten werden. Seine Abhandlung über den Auerochsen*) wurde in einer Pommerschen Zeitschrift abgedruckt und seine reichhaltigen Aufsätze über die Entstehung und Geschichte des Börnsteins erhielten sich, bis zum neu erschienenen, leider! unbeendigt gebliebenen Werk von Behrends, in stimmfähiger Geltung. Zu bedauern ist es, daß wie Hagen das Leben Helwings**), er nicht auch das des verkannten Naturforschers Rappolt drucken ließ, das vollständig ausgearbeitet in seinem literarischen Nachlaß aufgefunden wurde***). Bei einem längern Bestehen der Zeitschrift, die er schon mit dem sechsten Bande abschloß, (den siebenten gab der Polizei-Präsident Schmidt heraus), würde nicht weniger Rappolt als eine Geschichte der Chemie, in soweit sie unsre Provinz angeht, an ihm einen sorgfältigen Berichterstatter gefunden haben.

*) Die zoologischen Abhandlungen Hagens sind:
Analecta ad historiam Furiae infernalis 1790. 4.
Die Einsammlung der preußischen Kochenille im Amtsblatt 1818. 4.
Ueber einen in Preußen aufgefundenen Elephantenzahn. In den Beiträgen zur K. Preußens Bd. I. S. 52.
Geschichte des Preußischen Auers. Ebendas. Bd. II. S. 209.
Geschichte des Seidenbaus in Ostpreußen, vorzüglich in Königsberg. Ebendas. Bd. III. S. 184

**) Zur allgemeinen Naturwissenschaft gehörig:
Ueber die Steinwanderung in Kulkeim. Ebendas. Bd. I. S. 78.
Bruchstücke zur Lebensbeschreibung des Probstes Helwing in Angerburg. Ebendas. Bd I. S. 435.
Hat Preußen ein Erdbeben zu befürchten? Ebendas. Bd. III. S. 294.
Versuch zu J. B. Fischer's Versuch einer Naturgeschichte von Livland. Zwote Aufl. Königsb. 1791.

***) Das Material zu Rappolt's Lebensbeschreibung ist zum großen Theil der Königl. und Universitäts-Bibliothek übergeben.

Kurz, nachdem er in das neue Haus gezogen, kam die letzte Ausgabe der Chemie in den Buchhandel und, während er die Beiträge redigirte, die siebente Ausgabe der Apothekerkunst.

Wie alle Hörsäle, war eine Zeitlang auch der seinige leer, ehe die waffenfähige Jugend aus den Freiheitskriegen zurückgekehrt. Zu seiner Freude aber bildete sich wieder ein für die Größe der Universität ansehnlicher Zuhörerkreis. Nicht allein durch seine Vorträge erwarb er sich als Naturforscher noch im Greisenalter ein namhaftes Verdienst um die Universität, sondern auch durch das Ordnen einer Mineraliensammlung. Sie hatte sich früher im Besitz eines Geheimen Oberbergraths Gerhard befunden und lag, da sie einem anderen Professor überwiesen war, lange in den Kisten, in denen sie nach Königsberg gekommen. Einen langen Zeitraum hindurch brachte Hagen alle Vormittage von frühe ab, in soweit es seine Vorlesungen zuließen, auf dem Albertinum zu — um sich nicht allein zu fühlen, nahm er oft seine Enkel dahin — und ruhte nicht eher, bis Stück für Stück der umfassenden Sammlung in Glasschränken zweckmäßig aufgestellt war. Ein Blick in die Schränke und in den umfangsreichen Catalog lehrt, mit welchem Geschick er das Ordnen, mit welcher Liebe er das Anfertigen von Verzeichnissen betrieb.

Daß Hagen's Urtheil und Stimme noch gehört wurde, zeigte sich, da die Frage erörtert wurde, ob das nicht mehr dem literärischen Bedürfniß entsprechende Albertinum verlassen oder verändert werden sollte. Aus Liebe zur ehrwürdigen Stiftung erklärte er sich für das Letztere und gab den Ausschlag in einer Sache, in der mit Bessel Viele anders — und wir wollen es bekennen — richtiger dachten. Ein kostbarer Umbau wurde vorgenommen. Das Auditorium maximum, dessen niedrige Decke sonst auf einer Doppelreihe hölzerner Säulen ruhte, so daß darüber Studenten-Wohnungen liegen konnten, ist mächtig vergrößert worden, obwohl es schon damals zu groß für die Hörerzahl war, die eigentlichen Hörsäle sind aber geblieben, wie sie waren, unanständig und unzureichend.

Der Besitz des Hauses, in dem Maaß als die neuen Anlagen des Gartens den Erfolg der aufgewandten Mühe hervortreten ließen, beglückte Hagen mit jedem Jahre mehr und mehr. Die ersten Sommer hindurch begoß er Abend für Abend selbst die Blumen-

beete. Wenn es die Witterung nur irgend zuließ, so wurde im Freien gegessen und der Kaffee getrunken, den er auf einer Kohlenpfanne selber braute und als das bewährte Erlösungsmittel vom Steinschmerz anpries. Nicht weniger als am Garten fand er Gefallen am angrenzenden Hühnerhof, wo er neben den zwerghaften Bantamhühnern eine Zahl schöner Tauben fütterte.

Zufriedenheit, durch die das günstige Geschick nur günstig heißen kann, ebnete ihm die Pfade bis zum Lebensziel. Die Gunst des Himmels, die sichtbar auf seinem Wirken ruhte, steigerte sich bis zum Doctor-Jubiläum. Nur zwei Professoren (auch sie gehörten zur philosophischen Facultät) hatten es vor ihm gefeiert. Hagen hatte nicht nur das Glück, daß seine fünf Kinder (die vier gestorbenen hatten kaum das erste Lebensjahr erreicht) ihn nicht nur überlebten, sondern auch sämmtlich in Königsberg blieben durch herzliche Zuneigung innig verbunden und in der Verehrung der trefflichsten Eltern stets vereinigt. Hagen, seit lange der Senior der Familie, erfreute sich bis zu seinem Ende des Besitzes von zwei hochbetagten, aber gleichfalls lebensfrohen Geschwistern. Von seinen fünfzehn Enkeln hatte er nur drei und auch im zartesten Alter verloren. Der Kreis der Verwandten und Bekannten, die der Tod hie und da lichtete, erfüllte sich durch neue Glieder. Als sein Bruder ihn nicht mehr so oft und regelmäßig besuchte als in früheren Jahren, trat in dessen Stelle sein Neffe, der Dr. med. Reusch, und als dieser ein frühes Opfer seines Pflichteifers wurde, waren es dessen beide Brüder, die zu seinen liebsten Hausfreunden gehörten, insbesondere der Geheimerath Reusch, sein Vertrauter und Rathgeber.

Am 29. Mai 1823 lud Hagen sämmtliche Apotheker und Mitglieder des Medizinal-Collegiums nebst andern Freunden zu einem Mittagsmahl ein und verkündigte ihnen, daß er vor 50 Jahren Apotheker geworden sey und gemäß seiner amtlichen Stellung sich noch immer zu den Pharmaceuten zähle und mit dankbarer Empfindung seines Herzens.

Großartig waren die von allen Seiten mit wetteifernder Liebe getroffenen Einleitungen zur Feier des Doctor-Jubiläums, das in einen Monat mit dem Blumenbach's in Göttingen fiel. Der Bildhauer Prof. K. Wichmann ward nach Königsberg berufen, um im Auftrage der Universität und der Apotheker der Provinz eine

Marmorbüste darzustellen *). Hagen, als er davon Kunde empfing, suchte dem entgegenzuwirken. Der Staatsrath Nicolovius, an den er sich gewendet, schrieb: „Was die Verehrung und Liebe Ihrer Collegen bereitet, kann nicht Ihnen Neid zuziehn. Und über Ihr Verdienst hindert Ihre Bescheidenheit Sie, richtig zu urtheilen. — — So wird hoffentlich künftig auch Mancher in der Büste den reinen, edlen Mann erkennen und sich zu gutem Denken und Handeln gestärkt fühlen." Der damalige Rector der Universität, der Geheimerath Dirksen, ein ehemaliger Schüler und Freund, war bei der Veranstaltung des Festes besonders thätig. Es begann mit einer Morgenmusik, die die Artillerie-Brigade ihm brachte in Erinnerung, daß er vordem ihr Lehrer gewesen. Als der Landrath v. B. am Abend beim Festschmause den Jubilar begrüßte und also anhub: „Hier geht es feierlich her, aber nicht wahr, alter Herr, feierlicher war es, als Sie erwachten und ihr treues Weib in die Arme schlossen, die Theure, der wir es nächst Gott danken, daß wir dem Jubeljüngling (eine damals oft wiederholte Benennung) Glück wünschen." Da bekannte dieser unter Thränen, daß in der That eine herzliche Umarmung und Liebesversicherung der Anfang des Festes gewesen sei. Die Schaar der frohen Enkel brachte ihm eine Zahl Schweizer-Ansichten. Deputazionen aller Behörden, Gönner, Collegen und Freunde statteten ihm in herzlichen Ansprachen den Zoll der Verehrung ab. Den zu erneuernden Promotions-Akt im Auditorium maximum vollzog sein Freund, Professor v. Bähr, und als Anerkennung dankbarer Bestrebungen nannte er eine Muschel Mytilus Hagenii. Mit einem Gebet fing Hagen die Dankrede an, in dem er Segen auf das Königshaus, auf den Rector magnificus und die ganze Albertina herabflehte. Die Insignien des rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub, die Bronzebüste des Kronprinzen, eine Medaille, die die Apotheker des preußischen Staates auf ihn hatten schlagen lassen, ein silberner Pokal mit der Abbildung des

*) Die Marmorbüste, jetzt im Auditorium maximum, steht auf einem grauen Piedestal mit der Inschrift: **Collegae Pharmacopoeae Prussi Amici anno muneris academici quinquagesimo 1825.** Die Auffassung des Kopfes ist antik gehalten und drückt bei der sprechendsten Aehnlichkeit nicht das Individuelle aus, wie wir es bei Rauch's Büsten zu sehn gewohnt sind. Der Würde ist ein Theil des Ausdrucksvollen geopfert.

Mytilus und der Abyssinica Hagenii von den Naturforschenden Preußens *) waren Zeichen königlicher Huld und aufrichtiger Huldigung. Beim Festmahl im kneiphöfischen Junkerhof herrschte die heiterste Laune. Toaste wurden in großer Zahl dargebracht. Einen trug der Professor Dulk vor, im Namen der Apotheker Berlins und von ihnen ihm eingesendet, einen andern der Dr. Rosenberger jun., der schon in der ökonomisch-physikalischen Gesellschaft dem Präses am Vorabend glückgewünscht und jetzt an ein anderes Fest erinnerte, indem der dritte Sohn des Jubilars am Tage vorher seine Hochzeit gehalten. Die Studenten, die wegen der einfallenden Ferien an der eigentlichen Feier nur in geringer Zahl Antheil genommen, veranstalteten in vollstimmigem Chor am 9. Nov. 1825 ihm ein solennes Vivat. Manche Ehrenbezeigung der Art war ihm in früheren Jahren zu Theil geworden.

Der Staat gab der Feier dadurch noch ein bleibendes Andenken, daß er den chemisch-physikalischen Apparat für die Universität von dem Jubilar kaufte mit der Zusicherung der uneingeschränkten Benutzung zu seinen Vorlesungen.

Laut hallten so die Saiten der Freude noch nach und in der Erinnerung des Greises bis zu seines Lebens Abschluß. Mit wahrhafter Pietät gegen Alle, die ihm den Ehrentag bereitet und verherrlicht, hob er Alles auf, was sich auf ihn bezog, Briefe und Gedichte, unter jenen war einer von dem 89jährigen Erzbischof v. Borowski, unter diesen eines vom Ober-Regierungsrath v. Heyden. Und es war ihm noch vier Jahre vergönnt, sich an den erhebenden Vorgängen des Festes zu sonnen und die winterlichen Tage der Entbehrung weniger zu empfinden. Ihm starb 1826 der letzte der Schwäger der Pfarrer Sommer, der bekannte Meteorolog, der bis gegen die letzten Jahre sonntäglich kam, um sich ein Paar Stunden mit Hagen meist über physikalische Gegenstände zu unterhalten. Ihm folgte bald seine Gemahlin nach in Folge einer schmerzhaften Operazion, der sie sich mit männlicher Festigkeit unterwarf. Sie war die dritte geliebte Schwester, die am Brustkrebs starb **).

*) Viro illustri Car. God. Hagen de omni scientia naturali meritissimo Naturae Curiosi Borussiae.

**) In das von seinem Vater überkommene Gedenkbuch schrieb er neben den Namen der Schwester Dorn: animam non candidiorem terra tulit. Molliter ossa cubent! neben den der Schwester Reusch: Ab omnibus desiderata

Wenn Hagen bis dahin den neuen Ansichten in der Wissenschaft, sobald sie nicht als müssige Neuerungen sich kundgaben, gern folgte, so gestand er jetzt sein Unvermögen ein, sich der sich geltend machenden Behandlung der Chemie nach mathematischen Grundsätzen anzuschließen, ohne daß er sie zu verwerfen sich für berufen hielt. Wenn er mit Freude die Vorlesungen über Zoologie an den Professor v. Bähr abtrat, wie früher die botanischen an den Professor Schweigger, so machte ihn das Erscheinen von zwei Privatdocenten, den Doctoren Dove und Neumann, nachdenklich, da sie vom Ministerium nach Königsberg gesandt waren, um über Physik und Mineralogie Vorträge zu halten; denn er glaubte darin zu erkennen, daß man in seine Kraft Mißtrauen zu setzen anfange. Er empfing beide mit väterlicher Freundlichkeit, ohne sie je eine Verstimmung erkennen zu lassen. Nicht ahnte er, daß der letztere, der inniger sich an ihn anschloß, einst der Mann seiner jüngern Tochter werden sollte. Ihm würde sonst nicht die Aeußerung entschlüpft sein: „Das habe ich vom Jubiläum!" Schmerzlicher war es ihm, als er es sich nicht verhehlen konnte, daß die körperliche Kraft nicht mehr der geistigen das Gleichgewicht halte, als er an Uebeln litt, die ihm eben so widerwärtig als quälend waren. Sein letzter Geburtstag, in dem sich sonst der Glanz aller Feste zu concentriren pflegte, wurde das letzte Mal mit Besorgniß gefeiert, da der Festgeber, als er nach gewohnter Weise an Alle großartige Geschenke vertheilte, nicht die heitere Laune der jubelnden Enkel theilen konnte. Seinem Arzte W. Motherby, der durch Humor und lebhafte Auffassung wie keiner es verstand, das Weh den Kranken vergessen zu machen, konnte es nicht länger und verschwieg es ihm nicht, daß der Marasmus senilis eingetreten sey, was er bis dahin sich selber einzugestehn Anstand genommen. Die Vorlesungen, deren erfrischende Kraft er sonst stets an sich erfahren, kosteten ihn nun bisweilen Ueberwindung. Bei seinem Pflichteifer vermogte er es nicht, Stunden auszusetzen, aber er freute sich, wenn die eine und die andere auf einen Feiertag fiel. Und den Feiertag brachte er nicht in der Kirche zu, sondern las lieber in Sonntag's Predigten.

Allein seinem Grundsatz getreu, zu arbeiten, so lang es gehe,

obiit und neben den der Schwester Sommer: Sit tibi terra levis soror lectissima!

schrieb er an der achten Ausgabe der Apothekerkunst und schloß mit dem Werk ab, das ihn in die literarische Welt eingeführt hatte. Und ein wohlthätiger Spätsommer verbreitete sich durch die Würdigung seiner Leistungen noch über die Thätigkeit des greisen Gelehrten. Was Trommsdorff in Erfurt im Anfange dieses Jahrhunderts gegen ihn ausgesprochen, als er sein Portrait verlangte, um in einer pharmaceutisch-chemischen Schrift es neben dem Klaproths in Kupferstich erscheinen zu lassen, was der genannte Sangiorgio in Mailand erklärte, als er ihm einen Band seines pharmaceutischen Werkes zu widmen versprach: „Voici le prospectus d'un ouvrage qui vous appartient presqu'en totalité. — — L'Allemagne m'a formé dans le chemie, je dois à la Prusse et à vos lumières en Pharmacie la dernière main à mon education.“ das wiederholte Buchholz und, als dieser nicht mehr den Lebenden angehörte, Brandes. Buchholz eignete ihm sein Buch für Apotheker „Theorie und Praxis“ zu, dessen Werth Hagen zu schätzen wußte. Er bekennt in einem nicht an ihn selbst gerichteten Brief, von dem Verfasser „viel, sehr viel gelernt zu haben, dessen Verdienste zur Erweiterung der Pharmacie bei weitem größer als die eignen sind.“ Der Apotheker-Verein im nördlichen Teutschland meldete 7. Dez. 1828 ihm durch seinen Oberdirector Brandes in Salzuflen, daß die damit verbundene Buchholzsche Stiftung fortan die Hagen-Buchholzsche Stiftung heißen und goldene und silberne Medaillen mit den vereinten Bildnissen der Stifter als Preis an Apotheker-Gehülfen für gelungene Ausarbeitungen ertheilt werden sollten. Hagen erlebte nicht die zu begründende Preisvertheilung und auf der Medaille lesen wir seinen Todestag *).

*) Auf dem Avers sind die beiden Profilköpfe, der eine theilweis durch den andern verdeckt, neben einander C. G. Hagen geb. d. 24. Dec. 1749 gest. d. 2. März 1829. C. F. Buchholz geb. d. 16. Sept. 1770 gest. d. 9. Iuni 1818. G. Loos dir. Pfeuffer fec. Auf dem Revers in einem Eichenkranz: Preis der Hagen-Buchholzschen Stiftung. Gegr. im Sept. 1828. Hagen's Bildniß ist nach dem der früher beschriebenen Medaille gebildet. — Wenn Hagen an der dankbaren Zustimmung nur durch den Tod verhindert wurde, so möge es noch erlaubt seyn, aus einem oben erwähnten Schriftstück hier die Stelle nachzutragen, die einen zum Frommen der angehenden Pharmazeuten ausgesprochenen Wunsch enthält:

„Oft habe ich innig bedauert, daß mancher talentvolle und wißbegierige

Hagen wußte, daß der Kampf, der ihm bevorstehe, der letzte sey, und die Umgebung wußte es, ohne daß er darüber sprach. Mit wohlwollendem Blick nahm er jeden Liebesdienst an, den er sonst mit der Bemerkung, ihm nicht das Leben gar zu bequem machen zu wollen, abzuweisen pflegte. Oft aber mahnte er die Seinigen, die um ihn verweilten, nicht um seinetwillen ihre Geschäfte zu versäumen. Einige Ueberredung kostete es, ehe das Bette aus der Schlafstube hinauf gebracht werden konnte. Auf einem gepolsterten Lehnstuhle saß nun der ehrwürdige sieche Greis, ein Hündchen zu seinen Füßen, das er fleißig fütterte. Seine treue Pflegerin, seine jüngste Tochter, verließ ihn nie während des dreizehntägigen Leidens. Wenn er in guten Tagen mit Widerwillen vom Krankenlager sprach, so wollte er auch in bösen nichts von ihm wissen. Es war noch Nacht, wenn die Unruhe ihn aus dem Bette trieb. Er las und schrieb, aber that wiederholt das wehmüthige Geständniß, daß es nicht vorwärts gehe. Gern hätte er noch länger gelebt, aber gern fügte er sich in das Unvermeidliche. Als er sich eines Tages in der Stube umherleiten ließ, so tröstete er die Seinigen mit den Worten: „Was weint Ihr? Habe ich nicht lange genug gelebt?" Der Besuch von Kindern und Kindeskindern hatte für ihn etwas Beruhigendes. Aber erschütternder als der Tod war der Abschied von seinem Bruder, dem pensionirten Consistorialrath. Da dieser durch erzwungene Heiterkeit und einen Scherz den Schmerz verdecken wollte, so rief der Todtkranke mit gebrochener Stimme: „So ist es nicht, es ist die Zeit, der Natur ihren Zoll abzutragen!" und die beiden Greise standen mit Thränen still bewegt einander gegenüber und trennten sich dann, ohne Abschied zu nehmen. Sein Ende war nicht schmerzlos, aber kurz, als er Mittags am 2. März 1829 an seinem Studir-

junge Mann, weil er die Kosten des Universitätslebens nicht aufbringen konnte und es für Apotheker kein Stipendium giebt, auf der Bahn stehen bleiben mußte. Unendlich viel und ganz allgemein müßte daher für das Emporstreben der Pharmacie bewirkt werden können, wenn es hier — wo es wahrlich Noth thut — eine Unterstützung gebe, die dem Unbemittelten, der nach einer strengeren Prüfung zum Studiren geeignet befunden wird und bei der Pharmacie zu verbleiben verspricht, gewährt würde, um etwa zwei oder auch nur ein Jahr auf irgend einer Landesuniversität unter Aufsicht eines kenntnißreichen und pflichtmäßigen Apothekers studiren zu können. Großer Mittel bedarf es dazu nicht: aber groß wird gewiß ihr Erfolg seyn."

tische selig entschlief. Mehrere Tage nach seinem Tode, da eine Meldung an alle seine Gönner und Freunde erfolgt war, wurde ein Zettel unter Papieren verborgen aufgefunden, den er vielleicht am Tage zuvor geschrieben in Minuten, in denen man ihn allein gelassen. In Zügen einer zitternden Hand las man ein Paar Namen — er hatte mehr schreiben wollen — und darüber: „Lieber August melde meinen Tod" — — — Er starb, „nachdem er die Aufgabe seines Lebens so vollkommen als möglich gelöst und alle Wünsche erfüllt gesehen hatte," zwei Wochen, nachdem er die letzte Vorlesung gehalten, fünf Jahre vor seinem goldenen Hochzeitsfest in klarem und heiterem Bewußtseyn. Der Staatsrath Nicolovius schreibt. „Ich habe seinem Andenken Thränen gewidmet" und gewiß haben es Viele mit ihm.

Am Sarge, den im Hausflur Gewächse und Bäume aus dem botanischen Garten in reicher Fülle umstanden, sprach ein Verwandter, der Superintendent Kahle und am Grabe auf dem altroßgärtschen Kirchhof sein Freund der Consistorialrath Kähler. Hier ruht Hagen neben seiner Gattin, die nach sechs Monaten wieder mit ihm vereint war, unter einem großen Granitwürfel *) im Schatten einer Eiche.

Mit einer seltenen Festigkeit trug die Gattin das harte Loos. Sie traf im Haushalt zweckmäßige Einrichtungen, um den Rest ihrer Tage bequem zu verleben. Aber als Alles bestimmt und besorgt war, brach eine unheilbare Schwermuth ihre Kraft. Sie sank aufs Krankenlager und rang mit schmerzhaften Qualen. Die Augen stets geschlossen verlangte sie unaufhörlich, daß man ihr mit kölnischem Wasser die Stirn reibe und oft wiederholte sie mit gefalteten Händen die Gesangbuchsverse: „Und wenn ich nicht mehr sprechen kann, so nimm noch meinen Seufzer an." Am 9. Juli 1829 beschloß sie nach vierwöchichem Leiden ihr theures Leben, das mehr von Stürmen beunruhigt, aber nicht weniger von Segen begleitet war.

*) Derselbe ist von Cantian in Berlin geliefert und enthält auf zwei entgegenstehenden Seiten die Inschriften: **Memoriae Caroli Godofredi Hagen n. 24. Dec. 1749 m. 2. Mart. 1829. s. — Coniugi sociata Iohanna Maria Hagen e gente Rabiana quiescit n. 1. Mai. 1768 (statt 1764) m. 9. Iul. 1829.**

Von den Schicksalen der Gelehrsamkeit in Preußen im 17. Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Litterärgeschichte *).

Da bald nach dem Anfange dieses Jahrhunderts, im Jahr 1603, der Administrator von Preußen George Friedrich gestorben war; kam die Regierung an die Churfürstliche Brandenburgische Linie; und die Wissenschaften hatten an den Regenten aus derselben eben solcher Beförderer sich zu erfreuen, als sie bisher in ihren hohen Vettern verehrt hatten. Joachim Friedrich war der erste darunter. Wegen einiger Hindernisse, die zuvor aus dem Wege zu räumen waren, übernahm er erst 1605 die wirkliche Verwaltung der Regierungsgeschäfte; regierte aber nur drei Jahre, und starb 1608. Allein auch innerhalb dieser kurzen Zeit, die noch dazu mit manchen innerlichen Unruhen im Lande verbunden war, äußerte er für die Aufnahme der Gelehrsamkeit so gnädige Gesinnungen [1]), daß Preußen sich nicht minder so viele Vortheile davon hätte versprechen können, als andern Ländern schon wirklich zugeflossen waren [2]); wenn er das Ruder des Regiments länger geführt hätte. Er hatte schon zur Verbesserung der Akademie eine ansehnliche Summe von dreißigtausend

*) Ein Jahr nach des Verfassers Tode erschien der erste Theil 1791 im Verlage der Hartungschen Buchhandlung, herausgegeben von L. E. Borowski Der zweite Theil, der mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts anhebt, befindet sich handschriftlich im geheimen Archiv.

[1]) D. Behm sagt in einem am Sonntage Lätare 1619 ausgefertigten Programm, worin er seine Vorlesungen ankündigt, von diesem Churfürsten: Par adfectio erga Academiam nostram fuit Serenissimo et Potentissimo Electori, Joachimo Friderico. Verum dum praeberet nobis vbera, animam ad Deum ablegabat. Ein gleiches rühmt von ihm die auf das Absterben seines Nachfolgers Johann Sigismund 1620 herausgegebene academische Leichenintimation, S. b. 2.

[2]) Er hat unter andern das sehr reichlich dotirte Gymnasium in Joachimsthal gestiftet.

Gulden bestimmt; und nur der Tod hinderte ihn, sein Vorhaben ins Werk zu richten [1]). Sein Sohn und Nachfolger, Churfürst Johann Sigismund, der bis 1618 als Curator, und nachher ein Jahr als wirklicher Herzog in Preußen regierte, war nicht nur selbst ein gelehrter Fürst, der in seinen jüngern Jahren auf der Universität Straßburg studirt hatte, sondern ließ sich auch, wie anderwärts, also in Preußen, den Flor der Gelehrsamkeit angelegen seyn [2]). Die königsbergische Universität, deren Hörsäle er öfters mit seiner hohen Gegenwart beehrte, und der er verschiedentlich wiederholte Merkmale seiner Gnade zufließen ließ [3]), ward von ihm mit mehreren Lehrern besetzt, die Besoldungen derselben, so wie der Mitarbeiter am Pädagogio wurden erhöht, und die Einkünfte der akademischen Oekonomie, zum Besten der armen Studirenden, vermehrt [4]). Er hatte auch einige nachherige hiesige Gelehrte, als den D. Mislenta [5]), D. Lothus [6]) und andere auf seine Kosten in fremde Länder reisen lassen, um ihre Kenntnisse zu erweitern.

---

[1]) Arnoldts Histor. der Univers. I. B. S. 78.

[2]) In dem Diplom vom 23. Oct. 1609, worin der Akademie die 528 Mark, welche bisher für die gelieferten Deputatstücke einbehalten waren, erlassen werden, und welches in Arnoldts Hist. der Univ. I. B. als die 13te Beilage vorkommt, heißt es unter andern: Neben dem aber damit Ihre Churf. Gn. Gewogenheit zu jetzo angetretener Derselben preußischen Regierung umso viel desto mehr zu verspüren, daß sie derselben Universität gern in Aufnehmen erhalten sehen möchten rc. rc.

[3]) In den Actis der philosophischen Facultät S. 257 heißt es beim Jahr 1611.: Hoc tempore aliquoties Serenissimus ipse Actibus panegyricis interfuit, et toties Professores in Senatorio Academico conuivio excepit lautissimo.

[4]) Ausführlicher erzählt der Prof. Crebs in der Zuschrift seiner in Danzig 1611. 8. gedruckten Praxeos Rhetoricae, die Gnadenbezeugungen dieses Churfürsten gegen die königsbergische Universität.

[5]) Er meldet solches selbst in den Notis et Animaduersionibus super litteras Theologor. extraordinarior. Regiomontanor. ad Theologos Helmstadienses. Danz. 1649. 4. S. 49.

[6]) Dieser mußte insonderheit Italien besuchen und mit den dortigen neuen Entdeckungen in den medicinischen Wissenschaften sich bekannt machen.

Obgleich Churfürst George Wilhelm den preußischen Herzogsstab bis 1640 unter mannigfaltigen Trübseligkeiten führte, indem die Kriegesflammen wie seine deutschen Staaten, also auch Preußen ergriffen hatten: so unterließ er doch nichts, was nach den damaligen Umständen, zum Vortheil der Gelehrsamkeit verfügt werden konnte. Auch er vermehrte zu verschiedenen Malen die Einkünfte so wohl des Convictorii, als der akademischen Lehrer; und sorgte für ihren Unterhalt, da die Quellen desselben größtentheils verstopft waren. Denn als 1630, nach dem 6ten Artikel des den 26sten Sept. 1629 geschlossenen sechsjährigen Stillstandes, durch den mit den Schweden errichteten Vertrag, diesen die Vogtei Fischhausen, aus der die königsbergische Universität bisher ihre Einkünfte und Deputatstücke erhalten hatte, eingeräumt wurde: schien es um dieselbe sehr mißlich auszusehen. Aber durch die huldreiche Fürsorge des Churfürsten, wurde sie gleichwohl aus anderen Zuflüssen versorgt. Gleichwie er selbst seine akademische Studien zu Frankfurt an der Oder getrieben hatte; also äußerte er in Königsberg, wo er sich mehrentheils aufhielt, auch gestorben und beigesetzt ist, bei aller Gelegenheit für die akademischen Gebräuche und Feierlichkeiten eine gnädige Zuneigung. Den öffentlichen Disputir- und Redübungen wohnte er oft bei, und munterte durch seine hohe Gegenwart den Fleiß der Studirenden auf [1]). Durch seinen Zuschub kam allhier 1640 die erste Doctorpromotion in den drei oberen Facultäten zu Stande; nachdem seit der Anlage der Universität, beinahe in hundert Jahren, immer so viele Schwierigkeiten sich hervorgethan hatten, daß sie nicht eher vor sich gehen können. Jetzt gab der Churfürst nicht nur die Kosten dazu her; sondern beehrte auch, in Begleitung seiner Gemahlin, des Churprinzen, des Markgrafen Ernst und des ganzen Hofstaats, diese feierliche Handlung mit seiner Anwesenheit: ob er gleich sich unpäßlich befand. Nach ihrer Endigung bewirthete er die ganze Versammlung mit einem prächtigen Gastmahle an zehn großen Tafeln auf dem moskovitischen Saale [2]). Seine Freygebig-

[1]) Dieses führt Weger in der an den Churfürsten gerichteten Zuschrift seiner 1627 herausgegebenen Pathologiae generalis an.

[2]) Eine umständliche Nachricht von dieser ersten Doctorpromotion ist unter

keit unterstützte auch verschiedene einzelne Studirende in Preußen: wie denn z. E. Michael Behm auf seine Kosten in Wittenberg 1638 Doctor der Theologie geworden, und der nachherige hiesige Professor der Logik Laurentius Weger durch seinen Vorschub so wohl hier, als auf auswärtigen Akademien studirt hat [1]).

Der große Churfürst Friedrich Wilhelm war zwar bei seiner langen Regierung, die er von 1640 bis 1688 geführt hat, fast in beständige Kriege verwickelt; aber dennoch richtete er auch auf die Wissenschaften sein gnädiges Augenmerk; und Preußen war so glücklich, manche Proben davon zu erhalten. Er folgte in Verbesserung der akademischen Besoldungen und heilsamen Verfügungen zum Besten der Studirenden, den Beispielen seiner hohen Vorfahren [2]). Er beehrte gleichfalls den akademischen Hörsaal öfters mit seiner Gegenwart [3]), und gab reichlich die Kosten her, damit 1644 das erste Jubelfest der Universität mit vielen Solennitäten begangen und Promotionen angestellt werden könnten [4]). Durch seine Mildigkeit wurde so wohl die im Kriege eingeäscherte Provinzialschule in Lyck [5]), als nachher die in Tilse,

dem Titel Academiae Regiomontanae Doctoratis Promotio in superioribus Facultatibus prima, in Königsberg 1640. 4. auf 16 Bogen im Druck ausgegangen.

[1]) Weger a. a. O.

[2]) Puffendorff sagt in seinem Werke de rebus gestis Frid. Wilhelmi XIX. B. §. 104. S. 1633.: Quia ad propagandam pietatem animique culturam Scholae cumprimis faciunt; earum in sua ditione insignem curam habuit, ac Francofurtanam Academiam, et eam, quae Regiomonti est, praeclaro redituum augmento mactauit. Eine weitläuftigere Nachricht hievon ertheilt Arnoldt in der Hist. der Univ. I. B. S. 82 u. fgg.

[3]) Wie solches George Schreiber in einer im Jubelfeste 1644 gehaltenen Rede, die in des Thilo Secularibus Borussicis die 9te ist, S. N. a. mit mehrerem erzählt.

[4]) Daselbst heißt es: Hanc praesentem Solennitatem Secularem magnifice exornandam instituit, dum praeter alia, Promotiones omnium Facultatum sumptibus suis munificentissimis celebrandas clementissime voluit.

[5]) Man sehe des Lyckischen Erzpriesters M. Joh. Alb. Thilo Oratio pro inauguratione Scholae Prouincialis Lyccensis. Königsberg, 1674. 4. S. A. 4. u. fgg.

kostbar und ansehnlich erbaut [1]). Manche hiesige Gelehrte genossen danächst besondere Beweisthümer seiner huldreichen Zuneigung. Der berühmte Poet Dach ward von ihm mit dem Landgute Cuckheim, welches auf zwei tausend Thaler geschätzt ward, beschenkt [2]). Der große Mathematicus Otter erhielt ein jährliches Gnadengeld von tausend Thalern [3]); und der zum Professor der morgenländischen Sprachen ernannte Gorlovius that auf Kosten des Churfürsten eine Reise nach Holland, um in den zu seinem Lehramte erforderlichen Einsichten sich vollkommener zu machen. Die Gnadenbezeugungen, deren der Professor der Meßkunst Concius sich von ihm zu erfreuen gehabt, rühmt dieser selbst an verschiedenen Orten seiner Schriften [4]). Von der gegen die Wissenschaften bewiesenen Huld des nachherigen ersten Königes in Preußen, hat mehr das folgende Jahrhundert Zeugnisse aufzuweisen.

Es fehlte der Gelehrsamkeit auch unter den Großen des Landes und anderen angesehenen Männern, nicht an Gönnern und Beförderern; die durch Sorgfalt, Freigebigkeit, milde Stiftungen und auf andere Weise, zu ihrer Befestigung und Ausbreitung das ihrige beigetragen haben. Dahin gehören aus diesem Jahrhunderte:

Boguslaus Fürst Radzivil, Statthalter des Herzogthums Preußen. Er war ein Herr, der Religion und Gelehrsamkeit hochschätzte, auch unter den polnischen Liederdichtern eine Stelle einnimmt [5]). Ein ansehnliches Geschenk an Geld und Büchern, welches die hiesige Schloßbibliothek von ihm empfangen, hat nicht weniger, als seine übrigen Verdienste um das Land, und die im Kriege bewiesene Tapferkeit, sein Andenken verewigt. In

[1]) Erleut. Preußen IV. B. S. 618.

[2]) Erleut. Preußen I. B S. 186.

[3]) Contin. Gelehrt. Preußen, III. Quart. S. 60.

[4]) In den an den Churfürsten gerichteten Dedicationen seiner Preussischen Calender, und in der Zuschrift des in Königsberg 1656. 4. herausgegebenen Tractats, Physischer Discurs vom Stein der Weisen.

[5]) Oloff in der zu Danzig 1744. 8. herausgegebenen Polnischen Liedergeschichte S. 135, 352 und 523 meldet, daß er das Morgenlied: Wach auf mein Herz und singe, in die polnische Sprache übersetzt hat.

seinem den 27. Dec. 1668 abgefaßten Testamente vermachte er derselben alle Folianten seiner Bibliothek [1]), die 428 Bände ausmachten; nachdem er ihr schon vorher verschiedene andere Bücher nebst einer Summe von 300 Fl. verehrt hatte. Weil aber einige dieser Bücher schon auf der Bibliothek vorhanden waren; wurden nur 290 Bände in Folio und 65 in Quart ihr einverleibt, und für das aus dem Verkaufe der übrigen gelösete Geld neue angeschafft. Zählt man diejenigen mit, welche er zuvor nach und nach auf die Bibliothek gegeben hatte, so hat diese ihm einen Zuwachs von mehr als 500 Bänden zu danken [2]). Seine einzige nachgelassene Prinzessin Ludovica Carolina, die anfänglich an den Brandenburgischen Prinzen, Markgrafen Ludwig, und nachher an den Pfalzgrafen von Neuburg Carl Philip vermählt war, vermehrte nachmals aus den Gefällen der Radzivillischen Güter diese Anzahl mit 60 Folianten und 10 Quartanten [3]). Es befinden sich unter diesen zweimaligen Beiträgen viele kostbare und seltene Werke, nebst einigen schätzbaren Manuscripten [4]),

[1]) Es heißt darin: Sr. Churf. Durchl. zu Brandenburg vermache ich in die Königsbergische, nicht aber in die Berlinische Bibliothek alle meine Bücher in Folio, auch das Wundermesser, so einem lebendigen Menschen aus dem Magen geschnitten worden.

[2]) Eine genauere Nachricht von diesem Vermächtnisse ertheilt des damaligen Bibliothecars Mart. Silv. Grabe des älteren Catalogus Librorum quarumlibet Facultatum a Duce Boguslao Radzivil Bibliothecae Electorali Regiomontanae 1668 legato donatorum. Königsberg, 1673. in Fol. 5 Bogen.

[3]) Das Verzeichniß derselben hat der Bibliothecar Mart. Silv. Grabe der jüngere unter dieser Aufschrift: Series Librorum, qui Bibliothecae in Prussia Regiae augmento Radziviliano post editum huius a. 1673 Catalogum noui accessere, in Königsb. 1712. auf 2 B. in Fol. herausgegeben.

[4]) Unter den Manuscripten ist auch das seltene Werk befindlich: Rußische Historie, in selbiger Sprache abgefaßt von Theodosio, einem Mönchen im Petschurischen Kloster nahe bey Kiow, von der Sündfluth bis A. C. 1204. Von diesem hatte schon Kaiser Peter I, als er sich einst in Königsberg befand, eine Abschrift nehmen lassen; die aber nicht im Druck herausgekommen ist. Hingegen geschah solches nach diesem königsbergischen Original in Petersburg 1767; und Joh. Benedict Scherer gab darauf in Leipzig 1774 eine deutsche Uebersetzung dieser Chronik auf 310 Seiten in 4. heraus. Schlötzer hat sich dieses Werks zur Aufklärung der ältesten Geschichte von Rußland bedient.

und außer den Büchern noch manche andere Seltenheiten der Natur und Kunst.

Ernst Boguslav Herzog von Croy und Arschott, der nach dem vorigen die Würde eines Statthalters bekleidete. Dieser Fürst war in den Wissenschaften vortrefflich bewandert, hatte es in verschiedenen fremden Sprachen zu einer großen Fertigkeit gebracht, und fand am Lesen gelehrter Schriften viel Vergnügen. Hartknoch berichtet, er habe den Ruhm einer ungemeinen Erudition nachgelassen; so daß man wohl mit Bestand der Wahrheit schreiben könne, er habe darinnen den Kaisern und Königen Juliis, Antoninis, Carolis, Alphonsis, Robertis und anderen nichts nachgegeben; woher auch seine große Zuneigung gegen Litteratos entstanden sey. Er rühmt, daß er selbst seiner Gnade überflüßig genossen habe, und ihm dafür Lebenslang verbunden bleiben werde [1]). Gundling zählt ihn unter die vornehmsten Mäcenen und Beförderer der Gelehrsamkeit in diesem Jahrhunderte [2]); und Oelrichs versichert, er sei zu seiner Zeit einer der gelehrtesten Fürsten in Deutschland gewesen, und man habe von ihm zwo lateinische Reden, welche Johann Philip Palthenius 1707 mit Anmerkungen herausgegeben [3]). Als einen solchen Musengönner hat er sich auch in Preußen bewiesen: indem er nicht nur gleichfalls die Schloßbibliothek mit einem ansehnlichen Vorrathe an Büchern beschenkt [4]); sondern auch auf manche andere Weise seine gute Gesinnung gegen die Wissenschaften und Gelehrte dargethan hat [5]).

Johann Truchseß von Wetzhausen, preußischer Oberburggraf. Er wird mit ausdrücklichen Worten ein großer Pa-

[1]) Im Alten und Neuen Preußen, auf der letzten Seite vor dem Register.

[2]) Histor. der Gelahrth. III. B. S. 3060.

[3]) In dem „Entwurfe einer Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin," S. 4.

[4]) Dieses bezeuget der jetzt angeführte Catalogus des jüngern Grabe. Daß der Fürst auf gleiche Weise die Churfürstliche Bibliothek in Berlin vermehrt habe, meldet Küster in der Bibliotheca Histor. Brandenb. S. 871.

[5]) Zeugnisse davon findet man in der oben (S. 154. Anm. 4). erwähnten Einweihungsrede des Erzpriesters Thilo, S. B. 4. b. und C. 2. b.

tron der Akademie genannt [1]), und bewies solches unter andern durch ein Vermächtniß von 1000 Gulden, so nachher bis auf 2000 Gulden vermehrt worden, und den Rectoren der Akademie gewidmet ist; imgleichen durch ein anderes von 666 Gulden 20 Groschen, dessen Zinsen dem dritten Professor der Theologie, so lange er nicht salarirt ist, oder außer der Professur eine andere Bedienung hat, sonst aber den Professoren der Beredsamkeit und der praktischen Philosophie zur Hälfte gezahlt werden soll [2]).

Andreas von Kreytzen, Landhofmeister in Preußen. Die Universität ist von seinem thätigen Eifer für ihre Wohlfahrt durch vielfältige Proben versichert worden. In den verlegensten Umständen hat er ihr öfters Beistand geleistet, ihren Mängeln abgeholfen und ihren Flor zu befördern gesucht; auch verschiedene ihrer Mitglieder seines vertrauten Umganges gewürdigt und ihnen häufige Wohlthaten zufließen lassen [3]).

Martin von Wallenrodt, Canzler des Herzogthums Preußen. Seine gründliche Gelehrsamkeit, Kenntniß verschiedener, selbst morgenländischer Sprachen, und große Stärke in der lateinischen Dichtkunst [4]), haben seinen Ruhm auch außer den Gränzen des Landes verbreitet, und von auswärtigen Gelehrten sind ihm Lobsprüche ertheilt worden [5]). Um die preußischen Studirenden hat er insonderheit durch die gestiftete Wallenrodtsche Bibliothek sich sehr verdient gemacht.

[1]) Im Erl. Preußen IV. B. S. 325.

[2]) Arnoldts Histor. der Univers. I. B. S. 91.

[3]) Davon findet man eine weitläuftigere Anzeige in der vom Prof. Thilo zu seinem Andenken gehaltenen Rede, die in seinen **Orationibus Academicis** S. 43. u. fgg. vorkommt.

[4]) Hievon zeugen z. E. seine Sinngedichte auf den preußischen Poeten Balthasar vom Grünendemwalde, in dessen **Virentibus Syluis Epigrammatum**, Königsb. 1636. 8., im **VIII.** Buch der **Epigrammatum profanorum** N. 29.; im **XIII.** B. N. 56., und im **XVI.** B. N. 23, 60.

[5]) Taubmanns Gedicht auf ihn steht im Erl. Preußen III. B. S. 617. Der pommerische Rechtsgelehrte D. Christian Schwarze hielt eine nachmals gedruckte lateinische Lobrede auf ihn; und D. Daniel Cramer schrieb ihm sein Werk **de Regno Christi** zu: in welcher Dedication er Vieles zu seinem Ruhme anführt.

Johann Ernst von Wallenrodt, ein Sohn des vorigen, und Landhofmeister in Preußen. Schon in den ersten Jahren der Kindheit hatte er die lateinische Sprache gefaßt, und darauf in den Wissenschaften, insonderheit in der Mathematik so geschwinde Fortschritte gethan, daß ihm, da er erst 12 Jahre alt war, als einem in der Meßkunst schon wohl erfahrenen Jünglinge, Bücher, die von dieser Wissenschaft handelten, dedicirt wurden [1]). Er äußerte nachher bei aller Gelegenheit, wie werth er gelehrte Männer schätzte; unterstützte und beförderte sie, und gab sich alle Mühe, berühmte auswärtige Gelehrte nach Preußen zu ziehen [2]). Seiner Verdienste um die Vermehrung und Verbesserung der Familienbibliothek ist in Ehren zu gedenken.

Balthasar von Fuchs, Landrath und Amtshauptmann in Oletzko, nachher in Neuhausen. Er vermachte 1635 der königsbergischen Universität 12000 Mark, daß ein außerordentlicher Professor der Theologie angenommen und jährlich mit 300 Mark besoldet werden, 60 Mark aber ein Studiosus als ein Stipendium bekommen sollte. Von seinen Stiftungen für die Provinzialschule in Lyck wird unten Meldung geschehen.

Johann Schimmelpfennig, Churfürstlicher Rath und kneiphöfischer Vicebürgermeister, auch zuletzt Tribunalsrath. Seine Mildthätigkeit gegen Kirchen und Arme wird wenige Beispiele ihres gleichen finden; aber sie floß mit eben so starken Strömen auch den Gelehrten zu. Sie hatten immer zu ihm einen freien Zutritt, und genossen von ihm vielfältige Wohlthaten; so wie viele dürftige Studirende durch seinen Zuschub unterhalten wurden, und einige auf seine Kosten bei der Akademie promovirten. Diese

[1]) Der königsbergische Professor der Mathematik Strauß dedicirte ihm seine 1627 herausgegebene Introductio ad Architectonicam vtramque.

[2]) In Hermann Sudens (Erdmann Uhsens) Gelehrtem Criticus III. Th. S. 588. wird berichtet, daß der Landhofmeister den durch seine Schriften bekannten Erasmus Francisci im Jahr 1677 mit trefflichen Erbietungen nicht allein freier Wohnung und Unterhalts, sondern auch der Würde eines Churfürstlichen Raths, nach Königsberg eingeladen; dieser aber solches mit gehorsamster Danksagung verbeten habe. Von seiner Liebe zur Gelehrsamkeit findet man in des hiesigen Prof. Schreiber auf seinen Geburtstag 1689 auf 2 B. in Fol. herausgegebenem Glückwunsche, und in dem von ihm auf sein Absterben verfaßten Unverwelklichen Ehrengedächtniße, Königsberg, 1698. 7 B. in Fol. mehrere Nachricht.

wurden verschiedentlich von ihm freigebig beschenkt; und bei der kneiphöfischen Schule stiftete er nicht nur aus eigenen Mitteln eine neue Lehrstelle, sondern hinterließ auch den sämmtlichen Lehrern ein ansehnliches Vermächtniß. Seines für die Studirenden errichteten wichtigen Stipendiums wird bald gedacht werden [1]).

Robert Robertin, Obersecretair der preußischen Regierung. Er verband mit einer großen Staatskenntniß und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, eine beständige Sorgfalt, den Flor der Literatur in Preußen zu befördern; und verschiedene hiesige Gelehrte, insonderheit Dach, hatten an ihm den zärtlichsten Freund und Gönner [2]).

Die Anzahl derer, die für die Studirenden, und zum Theil auch für die akademischen Lehrer, Stipendien gestiftet, und dadurch zur Cultur der Wissenschaften viel beigetragen haben, ist in diesem Jahrhunderte sehr ansehnlich. Der Stiftungen nicht zu gedenken, die von ganzen Gesellschaften, z. E. von verschiedenen kleinen Städten in Preußen, herrühren; noch die namhaft zu machen, die den lateinischen Schulen gewidmet sind; so haben Personen von allerlei Stande, Gewerbe und Geschlecht, Gelehrte und Ungelehrte, durch dergleichen der akademischen Jugend gewidmete Vermächtnisse sich ein rühmliches Andenken gestiftet. Es gehören nämlich folgende, nach der Zeitordnung angeführte Stipendia hieher:

Thekianum. Seine Stifterin war 1602 Anna geborne Theckin, verwittwete Thielin in Memel; und das Capital, so anfänglich aus 88 Thlr. 80 Gr. bestand, wurde 1622 auf 666 Thlr. 60 Gr. erhöht. — Thegio-Gorianum. Christina geborne Thegin, eine Ehegattin des im ersten Bande genannten Johann Gorius, stiftete es 1604, und es beträgt jährlich

[1]) Von seinen großen und vielfältigen Verdiensten habe ich in einer 1771 4. herausgegebenen Einladungsschrift umständlicher gehandelt.

[2]) Mehr davon trifft man in seiner Lebensbeschreibung an, die in des Kriegsraths von Werner zu Cüstrin 1755. 4. herausgegebenen „Gesammleten Nachrichten zur Ergänzung der preußisch-, märkisch- und polnischen Geschichte“ S. 188—200 eingerückt ist.

20 Rthlr. — Rösenkirchianum. Es wurde von Peter Rösenkirch, einem kneiphöfischen Rathsverwandten 1611 fundirt, und sein Hauptstuhl sind 666 Rthlr. 60 Gr. — Eichichtianum. Sein Capital besteht aus 222 Rthlr., und Albrecht von Eichicht, ehemaliger Hofmeister des Herzogs Albrecht Friedrich, hat es 1616 gestiftet. — Borkianum. Es hat seine Stiftung dem preußischen Obermarschall Hans Albrecht von Bork zu danken; der 1620 dazu 1111 Rthlr. 10 Gr. widmete. — Rodmanno-Libicianum. Dieses hat der altstädtische Rathsverwandte Christoph Rodmann und seine Ehegattin, geborne Liebkin 1620 errichtet; und sein Hauptstuhl besteht aus 333 Rthlr. 30 Gr. — Grundianum. Es ist gleichfalls im Jahr 1620 von dem hiesigen kneiphöfischen Diaconus M. Johann Grund gestiftet, und sein Capital sind 800 Rthlr. — Hagianum. Auch dessen Stiftung, die von Elisabeth, einer Tochter des kneiphöfischen Rectors M. Peter Hagius herrührt, geschah im Jahr 1620; und eine Summe von 666 Rthlr. 60 Gr. macht sein Capital aus. — Wagnerianum. Der hiesige Professor der Historie Friedrich Wagner stiftete es in demselben Jahr 1620, und widmete dazu 333 Rthlr. 30 Gr. — Das ältere Behmianum. Seine erste Fundation geschah auch im Jahr 1620 von dem Gerichtsverwandten der Altstadt Christoph Behm. Nach einigen damit gemachten Veränderungen, besteht jetzt das Capital aus 1111 Rthlr. 10 Gr. — Birkhahnianum. Es trägt die Zinsen von 888 Rthlr. 80 Gr., und ist ein 1621 gestiftetes Vermächtniß des Landraths und Hauptmanns von Soldau, Sigismund von Birkhahn. — Kösianum. Christina Kösin stiftete es 1621, und der Percipient desselben bekommt daraus 5 Rthlr. 30 Gr. — Kuschianum, so auch Rosenzweigianum genannt wird. Seine Stifterin Gertrud geborne Rosenzweigin, eine Wittwe David Kuschens, errichtete es 1624, und legirte dazu 222 Rthlr. 10 Gr. — Steino-Heilsbergianum. Ein kneiphöfischer Bürger George von Stein, und seine Ehegattin Anna, geborne Heilsbergerin, setzten 1625 ein Capital von 333 Rthlr. 30 Gr. dazu aus; welches aber 1637 auf 500 Rthlr. erhöht ward. — Cernelianum. Es wurde gleichfalls 1625, und zwar vom Bürgermeister in Liebstadt George Cernelius gestiftet, und besteht aus der Miethe einer halben

Hube Landes. — Davelianum. Sein Capital bestand aus 222 Rthlr. 20 Gr. und es ist 1626 vom löbenichtschen Bürgermeister Philip Davel fundirt. Nachdem aber 1637 die Wittwe ihre Hälfte daraus zurück nahm, besteht es nur aus 111 Rthlr. — Sinnknechtianum. Seine Stiftung fällt in das Jahr 1630, da des löbenichtschen Gerichtsverwandten Christoph Sinnknechts Wittwe, Anna, 1012 Rthlr. 60 Gr. vermachte, deren Interessen den löbenichtschen Predigerwitttwen, und in deren Ermangelung, den Studirenden gereicht werden sollen. — Fuchsianum. Der in Bd. I. genannte Balthasar von Fuchs stiftete es 1635, und es trägt jährlich 26 Rthlr. 60 Gr. — Hornianum. Dieses entstand 1635 durch das Vermächtniß eines Studiosus Horn, und der Percipient erhält daraus jährlich 200 Rthlr. — Timmingshoffianum. Hans Timmingshof widmete dazu 1638 die jährliche Miethe von einem im Kneiphofe gelegenen Malz- und Brauhause. — Das kleinere Scharffianum. Dieses hat ein Studiosus Hieronymus Scharf 1639 gestiftet, und es beträgt jährlich 22 Rthlr. 20 Gr. — Behro-Schwerinianum. Es ward 1641 von Friedrich Behr, Erbherrn auf Schlecken und seiner Gemahlin Emerentia Benigna, gebornen von Schwerin gestiftet. Sie setzten dazu von den Gefällen des Landguts Rotenau jährlich 33 Rthlr. 30 Gr. aus; und nachdem dasselbe nachher verkauft worden, beträgt das Capital 1333 Rthlr. 30 Gr. — Schreckenbachianum. Dessen Stifterin Regina Schrekkenbachin legirte 1645 die Interessen von 333 Rthlr. 30 Gr. — Gert-Jansenianum. Ein hiesiger Kaufmann Gert Jansen, der auch die Professoren, imgleichen die Lehrer der altstädtischen Kirche und Schule, mit Vermächtnissen bedacht hat, verfügte 1645, daß jährlich 40 Rthlr. den Studirenden zufließen sollten. — Bergianum. Sein Stifter war der Königl. poln. Secretarius und Churfürstl. brandenb. Rath Rütger von Bergen, der 1645 ein Capital von 333 Rthlr. 30 Gr. dazu widmete. — Schönfeldianum. Diese ansehnliche Stiftung wurde von George Schönfeld, Amtsschreiber in Hohenstein, 1648 ins Werk gerichtet, und die Zinsen des dazu gewidmeten Hauptstuhls machen jährlich 333 Rthlr. 30 Gr. aus. — Eccarianum. Es nahm in demselben Jahr 1648 seinen Anfang, da Bernd Eccarius, Gerichtsverwandter in Memel, eine Summe dazu legirte, deren

Zinsen jährlich 16 Rthlr. 40 Gr. betragen. — Westphalianum. Ein Bürger und Schneider in Königsberg, Hans Westphal stiftete es 1652, durch ein dazu gewidmetes Capital von 666 Rthlr. 60 Gr. — Bierwolfianum. Es wurde gleichfalls 1652, von Martin Bierwolf fundirt, und trägt jährlich 100 Rthlr. — Fahrenholdianum. Der Bürgermeister in Osterode, George Fahrenhold legirte 1654 dazu die Interessen von 444 Rthlr. 40 Gr. — Reimannianum. Es entstand 1661, da der Hofgerichtsrath und Official des samländischen Consistorii D. George Reimann eine Summe von 2000 Rthlr. legirte, deren Zinsen den Studirenden zufliessen sollen. — Fabritianum. Sein Stifter war 1661 ein königsbergischer Bürger Daniel Fabritius, und das dazu ausgesetzte Capital macht 333 Rthlr. 30 Gr. aus. — Das größere Scharfianum. Dieses vorzügliche Stipendium, dessen Capital aus 10000 Rthlr. besteht, hat an einem von Adel, Heinrich Scharf von Werth, seinen Stifter, und ist 1665 entstanden. — Pulverichianum. Esaias Pulverich, altstädtischer Zinsmahner, stiftete es 1668, da er die Interessen von 1000 Rthlr. dazu aussetzte. — Derschawianum. Es wurde 1672 von dem Fräulein Regina von Derschau durch ein dazu legirtes Capital von 333 Rthlr. 30 Gr. fundirt. — Schimmelpfenningianum. Der vorhin angeführte große Gönner der Gelehrten, Johann Schimmelpfennig widmete schon 1652 von seinen auf dem Gute Allenau haftenden Geldern, 10000 Thlr. zu milden Stiftungen; welche Summe nachher 1673 bis auf 12222 Rthlr. 20 Gr. erhöht ward: deren Interessen, außer dem, was der Rector des Academie, Decanus der philosophischen Facultät und Mandatarius der Stipendiums bekommt, den Studirenden zu Theil werden. — Wildio-Rübianum. Seine Stifterin war Catharina geborne Rübin, eine Wittwe des hiesigen Hofapothekers Michael Wilden, die 1677 zur Errichtung desselben 1000 Rthlr. vermachte, — Kruberianum. Hieronymus Kruber, ein Studiosus, stiftete es 1679, und es trägt jährlich 60 Rthlr. — Buthenianum. Es wurde 1679 von Joachim Buthen errichtet, und sein Hauptstuhl besteht aus 666 Rthlr. 60 Gr. — Tettavianum. Seine Stiftung rührt von dem preussischen Canzler Johann Dietrich von Tettau her, der 1682 eine Summe von 1666 Rthlr. 60 Gr.

aussetzte: deren Gefälle theils dem Rector der Akademie, dem ersten Professor der Rechtsgelahrtheit und dem Professor der Beredsamkeit, theils den Studirenden zufließen. — Isingianum. Der Diaconus der kneiphöfischen Kirche, M. Johann Christian Ising fundirte es 1684, und widmete dazu ein Capital von 411 Rthlr. 10 Gr. — Rhodianum. Dieses ward vom Aegidius Rhode und seiner Ehegattin Barbara gebornen Gebuhrin 1687 und 1689 gestiftet, und trägt jährlich 40 Rthlr. — Canitzianum. Es hat die Frau Helena Barbara geborne von Canitz, verwittwete von Kreytzen, zur Stifterin; die 1688 ein Capital von 666 Rthlr. 60 Gr. vermachte; dessen Interessen theils dem akademischen Rector, theils den drei ersten Professoren der juristischen Facultät, theils den Studirenden zufließen. — Das jüngere Behmianum. Catharina geborne Pollin, eine Wittwe des Hofgerichtsraths Behm, errichtete 1688 dieses Vermächtniß, durch eine zum Hauptstuhl ausgesetzte Summe von 2000 Rthlr. — Dreierianum. Dieses nahm 1692 den Anfang, da der Doct. und Prof. der Theologie Christian Dreier der jüngere die Zinsen von 333 Rthlr. 30 Gr. dazu vermachte. — Kospothianum. Es ist von der Frau Louisa Catharina, gebornen von Kospoth, verwittweten von Kreytzen, 1695 fundirt, und sein Capital besteht aus 2000 Rthlr.

In Absicht des äußerlichen Zustandes des Landes stellten in diesem Jahrhunderte einige Ungemächlichkeiten sich heraus, die zum Theil auch der Gelehrsamkeit nachtheilig waren; jedoch im Ganzen ihren Flor nicht gehindert haben. Der innerlichen Zerrüttungen im politischen Stande, die sich zuweilen äußerten, und auch in die Umstände des gelehrten Ordens einen Einfluß hatten, nicht zu erwähnen; so verursachten die Kriegsunruhen und Pesten einige male Störungen. Der erste schwedische Krieg, der 1626 ausbrach, traf zwar Königsberg nicht: indem diese Stadt den 10. und 20. Juli desselben Jahres mit dem Könige Gustav Adolph einen Neutralitätstractat schloß, und von allen Feindseligkeiten verschont blieb [1]). Gerieth gleich die Universität durch

[1]) Die Neutralitätspunkte sind 1626 in deutscher und lateinischer Sprache im Druck ausgegangen.

die erfolgte Verpfändung des Hauptamts Fischhausen, in Verlegenheit: so wurde sie doch, wie schon vorhin gemeldet ist, durch die huldreiche Fürsorge des Churfürsten George Wilhelm von derselben größtentheils befreit. Dagegen fielen einem großen Theile des Landes die drückenden Kriegsbeschwerlichkeiten so von schwedischer als polnischer Seite desto empfindlicher. Der zweite schwedische Krieg, der sich 1655 nach Preußen zog, wollte unserer Hauptstadt gefährlicher werden: indem das feindliche Heer sich schon vor ihren Thoren gelagert hatte, sie von selbiger Seite zu Wasser und zu Lande sperrte, dadurch eine große Theurung der Lebensmittel verursachte, und sie endlich mit einem gewaltsamen Angriff und Bombardement bedrohte; so wie innerhalb derselben alles in den Waffen war, und sich zur Gegenwehr anschikken mußte. Hiedurch wurden die Beschäftigungen der Gelehrten stark unterbrochen, und viele Studirende flüchteten aus Furcht und Angst von hier [1]). Wurde nun gleich, durch den mit den Schweden geschlossenen Vergleich, diese nahe Gefahr noch zu rechter Zeit von Königsberg abgewendet; so erlitten doch durch die mannigfaltigen Drangsale, welche darauf das Land betrafen, auch die Wissenschaften manchen harten Stoß. Bei dem 1656 erfolgten Einfalle der Tartaren, und den nachherigen Ungemächlichkeiten des Krieges, die Preußen bis zum olivischen Frieden erdulden mußte, wurden nebst dreizehn Städten, einer Menge Dörfer und vielen Kirchen, auch eine Provinzial- und etliche Stadtschulen eingeäschert und einige Lehrer der Kirchen und Schulen theils getödtet, theils in die Sclaverei geschleppt. Die durch diese und andere Trübseligkeiten entstandenen dürftigen Umstände des Landes, und die langen Nachwehen davon, mußte die Akademie mit empfinden. Verschiedene Professoren, nämlich Concius, Teuber, Sahme, Steger, Tydeus und Babatius sahen sich dadurch genöthigt, ihre Lehrämter niederzulegen, und andere Bedienungen bei Kirchen und Schulen anzunehmen. Der dritte Einfall der Schweden 1678 verursachte überhaupt mehr Schrecken als Schaden im Lande,

[1]) Die Acta der philosophischen Facultät sagen davon S. 577: **A Suecis et Quartianis Vrbs haec Regiomontana obsessa totaque Prussia vastata; est** und S. 604.: **Bellonae furor hoc tempore omnia in Prussia turbauerat. Prope silere miserae Musae et obmutescere coeperunt.**

und war von keinen sehr nachtheiligen Folgen begleitet. Die Pest, mit welcher in diesem Jahrhunderte Preußen, und insonderheit Königsberg, sieben mal heimgesucht ward, hat zwar nicht immer mit gleicher Heftigkeit gewüthet; indessen doch einige mal den Wohlstand der Akademie und das Wachsthum der Wissenschaften unterbrochen. Im Jahr 1602 raffte sie in hiesiger Stadt 18000 Menschen, und darunter so wohl verschiedene akademische und Schullehrer, als manche studirende Jünglinge weg. Ein gleiches geschah 1620; da unter 15000, die in Königsberg aufgerieben wurden, acht Lehrer der Universität, und eben so viele der drei großen Schulen, nebst nicht wenigen akademischen Bürgern, ihr Leben einbüßten, und die übrigen fast alle sich zerstreuten [1]). Fünf Jahre darauf brach die Seuche wieder aus, brachte im ganzen Lande an 100000 Menschen, und darunter 60 Prediger in das Grab [2]); wie denn bloß bei den an den polnischen Gränzen liegenden Kirchen mehr als 20 derselben ein Raub des Todes geworden sind [3]). Bei den königsbergischen drei Schulen hatten Lehrer und Schüler sich gänzlich zerstreut; weshalb sie den ganzen Sommer hindurch geschlossen blieben. Die in den Jahren 1655 und 1656 mit den Drangsalen des damaligen Krieges verbundene Pest übte zwar ihre Wuth nicht so sehr in Kö-

[1]) In eben diesen Actis heißt es bei dem Jahr 1620: **Musae longo tempore obmutuerunt, multis Professoribus obeuntibus, reliquis se in tutum recipientibus.** Ein Verzeichniß der akademischen und Schullehrer, wie auch anderer in Bedienungen gestandener Personen, die durch diese Pest weggerafft sind, hat D. Johann Behm seiner 1621 gehaltenen und nachher gedruckten Neujahrspredigt beigefügt. In der Predigt selbst saget er von dieser Pest S. F. 2. „Gott der Herr hat das vergangene Jahr in den grassirenden Sterbensläuften etliche starke Bäume und junge Pflanzen abgehauen, etzliche fürnehme Professores, Präceptores, Studiosos und Schülerchen hinweg genommen, und in eine bessere Schul versetzt, wie auch die lieben **Musas** erbärmlich zerstreuet." Und S. G. heißt es: „Viel herrliche und gar nützliche Leut in Kirchen, Schulen und Policeywesen hat der Pestilenzialische Würg-Engel mit großem Schaden hinweg gerichtet, und die edlen **Musas dissipiret.**" Umständlicher handelt er davon in seiner, an dem, nach geendigter Pest gefeierten Dankfeste gehaltenen Predigt S. 19.

[2]) Wie solches Dan. Bekher in seinem Tractat „von der zehnjährigen Pestilenz in Preußen," Königsb. 1630. 4. S. A. 3. b. meldet.

[3]) Derselbe D. Behm hat ein Verzeichniß der durch diese Seuche weggerafften Prediger, 1625 drucken lassen.

nigsberg, als in anderen Gegenden des Landes aus, woselbst 80000 Menschen durch sie aufgerieben wurden: indessen trafen die Folgen derselben in mancher Hinsicht auch die Gesellschaft der Gelehrten. Aber ganz eigentlich über diese war schon vorher ein tödtendes Uebel ausgebrochen, als 1649 eine epidemische Krankheit viele aus derselben plötzlich überfiel, und in kurzer Zeit die meisten dem Grabe überlieferte. Sie äußerte sich zuerst den 9. April, vornämlich an denen, die im akademischen Convictorio gespeist wurden; gleich darauf aber auch an verschiedenen akademischen Lehrern und Studenten, die dort keine Tischgenossen waren. In drei Tagen lagen schon vierzig derselben, mit den schmerzhaftesten Zufällen und einer starken Raserei behaftet, danieder, und in einer Zeit von zwölf Tagen verbreitete sich die Krankheit mit einer solchen Getchwindigkeit und Strenge auch unter mehreren, daß nicht wenige daran ihren Geist aufgaben. Der Subinspector des Collegii, zwei Magister, neun und zwanzig Studiosi, und einige Knaben, die im Convictorium aufwarteten, starben dahin. Hingegen kamen der Prof. Gorlovius und ein und zwanzig Studiosi, die mit jenen zugleich von diesem Uebel angegriffen waren, durch angewandten Fleiß der Aerzte, mit dem Leben davon. Durch diesen Vorfall ward nicht nur den Wissenschaften mancher nutzbare Mann in der Blüthe seiner Jahre entrissen; sondern das weit und breit davon erschollene Gerücht, welches die Sache noch sehr vergrößert hatte, veranlaßte, daß theils verschiedene fremde Studirende von hier abgerufen, theils andere dadurch abgeschreckt wurden, herzukommen [1]).

[1]) Eine ausführlichere Nachricht hievon findet man in D. Dan. Beckhern **Historia morbi Academici Regiomontani 1649. 4.** und in D. Christoph Tinctorii Disputation de **Affectu illo, qui in Academia Regiomontana in Studiosos saeuit.**

Preußische Studenten auf den Universitäten Italiens.

Wie fast aus allen Ländern Europa's, zumal aus Deutschland, so wanderten auch aus Preußen sowohl im Mittelalter, als selbst noch in späterer Zeit häufig Jünglinge über die Alpen nach Italien zur Vollendung ihrer begonnenen Studien auf den dortigen hochberühmten Universitäten. Zwar wurden von Preußen aus vorzüglich auch die Deutschen Hochschulen zu Leipzig, Wien, Straßburg und im 16. Jahrhundert Wittenberg und Tübingen von wißbegierigen Jünglingen fleißig besucht und selbst in Prag und Krakau sah man zuweilen Preußische Studirende. Viele indeß trieb immer auch der Drang nach höherem, gründlicherem Wissen oder es lockte sie der durch Jahrhunderte schon begründete hohe Ruhm der Italienischen Hochschulen nach diesem Lande der Sehnsucht hin. Lange Zeit überstrahlte Bologna alle übrigen sowohl durch die hochberühmten Namen der an ihr angestellten academischen Lehrer, als auch durch die große Zahl der Studirenden aus allen Europäischen Ländern. In ihrer höchsten Blüthe stand sie schon im dreizehnten Jahrhundert; aber auch später noch zog der große Ruf der dortigen Lehrer, lockten auch selbst die Privilegien und Freiheiten, welche die hohe Schule den Fremden gewährte, lange Zeit Tausende von Jünglingen in die dortigen Hörsäle. Alle dahin kommende fremde Studirende, Scholaren, Ultramontaner, auch wohl advenae und forenses genannt, genossen, sobald sie in die Matrikel eingeschrieben waren, volles Bürgerrecht und standen unter besonderem Schutz. Sämmtliche Scholaren, nach ihrem Vaterlande als Citramontaner und Ultramontaner unterschieden und als solche eigentlich zwei Universitäten bildend, theilten sich in besondere Nationen, deren die Ultramontaner gewöhnlich 18, in Padua 22 zählten *). Unter diesen genoß die

*) Wachsmuth Sittengeschichte B. III. 1. 113—114.

Deutsche, meist auch sehr zahlreiche Nation ausgezeichnete Vorrechte und Begünstigungen; sie hatte z. B. ihre besonders privilegirte Gerichtsbarkeit; sie war von der Jurisdiction der Rectoren eximirt; aus ihr mußte nach einem alten Vorrecht jedes fünfte Jahr der Rector der Ultramontaner genommen werden.

Zu dieser Deutschen Nation gehörten nun auch die Preußen, die früher von den Hochmeistern des Deutschen Ordens und späterhin von Herzog Albrecht durch Stipendien unterstützt zur Vollendung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die Universität Bologna besuchten. Ohne Zweifel war zu diesem Zweck schon im vierzehnten Jahrhundert mancher lernbegierige Jüngling aus Preußen über die Alpen gegangen, obgleich wir darüber aus dieser Zeit keine nähere Nachrichten haben *). Der erste Preußische Student, den wir in Bologna finden und dessen erste briefliche Mittheilung an den Hochmeister Paul von Rußdorf über seine dortige Ankunft und erste Einrichtung aus dem J. 1426 noch vorhanden ist, hieß Kaspar Stange von Wandofen, der sich nach einigen Jahren durch Fleiß und Wißbegierde so weit ausgebildet hatte, daß ihm der Hochmeister (1428) zur Uebernahme des wichtigen Ordensprocurator-Amts am päpstlichen Hofe für vollkommen tüchtig fand. Er miethete, wie er dem Hochmeister berichtet, sogleich bei seiner Ankunft eine Wohnung vorläufig auf sechs Wochen, wofür er in dieser Zeit drei Gulden Miethzins zahlte. Es war dieß ein festgesetzter Preis, denn da früherhin bei dem großen Zudrang von reichen und vornehmen Jünglingen und Männern die Miethwohnungen häufig Anlaß zu Streitigkeiten theils zwischen den Einwohnern und den Studirenden, theils auch unter den Studirenden selbst gaben, die Reicheren oft den weniger Bemittelten die Quartiere aufboten, dadurch die Wohnungen vertheuerten oder die Miethlinge wohl auch austrieben, so hatte man in Bologna, wie in vielen andern Universitätsstädten, z. B. auch in Padua die

*) Im J. 1387 sollte in Kulm zur Förderung wissenschaftlicher Bildung in Preußen eine Universität, ein **studium generale ad instar studii Bononiensis** gegründet werden. Man kannte also in Preußen die Universität Bologna gewiß auch schon genauer. Vgl Voigt Preuß. Gesch. B V. 491—492. Es kommen um diese Zeit unter den Domherren und Geistlichen Preußens bereits viele zu academischen Würden Graduirte vor, von denen wohl mancher seinen Grad in Italien erlangt haben mag; vgl. Pr. Gesch. V. 560.

Einrichtung getroffen, daß jährlich zwei Taxatoren aus der Bürgerschaft und zwei aus den Scholaren die Preise der einzelnen Wohnungen bestimmten, so daß die Eigenthümer ihre Quartiere um keinen höhern Miethzins vermiethen, kein Scholar oder Professor den Miethpreis steigern oder einer den andern aus seiner Wohnung ausbieten durfte. Wer eine Wohnung auf unbestimmte Zeit miethete, hatte das Recht drei Jahre darin zu bleiben. Man miethete indeß meist nur auf kürzere Zeit, wie wir dieß auch an dem Beispiel des Kaspar Stange sehen.

Nächst Bologna, wo im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert immer die meisten Preußischen Studirenden, die ihrer Studien wegen nach Italien gingen, ihre wissenschaftliche Ausbildung vollendeten, wurde vorzüglich auch die hohe Schule zu Padua von Preußen häufig besucht. Aus Bologna wegen innerer Streitigkeiten durch eine Auswanderung der dortigen Scholaren als eine Colonie hervorgegangen, stand sie lange Zeit als eine gefährliche Nebenbuhlerin Bologna's da und drohte fast schon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts durch den ausgezeichneten Ruf ihrer Lehrer in der Jurisprudenz und Medicin, durch ihre vortrefflichen medicinischen Anstalten, z. B. durch die Anlage des ersten botanischen Gartens, sowie nicht minder auch durch die großen Freiheiten und Begünstigungen, welche auch dort die Fremden, besonders auch die Deutschen genossen, den alten Glanz Bologna's zu verdunkeln. Gewiß hatte dort schon im vierzehnten Jahrhundert auch mancher wißbegierige Jüngling aus Preußen seine wissenschaftliche Bildung gewonnen. Der erste „Student im geistlichen Recht," von dem wir aus Padua bestimmte Nachricht haben, war der Deutsche Ordensbruder Johann von Ast, der dort im J. 1433 studirte und sich so weit ausbildete, daß ihm nachmals auf die dringende Empfehlung des Erzbischofs Rabanus von Trier ebenfalls das Procuratoramt seines Ordens in Rom übertragen werden konnte. Im sechszehnten Jahrhundert nahm die Frequenz in Padua so bedeutend zu, daß man im J. 1564 allein 200 junge Deutsche zählte, welche die Rechte studirten, ungerechnet die Aerzte und Artisten und unter diesen war auch eine Anzahl Preußen, welche der Herzog dort mit Stipendien unterhielt.

Auch Rom, wo im 13. Jahrhundert der Papst Innocenz IV. eine Rechtsschule gegründet und mit manchen Privilegien, beson-

ders auch für fremde Scholaren ausgestattet hatte, wurde zuweilen von Studirenden aus Preußen besucht; indeß walteten dort verschiedene Umstände ob, die eine Frequenz von Fremden immer sehr hinderten. Wir lernen sie zum Theil aus einem Schreiben des Ordensbruders Johann Mengen aus Preußen kennen, der im J. 1424 die dortige Universität seiner juristischen Studien wegen besuchte. Für das practische Geschäftsleben, schreibt er dem Kaplan des Hochmeisters, habe er in Rom viele Gelegenheit zur Uebung und Anwendung des bereits Erlernten gehabt. Was aber die Theorie anlange, so sey es schwer, in Rom in einer Zeit von vier Jahren die Ausbildung zu gewinnen, die man in Bologna und Padua in zwei Jahren erlangen könne, denn dort sey nur ein einziger salarirter Ordinarius, den überdieß der Papst, wenn er lesen solle, in seinen Geschäften überall hinschicke; die andern nicht salarirten Lehrer setzten ihre Vorlesungen nicht ordentlich fort, so daß zuweilen in einer Woche kaum zwei oder drei Vorlesungen gehalten würden *). Dazu kamen in der geräuschvollen Weltstadt die vielfachen Zerstreuungen und zeitraubenden Vergnügungen, die jeden geregelten Fleiß im Studiren bei jungen Leuten, zumal bei Bemittelten gar zu leicht verdrängten. Im J. 1523 ließ der damalige Hochmeister Albrecht von Brandenburg einen jungen Herrn Botho von Eulenburg in Rom studiren. Auf seine Erkundigung nach dem Fleiß und den Fortschritten dieses seines Stipendiaten schrieb ihm der Ordensprocurator Georg Pusch: „Herr Both ist wohl geschickt zum Studiren, hat gut Gedächtniß, ist verständig, auch bald begreifend. Aber hier zu Rom ist nicht möglich weder ihm oder andern dergleichen zu studiren, denn wer studiren will, muß ein geruhig Gemüth haben; hier zu Rom aber ist alle Unruhe und viel Sachen, die das Studiren irren, als Gesellschaft, die groß und viel hier ist, mancher Leute Kundschaft und andere Sachen, davon viel zu schreiben wäre, doch besser in der Feder. Will Ew. fürstl. Gnaden, daß er studiren und zu der Lehre angehalten werden soll, so muß er an Oerter geschickt werden, da er

*) Unus duntuxat ordinarius sallariatus, quem cum legere deberet, papa pro negociis suis expediendis ad diversas mundi partes dirigit, sicut hodie stat et fere per annum in consilio stetit Senensi; alii non salariati non continuant lectiones suas, quod aliquociens in una septimana vix fiunt duae vel tres lectiones.

keinen Irrthum hat, als Perugia, Pisa oder dergleichen, Siena und Bologna ziehen täglich Leute durch, wird dadurch verhindert, so er sie besucht. Ich rathe gen Perugia, ist da gute Zehrung, liegt aus dem Wege und da ist keine Gesellschaft, weil wenig Deutsche da sind; kann daselbst wohl leben mit funfzig Ducaten, so er gekleidet ist und Bücher hat. Aber Geld muß man ihm nicht in die Hände geben, denn Geld macht Muth und vertreibt die Lust zum Studiren."

Außer den genannten Universitäten wurden nur noch die zu Perugia und Siena von Studirenden aus Preußen zuweilen besucht; indeß beschränkte sich dieser Besuch wohl immer nur auf eine kleine Zahl und, wie es scheint, auch nur auf die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, wo sich einige des Studiums des canonischen Rechts wegen dorthin begeben hatten. Späterhin scheinen auf dieser Hochschule keine Preußen mehr studirt zu haben, eben so wenig auf den andern Universitäten zu Pisa, Vicenza, Vercelli, Arezzo, Pavia u. s. w. Wenigstens haben sich darüber keine Nachrichten erhalten.

Was die Lehrfächer betrifft, in welchen die Universitäten Italiens, besonders Bologna und Padua durch die weitberühmten Namen ihrer Lehrer glänzten, so waren es vorzüglich die trefflich besetzten Lehrstühle der Jurisprudenz, welche von Jahr zu Jahr so viele Hunderte lernbegierige junge Männer und Jünglinge aus den entlegensten Ländern dahin zogen. Die meisten aus Preußen studirten in der Regel ausschließlich nur das canonische Recht; erst in späterer Zeit verbanden damit manche auch das Studium des Civilrechts. Außer den Juristen waren es vorzüglich auch Mediciner, welche zu ihrer weitern Ausbildung Bologna und Padua besuchten, denn auch im Lehrfach der Medicin standen diese beiden Hochschulen sowohl durch die Namen ihrer Lehrer als durch ihre Sammlungen und Lehranstalten in großem Ruf. In der zu Padua wurden in der Mitte des 16. Jahrhunderts vorzüglich die Lehrvorträge über Anatomie und Chirurgie, sowie die in diese Fächer einschlagenden Sammlungen und Präparate von den Studirenden aus Preußen als sehr lehrreich gerühmt. In Bologna, wohin sich ebenfalls öfter junge Mediciner aus Preußen begaben, bildeten schon im 13. Jahrhundert die Lehrer der Medicin und der freien Künste nebst den Scholaren, die sich diesen Fächern wid-

meten, eine besondere Universität, die ihren eignen Rector wählte und sie behielten dieses Recht auch späterhin *). Außer diesen s. g. Brot-Wissenschaften wurden in Padua zuerst auch Lehrvorträge über alle Theile der Mathematik und über alte und neuere Sprachen gehalten und auch diese von Studirenden aus Preußen zuweilen besucht. Wir erfahren z. B., daß der berühmte Astronom Nicolaus Kopernicus in seinen Jünglingsjahren, ehe er in Rom als Professor Vorlesungen über Mathematik hielt, sechs Jahre lang auf den Universitäten zu Padua und Bologna sich den mathematischen Studien widmete, um sich unter der Leitung seiner dortigen Lehrer auf sein späteres Lehramt vorzubereiten. Im J. 1535 sandte der Herzog Albrecht von Preußen den Bruder des berühmten Hieronymus Weller, eines Freundes Luthers, Peter Weller, auf des letztern Empfehlung nach Padua, um dort seine Kenntnisse in den alten und neueren Sprachen zu vervollkommnen. Der Herzog erhielt aber schon im nächsten Jahre die Nachricht von seinem Tode. Einige Jahre später hielt sich einige Zeit Johannes Decius in Padua auf, um sich theils in der lateinischen Sprache gründlichere Kenntnisse zu erwerben, theils auch durch Lehre und Umgang Italienisch sprechen zu lernen.

Gewöhnlich trat der neu ankommende Student, wenn er nicht besonders reich oder mit einem ansehnlichen Stipendium ausgestattet war, als Theilnehmer in eine s. g. Burse ein. Bursen nämlich nannte man solche Anstalten, in denen die nicht besonders bemittelten Studirenden, welche in sie eintraten, für Wohnung eine geringere Miethe und für den Tisch und andere Bedürfnisse bestimmte billige Preise zahlten oder sie übernahmen, in einer Burse zusammen wohnend, auch abwechselnd die Besorgung und Bestreitung ihrer gemeinsamen Lebensbedürfnisse selbst. Daher meldet der in Bologna studirende Kaspar Stange von Wandofen dem Hochmeister: „Wenn ich in der Burse stehe, so muß ich, wenn die Zeche an mich kommt, sorgen und schaffen Holz, Korn, Mehl, Fleisch und andere Waare, die zum Hause gehört **).“ Die Theilnehmer oder Bewohner solcher Bursen hießen bursarii,

*) Savigny Geschichte des Röm. Rechts. B. III. 162.

**) Meiners Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen. B IV. 67.

woraus die Deutsche Studenten-Benennung „Burschen" entstanden ist. Jeder in eine Burse eintretende Student mußte sich den für sie gegebenen Gesetzen unterwerfen und es herrschte darin eine strenge Disciplin, auf deren Aufrechthaltung ein der Burse vorstehender Rector pünktlich zu sehen verpflichtet war. Alle Vergehungen gegen die in den Statuten in Beziehung auf das Betragen und den Lebenswandel der Bursarien vorgeschriebenen Anordnungen und Gesetze, z. B. Spiel, Injurien, Umgang mit verdächtigen Weibspersonen, Ruhestörungen, Uebernachten außer der Burse, selbst der Gebrauch der Deutschen Sprache wurden mit Geldbußen bestraft*). Die meisten Preußischen Scholaren (wie sie sich gewöhnlich nennen), wenigstens die in Bologna studirenden, scheinen als Theilnehmer in einer Burse gewohnt zu haben. Indeß findet sich doch auch, daß Einzelne als freie Kostgänger sich dem engern Verband in einer Burse nicht anschlossen und insofern eine unabhängigere Stellung behielten. Dieß scheint besonders auch in Padua oft der Fall gewesen zu seyn.

Der Hauptgrund zum Eintritt in eine Burse lag für die Scholaren in Bologna in der dort wegen des großen Zuflusses von Studirenden herrschenden Theuerung aller Lebensbedürfnisse, worüber alle Briefe der Preußischen Studenten voll von Klagen sind. Schon der Erste, den wir in Bologna finden, der bereits erwähnte Kaspar Stange ist im J. 1426 in großer Besorgniß, wie er sich und seinen Knecht mit dem ihm vom Hochmeister zugesicherten Stipendium bei der herrschenden Theuerung werde unterhalten können. Mit der ihm bestimmten Summe, schreibt er dem Hochmeister, könne er keinen Knecht allein halten. „Ew. Gnade, fügt er hinzu, lasse mich allhie nicht Noth leiden, denn wahrlich diese Lande sind zumal schwer an allerlei Zehrung." Dieselbe Klage wiederholt er auch in andern Briefen**). Im J. 1440 war, wie der Student Johann von Godesberg aus Bologna meldet, „die Kostlichkeit und Theuerung in Italien, und be-

*) Meiners Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen. Bd. I. 156.

) In einem Briefe heißt es: **Habebo penuriam consumptuum et solum pro persona mea possum stare contentus et non pro famulo in consumptibus mihi datis.

sonders auch in Bologna durch die damaligen Kriegsstürme noch bedeutend gestiegen *). Auch im 16. Jahrhundert klagen die in Bologna und Padua studirenden Preußen fort und fort, daß dort alle Lebensbedürfnisse in außerordentlich hohen Preisen ständen. Die Theuerung aller Dinge, schreibt im J. 1555 der Student Valerius Fiedler, ist hier unglaublich **); ein Ducaten, heißt es in einem Briefe des Studenten Nicolaus Sauer aus Braunsberg, will hier in Bologna wenig bedeuten u. s. w.

Ganz besonders hoch im Preise standen damals die Bücher, zumal diejenigen, welche man „ordentliche Bücher" (libri ordinarii) nannte. Wie man nämlich auf den Universitäten Bologna und Padua ordentliche und außerordentliche Lehrer und ebenso ordentliche und außerordentliche Vorlesungen (lecturae ordinariae et extraordinariae) unterschied, so fand auch ein Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Büchern Statt. Als ordentliche Bücher wurden in den Statuten von Bologna bestimmt im Römischen Recht das Digestum vetus und der Codex, im canonischen Recht das Decretum und die Decretalen; alle übrigen waren außerordentliche. Hiernach wurden auch die Vorlesungen über ordentliche Bücher, die in den Morgenstunden (welche ordentliche Stunden hießen) gehalten wurden, ordentliche Vorlesungen, dagegen die über außerordentliche Bücher in den Nachmittagsstunden (den außerordentlichen Stunden) gehaltenen außerordentliche Vorlesungen genannt. Da nun die ordentlichen Vorlesungen als Hauptvorlesungen von den Scholaren der Rechtswissenschaft immer am zahlreichsten besucht wurden und jedem Besuchenden die ordentlichen Bücher, über welche gelesen wurde, durchaus unentbehrlich waren ***), so standen sie auch schon wegen der starken Concurrenz der Käufer in einem hohen Preise. Der Studiosus Juris Kaspar Stange aus Bologna klagt, daß er für ein Decretum wenigstens 60 bis 70 Gulden geben müsse; für drei andere Bücher habe er 60 Gulden geboten, aber sie dafür nicht erhalten. „Ich bin, schreibt er in einem andern Brief, in Angst und Schwermuth besonders wegen Mangel an Büchern, die hier

*) Leo Geschichte Italiens B. III. 141.

**) Omnium rerum caritatem esse incredibilem.

***) Vgl. Savigny Gesch. des Röm. Rechts. B. III. 247 ff.

wahrlich sehr theuer sind, namentlich die guten, wie der Sextus und die Clementinen. Ich muß für einen Sextus und die Clementinen 70 Ducaten zahlen." Eine kleine Bibliothek von 10 Büchern, die sich der Student Johann von Ast in Padua angeschafft hatte, brachte er dem Hochmeister mit 120 Ducaten in Rechnung. Auch für die Scholaren der Arzneikunde war es besonders im 15. Jahrhundert noch sehr schwer, sich mit den für ihr Fach nothwendigsten Büchern zu versehen. Ein Hippocrates kostete auch noch später 30 bis 40 Gulden und unter Umständen auch wohl mehr. Andreas Aurifaber, der im J. 1544 in Padua Medicin studirte, bittet daher den Herzog Albrecht, der ihn dort auf seine Kosten unterhielt, dringend um Vermehrung seines Stipendiums, denn, sagt er, man finde dort wie in andern Disciplinen, so auch in „der heiligsten und nützlichsten Arzneikunde" Bücher, die man selten in Deutschland zu sehen bekomme, und wenn man mit lebenden Lehrmeistern nicht mehr umgehen könne, müsse man sich der Leitung stummer Lehrer bedienen.

Außer diesen erwähnten Ausgaben mußten die Scholaren von ihren Stipendien auch die Honorare für die von ihnen gehörten Vorlesungen bestreiten. Wir finden darüber in ihren Briefen zwar keine näheren Nachrichten; wir wissen aber aus andern Berichten, daß der Honorar-Betrag für die damalige Zeit nicht unbedeutend war, zumal für Vorlesungen bei den ordentlichen Professoren.

Die meisten Studenten aus Preußen wurden auf den Universitäten Italiens in frühern Zeiten von den Hochmeistern des Deutschens Ordens und im 16. Jahrhundert vom Herzog Albrecht durch Stipendien, d. h. durch bestimmte, für sie ausgesetzte Summen unterstützt. Der Betrag derselben war jedoch nach Zeit und Umständen verschieden. Der Studiosus des canonischen Rechts Johann von Ast erhielt vom Hochmeister Konrad von Erlichshausen zu seinen Studien in Padua die Summe von 250 Ungar. Gulden; doch ist es ungewiß, für welche Zeit diese Summe bestimmt war; nur so viel sehen wir aus der dem Hochmeister vorgelegten Rechnung, daß darin auch das Reisegeld bis nach Italien (45 Ducaten) mit begriffen war. Späterhin betrug die Unterstützung für ein Jahr gewöhnlich 100 Kronen (coronati), die auf einen Wechsler in Venedig angewiesen zu werden pflegten. Doch

wurde diese Summe zuweilen auch erhöht, mitunter sogar verdoppelt, besonders für Mediziner, wenn sie zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und Erfahrung Reisen in verschiedene Gegenden Italiens unternahmen. Dem Magister Andreas Aurifaber, der vom Herzog Albrecht bereits als Leibarzt angenommen war, dem er aber auf Luthers, Melanchthons u. a. Empfehlung im J. 1544 nach Italien gehen ließ, um sich in Padua durch die Vorlesungen berühmter Aerzte und durch Reisen noch gründlicher auszubilden, wies er eine Summe von 400 Mark an. Indeß war dieses eine besondere Begünstigung. Der Studiosus Valerius Fiedler, der ebenfalls in Padua und Bologna Medicin studirte, erhielt jährlich nur 100 Kronen und nur ein Jahr wurde ihm dieses Stipendium aufs doppelte erhöht. Auf den kleineren Universitäten Italiens lebte der Student natürlich ungleich wohlfeiler. In Perugia, schrieb der Ordensprocurator im J. 1523, könne der junge Herr Botho von Eulenburg ganz gut mit 50 Ducaten das Jahr lang auskommen.

Mit diesen Stipendien mußten gewöhnlich, wenn nicht Ausnahmsweise dazu eine besondere Summe angewiesen wurde, auch die Reisekosten nach Italien bestritten werden. Johann von Ast, der die Reise mit drei Pferden machte, hatte darauf, wie eben erwähnt, 45 Ducaten verwandt. In der Mitte des 16. Jahrhunderts brachte der Student Valerius Fiedler seine Ausgaben auf der ganzen Reise von Preußen nach Bologna mit 20 Kronen in Rechnung.

Es genossen jedoch keineswegs alle Preußen, die ihrer Studien wegen die Hochschulen Italiens besuchten, Unterstützung vom Hochmeister oder dem Herzog Albrecht, sondern manche verlebten dort ihre Universitätsjahre unabhängig aus eigenen Mitteln. Ein gewisser Melchior von Soldau hatte „lange Zeit in Bologna in Studien gelegen,“ hatte dazu den größten seines Erbtheils verbraucht, war auf eigene Kosten Licenciat im geistlichen Recht geworden, promovirte dann als Doctor und wurde endlich, da er sich, so zu sagen, arm studirt hatte, im J. 1440 als ein sehr kenntnißreicher, junger Mann dem damaligen Hochmeister zur Anstellung und wo möglich zur Aufnahme in den Orden empfohlen. So studirte auch der Dechant Jacob von Frauenburg aus eigenen Mitteln mehre Jahre in Bologna das canonische Reche, „ohne den Hoch-

meister, wie er diesem selbst schreibt, um einen Heller Hülfe zu bitten." Erst als er (1443) sich zum Doctor promoviren lassen wollte, ging er ihn um eine Unterstützung dazu an. Zur Zeit des Herzogs Albrecht gingen auch häufig junge Herren von Adel zu ihrer Ausbildung nach Italien und studirten dort auf eigene Kosten. Wir finden z. B. auf der Universität zu Padua (1553) einen Hans Jacob Erbtruchseß und Freiherrn zu Waldburg als Studiosus Juris, mit ihm zugleich einen Erhard von Kunheim, einige Jahre später in Bologna einen Friedrich von Aulack, um dieselbe Zeit auch den jungen Jacob von Schwerin, der, nachdem er dritthalb Jahre in Wittenberg studirt hatte, sich einige Zeit in Padua und Bologna aufhielt.

Für solche, welche Stipendien genossen, wurde die Studienzeit in Italien gewöhnlich auf drei Jahre bestimmt. Drei Jahre müsse er unbedingt in Padua bleiben, schrieb Valerins Fiedler dem Herzog Albrecht, denn nur in einem Triennium absolvirten die Professoren den ganzen medicinischen Lehrcursus *). Häufig aber reichte diese Zeit, wenn irgend welche Störungen oder Hindernisse eintraten, zur Vollendung der Studien nicht hin und die Stipendiaten sahen sich dann genöthigt, beim Hochmeister oder dem Herzog um Verlängerung ihrer Studienzeit auf ein oder zwei Jahre und zugleich um fernere Bewilligung ihrer Stipendien auch für diese Zeit einzukommen, welche Bitte ihnen gewöhnlich auch bewilligt wurde. Wie gerne aber der Herzog bedeutende Talente freigebig unterstützte, bewies er unter andern auch an dem jungen Valerius Friedler, den er zuerst in seinen Studien der Philosophie und Medicin auf mehren Deutschen Universitäten fünf Jahre und dann auch noch während eines Trienniums in Padua und Bologna unterhielt, wo er ihm überdieß im dritten Jahr sein Stipendium aufs doppelte erhöhte.

Bei der in den zahlreich besuchten Universitätsstädten herrschenden Theuerung aber und bei den bedeutenden Ausgaben reichten die Stipendien fast niemals zu; daher in den Briefen der Studirenden an die Hochmeister und den Herzog ihre fortwährenden Klagen über ihre Hülfsbedürftigkeit und ihre wiederholten

*) Singulis trienniis professores medici absolvere solent, quae ad solidiorem artis cognitionem faciunt.

Bitten um Vermehrung ihrer Stipendien. So schreibt z. B. im J. 1554 ein Student aus Padua an den Herzog: „In dem dritten Jahre, welches ich, wie ich hoffe, in Italien zubringen werde, werde ich solche Fortschritte machen können, wie ich in den verflossenen zwei Jahren kaum gemacht habe. Wenn also Ew. fürstl. Gnade sich meiner unterthänigsten Bitte um Vermehrung der Unterstützung für das dritte Jahre gnädig erweist, so wird es mit meinen Studien ganz trefflich stehen; wo aber nicht und wenn ich aus Noth und Mangel nach vollendetem zweiten Jahr Italien zu verlassen gezwungen bin, so bleibt gewissermaßen Alles unvollendet.“ Dabei hatte jeder seine besondere Art und Weise, womit er seinen fürstlichen Wohlthäter am leichtesten zur Vermehrung oder Verlängerung seines Stipendiums bewegen zu können hoffte. Der Eine, der wohl wissen mochte, daß Herzog Albrecht auf den Ruhm eines Gönners und Wohlthäters der Gelehrten einen besonders hohen Werth legte, erschöpft sich in seinem Bittschreiben in Lobeserhebungen „über die in der ganzen Welt bekannte und nicht genug zu preisende Güte, Freigebigkeit und Humanität des erlauchtesten Fürsten gegen alle Studiosen *).“ Der Andere, ein Jurist, ergießt sich in seiner Begeisterung für wissenschaftliche Ausbildung im Lob über das canonische Recht **). Ein Dritter verspricht, nach seiner Rückkehr dem Fürsten seine Wohlthaten durch treuste Dienste aufs reichlichste zu vergelten u. s. w. Uebrigens waren die Stipendiaten verpflichtet, von der Verwendung ihrer Stipendien Rechnung zu legen, worin sie angaben, wie viel sie auf den Ankauf von Büchern, medicinische Instrumente, Medicamente, für Kleidung, auf Reisen u. s. w. verwandt hatten. Auffallend ist, daß in ihren Rechnungsangaben des Honorars für die gehörten Vorlesungen gar keiner Erwähnung geschieht.

*) Mit ähnlichen Lobeserhebungen überhäuft den Herzog der Studiosus Sebastian Zenger aus Bologna. 1556.

**) Nicolaus Sauer aus Braunsberg schreibt aus Bologna 1454: In tota rerum varietate nihil esse tam praecipuum, quam efficacem mentis illustrationem, quae corpus ornat ac mentem eximie reddit decoratam; esse igitur multo praeclarius sacrorum canonum investigare doctrinam, quam cumulandis opibus inhaerere, nam artibus canonicis quaesita est gloria multis.

Man würde jedoch irren, wenn man alle auf den Universitäten Italiens studirende Preußen für Jünglinge halten wollte *). Manche bezogen sie allerdings schon in ihren Jünglingsjahren. Nicolaus Copernicus z. B. zählte erst 23 Jahre, als er im Jahre 1496 nach Italien ging. Andere dagegen schon in reiferem Alter hatten bereits entweder mehre Jahre auf einer Deutschen Universität zugebracht oder auch wohl in Preußen in Aemtern und Würden gestanden. Wir finden darunter z. B. den Domherrn von Frauenburg Felix Pechwinkel (1435), die Ordensritter Johann von Ast (1433) und Johann von Godesberg (1440) Studenten des canonischen Rechts, einen Pfarrer zu Fischau und Caplan des Hochmeisters (1437), den Domdechant Jacob von Frauenburg und Pfarrer zu Lesewitz (1443) fast alle Studenten zu Bologna, Johann Birkenrod und Jacob Rolle, Caplane des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen, jener zu Siena, dieser zu Perugia. Zur Zeit des Herzogs Albrecht studirte (1544) Magister Andreas Aurifaber, der bereits, wie erwähnt, herzoglicher Leibarzt war, zu Padua und so mehre andere **).

Was die Vorlesungen auf den erwähnten Universitäten betrifft, so erfahren wir aus den Briefen der Studenten, daß sie häufigen Unterbrechungen unterworfen waren oder mangelhaft gehalten wurden. Wir hörten bereits, wie Johann Mengen im J. 1424 von Rom aus klagte: Es werde ihm schwer fallen, in vier Jahren dort es dahin zu bringen, daß er den Doctorgrad erlangen könne, theils weil daselbst nur ein einziger salarirter Ordinarius sey, den der Papst, wenn er Vorlesungen halten solle, oft in seinen Geschäften in alle Welt verschicke, theils auch weil die andern nicht salarirten Professoren ihre Vorlesungen nicht regelmäßig fortsetzten, so daß zuweilen in einer Woche kaum zwei oder drei Vorlesungen Statt fänden. Ebenso traten oft auch an-

*) Vgl. Meiners a. a. O. B. IV. 69—70.

**) Außer den oben genannten theils von den Hochmeistern theils von Herzog Albrecht auf den Universitäten Italiens unterstützten Studirenden sind noch zu nennen: Leonhard Rothose zu Rom und Bologna (1445) Martin ... zu Perugia (1451) Gregorius Andreä aus Mühlhausen und Andreas von Mühlhausen zu Bologna (1153—1454) Nicolaus Sauer aus Braunsberg zu Bologna (1454), Christoph Jonas, Jurist zu Bologna (1544) Mathias Stoy, Mediciner zu Padua (1545) Sebastian Zenger zu Bologna (1556—1557) u. a.

dere, durch die Zeitverhältnisse veranlaßte Störungen der Vorlesungen ein. „Ich kann, schreibt Kaspar Stange im J. 1427 aus Bologna, der Pest wegen ohne Gefahr nicht hier bleiben; die Scholaren haben sich mit den Doctoren nach den Castellen, manche auch auf andere Universitäten begeben, weil zur Zeit einer Pest hier nicht gelesen wird." Ein anderes störendes Hinderniß für den regelmäßigen Fortgang der Vorlesungen waren die so oft eintretenden Heiligen- und Festtage, denn in den Universitäts-Statuten waren die Feiertage genau bestimmt, an welchen nicht gelesen werden sollte; es waren ungefähr 90, mit Einschluß von zwei Wochen Osterferien und eilf Tagen Weihnachtsferien. Außerdem wurde auch am Donnerstag jeder Woche, die keinen Feiertag hatte, nicht gelesen*). In Padua und wahrscheinlich auch auf den andern Universitäten fanden der drückenden Hitze wegen im Sommer gar keine Vorlesungen Statt. Sie begannen erst im November und dauerten bis in den Anfang des Mai; dieß hieß ein Universitätsjahr. Der Studiosus Jacob von Schwerin beklagt sich daher von Padua aus (1554) wohl auch mit Recht über „die beständigen Ferien" (continuas ferias), „denn, schreibt er, es wird von einem Professor im ganzen Jahre nur sechszigmal gelesen. Den ganzen Sommer hindurch geschieht nichts. Sie fangen die Vorlesungen mit dem 30. November an und hören damit auf, sobald die Sonne wieder mit einiger Kraft wirkt, was hier früher geschieht. Ein großer Theil dieser Zeit aber geht in Heiligen-Tagen hin. Wenn man also berechnet, wie viel Vorlesungen zu wahrhaft nützlichen Dingen verwandt werden, so findet man nur eine wunderbar geringe Zahl."

Dennoch sprechen die Studenten, wenn sie in ihren Briefen ihrer Lehrer erwähnen, mit großer Begeisterung von deren tiefen und gründlichen Gelehrsamkeit und von dem großen Ansehen und Ruhm ihrer Doctoren. Gewiß mit allem Recht. Bologna hatte ja damals, als die erwähnten Preußen dort studirten, als ausgezeichnetste Rechtslehrer den Johannes Campegius, Ludovicus Bologninus, Johannes Crotus, Alexander Tartagnus, Hippolytus de Marsiliis, Franciscus de Accoltis. Padua war stolz auf Jacob Alvarottus, Anton Rosellus, Jacob Canis u. a.; in Siena glänz-

*) Savigny Geschichte des Röm. Rechts. B. III. 232.

ten die Namen eines Ludovicus Pontanus, Johann Baptista Caccialupus, Marianus Socinus; in Perugia standen in hohem Ruf Baldus Bartolinus, Benedict Capra, Philipp Corneus, Johannes Petrucii de Montesperello u. a. Ebenso rühmten Valerius Fiedler und Andreas Aurifaber zu Padua die dortigen Professoren der Medicin als in ihrer Wissenschaft höchst erfahrene und ausgezeichnete Männer *).

Der weit verbreitete Ruf dieser Gelehrten gab natürlich auch den von ihnen ertheilten academischen Graden einen besonders großen Werth und es galt daher auch den meisten der aus Preußen nach Italien ziehenden Studirenden als das höchste Ziel, auf einer Italienischen Universität einen academischen Grad, namentlich den Doctor-Titel zu erlangen. Zunächst suchte man gerne den Titel eines Baccalaureus oder Bachalarius zu erhalten. Zwar war dieß, wie ein berühmter Forscher behauptet, kein eigentlicher, durch eine förmliche Prüfung erlangter academischer Grad, sondern wenn ein Scholar nach einer gewissen Anzahl von Studienjahren entweder ein ganzes Buch des canonischen oder Civilrechts zu Ende gelesen oder auch nur über eine einzelne Stelle des einen oder des andern Rechts eine förmliche Repetition gehalten, so hieß er Bachalarius und genoß bei den Vorlesungen gewisse Rechte **). Also ein academischer Titel war es denn doch immer. Daß man diesen Titel jedoch mitunter als einen academischen Grad betrachtete, sehen wir aus einem Briefe des Studiosus Nicolaus Stange (nicht zu verwechseln mit Kaspar Stange), der dem Hochmeister aus Bologna schreibt: „Nachdem ich meine Lernung desto fleißiger ohne alle Hinderungen abgewartet, haben meine Meisters und Doctores, die da auch aus Preußen sind, meinen Fleiß angesehen und zwingen mich, daß ich sollte auf die Zeit der Pfingsten eingehen und Baccalarius in den sieben Künsten werden. Nun habe ich vollbort mit einer Unterschied (d. h. unter der Bedingung eingewilligt) daß ich voran Euere fürstliche Gnade rath-

*) Viros huius artis peritissimos, artifices artis meae veros — artifices tum simplicium tum componendorum medicamentorum longe peritiores. Viros hic habeo, ut semel dicam, 'quales audire iam dudum animus ardebat.

**) Savigny a. a. O. S. 193. 220—221.

fragend erforschen wollte, ob ich den Gradum an mich nehmen sollte, weil ich den Gradum an mich nicht nehmen will, es sey denn mit Euerem fürstlichen klugen Rathe. Wäre es, daß ich Euerer fürstlichen Gnade und dem ganzen Orden in dem Gradu oder Würdigkeit frommlich und mehr zu Dienst möchte werden, so wollte ich ihn auf die genannte Zeit aufnehmen" *).

Häufiger war unter den Studenten aus Preußen die Bewerbung des academischen Grades eines Licentiatus des canonischen oder geistlichen Rechts, zu welchem ein von Doctoren des Rechts abgehaltenes und wohl bestandenes Examen unerläßliche Bedingung war. Die Promotionsgebühren bei dem Licentiat scheinen in Padua 50 Ducaten betragen zu haben. Wenigstens bittet der Student Johann von Ast den Hochmeister um diese Summe (wie er es nennt) als „Zehrung vor Licencia im geistlichen Recht." Hatte man eine bestimmte Studienzeit zurückgelegt und sich den Grad eines Licentiats bereits erworben, so suchte man Doctor zu werden entweder nur im canonischen Recht oder in beiden Rechten zugleich. Der Promotionsact war nach bestandener Prüfung mit gewissen Feierlichkeiten verbunden, die Kosten aber auch ziemlich bedeutend. Sie bestanden theils in Gebühren für das Examen an die Doctoren und für den Promotionsact selbst, theils in einem dabei stattfindenden Aufwand bei feierlichen Aufzügen und zu mancherlei Geschenken. Da diese Gebühren nach den Gesetzen nie erlassen werden durften, die Stipendien der Studirenden aber zu einer so bedeutenden Ausgabe nicht hinreichten, so wandten sie sich dann gewöhnlich an den Hochmeister oder den Herzog, die gerne zu diesem Zweck die Stipendien zu erhöhen pflegten. Nur die Rectoren der Nationen wurden entweder ganz unentgeltlich oder doch mit geringeren Kosten zu Doctoren promovirt. Daher schrieb der in Bologna studirende Domdechant Jacob aus Frauenburg, der das Glück gehabt, zum Rector Ultramontanus gewählt zu werden, im J. 1443 an den Hochmeister: „Euere Gnade geruhe zu wissen, daß ich nach meinem höchsten Fleiße und großer Arbeit,

*) In einem Briefe des Johannes Stubenberg, der im J. 1422 in Leipzig studirte, meldet er dem Caplan des Hochmeisters: In proxima quinta feria ante laetare in baccalarium juris canonici sum creatus et promotus.

wahrlich als ich meist habe mögen tragen, mich darnach habe gebracht, daß ich mit Gottes Hülfe im geistlichen Recht Licentiatus geworden bin. Nun wollte ich gerne Doctor werden, ehe denn ich aus meinem Amte (als Rector Ultramontanus) scheide, daß denn auf Sanct Walprechtstag (Walpurgis) ein Ende haben wird nach Ausweisung unserer Statuten, denn es käme mich geringer wohl an XX Ducaten als sonst, ohne das, was man den Doctoribus und andern Amtleuten Universitatis geben muß, deß ein Rector überhoben ist." Er bittet dann den Hochmeister, da sein Vater erschlagen worden sey, noch um einige Unterstützung zu seinem erwähnten Vorhaben. Auch die Mediciner promovirten in der Regel vor ihrer Rückkehr auf einer Italienischen Universität, so Andreas Aurifaber zu Bologna, wohin ihm zu seiner Promotion der Herzog Albrecht ein Ehrenkleid zusandte, Valerius Fiedler zu Padua, wo die Kosten des Doctorats in der Medicin 20 Kronen betrug.

Bevor die Mediciner nach Preußen zurückkehrten, unternahmen sie gerne noch einige Reisen in andere Gegenden Italiens, um berühmte Aerzte und deren Heilmethoden kennen zu lernen oder auch um Arzneien, die man in Preußen nicht kannte oder nicht zu bereiten verstand, auch wohl um Präparate, ein Skelet u. dgl. anzukaufen. Andreas Aurifaber hält es für wichtig genug, dem Herzog zu melden, daß er außer den Medicamenten, die er mit bringe, auch ein Skelet besorgen werde und er findet es nothwendig, dem Herzog zu erklären, was man darunter verstehe und wozu es für die Studirenden in der Anatomie und besonders für die Chirurgen dienlich sey. Ebenso meldet der Studiosus Johannes Meier, den der Herzog in Padua studiren ließ: Er wolle dort erst Doctor werden und dann Italien bereisen, um chirurgische Instrumente zu kaufen, welche er dort viel leichter und bequemer als in Nürnberg erhalten könne. Die ausgedehntesten Reisen zu solchen Zwecken machte der schon oft erwähnte Valerius Fiedler vor seiner Doctorpromotion. Da er sich bisher, schrieb er dem Herzog im Juli 1555 aus Bologna, theils in Padua theils in Bologna in der Theorie und Praxis mit Glück geübt und in Erfahrung gebracht habe, daß in Tuscien und Campanien, besonders auch in Rom, Neapel, Florenz und andern Orten höchst berühmte Aerzte lebten, die täglich manchfaltige und gefährliche

Krankheiten mit großem Lobe heilten und daß daselbst auch Kunstverständige sowohl für einfache als zusammengesetzte Medicamente weit erfahrener zu finden seyen als im übrigen Italien, so habe ihn seine Wiß- und Lernbegierde nicht ruhen lassen, auch an jenen Orten Alles, was für das Medicinalwesen von so großem Nutzen sey, zuvor noch kennen zu lernen. Bei der Rücksicht auf den aus dieser Reise zu schöpfenden Gewinn habe er die Kosten nicht in Anschlag bringen dürfen, zumal da er bedacht habe, wie viel er einst durch die auf diese Weise gewonnenen Kenntnisse dem Herzog selbst werde nützen können. Er habe aber bedeutende Summen auf die Reise verwandt und müsse deshalb die Freigebigkeit des Herzogs in Anspruch nehmen. Die Reise nach Tuscien und Campanien während zwei Monaten koste wegen der enormen Theuerung und wegen einer ausgestandenen gefährlichen Krankheit gegen 40 Kronen. Als Dr. Andreas Aurifaber aus Italien zurückkehrte, schrieb Melanchthon an den Herzog Albrecht (1545): „Ich füge E. f. G. unterthäniglich zu wissen, daß der hochgelahrte Doctor Andreas Aurifaber durch Gottes Gnade aus Italia wiederum anher gen Wittenberg kommen ist und hat wahrlich viel Stücke zur Medicin nützlich aus Italia gemerkt, denn er bei gelehrten Männern, die eine große Practica haben, in gute Kundschaft kommen durch einen Venediger, der eine Zeitlang allhie und zu Leipzig sich aufgehalten. Er hat auch E. f. G. zu Gut etliche Dinge gekauft und bringt Bücher mit sich, die in Deutschland nicht zu bekommen *)." Wie rathsam es Melanchthon fand, daß junge Aerzte zu ihrer gründlichen Ausbildung die Universitäten Italiens besuchen müßten, sprach er besonders in einem Brief an Jacob Crell (1545) aus. Er freue sich, schrieb er diesem, daß er sich entschlossen habe, nach Italien zu gehen, diese Heimat der Wissenschaften, der Gelehrsamkeit und Humanität, um dort die Quellen gelehrter Kenntnisse kennen zu lernen, wie einst die mit so hohem Geist begabten Männer, Eudorus, Plato, Euripides nach Aegypten reisten, um die Aegyptische Weisheit zu studiren.

Werfen wir noch einen Blick auf das sittliche Leben der Studirenden auf den Universitäten Italiens, so genossen sie manche durch die academischen Gesetze selbst bestimmte Vergnügungen. In

*) Melanchthons Briefe an Herzog Albrecht herausgeg. v. Faber S. 103.

Bologna z. B. fand jedes Jahr ein allgemeiner Fastnachtsschmauß Statt, wozu das Geld nach einem Stadtgesetz von den Juden, zu 104½ Lire an die Juristen und 70 Lire an die Artisten gezahlt werden mußte. In Padua wurden jährlich feierliche Spiele gehalten, wozu die besoldeten Lehrer 100 Ducaten zusammenzulegen verpflichtet waren*). Dennoch stand die sittliche Führung der Studenten in Italien nicht im besten Ruf. Wir überheben uns indeß einer weiteren Schilderung des in mehrfacher Hinsicht sehr unsittlichen und zügellosen Lebens, welches zu Zeiten auf manchen Universitäten Italiens herrschte, da hierüber anderwärts schon hinreichend gesprochen ist**). Wir können es uns jedoch nicht versagen, hier noch das Sittengemälde mitzutheilen, welches der Studiosus Jacob von Schwerin***) dem Herzog Albrecht, der ihn erst mehre Jahre in Wittenberg, dann auch einige Zeit in Padua studiren ließ, diesem seinem Gönner von der Universität zu Padua in einem Schreiben bei seinem Abgang von dort vor Augen stellt. Nachdem er sich in einigen Worten wegen seines seltenen Schreibens entschuldigt, fährt er also fort: „Als die Sonnenhitze etwas nachgelassen hatte, begab ich mich auf den Weg und langte im Herbst glücklich in Padua an, wo ich nach dem Rathe mehrer Aerzte und Anderer, denen das Italienische Clima genau bekannt ist, Halt machte, weil die neuen Ankömmlinge zu Bologna gewöhnlich eine verderbliche Krankheit befällt, wie noch die neusten Beispiele beweisen. Ich habe zu Studiengenossen den edlen Herrn Johann Jacob Truchseß und Mathias Stoy †) der sich neulich zu Bologna den Doctortitel erworben hat. Auf der hiesigen hohen Schule ist unter den übrigen Lehrern der Professor Matthäus Grybalilus wohl der gelehrteste, der in der Rechtskenntniß in ganz Italien den ersten Rang behauptet, zumal seitdem der Herr Socinus an den Gebrechen eines hohen Alters leidet. Aber

*) Savigny a. a. O. S. 183. 266.

**) Meiners Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen. B. IV. 25 ff.

***) Er war nachher Erzieher und Lehrer des jungen Herzogs Albrecht Friedrich.

†) Mathias Stoy, der Sohn eines Apothekers aus Königsberg, studirte erst in den Jahren 1548 bis 1552 Medicin zu Wittenberg.

was ich hier besonders vermisse: die Studien der Beredsamkeit werden hier nicht gepflegt. Da ich mir einmal vorgenommen habe, Ew. Durchlaucht nichts zu verschweigen, so muß ich offen bekennen und nicht ohne Schmerz, daß über Italien bei den Deutschen von denen, die von da zurückkehren, mehr Rühmens gemacht wird, als es verdient. Obgleich nämlich die, welche Medicin studiren, wegen der einfachen Mittel und der häufigen Sectionen menschlicher Körper da die größten Erleichterungen finden und hier auch die gelehrtesten Juristen sind, so wage ich doch zu behaupten, daß man aus vielen Ursachen ohne die höchste Anstrengung und ohne den größten Privatfleiß nichts erreicht, theils wegen der beständigen Ferien, denn von einem Professor wird im ganzen Jahre nur etwa sechszigmal gelesen; im ganzen Sommer geschieht nichts; den Anfang der Vorlesungen machen sie erst am 30. November und hören damit auf, sobald die Sonne wieder einige Kraft gewinnt, was hier früher geschieht, theils auch weil diese Zeit zum großen Theil in Heiligen-Tagen hingeht. Wenn man also berechnet, wie viel Vorlesungen zu wahrhaft nützlichen Dingen verwandt werden, so findet man nur eine auffallend geringe Zahl. Viel Zeit wird auf Fortsetzungen, Relationen verwandt. Man läßt nichts von alter Wahrheit gelten, weil so etwas nicht neu und eigen erfunden ist; so sehr wird alles Gewöhnliche und Alte der Verachtung Preis gegeben. Ja wenn nicht von den Professoren mit großem Gespreiz auch neue, große Possenreißereien zum Besten gegeben werden, so werden sie bei der Unverschämtheit der Italienischen Zuhörer ausgepfiffen. Unterdessen hören wir, was doch für den, der seine Kräfte dem Staat gewidmet, das Wichtigste ist, nichts von den Rechtsgewohnheiten und Verordnungen des Deutschen Reichs, kein Wort von dem, was im Gericht gilt oder was neu vorgekommen ist. Daher kommt es, daß wenn einer nach Deutschland zurückkehrt, er Vieles erst wieder verlernen oder wenigstens die neuen Subtilitäten, wie sie es nennen, auf die man die meiste Zeit und Kräfte verwandt, auf die Seite werfen und eine ganz andere Bahn einschlagen muß. Ich weiß wohl, daß dieß von manchen wohlbedächtig verschwiegen wird, damit sie nicht zu ungelehrt aus Italien zurückzukehren scheinen und ich fürchte daher, daß mir allein, der ich dieß offen ausspreche, kein Glaube geschenkt werden möchte; aber ich will, wenn es nöthig wäre,

jeden mit der Wahrheit überweisen. Dazu kommt auch noch der Nachtheil, daß während des ganzen Sommers nichts gethan wird und die drückendste Hitze ein Privatarbeiten auch nur von einigem Belang nicht möglich macht. Außerdem ist wegen der Factionen der Italienischen Scholaren, die oft auch die Deutschen in ihre Parteiungen mit hineinziehen, niemand irgendwo außer Gefahr. Wir müssen beständig bewaffnet seyn, fast mehr um die Vertheidigung des Körpers als um unsere Studien besorgt und eine Sache wird nicht offen, sondern nur mit Hinterlist betrieben; oft wird der Unschuldige schon wegen gewisser Verdächtigungen aufgegriffen, so daß niemand, auch selbst der Friedlichgesinnteste, wenn nicht Gott ihn schützt, einen Augenblick sicher ist. Ferner auch von Religiosität, Frömmigkeit, Keuschheit und ehrbaren Sitten sieht man eben keine Muster; schnöde Wollust, Ehrgeiz, unersättliche Geldgier hat sich aller Menschen in allen Ständen so bemächtigt, daß um ihrentwillen nichts für schändlich gehalten wird. Welchem braven Menschen, frage ich nun, kann es gelüsten hier zu leben, wenn er nicht von demselben Schlage ist? Ich bin wahrlich der Meinung, Alles was hier gelernt wird, auch wenn es das Erhabenste scheinen mag, sey doch nicht so viel werth, daß man dafür auf so lange Zeit das heilige Wort Gottes, die Sacramente und die Gemeinschaft der wahren Kirche entbehren soll. Statt der heilsamen Predigten höre und sehe ich hier täglich abscheuliche Wollüste cynischer Menschen, Diebereien, Raub, Ehebruch, Schändungen, Mordthaten und unzählige andere Gräuel *). So zwingt mich meine Offenheit, die ich Ew. Durchlaucht schuldig bin, den Zustand der Verhältnisse hier auseinander zu setzen. Obgleich ich wohl manchen die Erwartung, welche Ew. Durchlaucht von mir, als ich nach Italien ging, gefaßt, etwas geschwächt zu haben scheinen könnte, so bin ich doch Willens, niemals zumal bei Ew. Durchlaucht neuen Ruhm zu erjagen. Aber meine Art ist eine andere als die der Andern u. s. w. — Schwerin meldet dann dem Herzog, daß seine Gesundheit durch Fieber in Italien schon sehr gelitten habe, weshalb er mit dem Plane umgehe, sich im Sommer auf die hochberühmte Hochschule zu Ingolstadt zu begeben oder auch nach Speier, „dieser ausgezeichnet-

*) Aehnliches von Paris s. Meiners a. a. O. B. IV. 48.

sten Palästra der Staatsverhandlungen von ganz Europa, wo die Praxis, die Lehrmeisterin in allen Dingen, sowohl in Behandlung der Staatssachen das Urtheil schärft, als auch die Sprache ausbildet, weil da die allerverwickeltsten Reichsangelegenheiten unter der Leitung der beredesten Männer verhandelt werden." — So verließ nachmals Schwerin Italien mit Ansichten und Stimmungen ganz verschieden von der Bewunderung alles des Großen und Schönen unter Italiens Himmel, wovon Aurifabers Seele voll war. Mit diesem aber stimmt auch Melanchthon überein. „Was man immerhin über Ital.enische Sitten auch sage, es bleibe immerdar wahr: Italiam esse literarum, doctrinae et humanitatis arcem."

Der stille See bei Medenau.

Samländische Sage.

Hart an dem Wege der von Medenau nach Kragau führt, liegt ein mooriges Gewässer, der stille See genannt. Dunkle Tannen umschatten den einsamen Ort, den der Vogel flieht und die weidende Heerde nicht betritt. Wer in nächtlicher Geisterstunde sich ihm naht, eilt vorüber, denn es ist hier nicht geheuer.

Vormals war's anders, als noch die Herberge dort stand und mancher Reisende daselbst in behaglicher Ruhe weilte. Aber es befand sich allda eine Wirthin, die es liebte mit doppelter Kreide zu schreiben, so daß mancher Gast sie nur mit bösem Fluche verließ, ohne daß sie sich bekehrte. Einstens kehrte ein Schlächter, der des Weges kam, dort ein und that sich gütlich. Als er nun zu später Stunde weiter ziehen wollte, forderte die böse Wirthin auch von ihm eine hohe Zeche. Kein Weigern half, er mußte zahlen, aber eilte unter Verwünschungen davon, so daß er erst in Kragau merkte, daß er seine Handschuhe dort zurückgelassen hatte. Sogleich kehrte er um und siehe die Gerechtigkeit hat die böse Wirthin ereilt. Sie ist mit ihrem Hause verschwunden, keine Spur

mehr vorhanden, nur dunkles Gewässer fluthet daher. Erschrocken flieht er von der Stäte, um sie nicht wieder zu sehen.

Seitdem haust manchmal dort die wilde Jagd. Des vormaligen Schullehrers Frau in Kragau wußte es ganz genau. Denn sie hatte selbst oft das schaurige Getöse der Jagd vernommen, ja sogar die schwarzen Hunde gesehen, die den flüchtigen Hirschen an ihrem Fenster vorüber nachstürmten.

Dr. Gebauer.

Die Burg Lenzenberg.

Ich habe irgendwo gelesen, daß man über die Lage der Burg Lenzenberg Zweifel hegt, welche Voigt's Geschichte Bd. III. S. 190. unsern vom Hause Brandenburg am frischen Haff gelegen sein läßt. Unstreitig folgt Giese dieser Angabe in seinem Manuscripte mit den Grundrissen der Burgen, wenn er die bewehrte Anhöhe bei Kl. Hoppenbruch unsern Brandenburg am frischen Haff für die Stelle der Burg annimmt, die sammt ihren Gästen, den edeln Preußen aus Natangen und Ermland, der heimtückische Ordensvogt Walrad Mirabilis aufbrennen ließ und deren Flammen auch ins nahe Samland hinüberleuchteten.

Es scheint mir dieser Zweifel zu schwinden, wenn man vernimmt, daß der Name der Burg noch im Munde des Volkes lebt. Von den Fischern in Gr. Heidekrug in meinem Kirchspiele nämlich habe ich gehört, daß sie den Hügel, der sich rechts von Brandenburg über das jenseitige Ufer erhebt und von ihrem Wohnorte aus erblicken läßt, Lenzenberg nennen und als Marke benutzen. Es ist dieser aber kein anderer als der oben bezeichnete.

Dr. Gebauer.

Das Martinsfest.

Von Dr. R. Reusch.

Zwei Tage unseres Kalenders führen den Namen Martin, der 10. und 11. November. Am 10. November 649 bestieg Papst Martin I. den römischen Stuhl, er starb aber 655, ohne daß sein Andenken irgendwie im Volke fortgelebt hätte. Der 11. November dagegen gehört dem Bischof Martin von Tours; dieser ist ein Liebling des Volks geworden und zu seiner Feier sind wir heute versammelt.

Der heil. Martin wurde 316 zu Saburia in Panonien von heidnischen Eltern geboren. Sein Vater, ein altgedienter Kriegstribun, hatte nur Sinn für Militär und zwang daher auch den Sohn, der auf der Katechetenschule von Pavia vorgebildet war, kaiserlicher Soldat zu werden. Martin diente treulich unter Constantins und Julian, ging dann aber nach Gallien, ließ sich hier taufen und wurde nicht allein Mönch, sondern auch ein lebendiges Muster aller Tugenden. Sein Bekehrungseifer zog ihn nach Panonien, wo er seine Mutter dem christlichen Glauben gewann; in Illyrien trat er kräftig gegen die Arianer auf, wurde aber gerade deshalb Landes verwiesen, flüchtete nach Mailand und zog sich zuletzt, um den Verfolgungen zu entgehen, auf eine Insel des ligurischen Meeres, Gallinaria, zurück. Wider seinen Willen wurde ihm 375 das Bisthum Tours aufgedrungen. Er nahm zwar die lästige Würde an, erbaute sich aber zwischen der Loire und einem steilen Felsen das Kloster Marmoutiers, in welchem er 400 oder schon 397 seine irdische Laufbahn beschloß.

Liest man diese, ziemlich trockene Lebensgeschichte, so wird es in der That schwer, einen Grund aufzufinden, weshalb der Bischof Martin in der Gunst des Volkes höher gestiegen ist, als sein päpstlicher Namensvetter. Er, ein Feind allen prunkenden Glanzes und jeder irdischen Wohlhäbigkeit, der unwandelbare Freund mönchischer Klausur und strenger Fasten-Diät würde sich wahrlich nicht damit einverstanden erklären, daß zu seiner Feier auf allen Höhen und Hügeln Flammen emporlodern und von der lärmenden Volksmenge umtanzt wer-

den oder daß jubelnde Zecher auf sein Wohl den dampfenden Gänsebraten mit kühlem Weine hinunterspülen. Anderer Seits war auch die Ehrfurcht des Volks gegen die kirchlichen Heiligen keineswegs eine so bedeutende, daß es ihretwegen irgend welche Umstände gemacht hätte, vielmehr wurde der gefeierte Heilige bei seiner eigenen Feier gewöhnlich so unehrerbietig, ja lästerlich behandelt, daß sich jeder von uns, obwohl wir noch nicht einmal Heilige sind, für eine solche Art der Unsterblichkeit im Voraus bedanken würde. Dies berechtigt uns zu der Vermuthung, daß das Zusammentreffen des Tages-Heiligen mit der Volksfeier seines Namenstages eigentlich ein rein zufälliges war, und wie unschuldig der h. Martin am Martinsfeste ist, zeigt schon der noch unentschiedene Streit der Gelehrten, ob er an einem 11. November geboren oder begraben oder ob irgend etwas an diesem Jahrestage mit ihm vorgefallen ist.

Martini scheint von jeher ein höchst wichtiger Abschnitt des Jahres gewesen zu sein. In Frankreich begann man mit Martini das Neujahr *) und in Deutschland wird noch das Pachtjahr und (wie auch nach der Preußischen Gesetzgebung) das Dienstjahr des ländlichen Gesindes bis Martin gerechnet. Da also zu dieser Zeit der Pachtzins, der Dienstlohn eingezogen und gezahlt werden muß: so sagt das Sprichwort, indem es den Tages-Heiligen an Stelle des Gläubigers und Schuldners gleichzeitig setzt:

St. Martin ist ein harter Mann!
St. Martin ist ein schlechter Zahler!

Der Grund aber, weshalb sich die Landwirthschaft nach dem h. Martin richtet, liegt offenbar darin, daß nun die gereifte Ernte in sichrer Scheuer geborgen, das freiweidende Vieh in die schützende Stallung zurückgezogen, das Gesinde wieder um das Heerdfeuer versammelt, kurz statt des lieblichen Sommers der Vorläufer des grausen Winters, der fröstelnde Herbst, bereits eingekehrt ist. Daher sagt das Sprichwort:

St. Merte kriegt die Kuh bi'm Sterte **)!
St. Martin macht Feuer in's Kamin!

*) Die Adventszeit begann früher allgemein 6 Wochen vor Weihnachten, der erste Adventssonntag traf daher gleich nach Martin und man nannte die Adventsfasten **Carême de St. Martin.**

**) Zieht sie in den Stall zurück. Das Sprichwort könnte auch ein Spott auf Geizige sein, welche am Martinstage nichts opfern wollen; wenigstens fin-

und eben daher schreibt sich die Benennung des Spätsommers, den wir den alten Weiber Sommer zu heißen pflegen, St. Martins Sommer.

Halten wir die Vermuthung, daß nemlich Martin den Anfang des Herbstes bezeichnet und das Martinsfest nichts anderes als die Erntefeier ist, fest: so können wir über die Person des Trägers der Feierlichkeit keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein; es ist Wodan, der oberste Gott der heidnischen Deutschen, der die Felder schützt, der die Ernte segnet, der mit quellender Frucht den Menschen erquickt, für dessen Leib-Schimmel der dankbare Landmann früher die schönste Garbe ungemäht ließ und zu dessen Feier einst die kostbarsten Herbstopfer dargebracht wurden *). Wir begehen also heute eigentlich ein heidnisches Fest! Um indeß die frommen Gemüther, welche darin einen Anstoß finden möchten, zu beruhigen, können wir versichern, daß dieses Fest auch hier in Königsberg zu Simon Dach's christlichen Zeiten ohne Bedenken und ohne Schaden gefeiert worden ist, ja daß — so lange dem alten Erntegotte die gebührende Ehre nicht entzogen wurde, die Kartoffelkrankheit, welche jetzt unsere Felder verwüstet, und die Cholera, welche uns sogar den Genuß der gereiften Frucht verbittert, nicht existirt haben. Jedenfalls kann, weil der oder jener der geehrten Gäste sich unter dem Martinsfeste etwas ganz anderes gedacht hat, unsere gelehrte Ausführung nicht unterbrochen werden, wir wollen aber die Legenden, welche uns entgegentreten, ebenfalls treulich berichten und dann mag jeder selbst zusehen, ob er lieber ihnen oder uns Glauben schenken will.

Am Rhein ziehen die Kinder am Martinstage singend von Haus zu Haus, um sich Brennmaterial zu erbitten:

Muus, Muus, komm heruus **),
Breng en groß Stöck Holz heruus!
Oh, gebt dem armen Martinsmännchen doch en kleen Stöckelche H-o-l-z!

gen die umziehenden Kinder in Barmen und Remscheid, wenn sie vergeblich auf Gaben gewartet haben:

Mäten es ein Esel,
He tüht de Koh am Besel,
He hüllt sie fest am Kraage
On lött se nich dier taage.

*) Neue Pr. Prov.-Blätter B. I. S. 1. ff.

**) Wenn die Maus, die doch gefräßig jedem Krümmchen nachläuft, etwas abgiebt: so ist dies ein Zeichen der Wohlhabenheit des Hauses. Gegentheils, wenn die Kinder kein Holz bekommen, singen sie:

Das Martinsmännchen, welches stolz dem Kinderzuge voran schreitet, wird von einem mit Strohgewinden vollständig umflochtenen Knaben dargestellt. Seine Begleiter dagegen tragen auf hohen Stökken entweder ausgehölte Kürbisse, in denen Lichtchen brennen, oder Tüten mit Naschwerk, von denen ein langer Papierstreifen bis zur Erde hinabhängt und bei passendem Anlasse abgebrannt wird. Wann das genügende Brennmaterial, wozu nicht allein Holz, sondern auch Stroh, ja — nach einem Aachener Martinsliede — sogar

Alte Weiber, stumpfe Besen,
Je älter, je besser!

erbeten werden, beschafft ist, lenkt der Zug, von Alt und Jung gefolgt, nach den Uferhöhen, und längs dem Rheine flackern bald lustig die Martinsfeuer zu Hunderten empor. Man jauchzt, man tanzt um die lodernden Flammen und springt zuletzt über die erlöschende Gluth*).

Um den h. Martin mit diesen Feuern in Verbindung zu setzen, hat man verschiedene Schicksale und Thaten desselben bezogen. Einige erzählen: er habe einst mit eigner Hand Feuer in einen Heidentempel geworfen, und als die Flamme verheerend um sich gegriffen, ein anstoßendes Privathaus vor ihrer Gluth geschützt; das Martinsfeuer sei also die Erinnerung an seinen Glaubenseifer und an seine Mäßigung. Dem stehen indeß andere Zeugnisse entgegen, welche betheuern, daß einmal das Feuer in seiner eigenen Zelle ausgebrochen und er hier nicht allein nicht den Flammen Einhalt gethan, sondern mit knapper Noth sein liebes Leben gerettet habe; wonach die Martinsfeuer zum Andenken an seine wunderbare Errettung angezündet würden. Noch andere endlich vermeinen, daß dieser Gebrauch unmittelbar und noch jetzt dem h. Martin zu Gute geschehe, weil er nur einen halben Mantel habe und also für seine anderweite Erwärmung gesorgt werden müsse. Diese letzte Deutung ist wegen ihrer Kindlichkeit volksthümlich geworden.

Hier em Hus es groote Nooth,
Hie hungert die Muus em Broodschaap tood.

*) Selbst in Berlin findet sich noch eine Spur der Martinsfeuer. Der Hausvater setzt den Kindern einen Korb mit Rüben vor, in die er Geldstücke von verschiedenem Werthe gesteckt hat. Die Kleinen müssen mit einem spitzen Stocke oder einer Gabel eine Rübe herausholen, deren Inhalt alsdann ihnen gehört. Zum Schluß des Rübensteckens wird dann ein Licht auf den Boden gestellt und alle springen hinüber.

Ueber der Thüre der St. Martinskirche in Halberstadt ist der Heilige, auf einem Schimmel reitend, in Kriegerschmuck abgebildet. Die Armen laufen, mit elenden Lumpen kaum gedeckt, vor Frost zitternd, ihm hinterher. Er aber zieht voller Güte den Säbel, haut die Hälfte seines Mantels ab und wirft ihnen dieses Fragment zur Bekleidung hin *). Daher sagt das Bonner Martinslied:

He Zinter Mäte, dat war en gode Mann,
Der deelt singe Mantel met en arme Mann.

und das Utrechter macht die Nutzanwendung, indem es fortfährt:

Stoakt Vyer, mäckt Vyer!
Sinte Marte kommt hier
Met syne bloote Arme,
Hy soude hem gerne warme.

Da indeß dergleichen Festfeuer in Deutschland nicht blos um Martini, sondern auch um Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Johann, also ebensowohl in der kältesten als in der wärmsten Jahreszeit leuchten: so wird man sich schwerlich bei der Antwort beruhigen, daß die Martinsfeuer blos die nackten Arme des Heiligen wärmen sollen, vielmehr einen tieferen und allgemeineren Grund ahnden.

Die großen Opferfeste der heidnischen Deutschen schlossen sich an die alten Volksversammlungen, später an die ungebotenen Gerichte an und waren daher strenge an den Wechsel der Jahreszeiten gebunden **). Das Mittwinteropfer, welches die Tragbarkeit der Aecker erflehen sollte, hält die Wintersonnenwende fest und hat sich jetzt in unsere Weihnachtsfeier oder das Fest des h. Ruprecht, Niklas und der h. drei Könige umgewandelt. Ihnen geradeüber stand das Sommeropfer; es sollte die jubelnde Freude ausdrücken, mit welcher der einziehende Sonnengott empfangen wurde, und lebt in unserem christlichen Johannsfest fort. Das sehnende Bangen nach dem Wiederaufleben der Natur ließ indeß nicht so lange ruhen. Jede aufbrechende Laubknospe, jede noch so unbedeutende Heidenblume, jedes rückkehrende Vögelchen wurde besonders begrüßt, und so darf es denn nicht auffallen, daß sich an die Stelle des alten Maigedinges und seines Frühlingsopfers eine Menge neuer Frühlingsfeste schon von Fastnacht ab eindrängten. Ihnen entsprachen die Herbstopfer, unsere jetzigen Ern-

*) Kuhn und Schwarz Norddeutsche Sagen S. 157. Nr. 183.

**) Müller Altdeutsche Religion S. 144. — Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 821 ff.

tefeste, welche sich auf die Tage des h. Michael und Martin gesetzt haben, und ebensowohl den Dank für die gesegnete Ernte aussprechen, als den Empfang des, freilich höchst unwillkommenen, Winters einleiten sollten.

Daß nun bei allen jenen heidnischen Opferfesten Feuer lodern mußten, versteht sich von selbst, und ihre Nachfolger sind unsere Oster-, Pfingst-, Johanns- und Martinsfeuer geworden.

Jene alten Opferfeuer sind aber von diesen Festfeuern wesentlich verschieden, indem unsere verzärtelte Zeit nur diejenigen Gebräuche beibehalten hat, welche nicht wehe thun und überhaupt vollkommen unschädlich sind. Man erinnerte sich also zwar, daß früher Menschen und Vieh verbrannt wurden und daß dieses Verbrennen gerade die eigentliche Sühne war, durch welche Wodan erfreut und gnädig gestimmt wurde, man wußte sich aber zu helfen und erfand einen Mittelweg, welcher dem Erntegott genügte und nur der Polizei gefährlich schien. Man sprang nemlich über die erlöschende Gluth, man trieb das Vieh hindurch und war überzeugt, daß schon dieses äußerst symbolische Opfer die Gesundheit erhalten und das Gedeihen fördern werde *). Der heidnische Kultus, die Flammen zu umtanzen, dauerte dagegen mit ungeheurer Heiterkeit fort und ebenso erhielten sich die festlichen Umzüge, welche namentlich bei der Frühlings- und Herbstfeier in einen entschiedenen Gegensatz treten und daher den passendsten Stoff zu einer dramatischen Darstellung hergaben. Bei dem Frühlingsfeste erscheint der Winter zwar in welkendes Stroh gewickelt, aber höchst patzig. Er deucht sich noch jung und kräftig genug, um mit dem kaum der Wiege erstandenen Sommer, der nun von grünen Laubgewinden umwoben einzieht, eine Lanze ritterlich zu brechen. Der Kampf währt lange unentschieden, bis endlich der kindliche Held den abgelebten Strohmann niederwirft und von der jubelnden Menge als Sieger eingeführt wird:

Stab ein, Stab aus,
Stecht dem Winter die Augen aus **)!

Bei der Herbstfeier mußte es natürlich umgekehrt zugehen und wir finden den Winter, der nun frisch geboren zurückkehrt, in der Strohpuppe des Erntefestes ***) und in dem s. g. Martinsmännchen,

*) Grimm Deutsche Mythologie S. 572. 578—591.
**) Grimm Myth. S. 724. ff.
***) Prov. Bl. B. 1. S. 8. ff.

welches ebenfalls in Stroh gehüllt ist, wirklich wieder. Nur der fruchtgeschmückte Sommer fehlt, um den Kampf aufzunehmen; ohnmächtig ist er auf seine Blüthen und Blätter schon in das Grab gesunken.

Wahrscheinlich bleibt es indeß, daß ihm früher eine größere Thatkraft beiwohnte und daß auch er seinen Platz nicht ohne Sträuben dem Strohmanne räumte. Daraus erklärt sich die im Bonner Martinsliede wiederkehrende Drohung des Augenausstechens, einer altheidnischen grausamen Strafe, und die eigenthümliche Idee vieler Martinslieder, daß der Heilige seine Frau prügle, obwohl er doch keine hatte:

He Sante Merte
Dat war en braver Mann,
Der schlog sing Fru met de Gerte;
Schlog se mit der Rohde,
Da fing se an zo blohde,
Schlog se met dem Schötzestab
Da feel e Stöck vom Fleesch herab.
Sant Merte, Sant Merte,
Dat war en braver Mann.

Man pflegte nemlich in Franken, Thüringen, Schlesien, Böhmen den Abgang des Winters dadurch zu feiern, daß man den s. g. Tod, die Strohpuppe, aus dem Dorfe trug und ersäufte oder verbrannte:

Jetzt tragen wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus *)!

Diesem Sange gemäß nahm auch die Strohpuppe oft die Gestalt eines alten Weibes an, ja in Italien und Spanien wurde sogar das älteste Weib im Dorfe erst aufgesucht, nach ihrem Muster die Strohpuppe gebunden, und in grausamster Qual d. h. die Puppe mitten durchgesägt **). Dieses alte Winterweib, mit dem sich der Sommergott alle Frühjahr und Herbst um das Regiment balgen mußte, wurde zuletzt für seine Frau gehalten, und dieselbe Heidin setzte, allem kanonischen Rechte Hohn sprechend, mit dem christlichen Nachfolger ihres Gemahls, dem h. Martin, ihre unverträgliche Ehe

*) Grimm Mythol. S. 728.

**) Grimm Mythol. S. 741. Daher wünscht das Aachener Martinslied alte Weiber als Brennmaterial. Wer denkt hier nicht an Thors Kampf mit dem alten Riesenweibe?

fort; daher denn auch der nach ihr benannte Sommer d. h. der Winter den Namen ihres neuen Gatten annahm.

Aber nicht allein seine eigne Frau prügelt Martin, sondern überhaupt alle Frauen und Mädchen:

Zint Mäte
Der Kälver hant lang Stärte;
Die Jonges sind Rabane (eine Apfelart)
Die Weiber welt wer haue.

während er den Kindern Aepfel, Birnen und Nüsse austheilt:

Sänte Marten, choot Mann,
De uns was vertellen kann
Von Aepfel und von Bieren,
De Nüte sind vor mieren.

Er tritt hier also ganz in die Stelle des h. Ruprecht, der um Weihnachten die Kinder mit Naschwerk beschenkt und dessen Schimmel die faulen Mägde züchtigt *). Wir finden sogar, daß dieser Schimmel als s. g. Herbstpferd an einigen Orten auch um Martini agirt und können dadurch versichert sein, daß Martin, ebenso wie Ruprecht, kein anderer als Wodan ist, dessen stehendes Attribut der Grauschimmel war **). Auch an der Kirchthüre von Halberstadt reitet Martin einen Schimmel und führt nach den Sagen als Junker Marten, gerade wie Wodan nach seiner Entgötterung, den wilden Jäger auf ***), worauf sich das Lübeker Martinslied bezieht:

Wi wölle en Bitten in Moanschien gahn,
Wenn man de böse Rüters nicht kam;
Da kam s' all her
Mit vullem Gewehr,
Juch haandrei †)!

Ebenso vertrat St. Martin den alten Wodan als Kriegsgott und war dazu vorzüglich geeignet, da er den kaiserlichen Militärdienst ausgelernt hatte. Er verlieh dem Frankenkönige Chlodwig, der ihn um Beistand gegen die Gothen anrief, den Sieg in der Schlacht bei Tolbiack ††), und seinen weiten Mantel, von dem er schon bei Lebzei-

*) Prov. Bl. B. 8. S. 361.

**) Prov. Bl. B. 8. S. 364., B. 1. S. 2.

***) Grimm Mythol. S. 883. 900.

†) Simrock erklärte diese bösen Reiter durch die berittene Gensdarmerie, welche den Martinsfeuern höchst ungünstig gesinnt sein soll.

††) Müller S. 111. Nach der Schlacht wollte Chlodwig sein Streitroß

ten die Hälfte fortgeschenkt hatte, trugen nach seinem seligen Tode die merovingischen Könige, um des Sieges gewiß zu sein, bei allen Kämpfen. Wodan war stets in eben solchen Mantel gehüllt, der nach deutschem Rechte als das Symbol des Schutzes galt und der, da Wodan als der Verleiher aller ersehnten Erdengüter angesehen wurde, in den späteren Sagen und Mährchen in den s. g. Wunschmantel übergegangen ist*). Ueberdem aber hatte Wodan als Kriegsgott noch Dienerinnen. Wann er auf seinem achtfüßigen Grauschimmel in das wilde Getümmel der Schlacht sprengte, um Sieg und Schmach zu vertheilen, dann jagten ihm mit verhängtem Zügel der Schwarm der flüchtigen Valkürien nach, und jeder noch so thatenkräftige Held, den der Wink des Schlachtenlenkers dem Tode erkor, erlag ihrem Wahlspeere. Diese Begleiterinnen scheinen dem h. Martin zu fehlen, wir werden sie indeß sogleich entdecken.

Bei jedem heidnischen Opfer wurde auch geschmaust und gezecht, denn so klug waren unsere deutschen Ahnen, daß sie die Opferthiere nicht verbrennen, sondern nur — braten ließen; der Gott bekam den haut-goût, welcher den dampfenden Schüsseln entstieg, zu riechen, da er aber wegen seiner ätherischen Natur irdische Speisen nicht ertragen konnte, so aßen die Opfernden die beaux-restes allein auf. Derselbe Grund griff auch bei dem Trinken durch, denn die wenigen Tropfen Weins, welche für den gefeierten Gott auf die Erde gegossen wurden, waren nur zur Blumenprobe genügend und nicht der Rede werth gegen die Unmassen, welche sich demnächst die Libirenden zu Gemüthe führten. Besonders aber zeichneten sich die Herbstgilden durch unverantwortliches Essen und Trinken aus, ja die altnordischen Götter selbst stahlen dann zum Methbrauen wo möglich den Kessel eines Riesen, weil ihnen der ihrige für die Größe des Festes viel zu klein vorkam. Alle diese Schmausereien und Gelage aber wurden auf die Rechnung des h. Martin geschrieben und daher sagt der Franzose noch:

Martiner, faire la St. Martin, sich lustig machen, bene thun —
Mal de St. Martin, verdorbener Magen,

kaufen und bot, um den Heiligen zu begünstigen, schon höchst anständig, nemlich 100 Goldstücke, aber das Roß ließ sich nicht eher aus dem Stalle leiten, als bis 200 Goldstücke blank aufgezählt waren. Da rief der König: **Vere B. Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio!** (Wahrhaftig S. Martin ist ein trefflicher Helfer, aber ein theurer Handelsmann.)

*) Grimm Rechtsalterth. S. 160. Myth. S. 133 ff. Pr. Bl. B. 7. S. 312.

und der Deutsche nennt Martinsmann einen jeden, der sein Gut verpraßt hat.

Zu dem hohen Erntefeste wurden unbedenklich in ältester Zeit die Lieblingsthiere Wodans, Pferde und Rinder, geschlachtet. Daher springt das geschmückte Herbstpferd, dessen wir schon oben gedachten, noch als symbolisches Opferthier am Martinstage umher, und deshalb wird in Schlesien und Sachsen auch das Gebäck, welches die Form des Rinderhorns nachahmt, Martinshörnchen genannt. Mit der Abnahme des Glaubens verkleinerten sich natürlich auch die Opferthiere; es kamen Schweine, Gänse, Hühner rc. heran und auch diese opferte man zuletzt nur ungern und nothgedrungen, wie uns das Sprichwort belehrt:

> Heiliger Martin, dies lebendige Opfer gab ich dir, sprach die Frau, als ihr der Falke einen Hasen wegtrug.

Die Geistlichkeit aber, in deren Säckel die Martinsopfer flossen, war höchst erfinderisch, um sich diese Einnahmen zu erhalten. So z. B. wurden am Eingange der Martinskapelle, welche auf einem hohen Berge bei dem Städtchen Wasserau liegt, den Wallfahrern ungefüge, aus Eisenblech gearbeitete Gebilde aller möglichen Hausthiere für wenige Kreuzer verkauft, und der Absatz war reißend, denn man glaubte, daß der h. Martin, wenn man ein solches Blechthier auf seinen Altar lege, ein lebendiges Exemplar derselben Gattung in die Stelle gäbe, man also nur zu wählen brauche, ob man sich von ihm eine Stuterei oder eine Milchwirthschaft oder eine Merinozucht anlegen lassen wolle. Darauf scheint sich das Sprichwort zu beziehen:

> O Heiliger Martin, sie opfern dir einen Pfennig und stehlen dir ein Pferd!

Da indeß die Laien wohl empfinden mochten, daß der h. Martin nicht immer mit seinen Versprechungen Wort hielt, so deuchte ihnen endlich auch dieser Pfennig zu viel und sie benutzten die Martinsopfer wirthschaftlicher, indem sie den Geistlichen nur noch die erforderliche Kalende an Martinsgänsen, Martinshühnern rc. verabfolgten und selbst den kleinen Umzüglern, welche das Opferfeuer anschürten und sich bei ihren Bitten um Holz und Naschwerk auf die alte Prophezeiung bezogen:

> Geft wat, sport wat,
> Et andre Jor war wat!

außer Sprock, nur einige Aepfel, Birnen oder Nüsse in den Korb warfen.

Je karger dagegen das Opfer nach außen hin beschnitten wurde, desto reicher und stattlicher erhoben sich die Binnenopfer und zwar war **Gänsebraten** das hergebrachte, sowohl häusliche als gesellschaftliche Martinsgericht in ganz Deutschland; nur in völlig gansarmen Gegenden traten Wurst und Reißbrei oder Schweine- und Hühnerbraten in seine Stelle. Dies bezeugt schon aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts Sebastian Frank in seinem Weltbuche von den Franken:

Unselig ist das Haus, das nit auf deß Nacht ein Gans zu essen hat,

und derselbe Geschmack hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

Die Legende verschweigt uns, wie der h. Martin mit den Gänsen zusammen gekommen sein mag und weshalb er es gerne sieht, wenn gerade dies Geflügel an seinem Ehrentage geopfert wird, das redselige Volkslied aber erzählt den Hergang treuherzig so:

Martin war gar jung erwählet,
Daß er sollte Bischof sein,
Aber das hat erst gefehlet,
Denn er willigt selbst nicht drein;
Und wie man ihn zwingen will,
Da entgeht er in der Still
Und entwischt, Gewalt zu meiden;
Will den Bischofhut nicht leiden.

Aber wie er endlich schauet,
Daß die Flucht verrathen war,
Siehet er ein Haus gebauet
Voll von Gänsen ganz und gar.
Das erreicht er ganz erschreckt
Und vom Zagen angesteckt;
Sprach: hier will ich mich verkriechen!
Wer wird mich bei Gänsen riechen?

Aber ach, du bist betrogen,
Mein Martinus kurz hernach;
Ach die Gans hat nur gelogen,
Da sie dir Geleit versprach.
Denn sobald der Feind nur kömmt,
Und dies Haus in Acht nicht nimmt,
Kehrt er durch der Gänse Schreien
Wieder, suchet da von Neuem.

Also ward der Mann gefunden
Der berühmte Martinsmann,
Kömmt zur Stadt zurück, gebunden,
Zieht die Bischofskappe an.
Doch daß auch gerochen sei
Dieser Gänse Büberei,
Schlachtet er sie all zusammen,
Brät sie dann an heißen Flammen.
Daher ist der Brauch gekommen,
Daß man noch die Gänse ißt,
So oft diese Tage kommen,
Daß es Martinsabend ist.
Also daß oft Schaden bringt
Wer zu viel schwätzt oder singt;
Weil die Gänse Schweigen hassen
Müssen sie sich braten lassen.

So vortrefflich indeß diese Erklärung auf das Naturell der Gänse, deren unaufhörliches und unverständiges Schnattern von ungewaschenem Kosen sprichwörtlich geworden ist, und so tief sie sich daher — wie die vielfachsten und verschiedensten Bearbeitungen desselben Thema's zeigen — in die Volksgunst eingenistelt hat: so kann sie uns doch schon deshalb nicht befriedigen, weil der jährliche Gansbratenschmaus keineswegs unauflöslich an den Martinstag gebunden ist, vielmehr in England z. B. am Michaelstage*) begangen wird. Hier erklärt man den Gebrauch dadurch, daß die Königin Elisabeth gerade am Michaelstage, als sie eben Gänsebraten aß, die welthistorische Nachricht von der Vernichtung der Armada erhalten haben soll; aber auch dies ist unrichtig, denn man hat Belagstellen aufgefunden, welche das Fest der Michaelsgans schon aus der Zeit Eduard IV. nachweisen. Nimmt man dazu, daß die Gänse auch bei den Frühlingsfesten eine Rolle spielen, indem man sie in den Pfingsthain treibt, dort mit Maienkränzen schmückt und dann im feierlichen Zuge einholt**): so wird

*) Michael ist auch ein bloßer Vertreter Wodans. Grimm Myth. S. 797.

**) Zu Fastnacht ist es noch Gebrauch, daß die Kauffrauen Gänse, Hühner rc. mit Flittergold und bunten Bändern ausschmücken und in einem Korbe herumtragen, um Gaben zu sammeln. Um Martin scheint wohl derselbe Gebrauch Statt gefunden zu haben, daher die Volkslieder den Martinsvögeln goldene Schnäbel und Flügel oder rothe Röckchen beilegen. Diese geschmückten Vögel waren eigentlich die geweihten Opferthiere, zu deren gemeinschaftlicher Darbringung die Geldbeiträge erbeten wurden.

man — wie bei den Martinsfeuern — auch hier nach einem Grunde forschen müssen, der das Auftreten der Gänse bei dem Wechsel des Winters und Sommers, also bei dem Anzuge und Abzuge des gedeihlichen Fruchtgottes Wodan rechtfertigt.

Seine Begleiterinnen in heißer Schlacht waren, wie wir oben sahen, die Walküren. Auch nach vollbrachtem Kampfe verließen sie ihn nicht, reihten sich vielmehr geschäftig um die Tafel der Götter, trugen den unsterblichen goldborstigen Eber auf und füllten die ewig leeren Trinkhörner. Ging er demnächst an die Agrikultur, so sprengten sie dienstbeflissen auf ihren feurigen Rossen umher, welche wild schnaubend die Häupter schüttelten und aus deren Mähnen alsdann der fruchtbare Thau auf Thal und Höhen herabtroff.*) Auch in christlicher Zeit verließen sie ihn nicht. Machte er seinen Umzug um Weihnachten als Christmann oder Knecht Ruprecht, so färbten sie ihr schönes Angesicht schwarz und begleiteten ihn als Feien. Ritt er um Walpurgis als wilder Jäger oder gar als Teufel auf den Blocksberg, so bestiegen sie schnell Gabeln und Besen und jagten ihm als Hexen nach;**) verkleidete er sich endlich als St. Martin oder Michael, so entsagten sie sogar der menschlichen Gestalt und umgaben ihn — als schnatternde Gänse.

Die Gans ist keineswegs so dumm, als sie in der argen Welt verschrieen ist. Dies erkannten schon die Römer; sie fütterten Gänse im Junotempel, um sich von ihnen wahrsagen zu lassen, und auch der Deutsche gesteht diesen Thieren eine gewisse Prophezeihungsgabe zu, indem er aus der Farbe und Durchsichtigkeit ihres Brustbeins am Martinstage die Härte oder Milde des künftigen Winters beurtheilt.†) Die Gans ist — so zu sagen — der nordische Schwan; aus seinem Schulterbein wurde auch prophezeit††) und er galt überhaupt für einen weissagenden Vogel, wie schon die Redensarten:

es schwant mir d. h. ich ahne,
mir wachsen Schwansfedern d. h. ich fange an zu merken, den Braten zu riechen

bekunden. Der Grund seiner Allwissenheit war, daß in ihm die Vertrauten Wodans, die Walküren steckten, welche sich mittels eines

*) Grimm Myth. S. 391. 393.
**) Prov. Bl. B. 8. S. 368.
†) Grimm Myth. 1068.
††) Grimm Myth. 1067.

Federkleides in seine Gestalt verwandeln konnten und daher auch Schwanjungfrauen heißen. Sobald ihnen das Federkleid entrissen wurde, kehrte ihre natürliche Gestalt zurück, aber nicht zu ihrem Schaden, denn sie waren wunderholde Mädchen. König Helgi holte einst im heißen Gefechte mit seinem Schwerte zu hoch aus und traf die über ihm schwebende Valkürie, welche ihm bis dahin stets den Sieg verliehen hatte; augenblicklich fiel ein allerliebstes Mädchen vor ihm auf die Erde, leider aber war ihr ein Bein abgehauen.*) Auch als Hexen blieb den Valkürien die Macht, Vogelgestalt anzunehmen, statt des poetischen Schwans trat aber jetzt meistens die prosaische Gans ein. So sah ein Jäger, der mit gezogener Büchse über die Haide ging, ein Rudel wilder Gänse auffstoßen. Er legte an, knallte los und ein Gänschen fiel in das Buschwerk hinein. Als er aber näher trat, sah er unter dem Laube eine nackte Frau, der er das Federhemde abgeschossen hatte und die nun kläglich um gewöhnliche Kleider bat.**)

Diese mythischen Bezüge, denen ich leicht noch mehrere hinzusetzen könnte, werden genügen, um den Beweis zu führen, daß die Gänse Masken der Valkürien sind. Sie treten mit dem Sommergotte im ersten Frühlinge auf, dauern bis zum späten Herbste mit ihm aus und haben nur darin ihre Natur verändert, daß sie, wenn ihnen am Martinstage das Federkleid ausgezogen wird, dennoch — Gänse bleiben. Der h. Martin hielt also, da er doch einmal den alten Wodan spielen sollte und mußte, die Rolle mit dem richtigsten Takte fest, wenn er in den Stall seiner treuen Valkürien floh, als ihn aufdringliche Verfolger zum Bischof erkiesen wollten. Aber wohin würde der gemarterte Tagesheilige wohl geflohen sein, wenn er es hätte ahnen können, daß er einst noch zum Patron aller fröhlichen Zecher erkoren werden würde? Und das ist leider geschehen.

Die Sage beeifert sich, diese verhängnißvolle Würde des Heiligen, welche ihm die irdische Unsterblichkeit auf ewig sichert, auf jede erdenkliche Weise zu erklären. Ernste Leute, die von der Geschichte etwas verstehen wollen, erzählen: Der Kaiser Maximin habe dem Heiligen bei einem Gastmahle den Becher zuerst gereicht, um ihn aus seiner Hand zu empfangen und aus dem Beispiele dieser Hofetiquette sei die allgemeine Sitte, ihm den Trunk zu weihen, später hervorgegangen. Dem Volke

*) Grimm Myth. S. 398.

**) Grimm Myth. S. 997. 1051.

aber war diese Auflösung viel zu steif und einfach, es erklärte sich die Patronatschaft des h. Martin lieber aus seiner Kunst, bloßes Wasser in Wein zu verwandeln. Die Kinder der Halloren setzen daher am Martinsabende Krüge mit Wasser in die Salinen und singen:

Marteine, Marteine,
Mach' das Wasser zu Weine!

Ihre Eltern gießen dann heimlich das Wasser aus, füllen die Krüge mit Wein und legen ein Martinshorn hinüber.*) Dieses Wunder der Wasserverwandlung, welches nicht allein am Martinsfeste, sondern auch um Ostern und namentlich um Weihnachten und Epiphanie vor sich gehen soll, ist kein heidnischer Glauben, sondern ein rein christlicher Zusatz, welcher aus dem biblischen Berichte über die Hochzeit zu Kana entlehnt ist**) und die gemäßigteren Leute wollen daher auch nur zugeben, daß der h. Martin frischen Most in guten Wein verwandeln könne. Sie sagen daher:

post Martinum, bonum vinum!
(Nach Martein guter Wein!)

und rathen den Zechern:

Heb' an Sanct Martini,
Trink Wein per circulum anni!
(Das ganze Jahr hindurch).

Noch andere endlich, die eine Aufklärung durch Wunder für gar keine Aufklärung ansehen und vielleicht schon ein Glas über den Durst getrunken haben, betheuern geradezu: Der h. Martin sei Patron der Säufer geworden, weil er selbst ein Erzsäufer war. Die Hälfte seines Mantels habe er keineswegs — wie die Legende in frommer Einfalt hinnehme — den Armen gegeben, sondern er habe sie in einem Wirthshause, da er schon alles Geld vertrunken gehabt, für seine Zeche versetzt:

St. Martin war ein wilder Mann,
Trank gerne cerevisiam (Bier)
Und hat er nicht pecuniam (Geld)
So ließ er seine tunicam (Kleid).

*) Das Martinshorn stellt hier wohl ein Trinkhorn dar, welches der gute Martin den Kleinen beut, damit sie sich laben können; wäre es ein Opfer für ihn — wie Simrock meint — so müßten es schon die Kinder auf den Krug legen.

**) Prov. Bl. B. 6. S. 214 u. 15., S. 226 u. 88. Grimm Myth, S. 551.

Daher predigt Geiler von Kaisersberg:

St. Martin gab den Mantel; ein Spieler giebt Hosen, Wams und Hemde, daher er wohl Heiliger ist, der nackend seinem Herrn, dem Teufel nachrennt.

Das ist doch zu toll! werden wir sagen. Aber dem h. Johannes, der bei dem Sommerfeste in die Stelle Wodans trat, ging es gerade so, auch er wurde als Erzsäufer verschrieen und war unschuldiger als der h. Martin. Während nämlich die Idee der Johannisminne nur in dem Umstande, daß Johannes mit einem Becher in der Hand abgebildet wurde, ihren Anhalt fand*), hatte Martin die Idee seines Minnetrunks selbst angeregt, indem er dem Könige Olaf ausdrücklich befahl:

statt Wodans, Donars und der übrigen Asen Minne künftighin nur die Martinsminne zu trinken.**)

Martin mußte wissen, daß ein solcher Minnetrunk (Gedächtnißtrunk, Libation) von den alten Deutschen — wie Sebastian Frank sich sehr fein ausdrückt — wunderlich ehrlich celebriret wurde, und daß es also für einen Nüchternen höchst gefährlich war, sich unter die ehrlichen Zecher zu mischen. Wir können ihn daher auch nicht bedauern, sondern handeln nur seinem Befehle gemäß, wenn wir das Glas heben und mit dem Dichter beten:

Martin, lieber Herre,
Nun laß uns fröhlich sein
Heut zu deinen Ehren
Und durch den Willen dein!
Die Gänse sollst du mehren
Und auch den kühlen Wein!
Trink aus, schenk ein!

*) Prov. Bl. B. 6. S. 81. ff.
**) Grimm. Myth. S. 53.

1. Einladung zum Martinsfest.

Von Simon Pach.

Wann der heil'ge Sankt Martin
Will der Bischofsehr entflieh'n,
Sitzt er in dem Gänsestall,
Niemand find't ihn überall,
Bis der Gänse groß Geschrei
Seine Sucher ruft herbei.

Nun dieweil das Gickgackslied
Diesen heilgen Mann verrieth,
Dafür thut am Martinstag
Man den Gänsen diese Plag,
Daß ein strenges Todesrecht
Geh'n muß über ihr Geschlecht.

Drum wir billig halten auch
Diesen alten Martinsbrauch,
Laden fein zu diesem Fest
Unsre allerliebsten Gäst'
Auf die Martinsgänslein ein
Bei Musik und kühlem Wein!

(Aus: »des Knaben Wunderhorn.«)

2. Bonus Martinus.

In illo tempore sedebat dominus Martinus oho!
Bonus ille Martinus inter anseres im Stroh,
Und sie waren alle froh.
Ja froh waren sie alle
Und schnatterten mit Schalle:
O lieber pater, Vetter, Bruder Merten,
Was hast du für Gefährten
In stramine nostro?
Sie müssen dein entgelten,
Magst fluchen oder schelten.

Drum fangen wir an
Wohl auf den Plan,
Drum sind wir da
Und feiern Martinalia.

Herbei, herbei zur Mertensgans!
Herr Burckhart mit den Bretzeln, jubilemus!
Sankt Urban mit den Flaschen, cantemus!
Sankt Bartel mit den Würsten, gaudemus!
Sind alles starke Patrone
Zur feisten Mertensgans;
Man darf ihrer nicht schonen,
Sie können's wohl belohnen;
So hebt nun an!

So fangt die Gans, so bringt die Gans, so würgt die Gans, so rupft die Gans, so zupft die Gans, so stopft die Gans, so tropft die Gans, so brat die Gans, die feiste Gans, die beste Gans, die frömmste Gans, die schönste Gans, die weiße Gans, die bunte Gans, die graue Gans, ja unsre Gans, die liebe Gans, die Schnadergans, die Biadergans, die Mertensgans, der beste Vogel in der Schüssel!

Was wird's aber sein?
Fritz frißt das Feist allein
In nostrum rostrum.
Ich möcht ersticket sein;
Bruder Urban, gebt uns Wein!
So flößen wir's ein, so trinken wir's ein,
Die Gans, die will begossen sein,
Sie will noch schwimmen und baden, ja baden!
So wird uns wohl gerathen
Haec anseris memoria.

Thut drauf einen Trunk, einen guten Trunk, einen Mertenstrunk, einen pommerschen Trunk; Neun Züg und beide Backen voll, in unico hypocausto, ja haustu.

So leben wir in glimper gloria
Und singen unsres Herrn Mertens gaudia!
Eia, wären wir da
Per omnia tempora!

(Aus »Martinslieder durch Anserinum Genserich.« Von K. S. und H. D. Bonn 1846.)

Nachträgliche Bemerkung.

In Bezug auf meine Aufhellung der innern ökonomischen Verhältnisse der Honigbiene habe ich so vielfache, zum Theil heftige Widersprüche und zwar nicht blos in meiner Nähe erfahren, daß ich nicht umhin kann, Einiges deshalb und zur Ergänzung meiner Mittheilung im letzten Decemberhefte der neuen Preuß. Prov. Blätter noch beizufügen.

Vielfach wird von gebildeten Männern behauptet, wie noch bei viel tiefer stehendeu Insecten, als die von mir angeführten, ja selbst bei den bekannten Weichthieren beide Geschlechter von Jedermann bemerkt werden und es wird für unmöglich gehalten, daß bei den in Rede stehenden Insecten das männliche Geschlecht fehlen solle; daher meine Behauptung als unwahr erkannt werden müsse. Dazu wird besonders auch angeführt, daß die Drohnen von den Naturforschern als die Männchen im Bienenstocke aufgestellt sind, was allgemeine Geltung habe.

Wenn man dieser Meinung im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so ist sie darum noch nicht richtig und ich führe in Bezug darauf nur Folgendes an. Die namhaftesten Naturforscher haben der Erforschung der innern ökonomischen Verhältnisse der Honigbiene ihre Kraft und Zeit gewidmet, haben sich jedoch, weil sie falsche Wege einschlugen und da anfingen, wo sie hätten aufhören sollen, vergeblich abgemüht und darum in dieser Sache nichts geleistet. Dieselben gingen nemlich mit dem Vorurtheil an die Sache: die Drohnen sind und müssen die Männchen der Bienen sein; daher glaubten sie nur nöthig zu haben, den Beweis dafür in der Art zu führen, daß sie die Begattung der Bienen beobachteten, wozu sie sich auch alle erdenkliche Mühe gaben. Da nun diese Beobachtung nicht so leicht war, so stellten sie gläserne Beobachtungsstöcke her, die sie, da es ihnen nicht gelingen wollte, nach und nach so einrichteten, daß man immerwährend alle Verrichtungen der Bienen darin beobachten konnte; allein die mühsamsten Beobachtungen waren dennoch vergeblich

und führten nicht zu dem sicher geglaubten Ziel. Den neuern namhaften praktischen Naturforschern, die sich damit beschäftigt haben, ist es, weil sie von eben demselben Grundsatz ausgingen, auch nicht besser ergangen und so ist die Sache bis jetzt geblieben, ohne daß darin irgend etwas aufgeklärt worden ist. Da ich selbst Bienen habe, so habe ich auch schon lange darüber nachgedacht, das Verhältniß der Bewohner eines Bienenstocks zu einander kennen zu lernen, was mir auch schon vor einer Reihe von Jahren gelungen ist, ohne daß ich es bis jetzt öffentlich bekannt gemacht habe. Durch die Beobachtung der andern erwähnten Insecten habe ich nemlich den einzig richtigen Weg gefunden, der zur gründlichen Aufhellung der innern Verhältnisse der Honigbiene führt; wenn ich aber bei meinen Untersuchungen deshalb auf ein ganz anderes, allerdings auffallendes Resultat gekommen bin, so ist dasselbe darum noch nicht falsch und unwahr und ich habe nur gegeben, was ich in der Natur gefunden habe. Die von mir nun gefundenen reinen Muttercolonien, so sehr sie auch von der bisherigen Theorie abweichen, stehen fest und werden es bleiben; sie sind zwar neu und unbequem, aber die Natur richtet sich einmal nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Naturkundige Männer, dessen bin ich gewiß, werden und müssen nach gemachten Erfahrungen auf dem angegebenen Wege mir beistimmen; dann wird die Sache allgemein bekannt, ein alter Irrthum entfernt und die Wahrheit wird an's Licht treten. Eben so werden bei den erwähnten Insecten die von der Wissenschaft bereits aufgenommenen Abbildungen und Beschreibungen von Männchen und Geschlechtslosen, Thieren, die nie existirt haben, in ihr Nichts zurücksinken.

Gerdauen, am 10. Jan. 1850.

Löffler.

Nachschrift*).

Cuvier hat schon mehrfach erinnert, daß wir in der Naturgeschichte der Insecten erst dann auf sichere Fortschritte rechnen können, wenn der Weg, den Reaumur, De Geer und Rösel so glücklich

*) Auf Bitte der Redaction verfaßt, die mit höflichem Dank ihr Bedauern bekennt, nicht durch Beisetzung des Namens den mitgetheilten Zeilen eine größere Auctorität geben zu können.

betreten haben, wieder eingeschlagen würde. Wir müssen wie jene Forscher uns bemühen, die Natur nicht in der Stube studiren zu wollen. Die Erforschung der biologischen Verhältnisse der Insecten ist mit der interessanteste Theil der Naturgeschichte und zeigt ungeachtet der kräftigen Bemühungen älterer und neuerer Forscher noch überall Lücken von großem Umfang. Jeder Beitrag zu ihrer Füllung ist dankenswerth, und es war mir um so erfreulicher zu sehen, daß auch in Preußen jetzt Forscher regsam bemüht sind, zur Vollendung des großen Werkes rüstig beizusteuern. Der Aufsatz Löfflers über die Bienen wird hoffentlich auch andere Geistesverwandte veranlassen, mit ihren Beobachtungen nicht zurückzuhalten. Gerade die anregende Weise und die lebhafte Darstellung seiner Beobachtungen veranlaßt mich, zwei Unrichtigkeiten desselben zu widerlegen. Die Behauptung, daß die Drohnen nicht Männchen seien und die daraus gefolgerten Schlüsse finden leicht ihre Widerlegung. Man kann ohne große Beschwerde beim Oeffnen des Hinterleibes derselben die männlichen Genitalien entdecken und findet sie überdieß bei Leon Defour und Brandt und Ratzeburg medic. Zoologie Bd. II. Taf 25. Fig. 35. abgebildet. (Siebold vergl. Anatomie S. 656). Der Schluß, die Thiere für Männchen zu halten, die mit männlichen Genitalien begabt sind, scheint nicht gewagt, und so erledigen sich Löfflers übrige Folgerungen von selbst, als unrichtige Hypothesen. Auch für die übrigen von Löffler genannten Thiere finden wir bei Leon Dufour die männlichen Genitalien abgebildet. Daß man übrigens in der Erklärung der Theile keinen Fehlgriff gethan, ist sicher; wir haben in den Spermatozoen ein leichtes Mittel, uns darüber zu vergewissern.

Der zweite Punkt ist Löfflers Ansicht über das Wachsen der Insekten. Er erzählt von Hornissen, Wespen rc. die früher Größenverschiedenheiten zeigen, welche sich später ausgleichen sollen. Es ist jedoch unbezweifelt fest, daß das Wachsthum der Insekten sich auf ihren Larvenzustand beschränkt, vollständig ausgebildete Insekten wachsen nie, und die verschiedene Größe derselben bedingt sich durch die Fülle oder den Mangel des Futters, der den Larven geboten wurde, und durch die Länge der Zeit, welche sie fressen konnten. Man sperre zum Beispiel eine Anzahl Larven der gewöhnlichen Kleidermotte mit Futter (etwa todten Insekten) in ein Glas und lasse sich dieselben ungestört weiter entwickeln, so

erscheint zuerst eine Menge Motten in gewöhnlicher Größe. Dieselben begatten sich, legen Eier und die nächste Generation ist, falls man kein neues Futter hinzuthut, merklich kleiner. Ich hege seit langer Zeit eine Kolonie dieser Art und habe jetzt mitunter Thiere erzielt, die kaum halb so groß sind, als ihre Stammväter.

***

Preußische Volks-Sagen.

Das Gespenst in der Mulvis *).

Im Dorfe Preußen erzählt man: In der Mulvis, einer am Fuße des dortigen Kirchhofes gelegenen Thalschlucht geht es allnächtlich um. Ein herzzerreißendes Klagen, Seufzen, Aechzen und Stöhnen läßt sich alsdann hören, und eine lange weiße Gestalt schwebt dort auf und ab.

Vor mehreren Jahren ging ein Schiffer aus dem nahen Dorfe spät des Abends durch diese Schlucht und tobte und fluchte ganz lästerlich, als er die Gestalt bemerkte und das Aechzen hörte. Kaum aber hatte er einen der allerderbsten Flüche ausgestoßen, so saß auch schon das Gespenst auf seinem Rücken, und half ihm davon kein Rütteln und Schütteln mehr. Schweißtriefend und keuchend kam er endlich nach Mitternacht an seine Wohnung, vor deren Thüre er todt niederfiel. Guten, stillen Menschen soll das Gespenst kein Leid anthun.

C. Roose.

*) Vergl. Grimms Sagen Bd. I. No. 79, 145, die Phuka in den irischen Märchen von Grimm, S. 160. und Balladen und poetische Erzählungen von Fr. Becker und G. Thiele, S. 94.

Nachtrag
zu dem
Verzeichniß der Käfer Preußens.
Von Prof. C. v. Siebold.

(Vergleiche N. P. P. B. Bd. III. Hft. 3. 5. 6. 1847.)

Indem ich meinen Anschluß an die Worte des Herrn Prof. v. Siebold nehme, mit welchen das Verzeichniß der preußischen Käfer schließt, lege ich in diesem Nachtrage meine Erfahrungen über Preußens Käfer-Fauna nieder.

Genanntes Verzeichniß stellt 1768 Arten auf, zu welchen ich in nachstehenden Blättern 367 weitere hinzufüge, wodurch also die Zahl unserer einheimischen Käfer auf 2135 Arten vergrößert wird. Von den 154 Arten, welche Herr Prof. v. Siebold von Kugelann und Illiger in sein Verzeichniß herübergenommen hat, ist es mir gelungen, 53 selbst aufzufinden, mithin bedürfen nur 101 Arten einer neuen Bestätigung; in einem Anhange habe ich diese 53 Arten zusammengestellt. Einen viel bedeutenderen Zuwachs wäre ich im Stande gewesen der preußischen Käfer-Fauna zu bieten, wenn ich mich im Besitz meiner auf Reisen begriffenen zahlreichen Determinanden befände und welche größtentheils den Bracholytern, mit besonderer Berücksichtigung der Trychopterygien, angehören; ich will mir für künftigen Winter diese ersprießliche Arbeit vorbehalten, da unter Anderen meine sehr reichhaltige Jahres-Ausbeute vieles mir Unbekannte geliefert hat. Betreffs der richtigen Aufstellung der in diesem Nachtrage aufgeführten Arten bürgt meine Gewissenhaftigkeit in den Determinationen indem ich ein jedes Thier, welches mir irgend zweifelhaft war, den bedeutendsten Koleopterologen unserer Zeit zur Revision mitgetheilt habe. Besonders unterstützten mich hiebei die Herren v. Kiesenwetter, Dr. Schaum, Direktor Dr. Suffrian u. A., denen mein aufrichtiger Dank gebührt. Wie gesagt fügt dieser Nachtrag der

preußischen Käfer-Fauna 367 Arten hinzu, es gehören diese folgenden Familien:

Caraboidea	33.	Helopida	1.
Hydrocantharida	19.	Trachelida	4.
Brachelytra	132.	Cantharida	—
Sternoxa	13.	Stenelytra	3.
Malacodermata	11.	Rhynchophora	43.
Xylotrogi	8.	Xylophaga	8.
Clavicornia	28.	Longicornia	8.
Palpicornia	3.	Chrysomelina	32.
Lamellicornia	11.	Securipalpes	2.
Melasomata	1.	Pselaphii	5.
Taxicornia	2.		
Tenebrionida	—		367 Arten

Mit Ausnahme der Tenebrionida und Cantharida ist einer jeden Familie ein Zuwachs geworden; die Brachelytren haben am meisten gewonnen, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß man früher diese höchst interessante Familie weniger berücksichtigte.

Groß-Zuender bei Danzig im November 1849.

Arthur v. Dommer.

Caraboidea.

Clivina *Latr.*

collaris *Hbst.* Auf sandigen Ufern von Bächen, nicht selten.

Miscodera *Esch.*

arctica *Pk.* Ich fand ein Exemplar dieses seltenen Käfers am 16. Juni 1845 am Seestrande bei Brösen.

Nebria *Latr.*

lateralis *Fabr.* An der Ausmündung kleiner Bäche, unweit des Meeresstrandes; an Flußufern im Innern des Landes noch nie gefunden; selten.

Chlaenius. *Bon.*

Schrankii *Dft.* Am Ufer des frischen Haffes bei Bodenwinkel und Vogelsang, Juni 1849: selten.

tibialis *Dj.* An einer sumpfigen Stelle im Ottominer Walde, nur 1 Exemplar, May 1846.

Badister *Clairville.*

1 pustulatus *Bon.* Am Seestrande bei Steegan.
? lacertosus *Kn.* Mit dem bipustulatus aber seltener.
humeralis *Bon.* Im Grabbiner Forste August und December 1845; später auch an Weidenstämmen überwinternd gefunden, welche in der Nähe des Waldes stehen, sehr selten.

Pogonus *Zieg.*

halophilus *Nicol.* Am Ufer der Weichsel bei Kansemark. September 1842 nur 1 Exemplar.

Anchomenus *Bon.*

Ericeti *Kn.* In Wäldern unter Moos überwinternd, im Sommer am Seestrande.
tibialis *St.* An Wiesenrändern im Frühjahre selten.

Pterostichus *Bon.*

puncticollis *Dj.* In einem trockenen Sandgraben. Juli 1846. 1 Exemplar.
aethiops *Illg.* Wald bei Ottomin in Eichenstubben, bei Königsberg nicht selten.
picimanus *Crtz.* Ein Exemplar in einem Pilzhaufen. September 1845.]

Amara *Bon.*

plebeja *Gyll.* Unter Steinen häufiger.
obsoleta *Dj.* Auf lehmigen Feldern im Juni selten.
iridipennis *Heer.* Ein Exemplar May 1845 am Meeresstrande bei Gedingen.

Anisodactylus *Dj.*

? spurcaticornis *Zgl.* Mit dem A. binotatus aber seltener.

Harpalus *Latr.*

azureus *Fbr.* In Ostpreußen, selten.
puncticollis *Pk.* Ein Exemplar in einem lehmigen Graben bei Groß-Zuender.
4 punctatus *Dj.* Pelloncken bei Danzig 1845. Juni. Cadinen bei Elbing 1849 Juli.
melancholicus *Dj.* Unter Steinen auf Sandfeldern sehr selten.
Froehlichii *Mgl.* Mit dem vorigen.

Stenolophus *Mgl.*

brunipes *St.* Mit dem Brad. collaris aber selten.
flavicollis *St.* häufig.

Trechus *Clv.*

discus *Fbr.* Auf den Weichsel-Kempen bei Danzig unter Weidenblättern Ende August 1845; später Groß-Zuender unter Schilf. Juli 1849.

paludosus *Gyll.* An dem Ufer der Pengau bei Leesen. August 1845, 1 Exemplar.

secalis *Pk.* In Wäldern, Gärten, auf Feldern; sehr häufig.

Bembidium *Latr.*

obliquum *St.* Am Ufer der Radaune.

lunatum *And.* Haffstrand bei Bodenwinkel. Juli 1844. 1 Exeml.

alpinum *Dj.* Unter Steinen selten.

Felixianum *Heer.* Mit dem B. velox aber selten.

caraboides *Ol.* Am 15. Mai 1845 am Seestrande bei Brösen. 1 Exempl.

Hydrocantharida.

Haliplus *Latr.*

fulvicollis *Er.* In Gesellschaft der H. ruficollis, seltener.

fluviatilis Aubé. Mit dem Vorigen, selten.

Dytiscus *Linn.*

circumflexus *Fbr.* In Gesellschaft der verwandten Arten, aber selten.

Hydaticus *Leach.*

2 lineatus *De Geer.* In Teichen; Heubuden bei Danzig. May 1849 selten.

austriacus *Dj.* Mit dem Vorigen selten.

Colymbetes *Clv.*

striatus *L.* In Teichen im Frühjahre; auch am Meeresstrande, selten.

pulverosus *Kn.* In Teichen, Saspe bei Danzig, May 1846, selten.

2 striatus *Brgst.* In einem Moordünger bei Heubuden im May; selten.

notaticollis *Aubé.* Mit dem vorigen, selten.

Agabus *Leach.*

neglectus *Er.* Im May am Meeresstrande, selten.

Hydroporus *Clv.*

parallelogrammus *Ahr.* Heubuden May 1847, selten.

confluens *Fbr.* Mit dem Vorigen; selten.
ovatus *St.* May 1845 in einem Waldbümpel bei Ottomin. 1 Exemplar.
nitidus *St.* May 1844 und 1845 bei Heubuden sehr selten.
nigrita *Fbr.* Mit den Vorigen.
obscurus *Lt.* Mit den Vorigen, selten.
vittula, *Er.* Grabbiner Forst in Teichen; häufig.
granularis *L.* häufig.

Gyrinus *Geoffr.*

opacus *Stbg.* Von Herrn Andersch bei Königsberg gefunden.

Brachelytra.

Myrmedonia *Grv.*

funesta *Grv.* In Pilzen bei Danzig, selten.

Autalia.

impressa *Ol.* Im Winter unter Moose, sehr selten.
rivularis *Grv.* Mit der Vorigen, selten.

Bolitochara.

lunulata *Pk.* in Pilzen im August und September, überwintert im Moose.

Calodera *Mnh.*

nigrita *Manch.* In Wäldern häufig.
rubicunda *Er.* Im Frühjahre selten.

Tachyusa. *Er.*

coarctata *Er.* Am Seestrande im Frühjahre.
scitula *Er.* Mit der Vorigen.
immunita *Er.* Mit der Vorigen.
umbratica *Er.* Im Winter im Moose.

Hygronoma.

dimidiata *Grv.* Lebt auf Wasserpflanzen; May 1845 und 1848 Heubude; selten.

Homalota *Mnh.*

occulta *Er.* Diese Art wie auch die fünf nachfolgenden kommen im Frühjahre am Meeresstrande häufig genug vor.
vestita *Grv.*
velata *Er.*
atramentaria *Gyll.*

palleola *Er.*
anceps *Er.*
cinnamomea *Grv.* Im Juni am ausgeflossenen Eichensafte, selten.
longicornis *Grv.* Allgemein.
vernacula *Er.* Am Seestrande selten.
borealis *St.* Mit der Vorigen.
palustris *Ksw.* Am Meeresstrande, nur 2 Exemplare.
helovla *Ksw.*, talpa *Andr.*, fuscipes *Andr.* } Drei Arten von Herrn Andersch in Königsberg.
nivalis *Ksw.* Am Meeresstrande selten.

Oxypoda *Mnch.*

luteipennis *Er.*, alternans *Grv.*, togata *Er.*, helvola *Er.* } Diese 4 Arten kommen im Frühjahre am Meeresstrande vor, überwintern im Moose.
formiceticola *Maerck.* Von Herrn Andersch bei Königsberg in Ameisenhaufen gefunden.

Aleochara *Grv.*

moerens *Gyll.* Ueberall, mit der A. moesta *Gr.*
pulla *Gyll.* Unter Steinen.
angulata *Er.* Im Moose überwinternd.
obscurella *Grv.* Am Seestrande, selten.

Gyrophaena *Mnch.*

congrua *Er.* In Pilzen sehr häufig.
polita *Grv.* Mit der Vorigen
minima *Er.* Seltener als die Vorigen.

Lomechusa.

strumosa *Fbr.* Im Moose überwinternd, selten. Herr Andersch in Königsberg fand sie in Ameisenhaufen.

Myllaena.

dubia *Grv.*, intermedia *Er.* } Beide Arten im Grabbiner Walde im Frühjahre unter feuchtem Laube; selten.

Gymnusa *Karst.*

brevicollis *Fks.* In Wäldern unter Laube, überwintert im Moose.
fuscata *Matth.* Im Grabbiner Walde unter feuchtem Laube mit Myllaena dubia, 4 Exemplare.

Hypocyptus.

laeviusculus *Manh.* Im Moose überwinternd; selten.

Conurus *Steph.*

pedicularius *Grv.* In Stubben nicht selten.

2 punctatus *Grv.* An einem Weiden-Stubben, Heubude; sehr selten.

Tachyporus *Grv.*

abdominalis *Gyll.* häufig.

humerosus *Kn.* *Steegen.* Unter Fichtennadeln selten.

scitulus *Er.* } Im Moose überwinternd.
transversalis }

Tachinus *Grv.*

silphoides *L.* Im Frühjahre in Aepfel-Blüthen in Wäldern; im Winter im Moose; Grabbiner Wald, selten.

humeralis *Grv.* Cabinen und Laasen beim Schöpfen, im Juli.

subterraneus *L.* In einem Pilze, 1 Exemplar.

pallipes *Grv.* Mit dem F. humeralis; selten.

collaris *Grv.* Im Moose überwinternd.

Boletobius *Leach.*

inclinans *Grv.* Ueberwintert an Weiden, welche mit Pilzen besetzt waren; Gr. Zuender, Febr. 1848; sehr selten.

cernuus *Grv.* In Pilzen, selten.

exoletus *Er.* In Gesellschaft des **B.** pygmaeus, aber nur 1 Exemplar.

Mycetoporus *Manh.*

longulus *Manh.* In Pilzen, selten.

Othius

fulvipennis *Fbr.* In Nadelwäldern häufig.

melanocephalus *Grv.* An Weidenstämmen, selten.

pilicornis *Pk.* In einer Sägegrube, 4 Exempl.

Xantholinus *Dahl.*

fulgidus *Fbr.* In Wäldern, sehr selten.

glaber *Nordm.* Von Herrn Anbersch in Königsberg.

lentus *Grv.* Ueberwintert im Moose, selten.

3 color *Fbr.* Unter Moose nicht selten.

Leptacinus.

linearis *Grv.* Unter Eichenrinde; Grabbiner Wald, selten.

formicetorum *Märk.* Von Herrn Andersch in Königsberg in Ameisenhaufen gesammelt.

Staphylinus *Lin.*

fulvipes *Scop.* In Wäldern unter Laub, überwintert unter Moose, sehr selten.

Ocypus *Kirby.*

morio *Grv.* Gr. Zuender in trockenen Gräben, selten.

Philonthus *Leach.*

carbonarius *Gyll.* Im Dünger, häufig.

nitidulus *Grv.*
xantholoma *Grv.* } Ueberwintern unter Moose.

fuscus *Grv.* Am ausfließenden Eichensafte im Grebbiner Walde, selten.

discoideus *Grv.* In Stubben, selten.

quisquiliarius *Gyll.* Von Herrn Andersch in Königsberg.

dimidiatus *Shlz.* Am Weichsel- und Haff-Ufer im Juli, selten.

Heterothops.

praevius *Er.*
dissimilis *Grv.* } In Wäldern an Stubben und im Moose überwinternd.

4. punctatus *Grv.* An alten Gemäuern, selten.

Quedius *Leach.*

dilatatus *Fbr.* Lebt nach Gyllenhall in den Nestern der Vespa crabro; ungeachtet ich 3 derselben zur rechten Jahreszeit durchsuchte, fand ich den Käfer dort nicht, wohl aber 2 Exemplare am ausgeflossenen Eichensafte im Ottominer Walde, August 1844 und 1845.

lateralis *Grv.* In faulenden Pilzen bei Zoppot und Matern, August und September, selten.

xanthopus *Er.* In Wäldern unter Laub, nicht selten.

praecox *Grv.* Von Blumen geschöpft, selten.

umbrinus *Er.* Ueberwintert im Moose, selten.

lucidulus *Er.* Von Büschen geschöpft, 1 Exempl.

Cryptobium *Manh.*

fracticorne *Manh.* An Bäumen, überwintert im Moose, nicht selten.

Lathrobium *Grv.*

rufipenne *Gyll.* In Wäldern selten.

multipunctatum *Grv.* Auf Feldern, nicht selten.
pallidum *Nordm.* Gr. Zuender in trockenen Gräben; selten.
elongatum *Lt.* An Weiden-Stämmen, selten.

Lithocharis *Dej.*

melanocephala *Fbr.* Von Blumen geschöpft, 1 Exempl.

Stilicus *Latr.*

fragilis *Ltr.* Am Seestrande bei Adlershorst, 16. Juni 1847, 1 Exemplar.

rufipes *Mlr.*, subtilis *Er.*, similis *Er.*, affinis *Er.* } An feuchten Stellen in Laubwäldern; auch an Gebäuden, August und September; durchgängig selten.

exiguus *Grv.* Grebbiner Wald, Juli 1848, 2 Exempl.

Lunius *Leach.*

filiformis *Ltr.* Seestrand bei Kahlberg, May 1847, 1 Exempl.

Stenus *Ltr.*

guttula *Mlr.* Unter feuchtem Laube, selten.
2 maculatus *Gyll.* Von Herrn Andersch in Königsberg.
paganus *Er.* Am Seestrande, selten.
contractus *Er.* Radaunen-Ufer, selten.

Bledius *Leach.*

crassicollis *Boist.* Im Frühjahre im Sande, selten.
opacus *Block.* In trockenen Gräben, nicht häufig.
erraticus *Er.* Am Seestrande, häufig.
pallipes *Grv.* Am Seestrande, selten.
talpa *Gyl.* Am Ufer der Ottominer See, May 1845, 37 Exemplare; nicht wiedergefunden.
subterraneus *Er.* Im Sande, nicht selten.

Oxytelus *Grov.*

sculpturatus *Er.*, luteipennis *Er.* } Im Pferde-Dünger selten.

Trogophloeus *Manh.*

exiguus *Er.* Im Pferde-Dünger nicht selten.

Coprophilus *Latr.*

striatulus *Fbr.* Am 14. May 1845 am Seestrande bei Zoppot, 1 Exemplar.

Deleaster *Er.*

dichrous *Grv.* Am Seestrande sehr selten.

Lesteva *Latr.*

2 color. *Fbr.* } Von Büschen geschöpft am Seestrande,
pubescens *Manh.* } selten.

Arpedium *Er.*

quadrum *Grv.* Unter Moose, selten.

Olophrum *Er.*

piceum *Gyll.* Unter Moose im Spätherbste 1845. Heubude, selten.

assimile *Fks.*

Lathrimaeum. *Er.*

atrocephalum *Gyll.* Unter Schilf, selten.

fusculum *Er.* Ueberwintert im Moose, selten.

Omalium *Grv.*

caesum *Grv.*

pusillum *Grv.*

brunneum *Pk.* Ueberwintern im Moose, von verschiedener Seltenheit.

striatum *Grv.*

deplanatum *Gyl.*

concinnum *Mrsh.*

planum *Pk.*

Anthobium *Leach.*

triviale *Er.* In Pilzen, häufig.

opthalmicum *Pk.* Auch spyraea ulmaria, Radaunen-Thal, häufig.

longipenne. Ueberwintert im Moose selten.

Trichopteryx *Kirby.*

fascicularis *Hbst.* Dieses Thier überwintert mit vielen anderen Arten seines Geschlechtes im Moose; im Sommer findet man dieses Genus unter feuchtem Laube, in verwesenden Pflanzenstoffen 2c.; ich habe eine große Anzahl dieser Thiere gesammelt und davon 70 Exemplare Herrn v. Kiesenwetter in Bautzen zur gefl. Determination überschickt; ohne Frage besitzt Preußen viele Arten.

Sternoxa.

Agrilus *Meg.*

viridis *St.* Von Herrn Anderschy in Königsberg.

laticornis *Ill.* Auf den Beeren der Daphne mezereum, sehr selten.

Dicerca.

fagi. Von Herrn Dr. Schmidt geschöpft. Später von Herrn Kumm auf Pappeln gefunden; selten.

Anthaxia.

sepulchralis *Fbr.* Von Herrn Dr. Schmidt gefunden.

Eucnemis *Ahr.*

capucinus *Ahr.* Von Blumen geschöpft, selten.

Athous *Esch.*

mutabilis *Mus. Ber.* Auf Doldengewächsen, selten.

Cardiophorus *Esch.*

ebeninus *Zenk.* Auf Blumen, Grebbiner Wald, selten.

Ampedus *Meg.*

ustulatus *Pk.* Ich habe dieses seltene Thier nur unter Moose an Bäumen überwinternd gefunden; Schellemühle bei Danzig 1841, Grebbiner Wald 1849 im Januar.

balteatus *L.* Im Winter und Sommer, nicht selt.

Cryptohypnus *Esch.*

4 — pustulatus *Fbr.* Unter Steinen, selten.

Limonius *Esch.*

bructeri *Fbr.* Im Radaunen-Thale, auf Blumen, selten.

Diacanthus *Latr.*

impressus *Fbr.* Auf Blumen, selten.

melancholicus *Fbr.* Auf Blumen, selten.

Malacodermata.

Elodes *Latr.*

marginata *Fbr.* Im Juli geschöpft, selten.

pubescens *Fbr.* Nicht selten; überwintert.

serricornis *Zenk.* Ich fand ein Exemplar dieses sehr seltenen Thieres auf Lindenblüthe im Monat Juli 1841 in Schellemühle.

Eubria *Ziegl.*

palustris *Ziegl.* Lebt an sumpfigen Orten auf Wasserpflanzen; Pampauer Thal bei Leesen. Juli 1845, selten.

Telephorus *De Geer.*

thoracicus *Ol.* Auf Blumen, selten.

flavilabris *Fall.* Mit dem vorigen, selten.

lividus *Fbr.* Bodenwinkel auf Blumen, auch am Seestrande; sehr selten.
?pallipes *Fbr.* Auf Blumen selten.
Malthinus *Latr.*
minimus *L.* Von Blumen geschöpft, nicht selten.
Malachius *Fabr.*
rubricollis *Mrsh.* Auf Blumen, sehr selten.
Charopus *Er.*
pallipes *Ol.* Von Bäumen geklopft, selten.

Xylotrogi.

Lymexylon *Fabr.*
flabellicorne *Lbg.* Am 19. May 1844, 1 Exemplar am Seestrande bei Zoppot.
Xyletinus *Latr.*
laticollis *Mgl.* Pampauer Thal von Blumen geschöpft, Juli 1846, selten.
Dorcatoma *Hbst.*
chrysomelina *Mgl.* Ich fand im August 1843 eine Anzahl dieser Species in einer faulen Eiche; seitdem nicht wieder.
Anobium *Fabr.*
nitidum *Fbr.* An einem Waldhause, selten.
Scydmaenus *Latr.*
collaris *M. et Kzè.* Ueberwintert im Moose, häufig.
claviger *M.et Kzè.* Mit dem Vorigen, selten.
rufus *M. et Kzè.* Mit den Vorigen, selten.
pumilio *Schaum.* Von Herrn Andersch in Königsberg in Ameisen-Nestern gesammelt.

Clavicornia.

Necrophorus *Fabr.*
sepultor *Chpt.* In verwesenden Thierkörpern, selten.
Catops *Payk.*
castaneus *And.* Unter Pilzen, Grebbiner Wald, sehr selten.
nigricans *Spec.* Unter verwesenden Pflanzenstoffen, selten.
picipes *Fbr.* Grebbiner Wald in einem faulenden Eichenstubben, selten.

nigrita *Er.* Unter Pilzen, häufig.
scitulus *Er.* Unter faulem Holze, sehr selten.

Epuraea *Er.*

neglecta *Heer.* Am ausgeflossenen Birkensafte in April u. May, nicht selten.

Soronia *Er.*

punctatissima *Illg.* Am ausfließenden Eichensafte, sehr selten.

Meligethes *Steph.*

tristis *Schüpp.* Von Blumen geschöpft; auch überwinternd.
symphyti *St.*
coracinus *Schüpp.*
viduatus *St.*

Typhaea *Kirby.*

typhae *Fall.* Von Blumen und Schilf geschöpft; selten.

Cryptophagus *Hbst.*

glaber *Gyll.* Von Blumen geschöpft; selten.

Atomaria *Krby.*

2 — maculata *Pzr.* Selten.

Phytophilus *Heer.*

atomarius *Heer.* Von Blumen geschöpft, nicht selten.

Dermestes *L.*

mustelinus *Er.* Grebbiner Wald in todten Füchsen, selten.

Platysoma *Leach.*

oblongum *Fbr.* Grebbiner Wald in Eichen-Stubben, selten.

Dendrophilus *Leach.*

pygmaeus *L.* Im Unrathe der Kaninchen gefunden; auch von Königsberg; selten.

Saprinus *Er.*

piceus *Pk.* Im faulenden Holze, selten.

Plegaderus *Er.*

saucius *Er.* Von Herrn Andersch in Königsberg.
discisus *Er.* Im faulenden Kastanienholze; sehr selten.

Byrrhus *Fbr.*

nitens *Pz.* In einer Sandgrube; sehr selten.

Simplocaria *Curtis.*

picipes *Ol.* In den Dünen am Riethgrase, selten.

Parnus *Fbr.*

pilosus *St.* Grebbiner Wald in Dümpeln, selten.

Heterocerus *Bosc.*
intremedius *Ksw.* Radaunen-Ufer, selten.
hispidulus *Ksw.* Mit den Vorigen, selten.
laevigatus *Pz.* An lehmigen Uferstellen, selten.

Palpicornia.

Hydrobius *Leach.*
oblongus *Hbst.* Auf einer sumpfigen Wiese von Wasserpflanzen geschöpft; selten.
Cercyon *Leach.*
littorale *Gyll.* Am Meeresufer, nicht selten.
plagiatum *Er.* Im Pferdedünger, selten.

Lamellicornia.

Aphodius *Illg.*
terrestris *Fbr.* Im Pferdedünger, nicht selten.
putridus *Crtz.* Mit dem Vorigen, nicht selten.
2 maculatus *Fbr.* Im Schaafdünger, nicht selten.
depressus *Fbr.* Im Rindviehdünger, nicht selten
Psammodius *Gyll.*
vulneratus *St.* Auf sandigen Stellen im Kothe, selten.
Aegialia *Latr.*
rufa *Fbr.* Ein Exemplar dieses ausgezeichneten Käfers fand ich am 11. Mai 1848 am Seestrande bei Pasewark an der Nehrung, gesellschaftlich mit A. globosa *Ill.*
Geotrupes *Lat.*
putridarius *Esch.* Im Pferdedünger, überall.
mutator *St.* Ebenso häufig, wie der Vorige. (G. stercorarius scheint seltener als diese beiden Arten zu sein).
Anomala *Mg.*
Junii *Cztz.* Mit der A. Julii häufig.
Anisoplia *Meg.*
crucifer *Hbst.* Vom Dr. Steffahny in Ostpreußen gefunden.
Hoplia *Ill.*
pulverulenta *Ol.* In Ostpreußen, selten.

Melasomata.

Blaps *Fabr.*
obtusa *Fbr.* In einem alten Gebäude, selten.

Taxicornia.

Neomida *Ziegl.*
bicolor *Fbr.* Von Herrn Andersch in Königsberg.
Heterophaga *Dej.*
madens *Chpt.* Diesen sehr seltenen Käfer finde ich alljährlich im September und October an einem hölzernen Gebäude auf meinem Wirthschaftshofe &c.

Helopida.

Cistela *Fabr.*
Evonymi *L.* Von Herrn Andersch in Königsberg. (Abart der C. sulphurea).

Trachelyda.

Xylophilus *Bon.*
nigrinus *Kl.* Unter Fichtennadeln in der Nehrung in Steegen, selten.
Seraptia *Latr.*
fuscula *Mlr.* Am Abende fliegend in Fichten-Waldungen, selten.
Anthicus *Fbr.*
4 — pustulatus *Dhl.* Im Sande, selten. Ueberwintert an Kastanien-Stämmen.
Mordella *Fbr.*
pusilla *Meierh.* Grebbiner Wald, selten.

Tembrionida und Cantharida.

Nichts Neues aufgefunden.

Stenelytra.

Salpingus *Illg.*
ater *Pk.* Grebbiner Wald an Apfelbäumen überwinternd gefunden Februar 1848; sehr selten.
foveolatus *Dj.* Von diesem sehr seltenen Käfer fand ich im Winter 1845 und 1846 sage 280 Exempl. an Eichenstämmen; seither nicht wieder.

Rhinosimus *Latr.*
ruficollis *Pz.* In Gesellschaft des S. foveolatus, aber nur 1 Exemplar.

(Fortsetz. folgt.)

Pasquillus aus Preußen. Anno 1552*).

Laie (Lay). Pasquillus.

P. Ich hab ein Büchlein gebracht von Osiander, dem frommen Manne L. Ist's irgend etwas von den Raben. P. Rabin sollt du sagen. Es ist viel ein anders und bessers. L. Was denn sage mir's! P. Ich will dir's wol sagen, allein daß du mich nicht meldest. Ich hab ihnen bracht ein Pasquill, darinne der Osiander merklich wird abconterfeiet. L. Es ist lateinisch, das verstehe ich nicht. Darum bitte ich, wollst mir's deutsch sagen. P. Ich will's bald drucken lassen, so magst du es lesen. L. Ei lieber sage mir's. Ich kann so lang nicht warten, doch zeig mir zuvor an, warum ich dich nicht soll melden. L. Er möcht sonst ein Libell famos oder Schmähbuch daraus machen und mich peinlich lassen anklagen, denn er hat gar einen scharfen Juristen, desgleichen weder in Reußerland, noch in der Moska, noch in Tatarei, noch in der Bodelei vorhanden ist, welcher neulich in dem Büchlein wider den Nachtraben bald im Anfang sein hohen Verstand nur ein wenig hat lassen blicken, aber zuvor an den gefangenen Studenten gewaltiglich bewiesen. L. Lieber wer ist der? P. Ich weiß nicht, wie er mit seinem rechten Namen heißt, allein das hab ich gehört, daß man ihn den bösen Rath**) nennet. L. Ich meint, der böse Rath wäre längst zum Teufel. Aber er sey, wer er sey, sag mir von dem Osiander, woher er komme und was sein Lehr und Wandel sey. P. Andreas Osiander, welchs Großvater ein Jud ist, zu Nürnberg ein Prediger zu S. Lorenz gewesen, wie viel Jahr weiß ich nicht eigentlich; hat groß Geld mit seinen Weibern

*) Dasselbe 1 Bogen stark in 4to befindet sich in der Büchersammlung der Prussia und erscheint hier in verneuerter Orthographie mit Auslassung einiger unerheblichen Stellen.

**) Meckelburg Pr. Chronik des J. Freiberg. S. 201.

bekommen, auch einen stattlichen Sold gehabt, darzu mancherlei Wucher und Finanz durch andere seine gute Freunde getrieben. Ist unter den Predigern der oberst gewest, hat sich stattlich gehalten und prächtig herein gangen mit Golde geschmückt. Und dieweil er merket, daß er an dem Ort nicht höher kunnt steigen und seine Schaf wohl geschorn hatte und die Leute seines Finanzens inne worden und auch die Gefahr des Bekenntniß vorhanden war hat er seine Häuser und deßgleichen Güter sein säuberlich zu Gelde gemacht, welchs sich der Funk öffentlich hat hören lassen zu Königsberg, ehe er ins Land kam. Man sagt, daß es die 30,000 Gulden sey. Unter deß Getracht und durch seinen Anhang forschen lassen nach einer Stell, wo er möchte zu großen Dingen kommen und auch daneben sicher seyn. Da er nun erfuhr, daß der Fürst in Preußen nach gelehrten Leuten stunde und die Bischofe alt und schwach wären und auf der Gruben gingen, macht er sich auf und folget dem Funken nach, bis er kam, da der selbige Stern still stunde, das ist in die Pfarr in der alten Stadt zu Königsberg. L. Wer was das Mal Pfarrherr in der alten Stadt? P. Der Funk. Aber der Osiander verdrung ihn alsobald und do Funk unwillig wurde, daß er sollt weichen, sagt er ihm, er sollt die Pfarr im Kneiphof bekommen, darzu wollt er ihm zu helfen. Wie die Herrn mit ihm handelten des Dienstes halben, fragt er balde, was sie geben zu Sold: antworten sie, sie hätten dem Poliander 200 Mark geben. Da sprach er; meint ihr, daß ich Poliander sey? Also legten sie ihm 200 Mark dazu, auf daß sie den großen Propheten haben möchten. L. Was geschah denn weiter. P. Er gedacht immer plus ultra. Das Maul stank ihm nach ein'm Bisthum. L. Kann denn ein Pfarrherr wohl Bischof werden? P. Ist doch der Speratus Bischof worden. Darnach trachtet er, wie er die oberste Stell in dem Collegio bekäm, welchs ihm ohne alle Mühe begegnet, darumb er sich auch bald Primarium Theologiae nennt. L. Ist er denn ein Doctor? P. Er ist noch ein Bacchant. Er veracht alle Titel oder Gradus und sagt, sie sind vom Teufel herkommen. Er wollt's beweisen und machen, daß die Hunde die Titel sollen beseichen. L. Haben denn die andern alle einen Grad? P. Ausgenommen der Jurist, do ich zuvor von gesagt. L. Wie hält er sich denn in der Schul? P. Also. Do er sein Disputation thät, ließ er sich bald merken, daß

er vom Philippo und der Augsburgischen Confession nichts hielte und saget, der Glaube wäre nicht ein Stück der christlichen Buße. L. Ich meint; ein jeder müßte ein Eid thun, daß er nicht wollt von der gemeinen Lehr der Kirchen abweichen — auch keine neue Lehre ertichten? P. Schwören und Halten ist zweierlei. L. So höre ich wohl, ist er meineidig. Hält es denn auch jemands mit ihm? P. Von den Gelehrten hänget ihm an erstlich sein Eidam, der Aurifaber, der sich zu Wittenberg mit einer von Görlitz verlobt und nahm darnach eine andere, der (sie) zu der Neiße um seiner (sic) Hurerei gefangen lag. L. Da weiß ich nicht um, ich bin an dem Ort nicht bekannt, allein wie er's zu Danzig und Elbing getrieben, ist landkundig. P. Darnach hält's mit ihm M. Ciurus, der springt von einer Kirchen zur andern und höret, was von Osiander, seinem Abgott, gesagt wird. Weiter M. Albrecht, der Schulmeister in der alten Stadt, der gern Hofprediger wollt werden, danach Jagenteuffel. L. So sind die auch meineidig wie Osiander. P. Wie der Meister ist, so sind auch seine Jünger. L. Was macht der Funk? P. Funk und Osiander ist ein Bub wie der ander. L. Wie hält er sich denn im Lesen? P. Da die Studenten verstunden, daß er fremde Lehr führet, der sie zuvor nicht gewohnt, Philippum und andere Wittemberger, ja auch den Luther selbst verachtet wie der Brief an Michel Stiffel von ihm geschrieben klärlich anzeigt, dichtet einer etliche lateinische Reime wider ihn, die nichts anders in sich hielten, denn daß er Philippum und die andern Gelehrte verachtet und wollt allein der klügste seyn. Darum drei Studenten funfzehn Wochen in der großen Kälte mußten gefangen liegen, welchen er wollte die Köpfe abhauen. L. Hätten sie denn Schuld daran? P. Nein — denn der sie gemacht, thät gleich wie der Osiander zu Nürnberg, floh davon, wie er solcher Tirannei inne ward. L. Waren denn die Reimen angeschlagen? P. Nein. L. Warum wollt er sie denn lassen würgen? P. Daß er den andern ein Exempel fürstellete, daß nachmals niemand wider ihn dürfte mucken, denn so hätte er gut Predigen, Lehren und Schreiben. L. Wurden sie auch enthaupt? P. Nein — um etlicher Fürsten und Herren Fürbitte willen. Aber der Böseradt hat ihnen den Hals schon abgesprochen, doch ward dem einen die Stadt verboten, der ander ward mit den Bütteln ausgeführet und verweiset. L. Pflegt man also

mit den Studenten umzugehen? P. Ich hätte dir noch wohl mehr zu sagen, wieviel Magistri und Doctores des Osianders halben haben müssen räumen, aber es ist itzt zu lang.

L. Was lehrt er denn, das tadelnwerth ist? P. Eins hast du gehört von der Buße, das ander ist, daß Christus hätte müssen Mensch werden, ob Adam schon das Gebot Gottes nicht übertreten hätte, das dritte, daß das Leiden und Sterben Jesu Christi nicht unser Gerechtigkeit sey, sondern die selbständige Gerechtigkeit in uns wohnende, denn wie könne uns das Blut Christi, das verlängst verwesen ist, selig machen? L. Wo hat er solchs alles her? P. Von dem Vater aller Lügen und Mordes, darum ich ihn im lateinischen Pasquill einen Lügner und Mörder nenne. Einen Lügner, daß er falsche Lehre führet, ein Mörder, daß er tyrannisch und blutgierig ist und wollt, daß alle, die ihm entgegen sind, möchten umkommen. L. Was hat er mehr vor Irrthum. P. Eins will ich dir in Geheimniß vertrauen, daß er Leib und Gut verfallen hätte, dieweil er ein Manicheer, wie das vollkommlich D. Franziscus Stancarus in seiner Widerlegung der Disputation des Osiandri erweiset hat, befunden wird. L. Das wäre ein guter Brate in des Fiscals Küchen. Er pflegt ja fleißig zu spüren. P. Also hat sich's. Wenn er denn schon sein Gut verfallen und der Fürst gab ihm anders, was liegt ihm daran? P. so wäre dasselbige auch verfallen. L. Ich wollt, daß ich Fiscal wäre, so wollt ich bald reich werden.

Pasquillus.

Wiltu wissen wer ich bin?
So nimm etliche Buchstaben dahin.
Die andern füge recht zusammen.
So wirstu finden meinen namen.

Zwei Missiven des Hofpredigers M. Johannes Funk an Herzog Albrecht den Aelteren.

Von E. Gebauer.

Diese beiden Briefe finden sich in den Akten des Prozesses gegen Funk, Schnell, Horst und Steinbach im Jahre 1566, wohin sie als Beweisstücke gegen Funk von dem Anwalte der klagenden Stände, Lucas Gabriel, gegeben worden sind. Sie rühren aus dem Jahre 1551 her, aus einer Zeit, in welcher der osiandristische Streit, an dem, wie bekannt der Herzog Albrecht lebendigen Antheil nahm, in hellen Flammen loderte und werfen ein Licht auf die theologische Streitsache und das Verhältniß des Fürsten und seines Hofpredigers. Deshalb scheinen sie der weiteren Veröffentlichung werth, besonders da der Osiandrismus bisher noch nicht seinen genügenden Schriftsteller gefunden hat und hier auch eine kurze Vergleichung der Ansichten Osianders mit denen Luthers gegeben wird.

Ich theile die Briefe in der Reihenfolge mit, wie sie in den erwähnten Akten stehen.

1. Gnade, Friede und Barmherzigkeit von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesu Christo sein E. Frl. Dhl. allzeit zuvorr mit Erbietung meiner unterthänigen willigen Dienste.

Gnädigster Fürst und Herr ich hätte E. Frl. Dchl. dieses hiebei gebundene vor acht Tagen gerne zugeschickt, wie dann E. F. D. in dem einen Brief von mir geschrieben, zu sehen haben, so hat mich gehindert, daß keine Botschaft vorhanden gewesen, bitte unterthäniglich, E. F. D. wollten des Verzugs halben kein Mißfallen tragen.

So eben hab ich E. F. D. im andern Schreiben, alles das, so ich dieser Zeit vonnöthen gedacht, genugsamen Bericht gethan, bin auch gnädiger Antwort wieder von E. F. D. in Unterthänigkeit wartend, unterdeß aber sind mir diese Handlung vorgefallen, darinnen ich E. F. D. gnädiges Berichts durfte. Der Hauptmann von Solda kam zu mir und bat mich (weil ich eilends hin=

weg müßte) daß ich E. F. D. von seinetwegen unterthäniglich anzeigen wollte, wie ein Pfarr in seinem Amt ledig wäre, nun hätte das Kirchspiel einen eine Zeitlang angenommen, zu welchen sie alle eingingen und er ihm auch ein gut Lob gebe. Dieweil aber da kein Bischoff, noch jemand anders, der Gewalt hatte, bäte er E. F. D. wollten ihm gnädiglich berichten lassen, weß er sich desfalls ferner sollte verhalten.

Weiter so ist auch die Pfarr zum Tierenberge auf Samland ledig, sofern nun E. F. D. meinen Jacob, der mir bei dreien Jahren bei mir gewesen und E. F. D. Altist ist, darhin lassen ordnen, so wäre er geneigt, sich dahin zu begeben und zu üben, damit er (wo es Gott also ordnen würde) einmal an einen andern Ort mögte desto nützlicher gebraucht werden, bitte derhalben, auch unterthäniglichen Antwort *).

Die Wißlinge Brief halben habe ich nächst E. F. D. nicht geantwortet (denn ich noch nicht mit Fleiß hätte gelesen) sehe aber nun, daß es seind die gemeinen Lügen, denen Gott einmal eins Ende machen wird, mit solcher Lügner greulichem Verderben. Wir müssen uns des getrösten, haben sie Christum Beelzebub geheißen, sie werden mit uns auch nicht anders fahren; leiden wir nun mit ihm, so werden wir mit ihm auch herrlich gemacht werden, Gott gebe bald, denn es mögte einem wol dieses Lebens bei solchem greulichen Undank der Welt verdrießen.

Von Nürenberg aus haben wir Zeitung, daß die praedicanten auch schuldig sind, die älteren als die zu Sebald, Lorenzen und Johannes haltens mit Osiandro und haben groß Gefallen an seiner Bekenntniß, danken Gott, daß sichs anders erfindet, denn man gesagt hätte; die anderen sind junge Magister und unerfahrene Prediger, die halten's mit ihrer Reputation und sind wol so voll Teufel, als Morlein mit Lügen, und lästern; einer aus ihnen hat wider mich gepredigt diese Wort am 27. Septembris; laßt euch die neuen Schwärmer nicht bereden, die da fürgeben, es sei Gott dem Menschen hold, sei allein der Sünden im Menschen, die der Satan gepflanzet hat, feind. Es ist erlogen, Gott

*) Ueber diese Pfarr-Vakanz enthält die Presbyterologie von Arnold keine Nachricht, da sie die Reihe der Thierenbergschen Pfarrer mit Laurentius Falkenhain 1567 anfängt.

ist nicht allein der Sünde im Menschen, sondern auch dem ganzen Menschen, wie er ein Mensch mit Leib und Seel ist, feind.

Hie sehen E. F. D. was der Teufel im Sinne hat, ich schriebe gern mehr, es wills aber meine Gelegenheit nicht leiden, ich befehle mich unterthäniglichen in E. F. D. gnädigen Schutz und christliches Gebet, ich habe dem Teufel auf den Kopf getreten, er sticht mich redlich wieder in die Fersen an Leib, Weib und Kind, mir dräuet er extrema quaeque, macht mir viel Anfechtung, Weib und Kind, ist neben mir nicht ohne Schwachheit. Gott helf uns Allen. Amen. Die Gnade Jesu Christi sei mit E. F. D. und allen denen, so seinen Namen lieben. Amen. Geben zu Königsberg am Mittwoch den 25. November 1551.

Unterthäniger und allezeit williger
Johann Funck.

2. Gottes Gnad und Friede sammt Erbietung meiner willigen Dienste seind E. F. D. allzeit zuvor, gnädigster Fürst und Herr, ich habe heute Morgens E. F. D. in Eil ein Brieflein geschrieben, darin E. F. D. kürzlich, wie ich E. F. D. schreibe sammt den gebundenen Büchern und Briefe empfangen habe und darneben auch E. F. D. des Herrn Osiandri Schwachheit eröffnet und, nachdem ich mich über die Predigt D. Luthers seeligen Gedächtniß gesetzt und die einen beinahe zum Ende gelesen, kam E. F. D. Jung fragend, ob ich wiederum E. F. D. antworten wollt, da hab ich ihn nicht ohne Antwort wollen hinweglassen, sondern kürzlich auf E. F. D. Begehren diesen Bericht in Eil mittheilen wollen, von der quaest. da Osiandri und Lutheri etliche Artikel gegen einander gesetzt sind.

Erstlich nimmt mich Wunder, wer der ehrliche Mann ist, der solche Dinge an den Tag giebt und so gelehrt ist, daß Er von solcher hohen Leute Lehre richten kann und doch seinen Namen nicht dabei setzet, sondern auch den Drucker mit ihm zum Schalk macht und zweifelt nur nicht, wenn er seiner Sach gewiß gewesen wäre, würde sich anders erzeiget haben.

Zum Andern wundert mich, daß sie nur mit Menschenlehre hervorkommen und nicht vielmehr die heilige Schrift selbst führen, und des Doctor Luther seine Schriften nicht will für Gottes Wort gehalten haben, denn sofern sie mit Gottes Wort zustimmen, wie

denn gesehen wird im ersten Theil seiner deutschen Bücher in der Vorrede.

Zum Dritten ist mir lächerlich, daß sie selbst nicht sehen, was sie thun, denn indem sie ihre Sachen wollen schmücken und die Wahrheit drücken, reden sie pugnantia, denn die Gnade, damit uns Gott gläubig und gerecht macht, durch Christum ist ja Gottes Gnade und nichts außerhalb seines göttlichen Wesens, also auch seine Frömmigkeit und Barmherzigkeit (wie es D. Luther selbst nennet) weil es denn Gottes ist, und seines Wesens, oder Natur, so muß es ja wesentlich sein; ist's aber nicht wesentlich, so ist's ein Accidens quod non cadit in Deum, so sind sie schon Ketzer worden, beide in der Schrift, und Philosophia, quia utraque doctrina confitetur in deum non cadere accidentia.

Zum Vierten sehen sie nicht wie Doctor Luther conjunctim redet, wo er von der Gerechtigkeit redet, also daß er allzeit causam quae est gratia Dei et effectum qui est remissio peccatorum zusammensetzet und solches thut, zu begegnen den Werklehrern, welche wollen, unsere Werke sind causa acceptationis apud Deum, denn das will er gemeiniglich für Gerechtigkeit verstanden haben, quo ad nos, denn wir können durch kein ander Mittel bestehen vor Gott, denn durch die Gnade und Barmherzigkeit und Frömmigkeit Gottes, durch welche er uns Christum seinen eignen Sohn, die ewige Gerechtigkeit geschenkt und uns durch denselben vom Tode erlöset, und wiederum zurecht bringen läßt und redet also D. Luther von der Gerechtigkeit, (meines Verstandes) erstlich soviel uns belanget auf diese Meinung, wie wir sonst im Deutschen brauchen das Wort Gerechtigkeit für das Recht, da einer ein Ding mit besitzt, denn mit keinem andern Rechte besitzen wir das Himmelreich, denn daß es uns Gott aus Gnaden schenket und durch Christum wiederum hat erwerben lassen.

Zum Andern, weil Gott so fromm, gütig und barmherzig ist, thut Er solches durch solche Gerechtigkeit, die Er durch Christum in uns ausgießt, durch welche Er uns auch fromm und gerecht macht. Was nun streitig sei, zwischen uns und Luther, sehe ich gänzlich nichts, ob aber E. F. D. weiter Bedenkens hätten, und meines armen Berichts bedürfen, will ich, wenn ich nicht so eilen darf, alles klarer anzeigen.

Was weiter belangt die Rede, da man die Werke Christi will unsre Gerechtigkeit machen, sind E. F. D. auf dem rechten Wege, daß Sie die klaren Sprüche erstlich der Schrift, danach D. Luthers führen, darinnen Christus selbst als wahrer Gott, unsre Gerechtigkeit genannt wird, denn die anderen, wie sie alt sind, ob sie schon Augustus geredet hätte, weil sie nicht mit der Schrift reden, sprechen wir, es ist unbedächtig geredt. Denn Christus selbst nennt nicht seinen Gang die Gerechtigkeit, sondern spricht, daß der heilige Geist die Welt strafen werde um die Gerechtigkeit, daß ich zum Vater gehe und ihr mich fort nicht sehet, denn die Welt suchet nach der Gerechtigkeit, durch welche ich zum Vater gehen möge.

Dieweil sie aber Christum nicht annehmen, strafet sie der heilige Geist und spricht: ihr Thoren, Christus ist die Gerechtigkeit, die vom Himmel kommen ist und allein gen Himmel fähret (und Johann am Dritten: Niemand fähret gen Himmel, denn der vom Himmel kommen ist.

Wollt ihr auch nun gen Himmel fahren, so müßt ihr ihn haben, denn er gehet zum Vater; Ihr sehet ihn aber nicht, so müsset ihr ihn haben, denn er gehet zum Vater, ihr sehet ihn aber nicht, sondern müsset ihn durch den Glauben fassen; also stimmet Schrift mit Schrift, und bleibet Christus selbst unsere Gerechtigkeit, wer aber eine andere Deutung über die Worte Christi vom Gang zum Vater machen will, der sehe, wie ers treffe, daß ihm nicht die ganze Schrift hernach entgegen sei, darvon wills Gott, daß ich lebe, will ich E. F. D. gegenwärtig besser Bericht thun, versehe mich aber, sie sollen meine Meinung ziemlich verstehn.

Weiter daß sie die Erlösung und Rechtfertigung ein Ding machen, weiß ich nicht, mit was Grund es geschehe, denn die Erlösung ist für die ganze Welt geschehen, beide deren, die vor der Zeit Christi und hernach gewesen sind, denn Christus ist gestorben, für der ganzen Welt Sünde; soll es nun ein Ding sein, so würde kein Mensch verloren.

Nun sind es aber zwei Ding, denn welcher die Erlösung glaubet, nämlich daß Christus für unsere Sünde gestorben ist, und um unserer Rechtfertigung willen wieder auferwecket, der wird Gotangenehm, den will Christus gerecht machen.

Die Erlösung ist schon geschehen durch ein einiges Opfer, Hiob am 10, aber die Rechtfertigung geschieht noch täglich, wiewol es für den gemeinen Mann schwerlich ist, zu unterscheiden, wie sie tief in der Gewohnheit ersoffen sind. Ich habe etliche Artikel gestellet, darinnen ich den ganzen Handel kurz verfaßt, dieweil ich E. F. D. mit nächster Botschaft neben andern zu senden bitte hiemit unterthäniglich, E. F. D. wolle dies mein eilend Schreiben mir in Gnaden zu Gut halten, wo was finster ist, soll zum nächsten klarer gemacht werden.

In den Predigten D. Luthers, so D. Ziegler E. F. D. zugeschickt, sehe ich nichts, daß nicht mit uns wäre, will geschweigen, daß etwas sollte wieder uns sein, was E. F. D. dabei verzeichnet, will ich meinen Bericht auch zum nächsten mittheilen, das laß ich mich bedünken, man werde viel anders von unserer Lehre (wie es denn zugehet) den armen unschuldigen Doctoren Bericht thun, denn es in der Wahrheit ist und werden sie die praejudicia und amor sui odiumque nostri also verblenden, daß sie auch ob sie schon unsere Schriften lesen, selbst nicht sehen, was sie lesen und wo sie hernach herausfahren mit ihrem blinden Gericht, daß sie also anlaufen und fallen in Spott und Schande, für alle wahren Christen, denn das weiß ich von Gottes Gnaden, daß es mir ein herzlich Ernst ist, selig zu werden, weiß aber solches nicht zu bekennen, denn im Wort Gottes, derohalben suche ich, daß meine Lehre Grund der Schrift habe und mein Gewissen mit zufrieden sei; Gott gebe, was hernach andere setzen oder machen, ich sehe auch wol, wenn ich also bei der reinen Schrift bleibe, daß alle rechtschaffenen Lehrer fein mit mir übereinstimmen, ich sehe auch wie die andern so hübsch irre werden, daß sie zuletzt sich versteigen, daß sie nicht wissen, was sie machen, wie denn unser D. Mörlin alle gute Werk, so die heiligen durch Wirkung des heiligen Geistes thun, Dreck geheißen hat, davon versehe ich mich, werden andere E. F. D. gegenwärtigen Bericht thun.

Zum Beschluß kann ich E. F. D. nicht bergen, daß mir sehr gedräuet wird, als daß ich nicht wol darf vor das Haus gehen, wiewohl ich die Dräuung von Niemand selbst gehöret, so werde ich doch durch gute Leute gewarnt; auch haben Etliche etliche Last Salz verwettet, wo ich und Osiander nicht zwischen hie und Weihnachten entweder verbrannt oder ja verjagt werden, auch lassen

sich eins theils hören (wie ich denn dem Mann glaube, der mirs angesagt, heute, dieses Tages) E. F. D. wäre werth, daß sie mit allen denen, so dem Osiandro anhängen, zum Lande hinaus verjagt würden, daraus denn E. F. D. die Frucht der Thumischen Lehre*) vernehmen. Es wäre schier Zeit, daß man die Augen aufthat und sähe, was vorhanden ist, mehr will ich jetzt nicht sagen, der Allmächtige Gott will E. F. D. mit allen frommen Christen gnädiglich bewahren und in seiner Erkenntniß erhalten lange Zeit uns in billiger Gesundheit und Wolfahrt bieten, seinem heiligen Namen zu Lob und seiner armen zerrissenen Kirche zu Trost durch seinen lieben Sohn Jesum Christum, unseren Herrn Amen. Befehle mich unterthäniglichen in E. F. D. gnädigen Schutz, Geben in Eil Dingstag den 17. Novembris in Königsberg Abends hora quinta. 1551. E. F. D.

Unterthäniger allzeit williger
Johann Funck.

Ich hatte schier vergessen, E. F. D. dies zu erinnern, wenn die Doctoren Leipzig und Wittenberg wider uns sind, wer ist wider uns, nicht die Adiaphoristen und Interimisten, welche schon zuvor bezeuget haben mit ihrem Thun, daß sie ihre Ehre größer achten, denn Gottes und den Frieden dieser Welt mehr denn den Frieden so von Gott kommt. Quaeritur nunc, ob man erschrekken soll, wenn solche Leute es nicht mit uns halten, weil wir doch Gottes unwandelbares Wort für uns klar und einträchtig haben, darumb sind E. F. D. getrost, Gott ist mit uns, darum werden wir wohl bleiben. Gott wird uns auch frühe helfen Psalm 46. Amen.

*) Des Dr. Mörlin im Thume oder Dome, der sich soweit vergaß, öffentlich auf der Kanzel zum Ungehorsam gegen den Herzog aufzufordern und darum auch aus dem Lande gewiesen wurde.

Beitrag zu littauischen Hochzeitgebräuchen *).

Wenn die Braut mit einer Brautjungfer (Draugala und Draugalka) vom Einladen der Gäste in das Vaterhaus zurückkehrt, singen beide folgende Worte, in denen sie über ihre Aufnahme bei den eingeladenen Gästen scherzen:

menk dare, menk dawę, menk gerewa, o ir menk likko!

das heißt: wenig (nämlich Alus, Hausbier), machten sie, wenig gaben sie, wenig tranken wir und doch blieb wenig übrig!

Der Hochzeitsvater reicht ihnen sodann eine Bank. Auf dieser sitzend und jene Worte wiederholt singend, schaukeln sie sich, bis es ihnen gelingt, die Bank zu zerbrechen. Darauf necken sie ihn wegen seiner schlechten Bänke, er bringt eine zweite oder gar dritte, mit denen derselbe Versuch angestellt wird, bis sich endlich eine so starke findet, daß sie der angestrengten Kraft beider Mädchen widersteht.

Jordan — Ragnit.

Von den Schicksalen der Gelehrsamkeit in Preußen im 17. Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Litterärgeschichte.

(Fortsetzung.)

Zu den innerlichen Hindernissen, die das Wachsthum der Wissenschaften einigermaßen störten, gehören insonderheit die syncretistischen Streitigkeiten, welche fast die ganze letztere Hälfte dieses Jahrhunderts hindurch gewährt haben, obgleich sie zuweilen eine Zeitlang unterbrochen wurden. Die große Verbitterung der streitenden Parteien wider einander, manche von beiden Sei-

*) Vergl. Bd. 4. S. 144. 209. Bd. 5. S. 233.

ten unternommene harte Thätlichkeiten, nebst so vielen heftigen und anzüglichen Schriften, die in großer Menge herauskamen, erweckten bei vielen kein gutes Vertrauen zu der hiesigen Akademie. Verschiedene riefen daher die Ihrigen von derselben zurück; aus Furcht, sie möchten hier entweder zu irrigen Lehrsätzen, oder zu einem ungesitteten Betragen verführt werden, und andere wurden aus einer gleichen Besorgniß abgehalten, sie hieher zu schicken [1]). Dieser üble Ruf ward nachher für Preussen desto nachtheiliger, als verschiedene akademische Lehrer aus allen Fakultäten, imgleichen Prediger und Studenten, von der lutherischen zur päbstlichen Religion übergingen. Von Theologen that solches D. Pfeiffer; von Juristen D. Kerstein, D. Döscher, D. Schimmelpfennig, D. Seth und D. von Ecken; von Medicinern D. Panring, D. Lepner, D. Behm und D. Stadtländer; von Magistern Helwich und Senkler; von Predigern Prätorius,

[1]) Das „königsbergische dreystädtische Ministerium" schreibt davon in seiner zu Danzig 1653. 4. gedruckten „Präliminar-Widerlegung D. Dreiers" S. 67, 68: „Was von des Dreieri Information und Führung der studirenden Jugend andere gottselige, rechtgläubige, verständige Leute halten, das haben sie hiemit bezeuget, indem sie ihre Kinder, Bevormundete, Clienten, Alumnos und Freunde, treulich vor des Dreieri Institution, Unterweisung und Führung gewarnet, und aus Furcht der Verführung, sie gar von der königsbergischen Academie abgefordert, und auf andere unverdächtige Universitäten verschicket. — — Nicht weniger hat die Ehrbare Löbliche Landschaft von allen Ständen auf dem 1649 gehaltenen Landtage ein Publicum grauamen daraus gemacht, daß diese Academie durch des Dreieri und seiner Calixtinischen Mitgesellen Schwärmerey, und Verführung der studirenden Jugend, bey den ausländischen Nationen stinkend gemacht und dahero ihrer viel in grosser Anzahl von der Academie, nicht ohne merklichen Abbruch derselben, abgefordert worden." In des D. Mislenta „Abgenöthigter Beantwortung zweyer Schreiben der helmstädtischen Academie," Danz. 1651. 4. heißt es von den königsbergischen Syncretisten: „Sie haben diese gute Academie vor der Welt stinkend gemacht; derselben blühenden Zustand in einen verderblichen und jämmerlichen gesetzt, die herrliche Frequents der studirenden Jugend aus allerhand löblichen Nationen, und zumahl die, so Theologiam zu studiren anhero verschicket waren, schändlich dissipiret und zerstreuet, und zugleich allen rechtschaffenen aufrichtigen Bekennern unserer Lutherischen Religion Beysorge und Gedanken eingejaget, ihren Kindern, Clienten und Alumnis respective nicht mehr zu verstatten, auf die königsbergische Universität Studirens halber sich zu begeben; und die allhie vorhandenen, bey Verlust ihrer Promotion von der Academie abzufordern, damit sie von den Calixtinischen Schwärmern nicht möchten verführet werden."

Damler und Ring, und demnächst mehr als zwanzig Studenten [1]). Der nachmals in England berühmt gewordene D. Grabe war auch schon auf dem Wege, ein gleiches zu thun; wandte sich aber nachher zur englischen Kirche [2]). Denn jetzt wurde es offenbar, jene Besorgniß wäre nicht ganz ungegründet gewesen. Nicht minder erwuchs in diesem Jahrhunderte ein dem Fleiße und den Sitten der Studirenden schädliches Unheil durch den sogenannten Pennalismus und die Nationalcollegia. Es hatte dieses Unwesen von den deutschen Universitäten, wo es entstanden war, sich bald nach Königsberg gezogen, und hier die Wirkung geäußert, daß fast alle Zucht und Ehrbarkeit unter den Studirenden aufhörte, hingegen die ärgsten Schandthaten und Ausschweifungen öffentlich im Schwange gingen. Nach vielen, zum Theil gemeinschaftlich mit anderen Akademien, aber vergeblich, angewandten Bemühungen, diesem eingerissenen Uebel zu steuern, konnte dessen gänzliche Abschaffung hier erst 1664 mit Nachdruck ins Werk gerichtet werden. Daß indessen dadurch mancher einen Abscheu an dem Studiren bekommen; andere, die in diese Unordnungen schon verflochten waren, von Erlernung der Wissenschaften abgezogen, zur Ruchlosigkeit verführt, verwildert, um Ehre und Vermögen, ja um Gesundheit und Leben gebracht worden, ist damals von vielen mit bittern Klagen bedauert [3]). Auf gleiche Weise gereich-

[1]) Erl. Preußen III. B. S. 744 u. fgg.

[2]) Tentzels Curieuse Bibliothek III. Repost. S. 41. **Acta Boruss. I.** Bd. S. 8. u. fgg.

[3]) Unter andern handelt davon sehr ausführlich und nachdrücklich D. Joh. Matth. Meyfart in seiner zu Schleusingen 1636. 4. herausgegebenen „Christlichen Erinnerung von der aus den evangelischen hohen Schulen entwichenen Ordnung." Der Verfasser des zu Erfurt in demselben Jahr gedruckten „Unpaßionirtes Bedenken über Meyfarts Buch" nennet S. B. 2. b. unter den Universitäten, auf denen der Pennalismus die größesten Unordnungen angerichtet, Königsberg namentlich; und hält die hier 1636 durch den Blitz erfolgte Sprengung des Pulverthurms, für ein göttliches Strafgericht, so diese Stadt deswegen betroffen habe. D. Bekher überläßt es in der kurz vorher angeführten **Historia morbi Academ.** S. J. 3. dem Urtheile anderer, „ob nicht diese wundersame academische Seuche eine verdiente Strafe Gottes sey: da von so vielen Studiosis inn- und außerhalb des Convictorii, mit freventlicher Hintansetzung aller Gesetze und academischen Verordnungen, unter dem Vorwande der Nationalcollegen, die schändlichsten Laster ausgeübet und viele tausend Sünden begangen

ten einige andere seltsame und unnütze Gebräuche, die sich noch länger, als der Pennalismus, allhier erhielten, der Gelehrsamkeit zu keinem Vortheile; obwohl eingewurzelte Vorurtheile sie von der besten Seite ansahen, und wo nicht vertheidigten, doch entschuldigten; ja wohl gar für nützlich und nothwendig erklärten. Dahin gehörte die mit abenteuerlichen Ceremonien und verfänglichen Fragen vorgenommene Deposition der neu ankommenden Studenten; zu deren Verrichtung sogar eigene Depositores bei der Universität bestellt waren [1]. Sie stand damals bei manchen in so großer Achtung, daß einmal selbst ein alter Prediger sich in Königsberg freiwillig deponiren ließ; in der Einbildung, er wäre, da diese Ceremonie bei seiner ehemaligen Ankunft auf die Akademie mit ihm nicht vorgenommen worden, niemals ein rechter Student gewesen [2].

Doch waren um diese Zeit auch einige Umstände dem Flor der Gelehrsamkeit in Preussen günstig. Die Anzahl der Studirenden, und insonderheit derer, die aus fremden Ländern sich herbegaben, nahm vornämlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ungemein zu [3]. Sie belief sich einmal gar bis auf dreitausend [4]. Die akademische Matrikel zeigt, wie viele fast aus

wären." Und George Colbe schreibt in seinem Büchlein „vom Mißbrauch der Beicht und Communion" S. 19: „Unleugbar ist's, daß Leute auf Academien gefunden werden, die da meynen, eben das Studentenleben sey es, so da erfordere Schoßiren, und Amorisiren; Agiren uud Tumultuiren, Lermen und Schwermen, freveln und unsötes Leben führen, und insonderheit allen Muthwillen und Unwillen, alle Frechheit und Büberey, ja alles Rauben und Benehmen an denen, die sie Pennäle heißen, zu verüben."

[1]) Eine genaue Beschreibung dieser Gebräuche findet man in M. Arn. Heinr. Sahme Disputation de ritu Depositionis. Königsb., 1703. 4.

[2]) Wie in Gundlings Hist. der Gelahrth. II. Th. S. 2302 gemeldet wird.

[3]) Als der Rector der Akademie, Reimer 1646 begraben wurde, folgten seiner Leiche 700 Studiosi nach.

[4]) Es bezeugt solches ein Schreiben des königsbergischen Ministerii an die Preußischen Landräthe, welches in die „Unschuldigen Nachrichten" vom Jahr 1747 S. 91 u. fgg. eingerückt ist. Ueber 3000 ist die Anzahl der hier Studirenden nie gestiegen, und es muß ein Druckfehler sein, wenn in „Goldbecks Nachr. von der Königsb. Univ." S. 27. gesagt wird, im Jahr 1704 seien 5000 Studirende hier gewesen.

allen Provinzen von Deutschland und anderen Orten sich hier eingefunden; und das Verzeichniß von auswärtigen Gelehrten, die hier studirt haben, weiset eine große Menge derselben auf. Als 1670 die Akademie die bisherigen Nationalcollegia von den Mißbräuchen säuberte, und unter gehöriger Einschränkung auf einen andern Fuß setzte; wurden die hier Studirenden in vier Nationen, nämlich Preussen, Pommern, Schlesier und Westphälinger eingetheilt; und die aus andern Landschaften gebürtigen zu einer von diesen vier Klassen geschlagen. Die Ursache dieser starken Vermehrung der akademischen Bürger war insonderheit der verderbliche 30jährige Krieg, durch welchen beinahe alle protestantischen Universitäten Deutschlands wüste geworden waren; dagegen Königsberg innerhalb selbiger Zeit, wie schon vorher gemeldet ist, wenig oder nichts von den Kriegsunruhen zu empfinden hatte. Es war also für die Deutschen ein sicherer Zufluchtsort [1]; und ihnen wurde hier der

[1]) Zamehlius schreibt in seinem Manuscript de Scholis illustr. Pruss. S. 122: Confluxerat Regiomontum ex Germaniae Academiis, longinquo bello exhaustis, cum Phoebi Sororibus, paene totus Apollineus grex; und Christoph Stein sagt in seiner 1644 gehaltenen Jubelrede, die in Thilo's Secularia Academica die vierte ist: Etenim si Ciuium Academicorum ex omnibus Germaniae finitimorumque regnorum oris huc confluentium species frequentiam; si variorum exercitiorum solemnitatem perpendas; vix vllo tempore in statu aeque florente deprehensa fuit Nutritia haec nostra. In dem damals aufgeführten Schauspiel Prußiarchus heißt es auf der letzten Seite:

Die Jugend seh ich als ein Heer,
G'trieben durch der Zeit Beschwer,
Nach Königsberg in Preußen ziehen.
Indem daß Deutschland untergeht
In Brand und seinem Blute steht,
Wird Fried und Kunst in Preußen blühen.

Der Prof. Röling sagt in einem auf das Absterben des Churf. Raths Val. Leitmann 1664 herausgegebenen Gedichte:

Gleichwie die Bienen Rauch,
Gestank die Tauben treibt; so hatten auch die Musen,
Das süße fromme Volk, aus Teutschlands ganzem Busen
Die Waffen weggejagt. Nur Preußen schien allein
Ihr einger Aufenthalt und liebster Sitz zu seyn.

Die Akademie selbst bezeugt solches in der auf den praktischen Arzt Chr. von Lohen 1669. 4. ausgefertigten Leichenintimation mit diesen Worten: Furens

Aufenthalt desto nutzbarer und angenehmer, da die damaligen hiesigen akademischen Lehrer größtentheils in gutem Rufe standen, die Lebensart in Königsberg wohlfeil war, und die fremden Studenten zu dem Genusse der den Studirenden gewidmeten Wohlthaten eben so leicht, als die Landeskinder, zugelassen wurden [1]. Außer den Deutschen, fanden auch viele Polen, Ungarn und Siebenbürgen sich hier ein: indem damals die Anzahl der Evangelischen in jenen Ländern viel stärker war, als nachher. Und obgleich die Kur- und Livländer auch noch jetzt Königsberg, als die ihnen am nächsten gelegene Hochschule, häufig besuchen; so waren doch in diesem Jahrhunderte die öfteren dortigen Kriege und Verheerungen eine stärkere Veranlassung dazu: welchen es auch zuzuschreiben ist, daß die damals in Dorpat gestiftete, und nachher nach Pernau verlegte Universität nie recht zu Kräften kommen können, und endlich gar eingegangen ist. Wie also hiedurch das Band der preussischen Gelehrten mit den Auswärtigen genauer be-

Bellona in integra Germania ne angulum quidem relinquebat otio atque silentio Musarum. Tranquilla autem erat Borussia, et in ea Academia Regiomontana, fugientium tum ibi Studiosorum portus et hospitium. Auch ein holländischer Geschichtschreiber, Andreas Cellarius, sagt in seiner zu Amsterdam 1659. 12. herausgegebenen **Descriptio Poloniae**, S. 564.: **Academia Regiomontana proximo bello Germanico, cum aliae Academiae collaberentur, magnum incrementum sumsit.** Doch erwuchs aus diesem dreißigjährigen Kriege der Literatur in Preussen dadurch einiger Nachtheil, daß es hier zuweilen an nöthigen Büchern fehlte; weil das Büchergewerbe in Deutschland niederlag; wie solches in der Dedication der in Königsberg 1646. 8. gedruckten griechischen Grammatik des Joh. Rhenius angemerkt wird.

[1] Man kann solches z. E. aus der bereits angezeigten **Historia morbi Academici** des D. Bekhern ersehen: wo unter den 26 Studenten, die den Freitisch genossen und durch diese Krankheit hingerafft wurden, nur 9 Preussen, dagegen 17 Ausländer aus der Pfalz, Holstein, Pommern, Sachsen, Magdeburg, Schlesien, Westphalen und Schwaben sich befanden. Diese Mildthätigkeit gegen die fremden Studirenden rühmt auch M. Martin Posner, der aus dem Voigtlande gebürtig war, in der an die preussischen Regimentsräthe gerichteten Zuschrift seiner hier 1657. 12. gedruckten Metaphysik, wenn er schreibt: **Nec digne eloqui possum summam Vestram in studia litterarum propensionem, qua non indigenas solum, sed et caeteros quosuis, qui se iis abdiderunt, gratiose prosequimini. Testantur id e Sympatriotis meis complures, qui, quamdiu vita ipsis supererit, de Vestra clementia sibi gratulabuntur; imo testantur omnes docti, qui et huc maximo numero ad Vos confluunt.**

festigt ward; so geschah ein gleiches durch die gelehrten Reisen, welche die Studirenden dieses Landes um diese Zeit viel häufiger, als in den folgenden Zeiten, in fremde Länder thaten. Diese wurden damals fast für ein nothwendiges Erforderniß angesehen; und man traf nicht nur unter denen, deren eigentlicher Beruf die Gelehrsamkeit war, sondern auch unter angesehenen Männern aus anderen Ständen nicht leicht einen an, der nicht einige Zeit auf Reisen zugebracht hätte. Mit Verwunderung liest man in den Lebensbeschreibungen, in welche entlegene Gegenden und Oerter manche preussische Jünglinge sich hinbegeben haben. Deutschland zu besuchen, war etwas ganz gewöhnliches. Die meisten gingen weiter, und besahen Holland, England, Frankreich und Italien. Ja verschiedene nahmen die Seltenheiten von Spanien, Sicilien, Griechenland, und wohl gar von Asien und Afrika in Augenschein[1]). Hiedurch kamen sie mit den gelehrtesten Leuten ihrer Zeit in Bekanntschaft, die sie zum Theil hernach durch einen Briefwechsel fortsetzten. Sie erwarben sich eine Kenntniß der Welt; machten sich mit dem Zustande der Literatur in anderen Ländern und mit manchen neuen Entdeckungen bekannt, und erweiterten dadurch nachher die Einsichten ihrer Landsleute; brachten auch öfters manche seltene Bücher und Handschriften ins Vaterland zurück.

---

[1]) Davon legen ihre Lebensläufe, die bei den auf sie gehaltenen Leichenpredigten, in den Standreden und den damals sehr häufigen Leicheninlimationen vorkommen; imgleichen die Stammbücher, deren die Stadtbibliothek eine ansehnliche Anzahl aufbewahrt, Zeugnisse ab. Der Prof. Crebs sagt daher in seiner 1614 gehaltenen und den Act. Boruss. II. B. S. 500 u. fgg. einberleibten Rede de statu Borussiae: Patriis focis non contenta Prussiae iuuentus exteras nationes omnesque mundi angulos perlustrat. Und im Erl. Preuß. I. B. S. 179—80 heißt es: „Es waren damals die Reisen der Unsern viel gemeiner, als jetzo, da denn von allen Orten die geschicktesten Köpfe bey unsern Preußen bekannt wurden, mit welchen einige der Unseren auch steten Briefwechsel unterhielten.“

Die Buchhändler Kanter und Nicolovius
in Königsberg.

1. Der Lotterie-Director Johann Jacob Kanter.

Das Buchhändlergeschäft, wie es mancher Literat noch aus der Erinnerung kennt, mit dem jetzigen verglichen, ist nicht geeignet, dem Neuen oder dem Vortheil der Concurrenz das Wort zu reden.

Versetzen wir uns in jene Zeit, als das Verhältniß zwischen Verfasser und Verleger ein edler Geist adelte, als sie wie Zwillingsbrüder mit einander die glänzende Bahn der Wissenschaft verfolgten und der unsterbliche mit dem sterblichen gern das Licht theilte. Damals fühlte sich ein Buchhändler gekränkt, wenn ein Schriftsteller seiner Umgebung sich an einen fernen wandte und ihm eine Gelegenheit entzog, die Zahl ehrenwerther Verlagsartikel zu vermehren. Ihm war es nicht genug, der Oeffentlichkeit darzubieten, was in stiller Studirstube entstanden war, sondern durch persönliche Vermittlung, indem er auf seinen regelmäßigen Geschäftsreisen die Gelehrten des Auslandes aufsuchte, zwischen diesen und denen der Heimat eine fruchtbare Verbindung zu stiften. Eine gewöhnliche Begünstigung war es, daß er den Schriftstellern die neu erschienenen Bücher (nicht durch die Heftnadel war ihr Inhalt den Nichtkäufern unzugänglich gemacht) zur Benutzung lieh und es entsprang daraus für ihn der damals nicht gering gehaltene Nutzen, über den Stand der neuesten Erscheinungen wissenschaftlich unterrichtet zu werden; denn diejenigen, die als gern gesehene Gäste und Kunden im Laden aus- und eingingen,

hielten nicht mit ihrem Urtheil zurück und tauschten gegenseitig ihre Meinungen aus. Der Literaturfreund hatte Beruf, durch rechtzeitige Meldung einer eröffneten Pränumerazion beizutreten, denn der Termin und der nachmals zu erhöhende Ladenpreis hatte seine Gültigkeit. Durch eine Herabsetzung des Preises ohne Zuratheziehung des Verfassers, wurde dieser nicht verletzt. Was die Jahrmarktsfreude für die Kinder, das war für die Gelehrten das halbjährige Auslegen der Leipziger Meßartikel im Buchhändlerladen. Man lese in des Philosophen Hamann's Briefen, mit welcher Begierde er dem Fest entgegenharrte, mit welchem Heißhunger er darüber herfiel, sobald die Ankunft des lang Erwarteten erfolgt war. Aber schon zu seiner Zeit trat eine Wendung des Verhältnisses ein *). Wie jede Art Censur eine auf Willkühr und Unverstand begründete Geistestyrannei ist, so auch die der Buchhändler in Annahme und Zurückweisung angetragener Manuscripte. Um die Schriftsteller vor demüthigenden Erfahrungen sicher zu stellen, die gelehrte Welt nicht um die Frucht mancher Eroberung ärmer werden zu lassen, entstand eine Gelehrten-Buchhandlung. In Dessau, woher eine Zeitlang alle Bildung über Deutschland auszugehen schien, wurde eine solche begründet. Ihr geschäftlicher Betrieb wahrte neben den allgemeinen auch die Einzel-Interessen und Bock's Naturgeschichte, die nur unsere Provinz angeht, nahm sie keinen Anstand, drucken zu lassen. Hamann aber schüttelte den Kopf und es schauerte ihn, als der Professor Wetzel ihm schrieb, so und soviel Ballen Papier vortheilhaft eingekauft zu haben. Das Schriftthum gewann für ihn eben dadurch seinen wundervollen Charakter, daß das Materielle sich in fremder Hand befand und eben vermittels der hemmenden Schnur das papierne Gebilde den freien Aufschwung erhielt. Das Unternehmen in Dessau konnte sich nur geringe Zeit halten. Wenn ein solches damals schon fühlbare Mißstände ins Leben riefen, wie groß sind sie jetzt, seitdem ein Vernehmen zwischen Verfasser und Verleger und wie es vielleicht zuletzt zwischen Reimer und Schleier-

*) Hippel, Sämmtliche Werke XIII. S. 158. schreibt: „Herr Wieland ist Selbstverleger und Klopstock folgt ihm. Ich weiß nicht, ob Sie seine Ankündigung gelesen haben, die er an alle Gelehrte gerichtet hat, um sie wider die Buchhändler aufzuwiegeln. So giebts auch Reichstage in der gelehrten Welt!"

macher bestand, bereits der Geschichte anzugehören scheint. Wie gemeine Handelswaare geht ein Manuscript aus Hand in Hand, bis einer der Bedenklichen sich ein Herz faßt, und der Schriftsteller vom neidischen Schicksal umhergetrieben ein Delos findet, um der Bürde los zu werden. Ob ein Buch geht heißt bei schönwissenschaftlichen so viel, als ob es so angethan sey, daß es die Leihbibliotheken kaufen müssen. Mancher Autor sieht auf soviel Büchern als er geschrieben, so viel Verlagsorte verzeichnet. Die Bücher werden nicht mehr gesucht, sondern dem Käufer aufgedrungen, und manches genommen, weil aus Vergeßlichkeit das Zurückschicken unterblieb. Wer ein theures Buch kauft, beklagt bald den zu hoch gezahlten Preis, denn zwischen der Ankündigung und dem Losschlagen à tout prix verstreicht meist nur eine kurze Frist. Wer der Scylla der Pränumerazion glücklich entronnen, der geräth in die Charybdis, wenn er sich auf die Annahme eines in Lieferungen erscheinenden Buches einläßt. Das Allgemeine Künstler-Lexicon sollte aus sechs Bänden bestehn und hat bereits den neunzehnten, und noch lange nicht den letzten, erreicht. Das Abbrechen mit einer Lieferung ist unmöglich, da keine in sich abschließt, denn der scharfsinnige Herausgeber lernte aus Tausend und Einer Nacht, es nie zu einem Ende kommen zu lassen, um so das dem Tode geweihte Kind bei Leben zu erhalten. Das Verdienst, das sich Buchhändler um die Förderung höherer Interessen erwerben, tritt nirgend mehr entschieden hervor und das Streben geht jetzt nur dahin, daß der Einzelne sich gegen die sich immer vergrößernde Schaar der Collegen aufrecht hält. Die vornehmsten Buchhändler führen den Oberbefehl über kritische Institute und bestimmen nicht selten das Urtheil. Traurig, daß es so ist, trauriger daß, keine Lösung des Verwickelten zu erwarten steht. Allein genug!

Christoph Philipp Kanter in Königsberg, Buchhändler oder Buchführer, (wie noch sein Sohn genannt wurde) derselbe, der nach einer Mittheilung in diesen Blättern, wegen Verbreitung eines satirischen Lustspiels der Gottschedin in Untersuchung gezogen wurde*), hatte drei Söhne, die das väterliche Geschäft nach

*) N. P. P. B. Bd. III. S. 267. Vgl. (Meckelburg) Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg. Königsb. 1840. S. 42. über C. P. Kanter und D. C. Kanter.

den einzelnen Seiten hin weiter ausführend diesem eine gewisse Unabhängigkeit sichern sollten. Daniel Christoph wurde Buchdrucker, Philipp Buchbinder und Besitzer eines Papierladens *) und Johann Jacob Buchhändler, der zugleich Fabrikherr in Trutenau dem einen Bruder das nöthige Papier und dem andern aus seiner Schriftgießerei die Lettern lieferte. Dieser that es beiden weit zuvor.

Johann Jacob Kanter, 1731 geboren, wollte ein angesehner und reicher Mann werden und würde, obgleich er kein hohes Alter erreichte, es unfehlbar geworden seyn, wenn er die Frucht des rastlos Erstrebten abwarten und nicht einen glücklichen Plan durch einen glücklichern hätte überbieten wollen. Da er als Lotterie-Director, der er war, sich Treffer auswählen konnte, griff er mit Verwegenheit in die Zukunft, versprach und gewährte, ehe er die Mittel hatte, und sah in dem Glauben, daß er nicht fehlen könnte, seine Zuversichtlichkeit vielfach getäuscht. Mogten seine Spekulazionen sich auch oft nicht als richtig berechnet darthun, sie waren für Königsberg und die Provinz von außerordentlicher Wichtigkeit. Er stiftete zuerst ein literarisches Leben und brachte verborgene Kräfte zu ungewöhnlicher Entwicklung, knüpfte das Heimische an das Interesse des Auslandes und stürzte durch eine wohlthätige Verjüngung den Pedantismus des akademischen Perückenstaats. Kant ausgenommen, traten die bestallten Gelehrten jetzt hinter die wirklichen zurück **). Sein Scharfsinn, sein rasches Bestimmen, das Aufbieten seines Einflusses, den er, wie es eben paßte, als Kaufmann und Fabrikant, als Staatsbeamter und Liebling des großen Königs, als Bürger und Volksbeglücker, als Freimaurer und Beschützer von Kunst und Gelehrsamkeit geltend machte, fand Mittel und Wege, selbst das Widerstrebende in Fluß zu bringen. Im Sturm wollte er das Glück heimführen, aber immer um dem Ganzen zu nutzen, um sich bei der Nachwelt einen ehrenwerthen Namen zu machen. Bei allem ihm gezollten Lobe fehlt es in den Briefen der Literaten in der letzten Hälfte

*) Der nicht vor langer Zeit eingegangene Kantersche Papierladen war das Eckhaus, Altstädtsche Langgasse Nr. 23.

**) Kraus war damals nur Student und Reccard ward erst 1765 zum Professor ernannt.

des vorigen Jahrhunderts nicht an anzüglich hämischen Seitenbemerkungen, aber selbst seine Gegner, die ihn Narr und Geck schalten, konnten ihn nicht missen und sein Name ist das Zeichen, an dem sich die Eingeweihten in den Hallen der Wissenschaft erkannten.

Seine nicht gemeinen Anlagen scheinen in der Jugend durch sorgfältigen Unterricht wohl geleitet zu seyn. Wenn er auch die kassischen Sprachen nicht verstand, so verstand er mit den Gelehrten jeder Farbe umzugehen, die an seinem geselligen Talent Gefallen fanden und sich gern mit ihm unterhielten. Er befaßte sich selbst mit Schriftstellerei in Prosa und Versen. — Wahrscheinlich condizionirte er im Auslande in einem Buchladen, wenigstens wissen wir, daß er vor Uebernahme des eigenen Geschäfts Reisen machte. Als er 29 Jahre alt war, besaß er eine Handlung in Elbing und als solcher hatte er sich über den Druck der Hirtenbriefe, wozu ihm aus Curland das Mannscript zugegangen seyn sollte, vor dem Consistorium, namentlich vor F. A. Schulz und Leske zu verantworten*). 1763 bewarb er sich um ein Privilegium einer in Kurland anzulegenden Buchhandlung**) und richtete, da sein Gesuch vielleicht abgeschlagen wurde, eine Offizin in Riga ein, welche er nachmals an J. F. Hartknoch verkaufte. In Königsberg betrieb Kanter das erste buchhändlerische Geschäft im väterlichen Hause. In Verbindung damit stand die Herausgabe des Wochenblatts: „Königsberger gelehrte und politische Zeitungen.“ Es hatte zunächst den Zweck, ein literarisches Bedürfniß zu wecken und die Masse für die höheren Interessen zu gewinnen, um so den Bücherverkauf zu fördern. Die ältesten namhaften Mitarbeiter waren Kant und Hamann und im Auslande Lambert, Ramler und Klotz***). Ungeachtet Kanter durch Gefälligkeit sich den Schriftstellern vielfach verpflichtete, so konnte man ihm doch den Kaufmannsgeist nicht vergeben In einem Anflug von Mißlaune schrieb Hamann 1. Febr. 1764: „Kanter will nichts haben als Mittel, die Bücher abzusetzen, welche er überflüssig hat, und Artikel, die alte Weiber auf der

*) Hamann's Schriften III. S. 181.
**) A. a. O. S. 186.
***) Hippel XIII. S. 101.

Fischbrücke lesen müssen" *). Dem Verleger einer für alle Stände berechneten Zeitung war es wohl nicht zu verargen, wenn er an der dunklen, bis zur Räthselhaftigkeit beziehungsreichen Sprache Hamann's in den gelieferten Aufsätzen Anstoß nahm. Um so willkommner mußte ihm das Referat über den Ziegenpropheten seyn, zu welchem die neugierige Menge nach Kalthof wallfahrtete, in welchem Hamann ein merkwürdiges Räthsel beleuchtete nicht ohne bittere Bemerkungen gegen die freigebigen Bewunderer eines Vagabunden. Diese Nummer fand die größte Verbreitung **). Durch die Bücher-Beurtheilungen, die Hamann und Herder in das Zeitungsblatt einrücken ließ, fand dieses auch einen Leserkreis außerhalb Königsbergs und reizte zu Entgegnungen im Neuen Büchersaal und andern literarischen Instituten. Hippel und Scheffner nahmen gleichfalls Theil an der Kanterschen Zeitung. Der Herausgeber verdarb es leider! mit den Schriftstellern dadurch, daß er bei seiner Lebendigkeit und Beredtheit, indem er viel auf Mittheilung interessanter Neuigkeiten und Aufklärung strittiger Dinge gab, das Geheimniß der Anonymität nicht streng bewahrte. Die aufreizende Art, in der man sich gefiel, konnte nur durch Maskenfreiheit entschuldigt werden. Die bissigen Beilagen erregten Lärm und vermehrten die Zahl der Leser, wenn auch die Getroffenen die Verwarnung aussprachen, damit einzuhalten, weil sonst an 50 Pränumeranten abgehn würden ***). Durch Kanters Indiscrezion entspann sich für die Schreibenden eine Reihe von Verdrüßlichkeiten. Herder bereute es, sich aus Liebe zu Hamann mit Kanter eingelassen zu haben. Er verschwur es 1773 je wieder einen Zeitungsartikel zu schreiben. „Kanter, sagt er, erst Versucher, Aufmunterer, dann Verräther" †). Hippel bedeutete 1769 in einem Brief Scheffnern, daß er mit Kanter und dessen Zeitung in keiner Verbindung stünde. Er hält sich darüber auf, daß Kanters Feder sich sogar an gelehrte Dinge wage ††).

*) Hamann III. 214.
**) A. a. O. Seite 237. Vgl. Kant's Werke IX. S, 190.
***) Hamann V. S. 79.
†) Hamann V. S. 72.
††) Hippel XIII. S. 105. 43.

Wenn das Andenken der genannten Schriftsteller ein dauerndes geworden ist, so mögen hier auch die Männer genannt und charakterisirt werden, deren Ansehn, das nicht fleckenlos war, längst vorübergegangen ist.

Außerdem, daß Kanter selbst den Pegasus bestieg, damit es dem Blatt nicht an dem Ingrediens fehlte, das damals schmerzlich vermißt wäre, trat als Dichter der nachmalige Ober-Stadt-Inspector Johann Brahl auf. In Königsberg 1754 geboren, lernte er ein Handwerk und wurde Nadlermeister. Den Lernbegierigen führte Kanter in die Literatur ein und förderte die bald sich hervorbrechende, schriftstellerische Thätigkeit. Die Gedichte, die in die Zeitung aufgenommen wurden, gefielen. Es erschien darauf eine Gedichtsammlung *), die Hamann in dem Maaß tadelte, als er vorher einzelne Gedichte gelobt hatte, ja im Gefühl des unangenehmen Eindrucks versagte er dem Dichter, als er sich auf Reisen begab, einen Empfehlungsbrief an Herder. Der gereizte Brahl sagte Hamannen den Krieg an und dieser erzählt, wie er den Angriff glücklich abgewehrt, denn da jener mit der Nadel auf ihn losgegangen sey, habe er, der Sohn eines Baders ihm Scheermesser und Badewanne entgegengestellt **). Später glich sich das Mißverhältniß aus und er zählte Brahlen zu seinen Freunden. Dieser übersetzte Mirabeau's Cincinnaldsorden und konnte das Buch mit einem Beitrag versehn, den der Verfasser ihm selbst geliefert hatte, nämlich „Ein Akt des Staats Virginien in Betreff des freien Exercitiums der Religion." Er ging damit um, den Turgot zu übersetzen. Als er bereits den literarischen Ruhm hinter sich hatte, ward er wegen Einziehung der Fovigelder bei der Accise angeklagt.

Merkwürdiger als er, ist der abenteuerliche Geograph Abraham Jacob Penzel, der Uebersetzer des Diocassius und des Strabo. Er war in Anhalt-Dessau geboren und hatte sich der Unterstützung von Seiten des Kunst und Wissenschaft schützenden Herzogs Leopold Friedrich Franz in solchem Grade zu er-

*) Proben von Gedichten. Marienwerder 1779. Goldbeck Litterarische Nachrichten von Preußen. S. 15. 230. Seine Aufsätze und Gedichte sind unterzeichnet mit † oder —hl.

**) Hamann's Schriften. VI. S. 209.

freuen gehabt, daß er den Landesvater Vater und Freund nannte. Ein anderer Mäzen war ihm der Bischof Adam Friedrich, der, als er nach Würzburg kam, ihn in Stand setzte, ein Jahr lang ungestört der Wissenschaft zu leben. Büsching verbreitete durch seine Zeitung, Penzel sey nach Würzburg gegangen, um zur katholischen Kirche überzutreten und Benediktiner-Mönch zu werden. Er kam als 28jähriger Jüngling 1775 in einem allen Glauben übersteigenden Elend nach Königsberg *). Er hatte sich einen weitschichtigen Plan entworfen, wo möglich alle Sprachen zu erlernen, alle Länder zu sehen und zu bereisen und sich so die umfassensten Kenntnisse zu sammeln. Nichts war ihm seltsam und außergewöhnlich genug, um es zur Erreichung seines Wunsches zu wählen. Um sich mit den slavischen Sprachen, namentlich mit der lettischen vertraut zu machen, hielt er es für nothwendig, sich nach Norden zu wenden und keine Gelegenheit dazu verschmähend, verdung er sich in Nürnberg bei einem Werbeoffizier für ein in Königsberg stehendes Regiment. Sein Chef wurde der Gouverneur von Stutterheim. In Königsberg fand er einen Landsmann Rode, der ihn großmüthig unterstützte und die Königsberger bewährten gleichzeitig ihr Interesse an dem fein gebildeten Fremdling in der groben Uniform. Kanter nahm ihn 1775 in sein Haus, zog ihn täglich zu Tisch und übertrug ihm gegen ein Jahrgehalt die Redaczion der Zeitung und zum Theil die Führung der Correspondenz. Daneben versah Penzel, dem bald besondere Begünstigungen von Seiten der militärischen Vorgesetzten zu Theil wurden, den Dienst eines gemeinen Musketiers. „Durch die Gunst des Obersten v. Lehwald erhielt sein Schicksal eine glückliche Wendung, so daß er des Dienstes so gut wie enthoben gewesen zu seyn scheint. Penzel erwarb sich gefällige Freunde in Kraus und Zitterland, dem nachmaligen Schulrath. Hamann, für alles Originelle leicht erregt, sah ihm gern die Erbfehler aus Klotzens Schule nach, schloß sich an ihn mit größter Innigkeit und rühmte außer der geistigen Befähigung an ihm ein gutes, edles und unschuldiges Herz **). Kant dagegen hielt sich

*) Kopie eines Schreibens ꝛc. mitgetheilt in des Strabo Erdbeschreibung, Lemgo 1777. Bd. III. Den Anhang seines Diocassius beschließt ein Brief an den Commerzienrath Saturgus über das Handelswesen zur Zeit Julius Cäsars.

**) Hamann V. S. 157.

nicht allein von ihm fern, sondern erklärte ihn für einen niederträchtigen Menschen, weil er (man vergegenwärtige sich den damaligen Zustand der Dinge) das Soldatenleben so ruhig ertragen habe. Er wirkte ihm entgegen, da jener damit umging, den akademischen Lehrstuhl zu besteigen. Penzel erstrebte dennoch, was er wollte. Er ward Magister und las ein Privatissimum über Geschichte. Doch scheint es ihm als Dozent nicht besonders geglückt zu seyn. Auch das gute Vernehmen mit Kanter erreichte bald seine Endschaft. Penzel hatte einmal geäußert, gute Tage nicht vertragen zu können, und dies Wort erhob er auch jetzt zur Wahrheit. Sonst war er unwahr durch und durch und wenn er Leichtfertigkeiten aus seinem Leben und selbst Unehrenhaftes mit liebenswürdiger Naivetät vortrug, so geschah es nur, um durch Genialisches Interesse zu erregen, keineswegs aus einem durch Reue hervorgerufenen Herzensbedürfniß. Hamann, dem er seine wunderbaren Schicksale genau und aufrichtig geschildert, ihm sonder Rückhalt sein Wesen und Denken eröffnet zu haben schien, ward endlich an ihm irre. Die Enttäuschung schmerzte ihn tief. Durch ein Liebesverhältniß, das Penzel mit der Tochter von Hamann's Chef, dem Director Stockmar, aus eigennützigen Absichten anknüpfte*), ward er ihm verächtlich. Er zweifelte nicht mehr an der Richtigkeit der Nachrichten, die Kanter auf der Reise über ihn eingezogen hatte. Penzel hatte als der liederlichste Mensch gelebt, war Renegat, calvinischen und dann katholischen Glaubens gewesen. — Im Jahr 1777 gab Penzel die Redaczion der Kanterschen Zeitung auf und in seine Stelle trat Chrichton. 1778 löste sich das Verhältniß, in dem er zu Kanter stand, gänzlich auf. Kalt schieden beide von einander. Bald zeigte es sich, wie es mit Penzel's Ehrlichkeit beschaffen war. Er verkaufte seine Habseligkeiten und verschwand mit Hinterlassung bedeutender Schulden. Dies begab sich am 26. März 1778**). Eine vergessene Briefsammlung gab Aufklärung über frühere Erlebnisse, deren Lectüre Hamannen mit Eckel erfüllte. Nach einem

*) Hamann's Schriften V. S. 265.

**) Lauson besang die Flucht des Abenteurers in einem Spottgedicht, das also anhub:

Der Herr Magister Penzel
Ohne Schnapsack und Ränzel. — —

halben Jahr schrieb Penzel einen dicken Brief aus Krakau, wo er Hofmeister geworden. Darauf wandte er sich nach Berlin und nahm Bernoulli's Vermittlung in Anspruch, um ihm Pardon und Abschied auszuwirken. Im folgenden Jahr ist von einem Abt Penzel und 1786 von ihm, als einem Lehrer der englischen Sprache in Jena, die Rede. Penzel, der verschiedenen Parteien diente, um sie sich tributär zu machen, blieb zu lange in Königsberg, um sein erkünsteltes Ansehn zu behaupten. In Loreck's Kaffeehause in der Junkerstraße, wo er mit Kraus, Zitterland sich zusammenfand, suchte er stets neue Bekanntschaften zu machen. Sein Freund war v. Baczko, dem er für die periodische Schrift Tempe selbst noch nach seiner Entweichung Aufsätze lieferte *), sein Gönner Stark, dem er Verehrung heuchelte. Er verfaßte Beurtheilungen von den verschiedenartigsten Büchern und zwar in vornehm abfertigendem Ton, so von Goethe's Stella und Bock's Naturgeschichte. Mit wie wenig Beifall auch die von ihm gespielte Rolle aufgenommen wurde, so verläugnete s Hamann doch nicht, sein Freund gewesen zu seyn, und dehnte die Liebe auf dessen Schwester aus, von der er einen meisterhaft geschriebenen Brief in Händen hatte **).

Ebenso hatte in Königsberg keinen besondern Ruf zurückgelassen der nun längst vergessene Christian Ludwig Stahlbaum, gleichfalls eine Zeitlang Gehülfe im Kanterschen Laden. Er besaß wissenschaftliche Bildung und beschäftigte sich mit der Kunst, namentlich mit der Kupferstecherkunst ***) Unter Glas und Rahmen prangten seine Kupferblättchen in Hamann's Schlafstube. Kanter schenkte auch diesmal sein Vertrauen einem Unwürdigen. Stahlbaum nahm 1770 die Flucht, da seine Unredlichkeit an den Tag kam. In dem zurückgelassenen Koffer fand Kanter Briefe, die jener, anstatt sie auf die Post zu bringen, behalten hatte. Mögen sie Manuscripte enthalten haben, die er zu verkaufen oder selbst drukken zu lassen gedachte? In Berlin tauchte Stahlbaum wieder auf und betrieb daselbst mit schwindelndem Spekulazionsgeist ein Buchhändlergeschäft. Er versprach, eine Uebersetzung von Wink-

*) Baczko's Tempe 1780 enthält von ihm eine Uebersetzung aus dem Polnischen mit P unterzeichnet.

**) Hamann VI. S. 131. VII. S. 349.

***) N P PB. Bd. VII. S. 383.

kelmann's italienischem Werk mounmenti inediti herauszugeben. Er verlegte freimaurerische Schriften, unter ihnen eine, die von Kraus 1779 übersetzt war. Stahlbaum fallirte und Kraus kam um das Honorar *).

Kanter sah es gern, daß die Gelehrten seinen Laden als ihr Museum betrachteten und wie in ihrem eigenen Hause sich gehabten. Sie schrieben hier Briefe, selbst wenn es sich nicht um literarische Angelegenheiten handelte, und Kanter beförderte sie sorgfältig, wie er auch sonst mit Hingebung und Aufopferung ihre Interessen gleich den seinen wahrnahm. Um eilf Uhr versammelten sich täglich die gelehrten Notabilitäten und verhandelten mit einander über die Bewegung im Reich der Geister. Das politische Element der Unterhaltung war damals noch kaum bemerkbar. Die Kunden kannten die Fächer, wo die Novitäten für sie aufgetischt waren, und wußten im Bücherladen wie in ihrer Studirstube Bescheid. Ein fremder Professor erstaunte in Kanter's Buchhandlung über dessen gelehrten Ladendiener; es war v. Baczko, der in seiner Gegenwart Bücherballen öffnete uad zuschnürte **). Bei Kanter wurde v. Baczko mit Hamann und Scheffner mit Hippel bekannt. Um die Zahl der Literaturfreunde zu vermehren, bestimmte Kanter für die Studenten zwei Tage in der Woche, an denen sie in seinem Laden Zeitungen lesen und sich mit den neuen Erscheinungen vertraut machen konnten ***). Gelehrte, wie Hamann, empfingen Bücher in großen Partien zugeschickt und es lag, wenigstens bei ihm, keine eigennützige Absicht im Hintergrunde.

Der Laden im väterlichen Hause war beschränkt. Nach dem großen Brande 1764 ward Kanter Bürger im Löbenicht und kaufte das neu gebaute Löbenichtsche Rathhaus. Der geräumige Laden, der die Comptoirstube von drei Seiten einschließt, ist licht

*) Ueber Stahlbaum: Voigt Leben des Prof. Kraus S. 57. Kant's Werke XI. I. S. 23. Hippel XIV. 106. Meusel Misc. I. S. 55. Hamann V. 237.

**) Baczko's Leben I. S. 116.

***) Im akademischen Lections-Catalog des Wintersemesters 1770: Pro viribus suis literarum studiosis inservire cupiens duobus per septimam diebus literas publicas et varia acta literaria quae recentissima sunt domi suae legenda grato exhibere promittit.

und imposant und hat sich im früheren Zustande erhalten. Die Dekorazion des Ladens hielt Kanter für wichtig genug, sie in einer Zeitungsnummer zu schildern. Er ließ zwölf Büsten schnitzen und mehrere Portraits malen, um mit jenen das Geschäftslokal, mit diesen die Comptoirstube zu schmücken. Die Büsten stellten Pindar, Cäsar, Tacitus, Plutarch u. s. w. dar, jede auf einem Untersatz von drei goldenen Büchern stehend, die Portraits aber den König, Moses Mendelssohn, Ramler, diese waren von Rode, der Terbusch und Frisch in Berlin gemalt, ferner Hippel, Willamow, J. G. Lindner und Kant, letzterer hatte zu dem Ende 1768 dem Maler Becker gesessen *). Mit der Aufbringung des Adlers über den Eingang verband der Pomp liebende Kanter am 7. Sept. 1768 **) einen Aufzug. Das Gepränge reizte Hippel's Spott, obgleich er selbst wie Hamann bei dem Fest betheiligt war. Durch die krumme Grube, so erzählt er, sieht das Volk mit staunender Bewunderung das Schild tragen und den Adler „von abscheulicher Größe mit einem aufgeschlagenen Buch in den Klauen, worauf die Worte stehn: Deo. Regi. Populo. S." Kanter mit Frau und dem Ladendiener Megerlin sind in Bewegung und die Posaunen, die der Adler hält, bringt der Madame Kanter als unglückliche Prophezeihung die Rezitazion des Verses ab: Posaunen wird man hören vor aller Welt ihr Ende" ***) —— und Kanter erlebte wirklich nur zu bald das Ende des Glanzes.

Mit der Zeitung wollte es kein Gedeihen mehr haben, seitdem die Hartungsche in Aufnahme kam. Die Zahl der Leser sank bis auf 200 herab †), bei aller Mühe, die Brahl anwandte, um ihre Lebensdauer zu fristen. Vor Kanter's Zeit war nur ein Buchhändler-Verzeichniß von Woltersdorf 1759 gedruckt, jetzt ward eines von Hartung 1764, von Zeihe 1766, von Wagner und Dengel 1781 gedruckt. Ein sicheres Zeichen, daß Kanter, wenn manche Buchhandlung auch sogleich nach der Eröff-

*) Im Universitäts-Jubeljahr 1844 ließ die Gräfe und Unzersche Buchhandlung das Bild reinigen und im Geschäftslokal aufstellen.

**) Hamann's Schriften S. 385. Vgl. Beiträge zur Kunde Preußens. IV. S. 173.

***) Hippel XIII. S. 56.

†) Hamann VI. S. 114.

nung einging, mit Vielen den Gewinn zu theilen hatte. Eilf Jahre, nachdem das neue, große Lokal großartig eingerichtet war, sah es leerer in ihm aus als in dem verlassenen. Darum wollte sich aber der Prinzipal keineswegs einschränken.

Um sich als Bürger des Löbenichts hervorzuthun betrieb er mit Eifer den Wiederbau der eingeäscherten löbenichtschen Kirche. Er besorgte 1769 die Prägung einer Medaille, als der Feldmarschall Lehwald den ersten Stein zum Gotteshause legte *). — Nach wie vor, mogte er „im Laden-Vogelbauer" Briefe schreiben oder geschmückt mit der stutzerhaften Lockenperücke, die er sich aus Holland mitgebracht, gestützt auf den englischen Rohrstock auf der Straße stolziren, so drängten sich tausend Pläne durch seinen Kopf, von denen ihn wenigstens einer, so glaubte er zuversichtlich zum reichsten Manne machen müßte.

Im Jahre 1774 verschaffte er sich ein Buchdrucker-Privilegium in Westpreußen und errichtete in Marienwerder eine königl. westpreußische Kantersche Buchdruckerei. Von den Hartungschen Kunstverwandten wurde er als Buchdrucker begrüßt **).

Diese nicht geringe Ausdehnung des Geschäftsbetriebes befriedigte ihn noch nicht. „Das ist Wasser auf meine Mühle!" rief er, wenn ein Gedanke der Art bei ihm angeregt wurde. Das Wort hatte für den Sprechenden diesmal die eigentliche Bedeutung, indem er 1775 Besitzer von Trutenau und zugleich Papiermüller wurde. Er hatte das Gut, auf dem die Mühle seit 1660 besteht, vom Mühlenbaumeister Dietrich gekauft. Eine Wiederherstellung und Verbesserung war in jedem Bezuge nothwendig und Kanter richtete allen Eifer dahin, die Mühle in holländischer Weise neu anzulegen und mit Beibehaltung der hergebrachten zünftigen Verfassung einen neuen Geist in das Geschäft zu bringen. Als Papiermüller wollte er sich von der Abhängigkeit von fremden Papierfabriken lossagen, dann aber auch, da die Ausfuhr der englischen Preßspäne d. h. der hänfenen Pappen zur

*) Hippel XIII. S. 109.

**) Ein Gedicht in Fol.: „Als Johann Jacob Kanter, Kgl. Pr. Lotterie-Director und Buchhändler, wie auch westpreußischer Hofbuchdrucker, bei E. Königl. Buchdruckersocietät das gewöhnliche Postulat verschenkte, stifteten dieser Feierlichkeit ein Denkmal die Kunstverwandten der Kgl. Preuß. Hof- und Akademischen Hartungschen Buchdruckerei. 10. Jenner 1774.

Appretur seidener Zeuge, bei Todesstrafe verboten war, eine Fabrik der Art ins Leben rufen. Das Letztere gelang ihm 1780 vollkommen. Friedrich II. gab zu dem Unternehmen 12,000 Thlr.*). In einer Beurtheilung eines Buchs über Samland las man, daß Kanter die Wiedererzfindung nur vorgegeben, indem er Wege gefunden, in England hinter das Geheimniß der Fabrikazion zu kommen**). Woher diese Nachricht genommen, ist nicht mehr zu ermitteln. Sicher ist es aber, daß Kanter mehrfache Versuche angestellt, unter andern eine polirte Achatplatte zum Glätten anzuwenden gedachte und daß er Preßspäne darstellte, die den englischen vorgezogen wurden. In seiner keineswegs prahlerischen Todesanzeige wird ihm nachgerühmt: „Sieben Jahre lang hatte er mit einer eisernen Beharrlichkeit mühevolle und zum Theil sehr kostspielige Versuche angestellt, ehe er jener theuern unentbehrlichen Waare den gewünschten Grad von Vollkommenheit geben konnte; und nur erst, nachdem er dies sich selbst gesteckte Ziel erreicht hatte, trat er mit seiner Entdeckung hervor und machte sie im Jahr 1784 bekannt." Bei dem Mühlenbau war ihm der talentvolle, früh gestorbene Papiermacher-Meister Joh. Aug. Lebr. Keferstein behülflich, der sich lang in England aufgehalten und sich auf sein Metier ebenso verstand, als er im Besitz mathematischer und mechanischer Kenntnisse besonders befähigt war, zweckmäßige Einrichtungen in der Mühle zu treffen***). Der Herr blieb nicht hinter dem Diener zurück und erfand ein Sieb, durch das auf zweckmäßige Weise die zerschnittenen Lumpen vom Staube gereinigt wurden†). Als Buchdrucker hielt er es für an-

*) v. Baczko Versuch einer Geschichte der Stadt Königsberg. S. 517.

**) H. Bobrik über Gebauer's Kunde Samlands in der Königsberger Allgemeinen Zeitung.

***) Sein Name prangt an einem mächtigen zinnernen Willkommbecher in Trutenau, wie ihn sonst alle Zunftherbergen besaßen, und zwar auf einem daran hängenden Silberschilde, die Namen seiner Amtsvorgänger befinden sich auf anderen. Auf einem großen Schilde lesen wir, daß Kanter den Becher „einer löblichen Gesell'chaft der Papiermacher zum Beweise seiner besonderen Achtung für alte, wohl hergebrachte Gebräuche 1777" verehrt habe.

†) Bernoulli Reisen durch Brandenburg u. s. w. Bd. III. S. 197. Hier heißt es: „zu seinen zehn eisernen Pressen hat Kanter die Schrauben und Nüsse heimlicher Weise gegen große Bezahlung aus England erhalten." Leicht erkennt man, wie diese Angabe in die über die Preßspäne umgedichtet seyn kann. In

gemessen, in Trutenau auch eine Schriftgießerei anzulegen. Auf dem Titel mancher Bücher lesen wir seitdem: „Mit Kanterschen Lettern", ein Beweis, daß sie gesucht wurden. Bernoulli hebt in einer Lobrede die Vorzüge der Papiermühle Trutenau hervor, obgleich sie damals 1777 erst zwei Jahre Kanters Eigenthum war. Irgendwo wird sie die königliche Papiermühle genannt, wohl weil sie ihre Verjüngung zum Theil einem königlichen Zuschuß zu danken hatte, oder weil sie zur Fertigung der Preßspäne 1780 auf 30 Jahre ein königliches Privilegium erhielt *). Des Besitzers Mittel reichten nicht aus, um das Fabrikgebäude in dem Umfange aufzuführen, als der Plan es vorschrieb. Obgleich nur eine Hälfte vollendet ist, so verkennt man nicht bei dem Bau einen Sinn für das Stattliche. Ein fensterreicher Erker, mit der Schlaguhr darüber, springt aus der Ecke hervor und den hohen Damm überragend beherrscht er die Fläche des weit ausgedehnten Mühlenteichs. Manches Inventarienstück erinnert noch an den Zuschnitt der damaligen Einrichtung, ein Offizier-Sponton, mit dem der Nachtwächter bewaffnet ging, jener zinnerne Pokal, aus dem der Zunftpflichtigkeit gemäß Bescheid gethan wurde.

Da so viel geschehen war, gleichsam als Fundament des Buchhändler-Unternehmens, so sollte dieses gleichfalls als ein neues Gebäude sich würdig darüber erheben. Neue Verbindungen sollten jetzt angeknüpft werden. Vor allem war es nöthig, daß die politischen und gelehrten Zeitungen wieder den ehemaligen Ruhm beanspruchten. Auf Kanter's Verlangen wandte sich Hamann nicht ohne Andeutung der mißlichen Verhältnisse an den Professor Wetzel, der bei der Dessauer Gelehrten-Buchhandlung betheiligt gewesen, um ihn zur Uebersiedelung nach Königsberg und

den freilich keineswegs zuverläßigen „Bemerkungen eines Russen über Preußen von P. Rosenwall, Mainz 1817. S. 61. heißt es: „Kanter machte viele Reisen, um einer ausländischen Fabrik die nöthigen Handgriffe abzusehen, da ihm dieses aber nicht gelang, so machte er selbst unzählige Versuche, bei denen er sein Vermögen und 14,000 Thlr., die ihm Friedrich der Große dazu schenkte, verwandte. Endlich hatte er die Verfahrungsart entdeckt und zwar in solcher Vollendung, daß die hier verfertigten Preßspäne selbst von den englischen Fabrikanten begehrt und den Aachner Spänen bei weitem vorgezogen wurden."

*) Hennig-Schröder Chronologische Uebersicht S. 57. Ob hier nicht 1781 zu lesen seyn mag?

zur Redakzion der Zeitung gegen ein Jahrgehalt zu bestimmen. Wetzel wollte darauf eingehn, in so fern ihm von Deutschland aus das Unternehmen zu leiten, gestattet werde *). Die Unterhandlung ward somit nicht weiter geführt. Schon Jahre lang hatte Kanter kein Meßgut gehabt. Dennoch sollte die Buchhandlung als die erste angesehn werden. Er kaufte eine fremde Buchhandlung, die Riedigersche, um sie als Commandite zu verwalten, er bestellte, als Kant's Critik der reinen Vernunft erschien, 50 Exemplare. Bei allem Eifer erreichte er nicht den Zweck, indem er es in einem Hauptpunkt versah, nämlich darin, daß er nicht genug bemüht war, Werke von Schriftstellen des ersten Ranges zu verlegen. Wie von Hamann, so meinte er auch von Herder, daß sie außer der Sphäre des Publikums schrieben und daß sie Schriftsteller wären, „an denen ein ehrlicher Verleger zum Schelm" würde **). Er führte die jugendlichen Talente in die literarische Welt ein, so Herder durch sein Gedicht „Cyrus," ***) Scheffner durch die „jugendlichen Gedichte", ohne auf ihrer ferneren Laufbahn Theilnehmer am Ruhm und Gewinn seyn zu wollen, jenen meinte er durch den Verkehr mit Vornehmen und Gelehrten, diesen durch den Absatz currenter Verlagsartikel erringen zu können. Er ließ Uebersetzungen berufener Bücher des Auslandes anfertigen, zum Theil durch Kraus. Kant und viele andere Schriftsteller hatten Aufsätze für die oft genannte Zeitung und die wöchentlichen Nachrichten geliefert, ohne ihm ein Buch in Verlag zu geben. Jetzt möchten nur zwei Verlagsartikel noch Werth haben, nämlich Arnoldt's Kirchengeschichte des Königreichs Preußen, die 1769 erschien, und die große Karte von Polen und Littauen auf 13 Bogen, die auf einer Aufnahme von 1648 beruhend mehrfach genau revidirt, von ihm gekauft und in

*) Hamann VI. S. 114.

**) Hamann V. S. 114.

***) In den „Bemerkungen auf einer Reise von einem Oberländer (Wedecke) Königsberg 1803 I. S. 92. lesen wir: Einst bekam Herder vom Diaconus Trescho in Morungen „den Auftrag ein Pack an den Buchhändler Kanter zu adressiren. Hier legte er, ohne Trescho's Wissen, ohne Namen, ohne Nachricht, eine Ode (?) bei. Kanter fand sie so schön, daß er sie druckte und Trescho'n zuschickte mit der Frage, wer der Verfasser sey."

Berlin einer geschickten Hand zum Stich übergeben †) und 1770 als käuflich angekündigt wurde.

Daß er sich für die gelehrten Freunde aufopferte, denen er Alles seyn wollte, hatte für den Bestand seines Geschäftes keinen besonderen Vortheil. Er brachte ihnen von seinen Reisen Geschenke mit. Aus Holland für Hamann Rousseaus contrat social, ein Buch, das um so freudiger aufgenommen wurde, als eine Zeitlang für Rousseau in Königsberg sich das lebendigste Interesse regte, für Kunstfreunde kostbare Kupferstiche. Nicht weniger war es ihnen willkommen, daß er nie von den Reisen heimkehrte ohne ihnen Neuigkeiten im reichen Maaß mitzutheilen, denn er pflegte stets die ersten Notabilitäten aufzusuchen, einen Basedow, Semler, Nicolai, Lavater. Bei seiner lebhaften Einbildung überstürzte er sich oft in der Berichterstattung dermaaßen, daß Hippel meinte, man müsse, wie bei Fieberkranken, bei ihm den neunten Tag abwarten. Bei Kanter wohnten nach einander Kant, der daselbst auch seine Vorlesungen hielt, und Kraus, der noch studirte; und gewiß war das Vergnügen solcher Hausgenossenschaft in dem Miethszins mit inbegriffen. Er unterhielt Stark, als dieser aus Petersburg nach Königsberg kam, ein Jahr lang. Wie er die Freude hatte, als erster die Kunde zu verbreiten, daß Scheffner Kammer-Director geworden, so wirkte er bei seinen Verbindungen in Berlin mit dahin, daß Stark in Königsberg die Ober-Hofprediger-Stelle erhielt. Was ihm als gut erschien, strebte er redlich zu fördern. Er bewog den Commerzienrath Fahrenheid 2000 Thlr. zu einem Fond beizusteuern *), aus dem die Reisekosten für fähige junge Leute bestritten werden sollten, die im Philanthropinum in Dessau sich mit der Lehrmethode veetraut machen wollten. Aber auch, wenn es mit dem Reden und Corespondiren nicht allein abgethan war, sparte er nicht Mühe und Kosten, um aufrichtigen Dank zu erndten. Das Häuschen, das sich Hamann gekauft, baute er ihm zu einem „Sanssouci" aus. v. Baczko, dem er durch Zuweisung von Gelegen-

†) Regni Poloniae magni ducatus Lituaniae provinc. foedere et vasallagio illis junctarum et regionum vicinarum nova mappa geogr. Regiomonti 1770 in gr. Fol.

**) Voigt Das Leben des Prof. Kraus. S. 50.

heitsgedichten diente *), gab er ein Darlehn und verweigerte die Annahme eines Empfangscheins. Er verschaffte ihm das Geld, um sich einer, leider! unglücklich ausfallenden Augen-Operazion zu unterwerfen **). Wenn Collecten zu wohlthätigen Zwecken gehalten wurden, so ließ er es an seiner Theilnahme nie fehlen. Kanter war in allen feineren Gesellschaften gern gesehn und gab gern dergleichen. Wenn Gelehrte nach Königsberg kamen, so hielt er offne Tafel. Als der Schauspieler Ackermann eine Bachmann 1774 heirathete, zu deren Benefizvorstellung „Das Rosenfest" er manchen großmüthigen Contribuenten warb, so richtete Kanter das Hochzeitsmahl aus. Die Frau Directorin Kanter war mit dem Aufwande nicht einverstanden. Nichts weniger als zart gab sie den Gästen zu verstehn, wieviel in ihrem Hause verzehrt würde.

Die Loge, der Kanter mit ganzer Seele anhing, gab ihm Gelegenheit, Manches zum Besten Anderer zu bewirken. Gern verlegte er Bücher über Freimaurerei, eine Apologie derselben von Stark, den er als einen in alle Mysterien Eingeweihten besonders lieb hatte. Kanter war auf das Lebhafteste für den Fortbau beflissen. Noch auf dem Todesbette hatte er Verlangen, eine neu erschienene maurerische Schrift zu lesen und Hamann ging eigens in den Hartungschen Laden, um ihm das Begehrte zu verschaffen.

Die Extreme berühren sich. Mitten in der unaufhaltsamsten Thätigkeit beschlich ihn der Wunsch nach Ruhe. Alles, erklärte er manchmal, gern aufgeben zu wollen und es mit einem stillen Posten und dem mäßigsten Einkommen zu vertauschen. Eine Empfindung der Art drängte sich ihm schon 1769 auf. Kaum hatte er Trutenau gekauft, an dessen Besitz sich weit aussehende Plane knüpften, als er es wieder abzutreten willens war. Man sprach davon, daß er seinem alten Gesellen Wagner die Offizin käuflich

*) Von ihm ließ er auf einen Scandal zwischen einem reichen Gecken und einer feilen Schönen eine Satire dichten, nachdem Lauson es abgelehnt, um sie zum Ergötzen der Zuhörer und zum Aerger des Betheiligten in der Ressource (in der Königsstraße im lange vom General v. Koschkul bewohnten Hause) vorzutragen. Baczko's Leben I. S. 216.

**) A. a. O. Seite 269.

überlassen habe. Nachdem Friedrich II. ihm die Bitte um Verleihung des Commerzienrath-Charakters 1768 abgeschlagen hatte und zwar durch die eigenhändige Marginal-Bemerkung: „Buchhändler, das ist ein honeter Titel," errang Kanter endlich eine königliche Bedienung und zugleich einen Titel. Kanter brachte es durch seine Bekanntschaften in Berlin dahin, daß er zum Lotterie-Director ernannt wurde. Der Lotterie-Präsident Birkholz, der Kriegsrath Boose und der Minister v. Hagen waren ihm zugethan. Das Lotterie-Hauptcomptoire legte er auf dem Roßgarten an. Auf dem Balkon in dem innern Schloßplatz ging in einer Vormittagsstunde die Ziehung der Köngl. Preußischen Lotterie vor sich. Ein Gewinn, der auf das Loos eines von Kanter's alten Kunden fiel, weckte Wehmuth, ohne Mißgunst zu erregen. Der Magister Lauson, nach 1764 eine Zeitlang Redacteur der Kanterschen Zeitung, dem nie das Glück wohl gewollt, lächelte es nach seinem Tode. Er gewann, da Freunde eben sein Begräbniß bezahlten. Als Kanter Lotterie-Director geworden, der dem Könige als ein unternehmungsvoller, erfinderischer Kopf empfohlen war, so wußte er auf die allerhöchste Willensmeinung so glücklich einzuwirken, daß zuletzt eine gewisse Scheu eintrat vor des Bittstellers geschickter Ueberredungsgabe. Als Kanter bei der Anwesenheit des Königs in Graudenz um eine Audienz bat, so sagte dieser zum Cabinetsrath Golster „den kann ich nicht sprechen, er hat mich schon schriftlich breit genug geschlagen und ich habe kein Geld mehr übrig für ihn *)".

Bei dem berührigen Treiben nach außenhin konnte ein Glück der Häuslichkeit nicht gut gedeihen. Wohl sparte er nichts an der Erziehung der Kinder, unter denen eine Tochter seinem Herzen besonders nahe stand, und erwählte zum Hauslehrer den nachmaligen Schulrath Berdau **). Die Gattin, eine geborne Mehlbeck, einen melancholischen Hang zur Einsamkeit nährend, lebte wie „eine Muschel im Gehäuse" und zog sich später ganz von der Wirthschaft zurück. Wenn auch nicht förmlich geschieden, so lebte sie für sich allein und zwar im Hof in Trutenau, der, von der Fabrik aus gesehn, jenseits des Mühlenteichs einen malerischen

*) Scheffner Mein Leben. S. 77.

**) v. Baczko's Leben II. S. 19.

Punkt bildet. Sie erreichte ein ungleich höheres Alter als ihr Gemahl.

Da bei den geliehenen Geldsummen die sich häufenden Verlegenheiten auch den unverzagtesten Geist bedenklich stimmen mußten, so mogte Kanter, als er fast auf ein halbes Jahrhundert zurückblicken konnte, nicht mehr so vertrauend der Zukunft entgegen sehn als vordem. Er sah seinen Credit gänzlich verlöschen. In einem Brief von 1779 heißt es: „im Kanterschen Laden ist es aus!" In einem anderen von 1780: „Er ist auf Trutenau über 50,000 Fl. schuldig und als Lotterie-Pächter soll er alle Tage aus Berlin für 18,000 Fl. exequirt werden. Alle diese Dinge sind stadtkundig" *). In einem dritten von 1785 wird Kanter der gewesene Lotterie-Director genannt. Gerade in dem Jahre 1780, als Hamann nach dem Rechnungsabschluß seiner Barschaft mit innerstem Jubel erzählt, daß sein Vermögen um den Gottespfennig eines halben Guldens gewachsen sey (eine Freude, die er seit 1774 nicht genossen), berichtet er, wie es um Kanters Verhältnisse stehe. Er lebte noch sechs Jahre und schied ein Vierteljahr vor seinem königlichen Beschützer. Mit andern Empfindungen als diesmal hatte er sich sonst zur Reise um die Osterzeit bereitet, die er jetzt auf dem Schmerzenslager zubrachte. Sein Verlangen stand nicht nach dem Büchermarkt, sondern nur nach einem Buch, das „der Weisheit Morgenröthe" betitelt, in freimaurerischer Auslegung ihm das Geheimniß über Ende und Anfang aufklären sollte. Am Gründonnerstage sah Hamann seinen alten Verleger und Freund zum letzten Mal. Am ersten und zweiten Osterfeiertage ward er nicht mehr vorgelassen. Kanter verschied 48 Jahre alt am 18. April 1786. In der Todesanzeige hieß es: „Der Staat verliert an ihm einen seiner besten und nützlichsten Bürger, der gemeinnützigen Unternehmungen alles opferte." „Er war, sagt Hamann die Trauerkunde meldend, einer der außerordentlichsten Männer und desperatesten Unternehmer, der eben so leichtsinnig sich, als Andere aufzuopfern im Stande war **)."

Ungeachtet der Treue, die in dieser Schilderung erstrebt wurde, mag mancherlei verzeichnet seyn. Wenn aus vereinzelten Zügen

*) Hamann VI. S. 114.
**) Jacobi's Werke IV. III. S. 209.

ein Bild entworfen werden soll, so kann es nicht fehlen, daß die Vorstellung an bekannte Persönlichkeiten sich anlehnend, anstatt eine neue Individualität vorzuführen, zwei bestimmte zu einer dritten zusammenschmelzt. Oder um mich deutlicher auszudrücken, ich erkenne in Kanter zwei Männer wieder, mit denen ich in mehr oder weniger inniger Beziehung gestanden und welche beide sich verdient machen wollten und sich verdient gemacht haben weit über die Grenzen der Vaterstadt hinaus. In Kanter tritt mir bald der Commerzienrath Degen, bald der Banco-Cassirer Nicolovius entgegen. Mit jenem hatte er die Leichtigkeit gemein, sich in die verwickeltsten Lagen und Verhältnisse zurecht zu finden, den regen Eifer, mit klüglich, aber zu vertrauungsvoll berechnendem Verstande sich auf ein neues, fruchtbares Feld der Thätigkeit zu wagen. Mit diesem finde ich Aehnliches darin, daß er eine Ehre darein setzte, für eine Stütze der Wissenschaft angesehn zu werden und es demnach für unerläßlich erachtete, mit Gelehrten freundschaftlich zu verkehren und um sein Geschäft durch gastfreundlichen Aufwand würdig einen gewissen Glanz zu verbreiten, selbst noch bei ungünstiger Wendung der Dinge. Unausbleibliche, bittere Erfahrungen brachen die Kraft der edlen Naturen. Wer in gerechter Schätzung ihr Wirken betrachtet, kann ihnen anerkennenden Dank nicht versagen.

Die Kantersche Zeitung verdient eine Stelle in der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie rief die Genialität Hamanns aus ihrer Verborgenheit hervor und half die isolirte Stellung Königsbergs mit aufheben im Reiche der Intelligenz.

Kanter's Tochter, die ihm sehr ähnlich gewesen seyn soll, Johanna Dorothea Elisabeth, die nachmalige Doctorin Jachmannn, zählte bei seinem Hintritt nur 16 Jahre und starb im November 1831. Die beiden Söhne sind gleichfalls nicht mehr am Leben. Sie waren nach einander Hofbuchdrucker in Marienwerder. Die Firma: Königl. westpreußische Kantersche Hofbuchdruckerei besteht noch.

A. Hagen.

Preußische Volkslieder.

N. P. P. Bl. Bd. 6. S. 316.

29.
Die Ungelehrige.

Ich habe mein Feinsliebchen
Schon lange nicht gesehn.
Ich sah ihn gestern Morgen
Didlum didium Dorgen
Wohl vor der Thüre stehn!

Ich thät ihn freundlich grüßen,
Er sah mir sauer aus;
Ich dacht in meinem Herzen,
Didlum didium derzen:
Er hat 'ne andre Braut!

Er schickt mir alle Morgen
Ein Kränzlein und ein Brief,
Im Brief da steht geschrieben,
Didlum didium dieben,
Wie ich mich halten soll.

Dies bringt mich unter die Lehre,
Wie ich mich halten soll.
Du Schelm wirst mich nicht lehren
Didlum didium dehren!
Das weiß ich selber wohl.

Funk — Königsberg.

30.

De Jettke rennd' vom Barg heraf
De Karbel rennd' er noh.
„Wart' du, wart' du mein Jettchen
Wir woll'n zusammen gehn."

Onn wenn wie nu tosamme gahn,
Watt segge denn de Lied?
Du kannst spönne uck woll warke,
Wasche uck woll starke
Darmöt ternähr wie ons.

Onn wenn öck nu dat Alles kann
Wat deiht denn nu mien Mann?
Dei kann seege uck woll plöge,
Sien Jettke uck woll leewe,
Darmöt ternähr wie ons.

Jasch — Wittenberg.

31.

Lied in oberländischer Mundart *).

Ai! willst du mit so komm!
Komm mit mir nach Danzig herrain,
Alda wo die Pumuchelsköpfe sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm'!
Komm mit mir nach Albing herrain,
Alda wo die Poltarklatscher sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Schippenbeil herrain,
Alda wo die Erbsenschmecker sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Gerdauen herrain,

*) Vergl. Lokalspöttereien B. 3. S. 118 ff.

Alda wo die Saubader sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Wehlau herrain,
Alda wo die Auleustecher sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Insterburg herrain,
Alda wo die Barenlaiter sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Tilsit herrain,
Alda wo die Paröskenmacher sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Memel herrain,
Alda wo die Sandhase sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Königsberg herrain,
Alda wo die Glumsnickel sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!
Komm mit mir nach Fischhause herrain
Allda wo die Müggepritscher sain!
Ai! willst du mit, so komm, so komm!

L. Meier — Creutzburg.

33.

Hohlt mich mal een kleen beetken stöll,
Wat öck juh vertelle wöll.
Wat de Riese Goliath
Mött dem kleene David hat.
De Goliath was een böser Mann
Onn alle Kinder Israels hädde för emm Bang.
Tule, tule, tule, tule, tu,
Tule, tule, hepp, hepp, hepp!

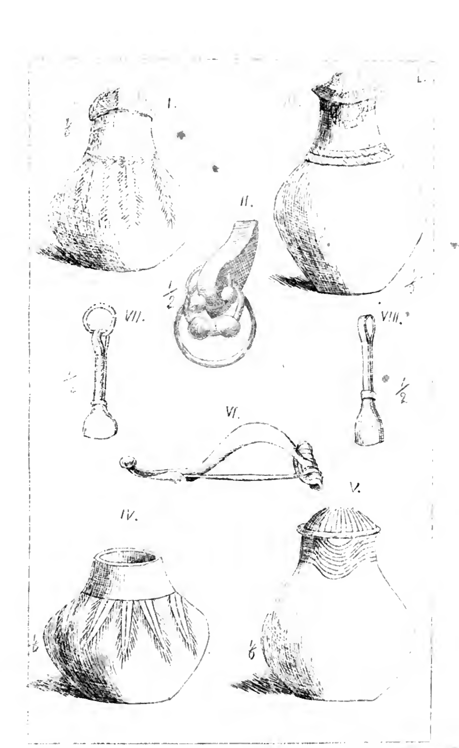
Als datt de König Saul vernamm,
Leet he den David för sök kahm
Onn sprook: häst Du veel Stolz onn Mooth,

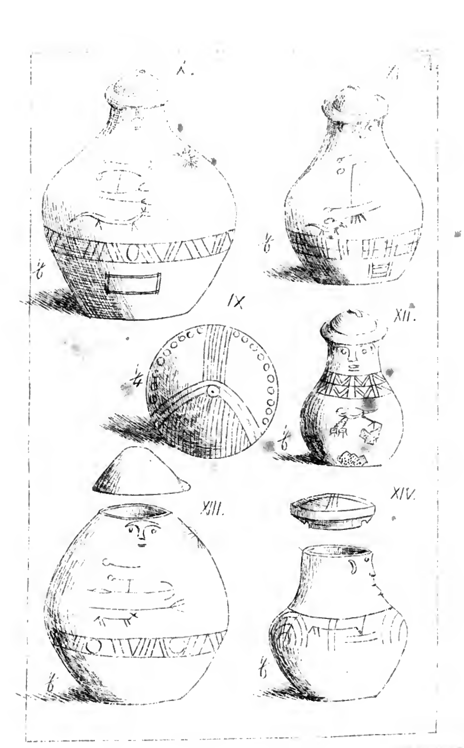
On schlaist Du mich den Goliath dooth.'
Schlaist emm dooth und blöfft am Leeve
Warr ekk dih ook mihne Anngiehn gewe. Tule 2c.

Dem David sihn Fahder, was ook een groot Mann,
Onn sprook Du mottst önne Krieg rönn gahn,
Krieg, wo Dihne Bröder sönd,
Mottst sehn, ob se noch am Leeve sönd.
Nömm disse fette Käse mött,
Datt se söck stölle den Hunger damött. Tule 2c.

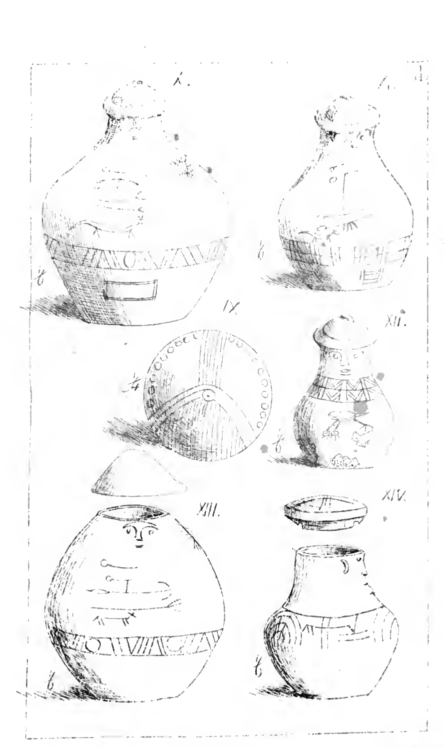
De David toog sökk sihne Panzer an
On sprook: nuh kahm Du Kriegesmann!
Böbst Du glihk sess Ehle lang
So warr ökk doch nich häbbe för Dich Bang.
Hei namm sihnen Schlippschlappschluuder woll ön den Fuust
Onn haut datt groote Luuder, datt man so bruust. Tule.

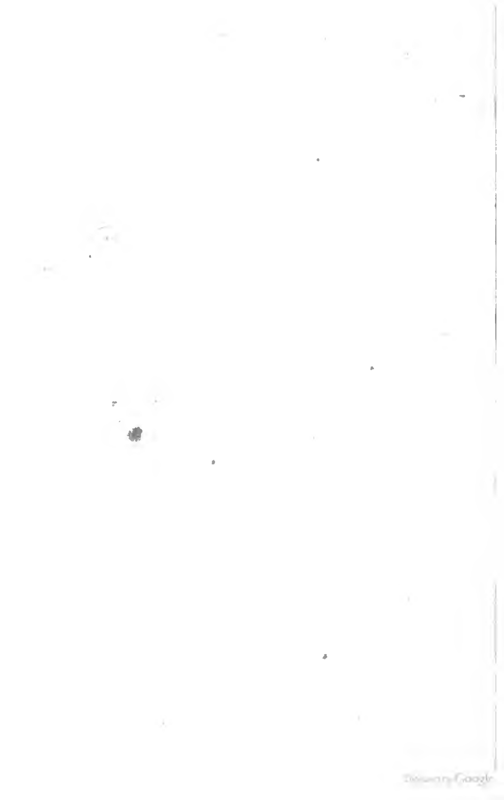
Onn als datt groote Rindvöh opp Gottes Erdboden lag,
De David sökk naoh de Plömp römmsah,
Hei plömpert emm den Kopp vom Liew heraff,
Gotts Himmels Donnerwetter wih bullert datt.
Hei schleppt emm nah dem Laager too
Onn alle Kinder Israels wasse froo. Tule 2c.


I.
II.
VII.
VIII.
VI.
IV.
V.
1/2


IX.
XII.
XIII.
XIV.




IX
XII.
XIII.
XIV.



Das
nördliche Pommerellen und seine Alterthümer.

Von E. Förstemann.

(Dazu 3 Abbildungen).

Von einer künftigen umfassenden und nach verständigem Plane angelegten Behandlung der in den deutschen Ostseeländern sich findenden Alterthümer aus der Heidenzeit sind allem Anschein nach recht erfreuliche Resultate zu erwarten. Um nur einige Punkte zu erwähnen, die durch eine solche Arbeit in ein neues Licht gesetzt werden würden, so ist es namentlich die alte Frage nach slavischer oder germanischer Urbevölkerung dieser Gegenden, ferner die Grenzen der einzelnen Volksstämme, die Zeit und die Wege ihres Handelsverkehrs mit dem Orient, der Grad ihrer Cultur, die relative Dichtigkeit oder in einzelnen Strichen vielleicht das gänzliche Mangeln der Bevölkerung; anderer Dinge zu geschweigen, über die eine glückliche Combination oder ein zufällig gemachter Fund vielleicht willkommnen Aufschluß herbeiführt.

Vorarbeiten zu so bedeutendem Werke sind mannigfach aber höchst ungleichmäßig den verschiedenen Landstrichen zu Theil geworden. Holstein, Mecklenburg, Pommern und das eigentliche Preußen erfreuen sich theils schon vielseitiger schriftlicher Darstellung des hier Gefundenen, theils auch noch überdies ziemlich reichhaltiger und anregender Sammlungen der Alterthümer selbst. Nur die Gegend von der Weichsel bis nach Pommern hin ist hierin noch ein ganz unbekanntes Land; weder ein Museum, noch eine Schrift hat bisher diese Lücke ausgefüllt, die doch ausgefüllt werden muß, soll anders die gesammte oben angedeutete Forschung zu gedeihlichen Ergebnissen führen. Längere Zeit habe ich, der ich in diesem Fache nur die Geltung eines Dilettanten beanspruchen darf, gewartet und gehofft, daß vielleicht ein dazu mehr Berufener rüstig die Hand anlegen würde. Da diese Erwartung sich

aber nicht erfüllte, so stellte ich endlich im Jahre 1846 selbst einige vorläufige Nachrichten über die Grabalterthümer des nördlichen Pommerellens zusammen, die im 8. Bande der Neuen Mittheilungen des thüring. = sächs. Alterthumsvereins im 2. Hefte zu finden sind. Mittlerweile ist der Stoff bedeutend angewachsen und, da noch immer nicht die Aussicht eröffnet ist, daß ein Andrer mir diese Bürde abnehmen werde, so habe ich mich entschlossen, nach und nach die fünf nördlichen Kreise des westpreußischen Pommerellens, nämlich Neustadt, Danzig, Carthaus, Stargardt und Berendt zu behandeln, dergestalt, daß ich die Nachrichten über die heidnischen Grabstätten auf diesem Gebiete möglichst vollständig gebe und auf andere Alterthümer wenigstens andeutend hinweise. Zugleich suche ich darauf hinzuwirken, daß Jemand in demselben Sinne die südlichen Landstriche bis zur Brahe hin behandle, wozu am meisten berufen scheint, wer in Conitz heimisch ist. Für diesmal stelle ich hier eine Musterung des ersten der genannten fünf Kreise an.

1. Kreis Neustadt.

Dieser Kreis bildet ein Viereck von etwa 25 Quadratmeilen Flächeninhalt, dessen nördliche Grenze die offene See, die westliche der pommersche Kreis Lauenburg, die östliche das Putziger Wieck bildet; eine starke Meile nördlich von Danzig an der See beginnt endlich die Südgrenze, welche in grade westlicher Richtung fortlaufend den Neustädter Kreis vom Danziger und Carthauser trennt. An die nordöstliche Ecke dieses Vierecks setzt sich die Halbinsel Hela an, die fast fünf Meilen weit nach SO. zu fortläuft und nur an ihrer Spitze eine Viertelmeile breit ist, sonst aber durchschnittlich kaum die Breite von mehr als tausend Schritten erreicht.

Um mit dieser Halbinsel, eigentlich nur einer großen Düne, zu beginnen, die, wenn sie auch großentheils Eigenthum der Stadt Danzig ist, dennoch physisch dem Neustädter Kreise angehört, so hat sie meines Wissens niemals heidnische Alterthümer aufgewiesen und es sind wohl um so weniger dergleichen von diesem übrigens unwirthbaren, Landstrich zu erwarten, als gewiß im Laufe der Zeiten große Umgestaltungen des Bodens durch das Meer

stattgefunden haben, ja vielleicht die ganze Halbinsel verhältnißmäßig neuern Ursprungs ist. Freilich sind dagegen die theilweise sagenhaften Ueberlieferungen von einer einstmals hier vorhanden gewesenen höheren Cultur und von der vormaligen Größe der Stadt Hela in Anschlag zu bringen.

Die sandigen Dünen der Halbinsel setzen sich in derselben öden Gestaltung auch auf dem Festlande längs der Nordküste fort und deshalb hat auch dieser Strich, der sich beim Leuchtthurm von Rickshöft bis 200 Fuß erhebt, wohl schwerlich in alter Zeit Ansiedler angelockt. Alterthümer waren deshalb hier kaum zu erwarten; höchstens konnten es nur dürftige Denkmäler eines armseligen Fischervölkchens sein, wie es noch heute zum Beispiel in den jämmerlichen Hütten des Dorfes Tupadell mitten in einer Sandwüste kümmerlich sein Dasein fristet. Um so überraschender kam mir eine briefliche Nachricht, daß sich bei dem in dieser nämlichen Region liegenden Dorfe Ostrau in reinem Dünensande Scherben von Urnen gefunden haben, wahrscheinlich vom Winde herausgeweht, da dieser hier die Sandhügel von einer Stelle auf die andere versetzt. Leider ist mir von jenen Scherben, die recht schöne Zeichnungen gehabt haben sollen, nichts zu Gesicht gekommen, was ich um so mehr bedaure, da ich den Charakter der Zeichnungen für besonders wichtig zur Beurtheilung des künstlerischen Bildungsgrades, ja sogar der Grenzen zwischen den einzelnen Volksstämmen halte.

Den Dünen zunächst zieht sich längs der Nordküste bis weit nach Pommern hinein ein mooriger Landstrich, fast nur zur Viehweide und zum Torfstich benutzt; er enthält deshalb mit Ausnahme des charakteristisch genug von Holländern angelegten Dorfes Karvenbruch keine Ansiedelungen, sondern die Dörfer stehn nur an seinem Rande. Es ist deshalb erklärlich, daß auch aus diesem Gebiete bis jetzt noch keine Nachrichten über heidnische Alterthümer bekannt geworden sind, obwohl die Möglichkeit hieselbst welche zu finden durchaus nicht geleugnet werden soll.

Südlich von diesem Bruch erhebt sich das Land beträchtlich und wird überwiegend Getreideboden, in welchem mehrere theilweise nicht unbedeutende Dörfer liegen. Die Westgrenze dieses Bezirks wird von dem schönen und großen Zarnowitzer See, eigentlich einer Erweiterung des Flüßchens Piaßnitz gebildet, der sich

früher viel weiter erstreckt haben mag. Auch hier, in den ehemaligen Besitzungen des Klosters Zarnowitz mangeln bis jetzt die Spuren von Alterthümern; nicht weniger in einem sich östlich hieranschließenden Einsenkung des Bodens (einer Fortsetzung des nördlichen Bruchs), worin das Dorf Krockow liegt, seit Jahrhunderten der Sitz des gleichnamigen aus der Schweiz eingewanderten Grafengeschlechts. Desto mannigfaltiger ist der östliche Theil dieses Bezirks mit Alterthümern ausgestattet, dergestalt, daß man auf eine wenigstens in den letzten Jahrhunderten vor Einführung des Christenthums hier ansäßig gewesene nicht geringe Bevölkerung zu schließen berechtigt ist. Sechs Dörfer, Sullitz, Klanin, Parschkau, Redischau, Klein-Starzin und Groß-Starzin, wovon die fünf ersten adlige Güter bilden, liegen hier noch jetzt nahe bei einander. Mit Ausnahme von Klanin kann ich von allen diesen Nachrichten über Alterthümer geben.

Zu Sullitz erstens sind zu verschiedenen Zeiten heidnische Gräber und Urnen darin gefunden und es mag dort noch manches der Art in der Erde stecken, wovon ich in Zukunft hoffe genaueren Bericht einsenden zu können. Aus Gr. Starzin ist mir nur eine unbestimmte Nachricht über eine dort gefundene Urne zugegangen, wie dergleichen Nachrichten aus den Bauerndörfern wegen der geringen Intelligenz der Bewohner immer den aus den Gütern erhaltenen an Werth nachstehn. Bestimmteres kann ich von dem adligen Gute Kl. Starzin mittheilen, dessen Besitzer, Herr v. Graß, überhaupt durch Theilnahme an der Sache und Darbietung von Arbeitskräften die Untersuchung nicht bloß seiner, sondern auch der benachbarten Besitzungen erst möglich gemacht und sich dadurch in hohem Grade den wärmsten Dank der Wissenschaft verdient hat. Leider hat Kl. Starzin selbst trotz aller angewandten Bemühung nur geringe Resultate zu Tage gefördert. Eine kleine Anhöhe, die noch jetzt mit dem für Grabhügel so weit verbreiteten Worte moigula bezeichnet wird und auf der sich beim Nachgraben nach Kies in früherer Zeit ein halbkreisförmig gebogener an beiden Enden durchlöcherter Blechstreifen und eine metallene Nadel mit umgebogenem obern Ende und einem Knopfe daran gefunden hat, zog mich zur nähern Untersuchung an und ich fand dort auch mehrere kleine Scherben, die unzweifelhaft Urnen angehörten und so das wirkliche Dasein von Gräbern daselbst

außer Zweifel setzten, indessen keine weiteren Schlüsse gestatteten. Auf einem andern Hügel zu Kl. Starzin scheint sich auf der Südseite ein allgemeiner Begräbnißplatz befunden zu haben, da hier früher Urnen gefunden sein sollen. Ich grub auch hier nach, gelangte indessen bald zu der Ueberzeugung, daß hier die Gräber schon sämmtlich durch den Pflug zerstört sein müssen, zumal da es scheint, daß sie hier nicht durch größere Steinplatten geschützt gewesen sind. Ich fand nämlich hier außer mehreren Scherben von sehr grobem Thon und ohne alle Zeichnung nur eine einzeln stehende Urne, die aber sogleich zerfiel; sie stand, abweichend von der gewöhnlichen Art, in einem kreisrunden Gehäuse von kaum faustgroßen Steinen.

Unter den oben erwähnten Oertern nannte ich auch das Gut Parschkau. Hier befindet sich ein kreisrunder etwa zwanzig Fuß hoher Hügel, der vielleicht künstlich aufgeschüttet ist und auf welchem sich fünf concentrische Kreise von großen Steinen unterscheiden ließen, die nur wenig aus der Erde hervorragten. In der Vermuthung hier ein heidnisches Grab vor mir zu haben ließ ich den Hügel mit großer Mühe, da die Steine sämmtlich mehrere Centner wogen, untersuchen, habe indessen bis auf eine ziemliche Tiefe nichts entdecken können.

Der bei weitem wichtigste der genannten Oerter ist nun endlich das adlige Gut Redischau, über welches ich mich hier etwas weitläufiger verbreiten muß, da mir in der ganzen Gegend, die ich in den Kreis der Betrachtung gezogen habe, keine Gräberstätte von gleicher Ausdehnung vorgekommen ist.

Redischau liegt etwa anderthalb Meilen südwestlich von dem Punkte, wo die Halbinsel Hela mit dem Festlande zusammen trifft, etwa eben so weit nordwestlich von dem Städtchen Putzig, fast acht Meilen von Danzig. Hier befindet sich in einer übrigens ganz ebenen Gegend eine sich von Osten nach Westen in einer Länge von ungefähr 350 Schritten erstreckende Anhöhe, die einen sehr flachen nach Norden geöffneten Bogen bildet, sich über den umliegenden Boden etwa zwanzig bis dreißig Fuß erhebt und im Ganzen einen Raum von fünf Magdeburger Morgen einnimmt. Einst lag sie in einem gewaltigen Eichenwalde, dessen Wipfel so hoch waren, daß man, wie eine mündliche Ueberlieferung sich ausdrückt, von denselben die wilden Tauben nicht herunter schießen

konnte; jetzt ist die Stelle baumlos. Der ganze südliche Abhang dieser Anhöhe, nicht aber der nördliche, ist eine große uralte Gräberstätte. Begierig dieselbe näher zu untersuchen, wurde ich von dem Gutsherrn, Herrn von Lysniewski, mit der größten Zuvorkommenheit unterstützt und in den Stand gesetzt, das nachfolgende Resultat unserer Bemühungen mitzutheilen.

Die Construction dieser Gräber ist folgende: In einer Tiefe von etwa drei bis vier Fuß liegen mehrere gespaltene, tafelförmige Steine. Auf dieser Grundlage senkrecht erheben sich vier Wände von ähnlichen Steinen, die gegen einander einen rechten Winkel bilden, so daß sie einen würfelförmigen Raum einschließen. In diesem Raum stehen nun die Urnen so, daß sie die Wände jenes Würfels berühren und möglichst wenig Platz darin übrig lassen; keins der von mir geöffneten Gräber wies einen Raum für spätere Beisetzungen auf. Die kleinen Zwischenräume zwischen den Urnen sind der größeren Festigkeit wegen mit Sand ausgefüllt, so wie auch der innere Raum der Urne, so weit er nicht mit Asche und Knochen angefüllt ist, Sand enthält. Umgeben ist dies ganze Gehäuse mit einer Anzahl, gewöhnlich etwa einem halben Dutzend großer Steine in ihrer natürlichen Gestalt, so wie auch meistens auf der Decke ein nur an der untern Seite flacher Stein liegt, der mitunter von der Größe war, daß ihn drei Männer nur mit großer Mühe umwenden konnten. Um die genannten großen Steine herum liegen nach allen Richtungen gewöhnlich sehr viele kleine Steine, bis auf die Größe einer Faust herab; ich zählte deren in einem Grabe, und noch dazu in einem kleinen mit nur zwei Urnen, weit über tausend. Nur das größte der geöffneten Gräber, welches neun große Urnen enthielt und etwas isolirt von den übrigen am westlichen Ende des Berges lag, entbehrte der kleinen Steine gänzlich und war nur von großen umgeben. Die oberste Fläche des ganzen Grabes liegt selten viel über einen Fuß unter der Erdoberfläche; auf letzterer ist übrigens nicht das geringste Zeichen, welches das Vorhandensein eines Grabes andeuten könnte, und es mußten daher Erdbohrer und eiserne Stäbe zur Auffindung der Gräber verwandt werden.

Der Stoff der Urnen war ein gewöhnlich sehr grober und stark mit Kies gemischter Thon. Ihre Farbe war meistens braun, nicht ganz so häufig schwarz, und zwar kommen auch zuweilen in

einem Grabe beide Farben vor! bloß schwarze, und sechs an der Zahl und vollkommen gleich, fand ich nur in einem Grabe. Die schwarzen waren mit größerer Sorgfalt gearbeitet als die braunen. Denn nicht allein waren sie von außen sorgfältig geglättet und hatten noch einen starken Glanz, sondern es fanden sich auch auf ihnen die hübschesten Zeichnungen; übrigens lagen sie, wo sie allein waren, im Ganzen tiefer als die braunen und waren mehr mit Steinen bepackt. Demnach ist es wohl als ausgemacht anzusehn, daß sie den Wohlhabendern angehörten.

In Bezug auf die Größe fand sich eine sehr große Verschiedenheit. Denn während eine oder die andere Urne wohl eine Höhe von 16 Zollen erreichte, waren einige nur den dritten Theil so hoch, ja eine maß sogar nur 2¼ Zoll. Von der Größe hing es namentlich ab, ob die Urnen sich ganz erhielten, was kaum von einem Drittel der Fall war; auch diese letztern dürften schwerlich einen Transport vom Fundorte weg aushalten. Die größern zerfielen fast sämmtlich, entweder schon während man sie von der umliegenden Erde befreite, oder wurden doch bei dem Versuche, sie aus dem Grabe zu heben, durch ihren eigenen Inhalt auseinandergedrängt. An Vorsichtsmaßregeln fehlte es übrigens nicht, theils wurde sehr mühsam mit Federmessern die Erde von den Urnen abgelöst, theils versuchte ich sie durch angezündetes Stroh zu trocknen und zu härten. Indessen, gelang es mir auch nun einige Krüge vollständig zu bekommen, so ist mir doch bei keinem die Form und die etwaige Zeichnung entgangen, und das ist die Hauptsache, da das Wissen in diesen Dingen gewiß bei weitem wichtiger ist als das Haben.

Auf diese beiden letzten Punkte, Form und Zeichnung, ist zunächst noch Rücksicht zu nehmen. Die Form der Urnen war keiner bestimmten Regel unterworfen; bei einigen betrug der größte Durchmesser nicht viel mehr als die halbe Höhe, bei andern mehr als die ganze; die obere Oeffnung schwankte (die kleinste der Urnen ausgenommen) etwa zwischen drei und sechs Zollen Durchmesser. Sogar die in demselben Grabe befindlichen Urnen waren an Gestalt sehr verschieden, mit der einen oben erwähnten Ausnahme, daß in einem Grabe sechs vollkommen gleiche schwarze Urnen vorhanden waren (Abbildung I. Fig. I.) Uebrigens ist zu bemerken, daß bei aller Mannigfaltigkeit der Form sich weder

zu Redischau noch wie es scheint in ziemlich weitem Umkreise Urnen fanden, die vom Boden aus bis zu der Höhe, wo sie am breitesten sind, einen concaven Bogen bilden, wie sie in andern Gegenden oft vorkommen, ja sogar bei einem großen Urnenfunde in der Altmark*) sich fast ausschließlich zeigten. Diese allein auf geschmackvolleres Aussehn berechnete Form scheint in Pommerellen, wo der untere Theil der Urnen nur convex ausgebogen sich findet, kaum gekannt zu sein.

Die meisten Urnen hatten einen Deckel; der kleinere Theil, namentlich die mit breiter Oeffnung, entbehrte denselben. Auch die Deckel waren von der verschiedensten Art, denn während einige oben eine wagrechte Fläche besaßen und andere fast Halbkugeln bildeten, fanden wir auch Deckel von der Form eines vollkommen spitzigen Kegels; während bei den einen der Hals der Urne weit in den Deckel hineinreichte, umschloß bei den andern ersterer fast ganz den letztern. Ja wir fanden auch einen Deckel ganz von der Gestalt eines tiefen Tellers, so daß die Mitte desselben sich in die Urne hineinsenkte.

Als ein besonderer Zierrath verdient noch erwähnt zu werden, daß sich bei einer Urne an der Seite drei kleine Höcker neben einander, bei mehreren derselben aber an derselben Stelle wirkliche Ohren befanden, die indessen immer ziemlich klein waren und nur eine ganz unbedeutende Oeffnung hatten. Bei zwei Urnen in verschiedenen Gräbern waren letztere von einer eigenthümlichen Beschaffenheit, von der ich nicht weiß, ob sie anderwärts in Deutschland schon vorgekommen ist; auf jeden Fall ist sie selten. In einer jeden der beiden ohrförmigen Erhöhungen waren nämlich zwei Löcher, durch deren jedes ein mit Bernstein- und Glasperlen versehener Ring gezogen war; der unterste dieser beiden Ringe stand jedesmal mit noch einem dritten Ringe in Verbindung, so daß dies ganze Gehänge, das sich leider nicht unversehrt erhalten ließ, eine höchst sonderbare Figur bildete (I. Fig. II.) In einem meiner folgenden Aufsätze werde ich aus einer ganz andern Gegend dasselbe Gebilde noch einmal nachweisen; auch muß ich auf diese Ringe in den Ohren gleich unten wieder zurückkommen.

Eine Zeichnung mangelte den Urnen oft ganz; wo sie vor-

*) S. Neue Mitth. des Thür.-Sächs. Vereins Bd. 2.



handen war, hatte man sie mit einem spitzigen Werkzeug in den Thon eingegraben. Oefters bestand sie nur aus einzelnen Reihen von Punkten, namentlich am Deckel. Einmal bildete sie am Halse der Urne, und zwar nur an der einen Seite, ein rohes Gewirre von wunderlich gezackten Linien (I. Fig. III). Ein anderes Mal fand ich den Deckel einer sonst nicht gezeichneten Urne sehr eigenthümlich mit Linien verziert (II. Fig. IX). Aus diesen beiden letzten Fällen ergiebt sich, was ich noch in spätern Abhandlungen zu bestätigen denke, daß das Gefühl für symmetrische Formen hier noch kaum erwacht oder wenigstens nur sehr wenig lebendig war. Wo die Zeichnung in höherer Ausbildung gefunden wurde, was nicht ganz selten war, bewies sie das Vorhandensein eines ganz bestimmten einfachen Geschmacks und einer großen Formenarmuth. Selten fanden sich krummeLinien (I. Fig. V), während gerade Parallellinien fast jede Zeichnung zusammensetzten (I. Fig. I, III, IV, wovon namentlich das letzte Muster mit geringen Abweichungen in verschiedenen Gräbern wiederkehrte). Um so merkwürdiger war mir die Nachricht, es habe sich einmal in Redischau eine Urne gefunden, deren eine Seite ein Gesicht dargestellt habe, während der Deckel dazu die Kopfbedeckung habe vorstellen sollen und während Ohren mit Ringen von der oben beschriebenen Beschaffenheit hier zugleich die Ohren des Kopfes gebildet hätten. Wir werden gleich unten bei Erwähnung des interessanten zu Katz gemachten Fundes eine Analogie zu diesem Falle finden.

Am anziehendsten waren mir die in und bei den Urnen sich findenden metallenen Gegenstände, die fast alle aus der in Gräbern so gewöhnlichen Bronze bestanden. Nur wenige Stücke von eisernen Ringen fanden sich, aus welchen sich, wie aus dem Umstande, daß hier keine Hügel über den Urnen aufgeschüttet waren, auf eine verhältnißmäßig nicht sehr alte Zeit schließen läßt. Unter den bronzenen Gegenständen erwähne ich zuerst eine in der Kunst nicht hochstehende Heftnadel (fibula) von einer schon anderweitig aus der Provinz Preußen bekannten Form (I. Fig. VI.), so wie zwei einander sehr ähnliche zangenartige Schmucksachen (Pincetten I. Fig. VII und VIII), gewiß auch zum Zusammenhalten von Gewändern bestimmt. Mitunter waren die Sachen nicht übel gearbeitet, doch scheint man das Zusammenschweißen des Metalls nicht gekannt zu haben. Das Feinste war eine kleine nur wenige

Zoll lange Kette von Kupferdrath, von der ein jedes Glied nur ¼ bis ⅙ Zoll maß und welche neben einer sehr zerstörten Urne an der Stelle lag, wo sonst das Ohr zu sein pflegt (vergl. oben). Im Uebrigen fanden sich nur noch Ringe, meistens Ohr- und Haarringe, an welchen gewöhnlich zwei oder drei eben solche Glas-, Thon- oder Bernsteinperlen saßen, wie sie oben bei den Ohrringen der Urnen erwähnt wurden. Nur einen Fingerring bemerkte ich. Zahlreiche Bruchstücke von andern Ringen und Perlen zeigten, daß dieser Schmuck bei dem Volke, dem er angehört, bei weitem der üblichste war. Man sieht aus allem Erwähnten eine im Ganzen niedrige Culturstufe durchblicken. Von Steingeräthen, von Waffen und Allem, was sonst Gräber zu bergen pflegen, nahm ich keine Spur wahr.

So viel von meinen Untersuchungen auf diesem Platze. Doch bin ich nicht der Einzige gewesen, der hier nachgegraben hat, denn der ganze Begräbnißplatz ist keineswegs erst neuerdings als solcher entdeckt worden, sondern er war schon seit langer Zeit bekannt und leider auch zu sehr materiellen Zwecken benutzt gewesen. Schon seit funfzig Jahren sollen von den Tagelöhnern in der Nachbarschaft die Steinplatten zum Verschließen der Ofenröhren und die Aschenkrüge zur Aufbewahrung von Sämereien ausgegraben worden sein. Der Einzige, welcher sich wirklich für die Sache interessirt hatte, war der frühere Schullehrer in Redischau gewesen, der durch oftmalige Nachgrabungen in den Besitz von zwanzig Urnen (darunter befand sich auch jene mit dem Gesicht) gekommen war. Indessen fand ich diese nicht mehr bei ihm, als ich ihn in seinem gegenwärtigen zwei Meilen von dort entfernten Aufenthaltsorte besuchte, sondern mußte mich mit einigen Notizen begnügen.

Auch Nacheiferer hatten meine Untersuchungen gefunden. In meiner Abwesenheit war einmal ein Grab mit sechs theils braunen, theils schwarzen Urnen geöffnet, das aber keine Schmucksachen enthielt. So erfuhr ich auch bei meiner letzten Anwesenheit daselbst, daß in der Zwischenzeit ein fremder Herr, der mir nicht näher bezeichnet werden konnte, drei Gräber geöffnet habe. Die Urnen aus denselben, welche sich indessen nicht besonders ausgezeichnet hätten, seien wahrscheinlich in das Berliner Museum gekommen. — Hiemit sind die Redischauer Entdeckungen wohl als

beendet anzusehn; denn neuerdings ist der Pflug zuerst über diese Stätte gekommen und dieser wird den dort noch vielleicht vorhandenen geringen Rest wohl mit der Zeit zerstören; daß der Berg nicht mehr viel enthält, ist als sicher anzunehmen.

Blicken wir noch auf die Zahl der gefundenen Gräber und Urnen, so habe ich selbst an sieben verschiedenen Tagen vierzehn Gräber geöffnet, welche 53 Urnen enthielten; und zwar fanden sich in einem Grabe 9, in einem 6, in zweien je 5, in dreien je 4, in dreien je 3, in dreien je 2 und in einem eine einzige. Auch 10 Urnen sollen schon in einem Grabe vorgekommen sein. Außer den von mir gefundenen Urnen habe ich noch von etwa 30 bis 40 andern dort ausgegrabenen mit Bestimmtheit gehört. Da nun aber der ganze Berg die sichern Spuren von etwa 80—90 dort geöffneten Gräbern trägt, so kann man auf eine dort vorhanden gewesene Masse von wenigstens 400 Urnen schließen.

Während ich mein Interesse an dieser Gegend nach verschiedenen Seiten hin äußerte, um dadurch neue Mittheilung und Anregung zu erzielen, kam mir eine wohl Jahrhunderte alte Karte des benachbarten Gutes Kl. Starzin in die Hände, die ehemals der Bibliothek des Klosters Oliva gehört hatte; denn Starzin war im J. 1235 durch Tausch in Besitz dieser Abtei gekommen. Auf dieser Karte fiel mir an einer Stelle auf der Grenze von Kl. Starzin, Gr. Starzin und Redischau die Bezeichnung tumuli paganorum auf und ich fand nach dieser Angabe wirklich kaum tausend Schritte von dem Redischauer Gräberfelde vier Hügel, dem Anscheine nach Grabhügel, mit Gestrüpp bewachsen und mit großen Steinen belegt. So weit ich sie untersucht habe, fand sich nichts darin; entweder sind sie schon ihres Inhalts beraubt oder bergen denselben noch in größerer Tiefe, bis zu welcher ich zu bringen verhindert war. —

Von der hier besprochenen Gegend weiter südlich erstreckt sich bis nach dem freundlichen Rhedathale und der Stadt Neustadt hin ein waldiger Strich, der nahe an zwei Quadratmeilen einnimmt. Zwei Oerter erwähne ich hier als Fundörter von Alterthümern, nämlich das durch eine Höhle in der Umgegend bekannt gewordene Dorf Mechau, aus welchem mir mehrere Scherben

großer Urnen, aus grobem stark mit Kies versetztem und dadurch sehr hellem Thon zu Gesicht kamen, welche indessen roh und ohne alle Zeichnung gearbeitet waren, und zweitens das Dorf **Kl. Piaßnitz**, bei welchem sich im Walde entschiedene Grabhügel finden sollen, die ich aber noch nicht habe aufsuchen können.

Nunmehr komme ich zu dem Strich Landes, welcher in einer Ausdehnung von etwa fünf Meilen das Ufer des Putziger Wiecks bildet. Die Bodenbeschaffenheit ist hier der Art, daß wir, wenn das Meer hier nur wenige Klafter stiege, an Stelle dieser ganzen Küste vier Inseln haben würden, wie sie auch einst hier gewesen sein mögen. Es wechselt nämlich immer eine merkliche Erhebung (die drei nördlichen, entschiedenen Hochebenen, führen den Namen Kämpen), mit einem scharf davon abgesonderten äußerst tief liegenden Bruch ab, das in einem oder zwei Flüßchen seine natürlichen Abzugsgräben hat. Die nördlichste dieser Erhebungen ist die Schwarschauer Kämpe, dann folgt nach einem von der Plutnitz durchzogenen Bruche die Putziger Kämpe; hieran schließt sich das sogenannte große Bruch, durchflossen von der Rheda und dem Sagorszbache; dann kommt die Orhöffter Kämpe, darauf ein von der Kielau durchflossenes Bruch und endlich die 250 Fuß hohe Erhebung um Redlau, womit weitere Höhen in Verbindung stehn, die erst bei dem Badeorte Zoppot an der Grenze des Danziger Kreises sich vom Strande entfernen. Sichere Nachrichten von Alterthümern sind bisher nur von jenen vier hochgelegenen Theilen, nicht aus den bruchigen Strichen eingegangen.

In der nördlichsten Erhebung, der Schwarschauer Kämpe, liegt das Dorf und Gut **Löbsz**, nur eine starke Viertelmeile von Kl. Starzin, ½ M. von Redischau gelegen. Von hier ist mir neuerdings (ich selbst habe seitdem die Oertlichkeit noch nicht wieder in Augenschein nehmen können) ein dankenswerther Bericht eingegangen, dem ich Folgendes entnehme: Zu Löbsz befinden sich sowohl auf dem den Bauern gehörigen Grund und Boden als auf dem des Gutes eine große Menge runder Hügel, meistens auf natürlichen Anhöhen liegend. Von den auf dem Gute befindlichen, an Zahl etwa funfzig Hügeln sind etwa zehn bis zwölf geöffnet und haben sich sämmtlich als Grabhügel von einer sehr übereinstimmenden Construction erwiesen. Diese wird bei zweien dieser Hügel, welche so nahe zusammenstießen, daß sie fast einen

bildeten, genauer angegeben. Als man auf der Spitze, die sich etwa acht Fuß über dem natürlichen Erdboden erhob, zu graben begann, stieß man in einem Fuß Tiefe auf eine ungeheure Masse von Steinen, mit welchen mehrere Wagen beladen wurden. Vier Fuß tief kam man auf eine Schicht größerer Feldsteine, von der Art, wie man sie wohl zu Fundamenten verwendet. Endlich stieß man in jedem der beiden Hügel auf einer aus platten Steinen gebildete Grabkammer, die jedesmal drei oder vier Urnen enthielt. In der größern dieser Grabkammern befanden sich mehrere Abtheilungen, so daß jede der Urnen von den andern durch platte Steine getrennt war. Die Urnen, welche übrigens bald darauf zerbrachen, bestanden aus rothbraunem Lehm. Sie hatten eine Höhe von etwa einem Fuß, besaßen einen gewölbten Deckel, wiesen aber keine Zeichnung auf. — Auf dem an Löbsz grenzenden Felde von Schwarschau sind gleichfalls eröffnete und uneröffnete Gräber. Desgleichen befinden sich in dem ebenfalls auf derselben Kämpe liegenden Tannenhöfer Walde, den Friedrich der Große zum Schutze des Landes gegen die Seewinde anlegen ließ, mehrere Heidengräber. Alle auf dieser Kämpe geöffneten Grabhügel stimmen in der Construction überein. Auch Bernstein will man in ihnen gefunden haben. So weit der Löbszer Bericht, zu welchem ich mich freuen würde in Zukunft noch Ergänzungen nachtragen zu können. —

Die zweite Erhebung ist die Putziger Kämpe, auf deren nördlichster Spitze die Stadt Putzig selbst liegt. Hier kann ich als Fundörter von Urnen anführen die Dörfer Reckau und Lelbau, von denen ich indessen nichts Näheres zu berichten vermag, und drittens das Dorf Oslanin, von welchem zwei ungemein große Urnen aus grobem stark mit Kies versetztem Thon, roh und ohne alle Zeichnung gearbeitet, gegenwärtig dem neu angelegten Danziger Museum (über welches eine nähere Notiz bei Gelegenheit des Danziger Kreises) einverleibt sind.

Von der dritten Erhebung, der Oxhöffter Kämpe, befindet sich aus Oxhöfft selbst eine Urne, die etwa einen Fuß hoch ist und einen Deckel besitzt, sonst aber nichts Merkwürdiges hat und in der Form fast ganz mit Fig. V übereinstimmt, in Danzig im Privatbesitz. Aus mehreren Gründen ist diese Oxhöffter Kämpe wohl noch einer nähern Untersuchung werth. Wenn aus dem

südlich von hier in dem nun folgenden Bruch liegenden Dorfe Gdingen berichtet wird, daß auch hier Urnen gefunden seien, so mag der Fundort vielleicht gleichfalls auf der Kämpe selbst liegen.

Weit wichtiger ist die vierte südliche Erhebung der Küste, welche aber nicht wie die drei andern durch einen Moorgrund vom Binnenlande getrennt ist, sondern mit den westlich liegenden überhaupt höheren Landschaften in Verbindung steht und überdies sich von den drei Kämpen dadurch unterscheidet, daß sie nur eine kleine Hochebene, dagegen aber außerdem viele einzelne herumliegende Hügel enthält.

Hier ist die Stätte des merkwürdigen Katzer Fundes, der, obgleich schon vor anderthalb Jahrzehenden gemacht, dennoch nirgend genügend besprochen worden ist. Von den frühern Erwähnungen desselben führe ich an: 1) den Bericht des Finders selbst in den Preuß. Provinzialblättern Bd. 16. (1836), S. 206, 2) die Nachricht in der Allgem. Preuß. Staatszeitung von 1836 No. 234, 3) eine Notiz in den Neuen Mittheilungen des Thür.-Sächs. Vereins Bd. III, Heft 1, S. 174, 4) die Nachricht in Ledeburs Buch über das königl. Museum vaterländ. Alterthümer (1838), S. 14, und 5) meine eigene Hinweisung in den Neuen Mitth. des Thür.-Sächs. Vereins Bd. VIII, Heft 2, S. 9. Aus Ledebur am angeführten Orte entnehme ich Folgendes: „„In der Nähe des Dorfes Klein Katz $2\frac{1}{2}$ M. nördlich von Danzig, stieß man im Sommer 1836, beim Graben von Steinen zum Chausseebau, unter einem flachen Hügel, etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß tief, auf eine heidnische Grabstätte. Ein flach behauener Stein deckte einen etwa 4—5 Fuß ins Geviert haltenden, mit platten Feldsteinen an den Seiten besetzten hohlen Raum, in welchem sich neun Urnen befanden, von denen vier durch die Unvorsichtigkeit der Arbeiter zertrümmert wurden. Die fünf wohl erhaltenen gelangten an Herrn Berg, Prediger zu Klein Katz, der eine derselben an das Geh. Archiv zu Königsberg ablieferte, eine an einen Alterthumsfreund verschenkte, drei aber nebst einigen Fragmenten bronzene Ringe, Ketten und Nadeln und eine wohl erhaltene Pincette dem Museum zu Berlin zu verehren die Güte hatte."" Die drei von Ledebur in den Abbildungen zu seinem Werke dargestellten Urnen theile ich hier (II. Fig. X, XI, XII) auf $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe reducirt mit. Wegen der beiden andern Urnen wandte ich mich an den Finder

selbst (jetzt zu Putzig) und erhielt von ihm die Nachricht, daß er einen Theil dieses „zu Hochredlau*) bei Kl. Katz" gemachten Fundes allerdings an das Geh. Archiv, den andern an das Berliner Museum gesandt habe. Von einem Verschenken an einen Alterthumsfreund meldet er nichts. Darauf wandte ich mich nach Königsberg und erhielt von dort durch die Güte des Hrn. v. Selasinski unter andern dankenswerthen Mittheilungen nicht allein die Abbildung der sicher dorthin gekommenen Urne von Katz (II. Fig. XIII), sondern auch mit der unbestimmten Angabe „aus Pommerellen" eine andere Urnenabbildung (II. Fig. XIV.), in welcher ich nach Betrachtung der Maaßverhältnisse und der darauf befindlichen Darstellung jene fünfte Katzer Urne, die angeblich an einen Alterthumsfreund gekommen sein soll, zu erkennen glaube. Alle fünf Urnen haben das Eigenthümliche, daß sie eine Darstellung eines menschlichen Gesichts mit erhaben heraustretender Nase enthalten. Hiezu halte man die Nachricht von einer ähnlichen Gesichtsbildung, auf welche ich bei Besprechung der Redischauer Grabstätten hingewiesen habe, und endlich andere Nachrichten der Art, die ich in Zukunft bei Gelegenheit des Stargardter Kreises mitzutheilen gedenke, und es wird gewiß einleuchten, daß Darstellungen dieser Art etwas in dem nördlichen Pommerellen nicht Seltenes und überdies vielleicht etwas dieser Landschaft Eigenthümliches waren. Denn ich weiß bisher nur von einer ähnlichen Urne mit einem Gesichte, die in Kastel bei Mainz gefunden und in Emeles Beschreibung nordischer und deutscher Alterthümer u. s. w. Mainz 1825 (mit Abbildung auf Tafel 7, No. 8.) §. 7. beschrieben ist **). Außer dem Gesichte stellen die Katzer Urnen neben mehreren bloßen Verzierungen noch die Sonne und den Mond und einige Figuren dar, die sich auf die Jagd beziehen mögen, da man darin Thiergestalten, Schleudern und Wurfspieße erkennen

*) Hochredlau ist der höchste Punkt dieser Gegend und liegt 2, 4, 6 Fuß über dem Meeresspiegel.

**) Erwähnenswerth ist es hier vielleicht, daß man zu Scarborough in Nordengland in einem Grabhügel einen Sarg von einem ausgehölten Eichenstamm gefunden hat, dessen eines Ende ebenfalls ein Gesicht zeigte. S. Jahrbücher für wissensch. Kritik 1846, N. 89, woselbst auch von einer in Schweden gefundenen Streitkeule gesprochen wird, die auf der einen Seite ein männliches Gesicht von ungewöhnlicher Bildung dargestellt habe.

wird. Die Höhe der Urnen schwankt zwischen 7 und 11½, die Weite zwischen 6 und 11 Zoll. Merkwürdig sind auch bei den drei nach Berlin gekommenen die kaskelähnlichen Deckel und bei allen mit Ausnahme von Fig. X. die Ohren, die zugleich die Ohren des Gesichtes darstellen. Der Thon dieser Urnen, die offenbar die äußerste und höchste Grenze heidnisch-pommerellischer Kunst aufweisen, ist glänzend und schwarz, was mit meiner oben geäußerten Vermuthung über die schwarzen Urnen übereinstimmt.

So weit von dem Katzer Funde. Eine gute Viertelmeile südlich von Klein Katz über eine halbe Meile nordwestlich von Zoppot, liegt in einem romantischen Waldkessel die Unterförsterei Bernhardowa. Eine auf diesen Ort sich beziehende Nachricht über Alterthümer entnehme ich, ohne damit alles Einzelne darin zu unterschreiben, aus dem Buche von Böttcher über den Seebadeort Zoppot (Danzig 1842), wo es S. 171 so lautet:

„„Ein breiter Fahrweg, welcher bald hinter Zoppot, Steinfließ gegenüber, links der Chaussee, in den Wald geht, führt in einer Länge von einer halben Meile nach Bernhardowa. Auf diesem Wege findet man nun merkwürdige Denkmale der Ureinwohner dieses Strandes. Es sind die unter schattigen Laubbäumen hie und da hervorragenden Begräbnißhügel der ehemaligen heidnischen Einwohner. Sie erscheinen äußerlich als ein runder Steinhaufen, der, ziemlich regelmäßig aufgeschüttet, überall mit Moos und Gesträuch durchwachsen ist. Die alten Preußen nannten diese Hügel Capornen und wählten zu ihrer Anlage entweder hoch gelegene trockene Sandhügel oder eine von dichtem Gebüsch umgebene Weldgegend. Vor einigen Jahren wurden mehrere der Todtenhügel, welche in dem Bernhardowischen Forst zerstreut sind, geöffnet, und stellten im Allgemeinen folgenden Befund heraus. Die Größe dieser Hügel, deren jeder als das Erbbegräbniß einer Familie angesehn werden kann, ist sehr verschieden. Sie sind aus rohen Feldsteinen, wie kleine Keller, von nur zwei bis drei Fuß Höhe, in der Erde aufgeführt, und enthalten mehrfache durch Steinwände gebildete, größere und kleinere Abtheilungen. Die obere Decke besteht aus platten Steinen, über welche Erde aufgeschüttet ist. Der auf diesen Hügeln sich befindende große Haufe von Feldsteinen bezeichnet die Lage solcher Gräber deutlich. In den eben bemerkten Abtheilungen befinden sich Aschenkrüge von

verschiedener Gestalt und verschiedenen Dimensionen. Dieselben bestehn gemeinhin aus ungebranntem Thon, der bei einem gelinden Feuer getrocknet ist und noch die Farbe der Erde hat. Einige dieser Aschenkrüge haben Henkel und Deckel, die meisten aber nicht; ihre Gestalt gleicht gemeinhin einem ausgebauchten Kessel, der unten einen kleinen Boden und oben eine kleine Oeffnung mit ausgebogenem Rande hat. Die Maßverhältnisse einer der größten dieser Aschenurnen waren: einen Fuß hoch, Bodendurchmesser fünf Zoll, Bauchdurchmesser neun Zoll, und Durchmesser der oberen Oeffnung elf Zoll. In solcher Urne findet man die flockenartige weiße Asche des verbrannten Körpers mit kleinen Knochenstücken untermischt. Zuweilen steht noch in der großen Urne eine kleinere mit Asche gefüllte Urne und man muthmaßt mit Recht, daß in solchem Falle Mutter und Kind dort zugleich begraben sind. In der einen Aschenurne soll sich auch ein irdener Krug befunden haben, dessen Inhalt sich als ein klares, eiskaltes, wohlschmeckendes Bier zeigte. Ein anderes Hausgeräth fand sich gleichfalls in den meisten der geöffneten Todtenhügel, nämlich eine Lampe. Dieselbe ist ein kleines unten rundes, oben platt verschlossenes Gefäß von rothem Thon, welches in dem platten Deckel eine kleine Oeffnung zum Eingießen des Oels und eine Tülle für den Docht, auch außerhalb einen gebogenen Henkel zum Anfassen hat. Nächst diesen kleinen Hausgeräthen, die hier vermuthlich eine symbolische Bedeutung gehabt haben, fand man noch verschiedene Putz- und Schmucksachen aus unedeln Metallen. Zu diesen gehören: Schnallen, Ringe, größere und kleinere eiserne und kupferne Nadeln, welche statt der jetzt üblichen Köpfe gekrümmt und umgebogen waren, rohe Bernstein- und verglasete Korallen, kleine Ohr- und Fingerringe, Metallspangen, Armbänder aus Kupferdrath, welcher in Schneckenlinien mehrfach um einander gewunden war. Besonders auffallend waren aber die Metallkronen in den Gräbern, welche die Stelle der später üblichen Todtenkränze eingenommen zu haben scheinen. Diese Kronen bestehen aus Kupferdraht, welcher dreifach zusammengedreht wie ein Strick ist und in eine Schneckenlinie gewunden die Krone bildet. Eine derselben bestand aus sechs Gewinden, deren unterstes sechs Zoll und deren oberstes Gewinde zwei Zoll im Durchmesser hatte. Alte Münzen fanden sich in den Gräbern nicht.""

Mit dieser merkwürdigen und nach einer weiteren Untersuchung werthen Grabstätte von Bernhardowa enden die Fundörter an der Küste des Putziger Wiecks. Es bleibt nun noch ein großer Theil des Neustädter Kreises für die Betrachtung übrig, nämlich alles, was von Neustadt südlich und von den zuletzt besprochenen-Oertern westlich liegt, indessen sind aus diesem Landstriche bisher noch so gut wie gar keine Nachrichten eingegangen und es müssen solche von der Zukunft erwartet werden. Nur aus Lewinno, drei Meilen südwestlich von Neustadt, vier Meilen westlich von Zoppot, wird berichtet, daß hier Gräber im Walde seien und daß man in einem derselben in einer Urne ein zusammengebogenes Schwerdt gefunden habe; dies ist bisher das einzige Beispiel von Waffen aus den Gräbern des Neustädter Kreises.

Gewissermaßen zum Ersatz für die große hier noch bleibende Lücke führe ich noch einen antiquarisch wahrscheinlich höchst interessanten Punkt an, obwohl er genau genommen nicht im Neustädter Kreise, sondern einige hundert Schritte von der Grenze desselben im Lauenburger Kreise liegt. Es ist dies das Gut Chienow, drei M. nordöstlich von Lauenburg, zwei bis drei M. nordwestlich von Neustadt. Hier erheben sich, etwa 80 Fuß hoch von dem Thale des Flüßchens Rheda aus sanft ansteigend und einen schönen freien Blick auf das freundliche Thal und die jenseits der Rheda liegenden Hügel darbietend einige Anhöhen, die mit Ausnahme der mittelsten, welche jedoch nicht gerade die höchste ist, kahl sind. Die mittelste dagegen zeigt eng verwachsenes Strauchwerk und kleine Bäume. Bei genauerem Aufmerken sieht man, daß sich durch dies Gestrüppe gerade Linien von zwei bis drei Fuß hohen dicht an einander gereihten Steinen hindurchziehn. Obwohl durch die Gesträuche stark gehindert erkennt man doch, daß diese Steinwände mehrere Rechtecke von der Größe eines mäßigen Zimmers einschließen. An eins von diesen Vierecken schloß sich ein kleineres, umgeben von kleineren Steinen. Da dieses leichter zugänglich war, so wurde es geöffnet; es fand sich darin eine Urne, die im Uebrigen gerade nichts Ausgezeichnetes enthielt; in derselben aber lag ein räthselhaftes Stück, welches ich III. Fig. XV, a. b. c. in drei verschiedenen Ansichten dargestellt mittheile. Es ist das erste und bis jetzt einzige Stück aus Knochen, was diese Gegen-

den in Heidengräbern aufgewiesen haben. Ich kann es mit nichts besser vergleichen, als mit den beiden Hälften von der Schale eines Federmessers, wenn man sich diese nicht durch einen stählernen Rücken, sondern nur durch ein Paar eiserne Stiftchen mit einander verbunden denkt. Die Außenseiten dieses Gebildes (das beim Auffinden noch etwas vollständiger war, als es hier dargestellt ist) haben arabeskenartige Verzierungen, die zwei etwas convex gebogenen Kanten zeigen eine Menge kleiner Kerben. Als das Stück gefunden wurde, steckten zwischen den beiden Hälften Spuren von kleinen Zähnen, von denen man freilich nicht recht sah, wie sie befestigt gewesen sind. Am wahrscheinlichsten scheint das Ganze, das freilich jetzt fast zerbröckelt ist, ein Kamm gewesen zu sein. Uebrigens freue ich mich die Hoffnung auf nähere Untersuchung dieser viereckigen, in dieser Gegend einzigen Steinsetzungen rege machen zu können.

So weit diese Mittheilungen für diesmal, die zwar nach mannigfacher Bereicherungen bedürfen, aber doch schon einige Uebersicht über den Umfang des Gefundenen und noch zu Erwartenden liefern. Den Kreis Danzig in ähnlicher Weise zu durchmustern soll meine nächste Aufgabe sein; er steht an Merkwürdigem und Eigenthümlichem dem Neustädter Kreise nicht nach; die Nachrichten über ihn haben schon eine gewisse Reichhaltigkeit erreicht und einige eifrige Beförderer dieses Studiums, die ich bei weiterer Fortsetzung meiner Arbeit dankbar werde zu erwähnen haben, lassen mich noch fernere Vermehrung des Stoffes hoffen.

Nachtrag

zu dem

Verzeichniß der Käfer Preußens.

Von Prof. E. v. Siebold.

(Vergleiche N. P. P. B. Bd. III. Hft. 3. 5. 6. 1847.)

(Fortsetzung.)

Rhynchophora.

Bruchus *Lin.*

marginellus *Fbr.* Auf den Blüthen der Achillea millefol. selten.

seminarius *Lin.* Beim Schöpfen nicht selten.

Rhynchites *Hbst.*

minutus *Hbst.* Beim Schöpfen, selten.

Apion *Hbst.*

subulatum *Krby.* Diese und die folgenden Arten werden beim Schöpfen gesammelt, auch überwinternd gefunden.

pallipes *Krby.*

difficile *Hbst.*

apricans *Hbst.*

aestivum *Grm.*

miniatum *Schh.*

punctigerum *Grm.*

sulcifrons *Hb.*

aethiops *Hb.*

astragali *Pk.*

Ramphus *Clairv.*

flavicornis *Clv.* Auf Blumen, selten.

Cneorhinus *Schh.*

albicans *Dj.* Mit dem C. geminatus, häufig.

Eusomus *Grm.*

ovulum *Illg.* In den Dünen am Riethgrase, 2 Exempl.

Sitones *Schh.*

neophytis *Hbst.* In den Dünen, häufig.

Polydrosus *Grm.*

squamosus *Grm.* Auf den Blättern der Hagenbuche, selten.

Cleonus *Schh.*

nebulosus *L.* Mit dem C. glaucus, aber seltener.

Phytonomus *Schh.*

elongatus *Pk.* Auf Wasserpflanzen, selten.

posticus *Gyll.* Von Blumen geschöpft, selten.

Phyllobius *Schh.*

uniformis *Mrsh.* Auf Eichenblättern nicht selten.

Lixus *Fabr.*

pollinosus *Grm.* In Sandgruben, selten.

Magdalinus *Grm.*

linearis *Gyll.* In Fichtenwäldern, selten.

Erirhinus *Schh.*

suratus *Mgl.* An Eichen überwinternd, selten.

Ellescus *Mgl.*

2 — punctatus *L.* Selten.

Tychius *Grm.*

picirostris *Fbr.* Beim Schöpfen von Heidekraut, selten.

Sibynes *Schh.*

viscariae *L.* Auf Blumen selten.

Acalyptus *Schh.*

carpini *Hbst.* Auf Blumen, selten.

Phytobius *Schmidt.*

notula *Schüpp.* Von Blumen geschöpft; auch überwinternd gefunden.

4 — nodosus *Gyll.*

4 — cornis *Gyll.*

Orchestes *Ill.*

rusci *Hbst.* Auf Blättern der Waldbäume.

salicis *L.* Auf Weiden, auch überwinternd; häufig.

haematitius *Grm.* Von Eichenblättern geschöpft, sehr selten.

Bagous *Grm.*

limosus *Gyll.* An Sümpfen auf Wasserpflanzen im Frühjahr, selten.

Baridius *Schh.*

nitens *Fbr.* In den Dünen, selten.

Coeliodes *Schh.*

geranii *Pk.* Beim Sch pfen.

Mononychus *Schüpp.*

pseudacori *Fbr.* Beim Schöpfen.

Acalles *Schh.*

camelus *Fbr.* Grebbiner Wald in einer Sandgrube, August 1845 sehr selten.

Cionus *Clv.*

hortulanus *Mrsh.* Auf Verbascum, selten.

pulchellus *Hbst.* Mit dem Vorigen, selten.

Xylophaga.

Bostrichus *Fbr.*

dispar *Helw.* In Gesellschaft des B. domesticus aus dem Holze der Weißbirke gespalten; Januar 1844; selten.

Corticaria *Mrsh.*

formicetorum *Marsh.* Von Herrn Andersch in Königsberg in Ameisenhaufen gefunden.

foveola *Beck.* An Gebäuden, häufig.

Latridius *Hbst.*

transversus *Ol.* }
minutus *Liv.* } An Gebäuden, nicht selten.

Myrmechixenus *Chvr.*

subterraneus *Chvr.* In Ameisen-Nestern, selten.

Monotoma *Hbst.*

conicicollis *Chvr.* Vom Riethgrase geschöpft, selten.

angusticollis *Gyl.* Von Herrn Andersch in Königsberg in Ameisen-Nestern gesammelt.

Longicornia.

Clytus *Leach.*

ornatus *Fbr.* Auf Blumen, 1 Exempl.

Obrium *Meg.*

brunneum *Fbr.* Am Seestrande, sehr selten

Leiopus *Serv.*

punctulatus *Pk.* In Fichtenwäldern, selten.

Phytoecia *Dj.*

lineola *Fbr.* Auf Viburnum-Blüthen, selten.

Agapanthia *Serv.*

angusticollis *Gyll.* Grebbiner Wald, auf den Blüthen der urtica urens, häufig.

Monohammus *Mng.*

lignator *Dej.* Bei Danzig und Braunsberg, sehr selten.

Leptura *L.*

cincta, *Fabr.* In Ostpreußen, selten.

Grammoptera *Serv.*

ruficornis *Fbr.* Auf spyraea ulmaria, August 1843 im Prangenauer Thal, nur 2 Exemplare.

Chrysomelina.

Donacia *Fbr.*

obscura *Gyl.* In der Nehrung auf Schilf, selten.

brevicornis *Ahr.* Mit der Vorigen, selten.

thalassima *Grm.* Bisweilen am Meeresstrande.

simplex *Fbr.* Ueberall.

Malinowskii *Ahr.* Grebbiner Wald auf Schilf, sehr selten.

hydrochaeridis *Fbr.* Auf Schilf, Leesen, selten.

Zeugophora *Kze.*

flavicollis *Mrsh.* Von Baumblättern geschöpft, Neustadt, selten.

Cassida *L.*

seladonica *Gyll.* Auf Blumen, selten.

Adimonia *Laich.*

haematidea *And.* Im Pampauer Thale auf Ellerbüschen, August 1845, sehr selten.

Phyllotreta *Chevr.*

4 — pustulata *E. H.* Auf Blumen, und überwinternd.

atra *Fbr.*

Aphthona *Chevr.*

rubi *Pk.* Von Blumen

salicaria *Pk.*

Trinodactyla *Chev.*

melanocephala *Gyll.*
femoralis *Mrsh.* } Von Blumen geschöpft.

nasturtii *Fbr.*

Psyllodes *Latr.*

rapae *Illg.* Auf Raphanum häufig.

Balanomorpha *Cheor.*

rustica *L.*
obtusa *Gyll.* } Von Blumen, häufig.

Podagrica *Chavr.*

fuscipes *Fbr.* Auf Schilf, selten.

Chrysomela *Lin.*

alternans *Fbr.* Am Seestrande bisweilen häufig.

! ornata *Dj.* Auf Haidekraut, selten.

Gonioctena *Chavr.*

10 — punctata *L.* Mit der G. rufipes, selten.

Prasocuris *Latr.*

? hannoverana *Fabr.* häufig.

Labidostomis *Chevr.*

taxicornis *Fbr.* Auf Blumen, selten.

Coptocephala *Chvr.*

scopolina *L.* An Blumen selten.

Pachybrachis *Chvr.*

hieroglyphica *Leach.* Aus Ostpreußen.

Crytocephalus *Geoff.*

insignis *Pk.* Auf Blumen, selten.

Phalacrus *Pk.*

millefolii *Pk.* Diese Thiere findet man in den Dünen, auch an sandigen Stellen in Wäldern.

ulicis *Krby.*

testaceus *Kug.*

Agathidium *Illg.*

punctulum *Beck.* Am Seestrande selten.

Securipalpes.

Micraspis *Chvr.*

12 — punctata *L.* Auf Blumen, nicht selten.

Scymnus *Kug.*

marginalis *Rossi.* Im Sande, selten.

Psalaphii.

Trimium *Aubé.*

brevicone *Rchb.* Im Moose überwinternd, selten.

Euplectus *Kirby.*

sanguineus *Denny.* Im Moose, selten.

karstenii *Rchb.* Mit dem Vorigen.

ambiguus *Rchb.* Von Herrn Andersch in Königsberg.

Claviger *Preys.*

foveolatus *Mlr.* Ich fand ein Exemplar dieses Thieres August 1845 in einem Ameisenneste.

Nachtrag.

Chlaenius 4 — sulcatus *Ill.* Ein Pärchen Juli 1849 am Meeresstrande an der Nehrung.

Badister peltatus *Ill.* Ueberwintert an Ulmen, häufig. Am Seestrande gemein.

Dolichus flavicornis *Fbr.* Ein todtes Exemplar dieses Thieres fand ich im Sommer 1848 in Gr. Zuander auf einem lehmigen Brachfelde.

Pterostichus dimidiatus *Ol.* Strießer-Feld bei Danzig, unter Steinen, sehr selten.

Haliplus impressus *Fbr.* Radaune bei Pechbude, sehr selten.

Hydaticus cinereus *L.* In stehenden Gewässern, selten.

Agabus chalconotus *Kug.* Grebbiner Wald, selten.

Orectochilus villosus *Fbr.* In der Weichsel, häufig. Bei einer nächtlichen Ueberfahrt über die Weichsel fand ich beim Laternen-Scheine eine Anzahl dieses Käfers an den äußersten Banden der Fähre sitzend.

Lathrimaeum melanocephalum *Ill.* Unter feuchtem Laube, besonders in Gräben, selten.

Megarthrus marginicollis *Er.* In Pilzen, nicht selten.

— — hemipterus *Ill.* Mit dem Vorigen, selten.

Dasytes nigricornis *Fbr.* Pampauer Thal auf Blumen.

— — fusculus *Ill.* } Radaunen-Thal bei Kahlbude auf
— — pallipes *Ill.* } Blumen.

Hylecoetus flabellicornis *Pz.* Am Seestrande, bei Zoppot im May 1844, 1 Exemplar.

Silpha tristis *Ill.* Leesen und Gr. Zuender, selten.

Nitidula obscura *Fabr.* Am 15. 18. und 24. May 1849 fand ich 46 Exemplare dieses seltenen Thieres in einem todten Igel im Grebbiner Walde.

— — 4 — pustulata. In todten Maulwürfen, Gr. Zuender, selten.

Omosita depressa *L.* Am ausfließenden Eichensafte, selten.

Pria Dulcamara *Ill.* Im Frühjahre am Seestrande, selten.

Cryptarcha strigata *Fabr.* Am ausfließenden Eichensafte häufig.

Ips ferruginea *Fbr.* Ueberwintert an Eichen 2 Exempl.

Engis 2 — pustulata *Fbr.* Grebbiner Wald in Pilzen, selten.
Hister unicatus *Ill.* Im Kothe selten.
Hetaerius quadratus *Kug.* In Ameisennestern, nicht selten.
Dendrophilus punctatus *E. H.* Im Kaninchen-Dünger, selten.
Ontophagus vacca *L.* Gr. Zuender im Pferdedünger im Frühjahre 1849 selten.
Aphodius foetidus *Fbr.* Am Seestrande bei Fahrwasser 2 Exemplare.
— — 4 — maculatus *L.* Nehrungs-Forst im Reh-Dünger, selten.
— — lutarius *Fbr.* Grebbiner Wald im May 1848 sehr selten.
— — pecari *Fbr.* Im Menschenkothe selten.
Cetonia stictica *L.* Cadinen, selten.
Tetratoma ancora *Fbr.* Grabbiner Wald an Hagebuchen überwinternd; selten.
Pentaphyllus testaceus *Hellw.* Im May 1843 in einer alten Eiche, Bentau, sehr selten.
Neomida violacea *Fbr.* Grabbiner Wald an Eichen 1 Exempl. Januar 1847.
Heterophaga diaperinna *Kug.* Diesen seltenen Käfer finde ich alljährlich in einigen Exemplaren und in Gesellschaft der H. madens an einem hölzernen Gebäude auf meinem Wirthschaftshofe.
Orchesia micans *Fbr.* Ueberwintert an Buchen, sehr selten, Januar 1845, Schweinsköpfe.
Hallomenus humeralis *Fbr.* In einem Pilze in meinem Garten in Gr. Zuender, sehr selten.
Hypulus quercinus *Pk.* Ueberwintert an Eichen und Ahorn im Grebbiner Walde, 3 Exempl.
Anthicus sellatus *Gyll.* Am Seestrande im Frühjahre, 1 Exempl.
— — flavipes *Pz.* An Kastanienwurzeln, selten.
Eccoptogaster pygmaeus *Hb.* Am Seestrande 1 Exempl.
Cis micans *Fbr.* In Boleten im Grabbiner Walde, selten.
Mycetophagus atomarius *Fbr.* In Boleten, Sullmin bei Danzig, selten.
— — variabilis *Hll.* Mit dem Vorigen, selten.
Callidium femoratum *Fabr.* Grebbiner Wald, 1 Exempl.

Clytus massiliensis *L.* Von Herrn Dr. Steffahny in Ostpreußen gefunden.|
Mesosa nebulosa *Fbr.* August 1844. 1 Exempl. am Kirchhofzaune in Schöneberg.
Cryptocephalus flavipes *Fbr.* Auf Hasselsträuchern, selten.'
Triplax aenea *Fbr.* In Boleten häufig, überwinternd.
— — **russica** *Lin.* Ottominer Wald in Schwämmen, 2 Exempl.
·**Agathidium nigripenne,** *Fbr.* Am Seestrande 1 Exempl.
Lycoperdina bovistae *Fbr.* Stangenwalder Forst in Pilzen; sehr selten.

Arthur v. Dommer,
Der Naturf. Ges. zu Danzig, des Entomol. Vereins zu Stettin, des Vereins für die Fauna Preußens zu Königsberg ordentlichem Mitgliede.

Geburt und Kindtaufen *).

Von Gerullis aus Pażuizin in Littauen.

Das neugeborne Kind wäscht die Hebamme ab, wickelt es in Windeln und zeigt es den Eltern. Bisweilen werden gleich nach der Entbindung die nächsten Freunde und Nachbaren gerufen, wobei getrunken wird; das nennt man Rodinas.

Wenn eine Mannsperson in die Stube der Wöchnerin mit einer Kopfbedeckung tritt, so wird ihm dieselbe genommen und er muß sie mit einer kleinen Geldspende einlösen, bekommt aber auch etwas Branntwein dafür. — Rückt nun der Tag der Taufe heran und sind die eingeladenen Pathen versammelt, so wird gewöhnlich ein Lied gesungen, bevor man zur Kirche abreist. Ebenso singt man, von der Taufe zurückgekehrt, ein Lied. Sodann gehen die Pathen nach Hause, um andere Kleider anzuziehen, kommen aber bald wieder und die Mahlzeit beginnt, nachdem gebetet und ein Tischlied gesungen ist. Ebenso wird nach dem Essen gebetet und ein Danklied gesungen. Endlich hebt das Trinken an, wobei Volkslieder gesungen werden und dieses währt bis an den Morgen, ja wenn die Gastgeber wohlhabende Leute sind, oft noch den andern Tag bis Abend; die nächsten Freunde bleiben bisweilen

*) Vgl. die Schrift des Pfarrers Lepner in Budweten „der Preuß. Litthauer" 1690.

noch den dritten Tag. — Bevor die Pathen nach Hause gehen, geben sie dem neugebornen Kinde etwas Geld, das s. g. **Potpinnigai** (Pathengeld). Dieses hebt die Mutter sorgfältig auf, **bis** das Kind groß wächst, und kauft ihm alsdann etwas dafür.

Die Buchhändler Kanter und Nicolovius
in Königsberg.

---

2. Der Banco-Cassirer Friedrich Nicolovius.

Zu den Männern, deren Namen in einer Literärgeschichte von Königsberg nie übergangen werden sollte, gehört Friedrich Nicolovius, am 18. May 1768 zu Königsberg geboren, Sohn des unter Friedrich des Gr. Regierung in den schwierigen Verhältnissen der russischen Occupation durch treue Liebe zu seinem Könige und umsichtige Thätigkeit ausgezeichneten Hofrath Nicolovius, dessen Leben und Wirken in dem verstorbenen Professor v. Baczko einen treuen Biographen gefunden hat*). Sein älterer Bruder war der hochverdiente Staatsrath und Ministerial-Director Nicolovius, gestorben am 2. Novbr. 1836 in Berlin und sein Zwillingsbruder der am 11. Octbr. 1831 verstorbene nicht minder verdiente Regierungspräsident Theodor Nicolovius. Noch in dem kindlichen Alter von 10 Jahren verlor Fr. N. beide Eltern, welche nach Verlauf weniger Monate, die Mutter im Frühjahr, der Vater im Herbst 1778 starben. Eine unverheirathete Großtante, Namens Reußner, eine lebendige geistreiche Dame, übernahm die Erziehung der hinterbliebenen Waisen (2 Töchter und 3 Söhne). Die letzteren besuchten das Collegium Fridericianum, waren regen Geistes, voll Liebe zu den Wissenschaften und ernstich bestrebt sich auszubilden, obgleich die beiden jüngern, als Zwillingsbrüder, mit

*) Beiträge zur Kunde Preußens. II. S. 5.

einer schwächlichen Körperkonstitution, die ihnen bedeutende Hindernisse bei ihrer Fortbildung in den Weg legte, zu kämpfen hatten. Auf alle mögliche Weise suchten sie daher sich abzuhärten, durch Bäder, hartes Lager, einfache Kost und weite Fußtouren, namentlich kämpften sie eifrigst gegen ihre schwache Stimme durch Demosthenische Uebungen an, und es gelang ihnen, dieselbe allmählig bedeutend zu stärken, wenn gleich immer noch ein Nachklang an den frühern Fehler erinnerte. Nach ruhmvoll bestandenem Dimittenden-Examen bezog Fr. N. die Universität in Königsberg in seinem 17 Jahre, besuchte besonders die philosophischen Collegia und nach dreijährigem Studium führte er den schon früher gefaßten Plan aus, Buchhändler zu werden. Vom J. 1787 an arbeitete er deshalb in der damals sehr berühmten Buchhandlung von Friedrich Hartknoch dem Vater in Riga, wo er sich zu diesem Lebensplan würdig vorbereitete, und im J. 1790 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt etablirte er sich als Buchhändler in einem Gebäude neben dem grünen Thurm, in dem sich nachmals das Bank-Comtoir befand. Ein Jahr darauf im J. 1791 bezog er das vom Herzog von Holstein-Beck erkaufte Haus in der Junkerstraße, welches bald der Sammelplatz der gelehrten Welt in Königsberg wurde, und es auch so lange blieb, als der Nicoloviussche Buchhandel bestand. Wenn nun gleich Fr. N. nicht zum Kaufmann geboren und den kleinlichen Interessen dieses Standes sehr fremd war, so fehlte es ihm nicht an bedeutenden literarischen Verbindungen, an unternehmendem Geist und großartiger Liberalität, die ihm den Verlag der Werke ausgezeichneter Schriftsteller zuwandten, und seinen Ruf im In- und Auslande sicherten. Fr. N. erlebte damals eine sehr glückliche Zeit, als die ersten Gelehrten Deutschlands Kant, Klinger, Voß u. s. w. ihm ihre Schriften anvertrauten und der freie Verkehr mit Rußland ihm bedeutende Einnahmen zuführte. Die oben erwähnten Eigenschaften wurden oft von Leuten, die sie zu benutzen verstanden, gemißbraucht und ihm dadurch empfindliche Verluste zugezogen; so wurde ihm eine Geschichte der Araber in Sicilien dringend empfohlen und als höchst interessant zur Herausgabe angerathen, welche, nachdem sie in einer splendiden Ausgabe in Quart kaum erschienen war, als ein Machwerk und ein schamloser Betrug erkannt wurde und ihm, weil sie in die Maculatur wanderte, den Verlust eines Capitals

von 8 bis 10,000 Thlr. verursachte. Der Flor der Handlung trotz mancher äußeren ungünstigen Verhältnisse erhielt sich dauernd. Die unerschütterliche Rechtlichkeit, mit welcher Fr. N. selbst während des Krieges 1806/7, obgleich durch feindliche Heere der Verkehr mit Deutschland abgeschnitten war, seine Zahlungen dennoch im Auslande pünktlich leistete, bewahrte den ehrenvollen Ruf der Handlung viele Jahre hindurch und verschaffte ihr überall Achtung und fördernde Verbindungen. Sein Laden, welcher aufs reichhaltigste mit allen ältern und neuern Schriften versorgt war, in welchem keine Neuigkeit des In- und Auslandes fehlte, wurde gewöhnlich von den litterarischen Notabilitäten Königsbergs, in den Stunden gegen Mittag besucht und bildete dann gleichsam den Mittelpunkt des geistigen Verkehrs in dieser Stadt. Noch Viele erinnern sich gern dieser interessanten Zusammenkünfte, in welchen Alles, was Literatur und Politik darbot, oft mit großem Eifer besprochen wurde und von wo aus sich wieder die neuesten Nachrichten und die Resultate der Besprechungen durch alle gebildeten Kreise verbreiteten. Fr. N's. Haus stand damals nicht nur den einheimischen, sondern auch den fremden Literaten offen, die in der Regel an ihn empfohlen waren und stets eine freundliche und höchst liberale Aufnahme fanden. Besonders für die jüngern Freunde der Wissenschaft, die nach Königsberg kamen, sorgte er, man kann wohl sagen, oft mit väterlicher Sorgfalt. — Doch die Zeiten änderten sich leider. Fr. N. kam in seiner Vermögenslage zurück durch manche Unglücksfälle und verfehlte Speculationen, wie durch die Unternehmung, einer zweiten politischen Zeitung, durch polnische Uebersetzungen der für die südpreußischen und neuostpreußischen Schulen bestimmten Schulbücher, welche kurz vor dem unglücklichen Kriege erschienen, durch Anlegung einer großen Leihbibliothek. Bei seinem geringen Geschick, kaufmännische Rücksichten zum weitern Fortkommen zu benutzen und Andern darin die Spitze zu bieten, stand keine günstige Wendung der Verhältnisse zu erwarten. Es kam endlich so weit, daß er im J. 1818 seine Buchhandlung verkaufte und den Posten eines Bancocassirers annahm, in welchen er am 1. Septbr. 1818 eingeführt wurde. Wie schwer ihm dieser Schritt bei seiner ganzen Eigenthümlichkeit, bei seiner Liebe, sich an literarischen Unternehmungen zu betheiligen geworden seyn mag, kann man sich den-

ken. Er fand am Anfange nur darin einen kleinen Trost, daß es ihm verstattet war, ein kleines Verlags-Geschäft daneben zu treiben; aber auch dieses mußte er bald aufgeben und er sah sich nun ganz auf die Geschäfte seines Postens beschränkt, den er ohne besondere Neigung und Beruf mit rastlosem Eifer verwaltete. All zu große Gewissenhaftigkeit versetzte ihn oft in peinliche Lagen und vielfache Aergerniß untergrub die Kraft seiner Gesundheit. So waren die letzten Jahre seines Lebens, wenn er gleich seine Heiterkeit im geselligen Kreise, sein lebhaftes Interesse für Politik und Literatur erhielt und viel Unterhaltung der Lectüre verdankte, doch im Rückblick auf die Vergangenheit getrübt. Er starb am 16. Mai 1836, zwei Tage vor seinem Geburtstage, 68 Jahre alt.

Von Seiten des Charakters stand Fr. N. höchst ehrenwerth da, sein vortreffliches Herz, seine gemüthliche Fröhlichkeit im Freundeskreise, zu welchem Kant, Kraus, Scheffner, J. M. Hamann, K. G. Hagen, später Hüllmann, Krause, Bessel u. a. m. gehörten, seine edlen, freien Lebens-Ansichten, die er ohne Rückhalt äußerte, seine Liberalität, die mit tiefer Verachtung auf alle kleinliche eigennützige Intriguen herabsah, sein lebendiges Interesse für alles Gemeinnützige, für Politik und Literatur und seine glühende Vaterlandsliebe gaben seinem Umgange Annehmlichkeit und Würze und erwarben ihm die Achtung und Liebe aller derer, welche seinen Charakter zu würdigen wußten. Zu wünschen wäre es gewesen, daß er bei seiner zu weit gehenden Freigebigkeit mehr auf sich selbst und seine Verhältnisse gerücksichtigt hätte, daß er weniger heftig bei Besprechung dessen, was er für Recht erkannte, in seinen freisinnigen Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten, im Urtheil über diejenigen, welche ihrer Natur nach kleinliche Interessen verfolgten, schonender gewesen wäre, weil er sich dadurch schiefen und gehässigen Urtheilen aussetzte und sich selbst schadete.

Anfänglich theilte er mit Vielen den höchsten Enthusiasmus für die französische Revolution, ließ diesen aber sinken, als die Zeit der Gräuel eintrat, und erwartete von Bonaparte's Heldenthaten und Patriotismus die herrlichsten Folgen für die Menschheit, von glühender Bewunderung für ihn erfüllt. Als er sich aber bei diesem in seiner guten Meinung auch getäuscht sah, kannte sein Haß gegen die Franzosen keine Grenzen und gern verlegte er die Schriften, welche Kotzebue u. A. damals als

Bannstralen gegen den Usurpator schleuderten. Nie war er tiefer gebeugt, als das Vaterland die Beute des Corsen wurde. Lebhaft steht Fr. N. vor mir bei der Nachricht von dem unglücklichen Ausfall der Schlacht von Auerstädt im J. 1806, das Schicksal des Vaterlandes ergriff ihn so tief, daß für seine Gesundheit sehr ernstliche Besorgnisse zu hegen waren. Dagegen erfaßte ihn aber die höchste Begeisterung bei jedem Zeichen der Wiedererhebung des Preußenvolks bei der Einführung der Städte-Ordnung, bei welcher er gleich in der ersten Wahlverhandlung zum Stadtverordneten gewählt wurde. Kaum der Gefahr entronnen, Palm's Schicksal zu erleiden, war er wieder bereit, ohne Berücksichtigung persönlicher Interessen der nahe liegenden Gefahr ungeachtet Schriften zu verlegen, welche, um den Muth in Preußen noch mehr zu beleben, sich über die Schwächen der Unterdrücker freisinnig, oft mit beißender Satire aussprachen.

Was Fr. N's Familienleben betrifft, so war dieses in jeder Beziehung musterhaft. Nachdem er sich schon im 22sten Jahre etablirt hatte, blieb er noch 11 Jahre unverheirathet. Im Jahre 1801 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des Banco-Directors Crüger, in jeder Hinsicht eine glückliche Wahl. Fr. N. war voll Liebe gegen Frau und Kinder und hing mit inniger Zärtlichkeit an seinen Brüdern. Schon im ersten Jahre seines Etablissements nahm er 2 Söhne seiner ältern Schwester, die Wittwe geworden war, im Alter von 6 und 5 Jahren ganz zu sich ins Haus, unterhielt sie ganz aus eignen Mitteln und behielt sie 19 Jahre im Hause, ließ sie vollständig ausbilden, die Universität beziehn und in den Staatsdienst treten, ohne sie je merken zu lassen, daß sie nicht Kindesrechte hätten.

Leider verlor er seine Gattin schon sehr früh nach neunjähriger Ehe, welche in Fülle der Gesundheit, Lebenskraft und Lebenslust bei einem Besuch ihrer Schwester in Gumbinnen von einem Nervenfieber befallen und in 9 Tagen todt war. Fr. N., der mit Stafette dort hingeholt wurde, fand sie schon dem Tode nahe. Ein um so schmerzlicherer Verlust, je unerwarteter er kam, und er hat lange an den Folgen des Schreckes und der Trauer geistig und körperlich gelitten. 4 Kinder blieben aus dieser Ehe, 2 Töchter und 2 Söhne im zarten Alter zurück, die er mit inniger Liebe erzog und von denen die beiden Töchter noch leben und

verheirathet, die beiden Söhne aber im J. 1818 und 1842 gestorben sind. So viel Liebe Fr. N. aber auch für die Seinigen hegte, so war doch sein Leben mehr ein öffentliches als ein häusliches; als ein um so höheres Glück ist es anzusehn, daß er die Erziehung seiner Kinder zwei würdigen Damen anvertrauen konnte, von welchen die eine schon vor seiner Ehe sein Hauswesen geführt hatte und bis zu ihrem Tode treu bei ihm verblieb und die andere mit gleicher mütterlicher Sorgfalt für die Kinder sorgte. Bei aller Güte des Hausherrn und Vaters hatten diese Damen kein leichtes Loos. In seiner Liebe zu den Kindern that er oft zu viel und in seiner Strenge ging er in frühern Jahren öfters zu weit, doch that dies der kindlichen Zärtlichkeit keinen Eintrag, weil alle, die ihm näher standen, seinen wahren Werth erkennen mußten. — Wenn er gleich seinen Körper auf die früher erwähnte Weise gestärkt hatte und Anstrengungen aller Art nicht scheuen durfte, so hatte er doch fast immer an Kopfschmerzen zu leiden, dagegen war er bis zum vorgerückten Alter von bedeutenden Krankheiten ganz verschont, er badete wo möglich alle Tage bis in den Spätherbst hinein und hat dadurch gewiß sein Leben verlängert. Noch im Alter von 63 Jahren überstand er einen heftigen Anfall der Cholera glücklich und war vor seinem Tode nur einige Monate krank. Jene Krankheit in ihren Folgen, so wie Sorge und Schmerz, die er in sich verschloß, mögen wohl sein Lebensende beschleunigt haben.

Marienwerder, 28. Jan. 1846.

W. Bergius.

Erste Nachschrift *).

N. hatte als schöne Mitgabe von der Natur ein frohes, heiteres Gemüth, das auch in spätern Jahren trotz Ungemach, Sorgen und Krankheit ihn nicht verließ, und es ihm möglich machte, diese stundenlang zu vergessen und sich harmlos einer heitern Geselligkeit anzuschließen, die nächst der schönen Natur den größten Reiz für ihn hatte. Während er sich, von jener gefesselt, gern

*) Ein Blatt von sehr verehrter Hand verpflichtet die Redaction zu um so größerem Dank, als es Nachrichten aus der nächsten, reinsten Quelle giebt.

heitere Gespräche führte, die für ihn um so anziehender waren, jemehr sie in das Gebiet des Zeitgemäßen und Politischen hinüberstreiften, war es, in der schönen Jahreszeit seine größte Erquikkung, die Mußestunden zu weiten, einsamen Spaziergängen zu benutzen und Sonn- oder Feiertags mit seiner Familie Ausflüge in die fernere Umgebung der Stadt zu machen, eine um so größere Erholung für ihn, als sein mehr aus Nothwendigkeit als Liebhaberei ergriffenes Geschäft des Banko-Kassirer-Postens ihm nie zusagte, und mit den Jahren immer lästiger wurde. So gern er jede kleine Freude im Kreise der Seinigen genoß, diesen keinen Wunsch versagte, so weit es in seinen Kräften stand, Alles um sich herum heiter sehen mochte, so verschloß er doch jede Sorge fest in sich, was wohl lange vor seinem Dahinscheiden seine Gesundheit schwächte und sein Dasein schwer tragen ließ. Der Ableiter war vieles Lesen, was bei seinen guten Sehorganen zum Glück bis in die Nacht hinein möglich war und ihm oft den mangelnden Schlaf weniger fühlbar machte. So liebevoll und menschenfreundlich er in seinem nächsten Kreise Alles zu beglücken strebte, so übertrug er dies Gefühl auch auf seine Freunde, ja auf Fernstehende oft mit Opfern, die von ihnen nicht erkannt und ohne Dank aufgenommen wurden. Ungeachtet bitterer Erfahrungen war er nicht zurückhaltend, wenn er in ähnlichen Fällen wieder gefällig sein konnte. Kaufmann war er seiner ganzen Natur nach eben so wenig, als später Zahlenmann, deshalb schlug auch Vieles fehl, Vieles wurde falsch angegriffen. Kein rechtes Gedeihen wollte seine Bemühungen krönen. Oft mißbraucht und getäuscht, war es sein Schicksal immer der Verlierende zu sein und dennoch bis an sein seliges Ende faßte er nicht Mißtrauen und feindselige Gesinnungen. Sein Sinn blieb dem Gemeinnützigen, Großen, Edlen offen, ohne kleinliche, ängstliche Rücksicht seiner eignen Verhältnisse. So lebte und starb er von Nahestehenden geliebt und geachtet, von gewöhnlichen Naturen nicht begriffen und verkannt! ***

Zweite Nachschrift.

Ein Paar in dem Vorstehenden übergangene Züge und Angaben mögen noch eine Seite des Erinnerungsmales einnehmen, das einem braven Mann von edler Hand gesetzt ist.

Die drei Brüder Nicolovius*) umschloß das Band der innigsten Liebe und dies erkannte man schon daran, daß wenn sie sich in Königsberg vereinigt sahen, sie auch unter dem Dach eines Hauses lebten. Sowohl der Staatsrath als der Präsident bewohnten das obere Stockwerk des isolirt stehenden Gebäudes in der Junkerstraße, dessen großes Portal in die Buchhandlung führte. Die drei Brüder waren unter einander sehr ähnlich und vornämlich die Zwillingsbrüder, die bis zur letzten Zeit ihres Zusammenlebens verwechselt wurden. Die drolligsten Irrungen kamen vor. So erzählte man, daß der Buchhändler sich einst eines Feldscheers nicht erwehren konnte, der sich mit Gewalt seiner Person bemächtigen wollte, indem er das geladene Gewehr bereit haltend, durch die Aehnlichkeit getäuscht, darauf bestand, ihm den ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen, dessen der Bruder benöthigt war. Da dieser den Buchhändler auf die Messe nach Leipzig begleitete, so nahm das Spaßige der Doppelgängerschaft gar kein Ende, denn dieselbe Doppelstimme, dieselben Geberden, dieselben Gesichtszüge schienen in der Identität der Person keinen Zweifel übrig zu lassen und man machte mit dem einen Geschäfte, statt mit dem andern und wollte es sich nicht einreden lassen, daß der Unrechte nicht der Rechte sey. — Der Buchhändler that wohl daran, sich auf den Geschmack und das Urtheil des ältesten Bruders in Berlin zu verlassen, wenn ihm schönwissenschaftliche Werke zum Verlag angetragen wurden. Das Werthlose, selbst wenn es Gewinn bringend erschien, suchte er seiner eignen Versicherung nach von sich fern zu halten. Im Jahr 1827 gab er ein Verzeichniß heraus, das von namhaften Schriftstellern die Hauptwerke enthält. Man findet v. Baczo, Bessel, Blumauer, K. G. Hagen, Kant, Klinger, Kotzebue, Kraus, unter deren Namen eine Reihe Bücher verzeichnet steht. Als Nicolovius 1791 das Buchhändlergeschäft begann, dachte er: Principium a Jove! und verlegte 1792 eine Schrift von Kant. Und Kant hielt sich für verpflichtet, mit ihm eine Verbindung anzuknüpfen, denn auf den Antrag Hartknochs aus Riga erwiderte er, daß er die hiesigen

*) Das Leben des Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath und Ministerialrathes und das des Regierungs-Präsidenten ist vom Prof. A. Nicolovius beschrieben, das seines Vaters unter dem Titel: „Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius“ Bonn 1841, das seines Onkels in den Pr. Prov. Blättern VIII. S. 93.

Anfänger nicht übergehn könne. Von mehreren Werken, wie von denen Klinger's, veranstaltete Nicolovius eine Prachtausgabe, bei deren Vorzeigung er selbstgefällig lächelnd vermeinte, jeder Autor müsse sich freuen, sich so gedruckt zu sehn. In dem erwähnten Verzeichniß befinden sich zwei mysteriöse Schriften „Erklärung des Verfassers der Schrift Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" 1791 und eine Predigt, angeblich aus dem Spanischen: „Ueber den Beischlaf" 1793. Die erste ist von Kotzebue, durch die er die Abfassung des berüchtigten Pamphlets einer namenlosen Größe (wenn sie auch T. F. L. Schlegel aus Reval genannt ist) zuschanzen wollte, um in Märtyrerunschuld seinen Beschuldigern gegenüber zu prangen, die andere ist nicht, wie man argwöhnen könnte, eine Zote, sondern die Arbeit „eines ehrwürdigen Verfassers." So lesen wir in einer Recension, die mit den Worten schließt *): „Edler Mann, der du dieses Büchlein schriebst, tritt bald mit mehreren Belehrungen auch über andere Klippen, an denen das Menschengeschlecht hienieden zu scheitern Gefahr läuft. Du kannst es und du wirst Deines Lohnes, wahres Glück verbreitet zu haben, nicht verfehlen." — Verdrüßlichkeiten wurden dem Verleger durch die Censur, Verdrüßlichkeiten durch die Schriftsteller bereitet. Scheffner's „Mein Leben" erschien 1821 bei Nicolovius. Eine große Zahl von Stellen durchstrich die Censorfeder. Scheffner verhielt sich ruhig, ließ aber das Verpönte unter der Rubrik: „Druckfehler und Auslassungen drucken, so daß eine Blumenlese von Pikanterien dem Werkchen angehängt werden sollte *). Nicolovius ward glücklicher Weise darauf noch vor der Ausgabe aufmerksam und unterwarf die sonst nicht der Censur unterworfene Druckfehlerliste, einer eigenen. Dadurch verdarb er es mit dem Freunde Scheffner, der, wenn es ihm mit der Contrebande gelungen wäre, ihm für immer den Markt verdorben hätte. Jenes Verzeichniß ist von der „Universitäts-Buchhandlung" herausgegeben, denn Nicolovius als Banco-Cassirer durfte kein Nebengeschäft betreiben, wenigstens nicht unter seinem Namen. Es gehörte Resignation dazu, eine so ehrenhafte, von ihm begründete Firma wie die „Nicoloviussche Buchhand-

*) Preußisches Archiv 1794. IX. S. 213.

**) Ein der Art vollständiges Exemplar bewahrt die Archiv-Bibliothek.

lung" verändern zu müssen. Die Bücher, welche Nicolovius nach dem Verkauf der Offizin zurückbehalten hatte, wurden nach seinem Tode methodisch verschleudert und im eigentlichen Sinn verzettelt. Bei Anfertigung des Catalogs, den das Gericht besorgte, legte man die halbjährlich herausgekommenen Meßkataloge zu Grunde. Hier standen die Werke, die in Heften und Bänden nach und nach erschienen waren, in verschiedenen Katalogen und so wurden sie versteigert, also immer Halbes, das gewöhnlich ganz der Maculatur verfällt. Eine merkwürdige, für Autographensammler unschätzbare Correspondenz mit vielen Gelehrten, und Dichtern Deutschlands, in der neben buchhändlerischen Angelegenheiten auch allgemeinere zur Sprache gebracht wurden, wanderte in den Gewürzkram. — Mit Nicolovius und seinen Freunden, die neben der Liebe zur Wissenschaft eine noch größere zum Vaterlande beseelte, in der Zeit seiner jungfräulichen Unberührtheit im Gegensatz zu den benachbarten Staaten, in der seiner Entehrung und endlich in der seiner glänzenden Erhebung beginnt in Königsberg das politische Leben. Nicolovius, der unersättlich eifrige Zeitungsleser, wußte, was überall geschehn und sah mit eifersüchtigem Blick auf die herab, die vor ihm Neuigkeiten zu erzählen hatten. Ebenso that er sich etwas darauf zu gut, daß die Gesellschaften in seinem, wenn nicht mit altfränkischen, so mit altfranzösischen Hautelisse-Tapeten verzierten, Saal die unterhaltendsten und anregendsten in Königsberg wären. Gewiß ist es, daß niemand besser als er die Gäste zu ordnen, dem Gespräch durch interessante Mittheilung neue Nahrung zuzuführen, als höchst aufmerksamer Wirth alles, was zu gemüthlicher Geselligkeit gehört, zu beschaffen verstand. Ihm war es recht, wenn die Gesellschaft aus möglichst verschiedenen Elementen bestand, aber dessen ungeachtet litt er keine Juden in ihr und rühmte sich damit, daß nie Juden bei ihm getafelt hätten. Um durch nichts an sie erinnert zu werden, wollte er jede Zwiebel aus den Speisen verbannt wissen. Der Judenhaß war damals allgemein und nur Motherby, Nicolovius' willkommenster Gast, trat dem lieblosen Vorurtheil entgegen und ehrte in dem Juden den Menschen und verachtete in dem Christen den Juden. Die Zahl der Freunde, die sich viel und gern zusammen fanden, lichtete sich auf einmal. Nicolovius überlebte sie alle bis auf Motherby und Bessel und mit

beiden wurde das Vernehmen ein anderes, da jener auf sein Landgut zog und dieser sich in neue Kreise einlebte. Nicolovius in der Gesellschaft war ganz verschieden von dem im Geschäft, dort war er heiter und aufgeweckt, hier unwirsch und finster, ja man sah seinen kahlen Scheitel von den tausend Mühseligkeiten berennen, die der gewerbliche Materialismus im literarischen Reich ihm verursachte. Die Sorgen aus dem Laden schien er, nach seinem Aussehn zu urtheilen, auf seine Spaziergänge mitzunehmen, wenn er, in sommerlicher Tracht selbst in kalten Herbsttagen, durch die Straßen rannte. Nicolovius war ein Freund der schönen Natur und nicht minder merkwürdiger astronomischer Erscheinungen, die er aus der Kalender-Lectüre sich merkte, wie die am politischen Himmel aus der Zeitung. Eine Wißbegierde der Art glaubte er, müsse jeden denkenden Menschen erfüllen, wie dies ein rührender Zug noch an seinem letzten Lebensabend lehrte. — Wenn Nicolovius sich Fremden als Rathgeber, Geschäftsführer und Pfleger erbot ganz Gefälligkeit und Diensteifer, um wie viel mehr war er für die Verwandte und die Hausgenossen bemüht und besorgt. Die in seinem Solde standen, blieben ihm gewöhnlich bis zu ihrem Tode und in Rücksicht ihrer Anhänglichkeit forderte er weniger von ihren Leistungen. Ein alter Gehülfe, Herausgeber eines Leihbibliotheken-Lesebuchs, so wie des thätigen Mütterchen, das schon während seiner Junggesellenschaft seinem Hauswesen vorgestanden, wurden von ihm mit aufrichtiger Trauer zur Grabesruhe geleitet. Nicht anders verhielt es sich mit dem Personal in der Küche. Alle wußten, daß der Brodherr bei aller Heftigkeit es herzlich gut meinte und daß, wenn ihnen ein Leid zustieße, sie auf sein Wohlwollen rechnen konnten. Von gleicher Wohlthätigkeitsliebe wird seine Gattin durchdrungen gewesen seyn, da sie eine Tochter der Banco-Directorin Crüger war und diese mit ihrer Schwester der General-Chirurgus Gerlach, bevor noch von einer Diaconissen-Anstalt die Rede war, den Dienst der Krankenpflege als eine heilige Verpflichtung übernahmen, thätig und geräuschlos mit liebender Hingebung den Leidenden mitfühlend zur Seite standen, trösteten, halfen und retteten. Wie auch der plötzliche Tod der Gattin den weichgestimmten Nicolovius erschüttert haben mag, so war er nicht der erste und letzte Schlag, der sein Familienleben durchzuckte. Auf dem väterlichen, dem ältesten der drei Brüder zugehörigen

Landgut Sperlings starb eine Schwester, die erste Frau des Predigers Jedosch, an Gift und verhauchte auf dem Rasenplatz des Gartens ihr kummervolles Leben. Mit tiefer Betrübniß war er erfüllt, als ihm der erste Sohn Julius im heitersten Knabenalter entrissen wurde. Seine beiden, ihm unaussprechlich theuern Brüder sanken vor ihm in die Gruft. Die letzte Freude, die seinem Hause erblühte und in den merklich stiller gewordenen Räumen einen Nachglanz alter Festlichkeit erzeugte, war die Vermählung der ältesten Tochter Auguste mit dem Neffen seines jüngern Bruders, dem jetzigen Gymnasial-Director Hamann in Gumbinnen. Ihm war es nicht beschieden, die Verbindung der jüngern Tochter Emilie mit seinem Neffen, dem Ober-Regierungsrath Bergius, gegenwärtig in Potsdam, dem Verfasser der vorstehenden Denkschrift, zu erleben, aber auch nicht die Trauer den zweiten Sohn Eduard zu verlieren, der im Jünglingsalter abgerufen wurde. Der Name Nicolovius pflanzt sich allein durch Erben der ältesten der drei Brüder fort. Auf dem Sterbebette, das dem schmerzgeprüften Manne Mühen und Sorgen mit bereiten helfen, bewährte Nicolovius in merkwürdig bezeichnender Weise sein eigenthümliches Wesen durch eine Aufmerksamkeit, die er kurz vor seinem Scheiden den Seinigen schuldig zu seyn vermeinte. Als diese, ohne eine Hoffnung zu nähren, unausgesetzt an seinem Bette weilten, äußerte er — es war am 15. Mai 1836 — den dringenden Wunsch, daß sich Alle aus seinem Zimmer entfernen möGten. Zu bestimmt sprach er sich aus, als daß die Bekümmerten nicht ihm hätten Folge leisten sollen. Sie wähnten, daß er in der Vorempfindung des letzten Kampfes ihnen den Schmerz, Zeugen zu seyn, ersparen wollte. Voll banger Erwartung harrten sie lauschend an der Thüre. Nach einer Stunde traten sie, da er klingelte, wieder ein. Er fragte sie, ob sie die seltene Sonnenfinsterniß beobachtet hätten. Durch ihn erst erfuhren sie von dem stattgefundenen Phänomen. Bald verfinsterte sich seine Sonne für immer und am 16. Mai war er nicht mehr unter den Lebenden.

Gedichte von F. Bobrik.

Vgl. Bd. VI. S. 136.

1. Die Veilchen.

Die Sonne lacht so hell und rein
Im goldnen Frühlingsglanze,
Viel Blumen blühn in Feld und Hain
Zum allerschönsten Kranze,
Doch von den Blumen allzumahl
Wird immer meine liebste Wahl
Das blaue Veilchen bleiben.

Von blauen Veilchen war der Kranz
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte.
Schaut nun aus reichem Blumenflor
Ein blaues Veilchen still hervor,
Denk' ich der sel'gen Stunde.

Von blauen Veilchen war der Strauß
Der Hannchens Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Das junge Weibchen führte.
Was Wunder! wenn in Feld- und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen.

Und als der Tod mein Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram

Den Leichenkranz gewunden,
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand' ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

---

2. Ewige Gefangenschaft.

Rosig blühten ihre Wangen,
Schuldlos war ihr Herz und treu
Und so nahm sie mich gefangen
In des Lebens schönem Mai.

Längst verblüht sind ihre Wangen,
Unschuld floh und Treu entwich,
Dennoch hält sie mich gefangen.
Wer befreit, wer rettet mich? —

---

3. Gesang.

Nach dem Englischen.

Man sehe: Marmion, a Tale of Flodden Field. By Walter Scott, Esq. The third Edition. Canto third p. 141.)

Wo soll der Getreue ruhn,
Den aus Liebchens Armen
Unerbittlich riß der Tod
Achtend kein Erbarmen?
Ruhn soll er am stillsten Ort
Auf der Blumenheide,
Wo das frühe Veilchen stirbt,
Unter'm Wehn der Weide.

Chor.

Dort, du Treuer, schlummre süß
Wie auf Flaum und Seide.

Kühl und frisch trotz Sommersglut
Rieselt dort die Quelle;
Tobt Gewittersturm — kaum regt
Dort sich Laub und Welle;
Dort, du Treuer, sollst du ruhn
Nun dahin für immer,
Nimmer wachst du wieder auf
Treuer Jüngling nimmer!

Chor.

Nimmer, o nimmer!

Wo soll der Verworfne ruhn,
Der mit falschen Schwüren
Sich in Mädchenherzen schlich,
Um sie zu verführen?
Renn' ihn in verlorner Schlacht
Feig der Flüchtling nieder!
Unter Kampf und Sterbgeheul
Streck' er seine Glieder.

Chor.

Unter Kampf und Sterbgeheul,
Sink Verworf'ner nieder!

Geier sollen wild nach ihm
Ihre Krallen strecken,
Wölfe seiner falschen Brust
Warm das Blut entlecken,
Haft' auf seinem Grabe Fluch,
Schimpf und Schmach für immer!
Nimmer weih' ein Segensspruch
Seine Stätte, nimmer!

Chor.

Nimmer, o nimmer!

Zu Rhesa's Presbyterologie.

Wenn Rhesa im Vorbericht p. VII. seiner Presbyterologie bemerkt, daß in dieselbe nicht ausführliche, sondern nur kurzgefaßte, auf das Predigtamt sich beziehende Nachrichten von den Geistlichen gegeben, dagegen Familienangelegenheiten und andere Erzählungen, die kein allgemeines Interesse haben, ausgeschlossen werden sollen; so scheint mir das Wenige, was ich hier aus den hiesigen Kirchenakten über einige Welausche Geistliche anführe, dem vom Herausgeber im Vorberichte ausgesprochenen Zwecke der Presbyterologie nicht zuwider, sondern eine wirkliche Vervollständigung zu sein.

Wilhelm Sperber war, bevor er in's Predigtamt eintrat, 12½ Jahre Präzentor zu Kalleninken und Kraupischken und predigte noch als Erzpriester in Welau an den Jahrmarktstagen littauisch, wozu er von den Marktbesuchern aus seinem frühern Präzentorate aufgefordert und wofür er von ihnen besonders honorirt wurde.

Pfarrer Suche war, ehe er nach Puschdorf kam, ungefähr 5 Jahre lang Konrektor in Welau gewesen.

Pfarrer Buettner (Seite 19.) war, ehe er nach Hasestrom kam, seit dem 23sten Februar 1812 Nachmittagsprediger und Schulrektor in Deuthen a. O., nachdem er am 5. Februar ej. a. in Liegnitz war ordinirt worden. Darauf wurde er am 9. Juli 1815 Pfarrer zu Dilawe, im Fürstenthum Carolath, von wo er nach Hasestrom kam; starb den 22. December an der Cholera 53 Jahre alt, 26 Jahre im Dienst.

Vom Prediger Johann Zimmermann wird in der Presbyterologie nur gesagt: er ist 1812 im 48sten Lebensjahre allhier mit Tode abgegangen. Er ist aber derselbe, welcher S. 162. 7 als auf Wartegeld stehender Feldprediger, den ehemaligen Feldprobst Röckner zu Pobethen etwa ¾ Jahr im Pfarramte vertrat. Er war geboren zu Frisching, den 6ten Februar 1764; in Potsdam ordi-

nirt im September 1801 zum Feldprediger beim Regimente v. Kausberg in Danzig; wurde nach dem unglücklichen Kriege auf Wartegeld gesetzt; dann 1809 Vikar in Pobethen, am 11. November 1810 als Diacon in Welau introduzirt, wo er 1812 am 27. Juni starb, alt 48 Jahre, im Amte 11 Jahre.

Von Weissemmel (Seite 176) muß es heißen anstatt: „Früher — mitgemacht" diente 1 Jahr als Freiwilliger im ersten Infanterie-Regiment.

Bei Skron (Seite 180) ist noch zu bemerken, daß er vor Antritt seines Predigtamts seit Ostern 1821 Hülfslehrer im Colleg. Frider. gewesen war.

Weissemmel, Pfarrer.

Klostergebäude in Elbing.

In dem handschriftlichen Nachlaß des 1684 verstorbenen hiesigen Rathsherrn Gottfried Zamehl findet sich, mit dem Randvermerk: „Eine besondere Antiquität" nachstehende Aufzeichnung:

„Im großen Rempter in der Mönchkirch ist ein erhoben steinern Werk, anzusehn einem hitzenden Stubenofen unter der Erde gleich wie im Dantzker Gymnasio im großen Auditorio vorhanden. Derselbe ist nur gleich der Erden, dagegen dieser viel künstlicher, drey oder vier Schuh hoch und acht oder zehn Schuh ins Gevierdte, rund um mit drey Stuffen von schönen steinern Fliesen gesetzet, die Decke von schönen grauen Quadratfliesen, mit wohl ausgearbeiteten Luftlöchern, darunter zweifelsohne ein stark eisern Gerüste sein muß, darauf die schweren Fliesen ruhen."

Offenbar ist hier von einer Vorrichtung zur Erwärmung größerer Räume mittels unterirdischer Heizung die Rede, wie sie bis dahin meines Wissens nur für die Ordenshäuser nachgewiesen und und in der Abhandlung des Herrn G. R. Voigt über das Ordenshaus Marienburg B. VIII. S. 246. dieser Blätter näher

beschrieben ist, und die vorstehende Notiz ist, so ungern wir auch größere Vollständigkeit bei ihr vermissen, doch in doppelter Hinsicht interessant. Einmal nämlich indem sie das Vorkommen dieser eigenthümlichen Einrichtung auch außerhalb der Häuser des Ordens, und zwar zunächst in den Klostergebäuden, darthut, denn das Danziger Gymnasium befand sich ja ebenfalls in den Räumen des ehemaligen Franciskanerklosters und das große Auditorium mochte leicht das Local des alten Klosterremters eingenommen haben: zweitens aber indem sie uns von dem zu Tage liegenden Theile des Ganzen und zwar in einer seiner zierlichen Formen ein einigermaßen anschauliches Bild, sogar nach ungefähren Maaßverhältnissen, vor Augen stellt. In den grauen Quadratfliesen mit wohl ausgearbeiteten Luftlöchern erkennen wir leicht die von Danzig nach Marienburg gebrachten „gelocherten Ofensteine" des Conventsrempters wieder und müssen nur bedauern, bei dieser Gelegenheit nicht auch über die eigentliche Beschaffenheit und Bestimmung des nicht recht erklärlichen größeren „Rauchsteines" *) etwas Näheres zu erfahren, der auch hier wohl nicht gefehlt haben wird.

Was die Localität des von Zamehl bezeichneten großen Rempters betrifft, so ist das Klostergebäude, in welchem sich außer ihm noch das sog. Sprachgewölbe **) und die alte Klosterbibliothek befanden und welches da gelegen, wo jetzt ein dürftiger Bretterzaun den hintern Kirchhof der Marienkirche im Westen gegen den Klosterhof begrenzt, in seinem unteren Theile durch die Thür in der nordwestlichen Ecke des Kreuzganges mit der Kirche zusammenhing, nicht mehr vorhanden, da es 1818 nebst dem daran stoßenden alten Speichergebäude bis auf den Grund abgebrochen wurde. Eine damals aufgenommene Zeichnung läßt indessen über Lage und Beschaffenheit des Locals keinen Zweifel übrig. Nach derselben war dieser sog. große Rempter, der späterhin zur Aufbe-

*) Rauchstein wurde zu jener Zeit das genannt, was wir jetzt mit dem Ausdruck Rauchstöpsel bezeichnen. M.

**) Früher wahrscheinlich der kleine Rempter benannt. Den Namen Sprachgewölbe oder Sprachkammer erhielt dieses Gemach, weil nach der Uebergabe des Klosters der Rath in demselben zusammen zu treten pflegte, wenn während seiner Theilnahme am Gottesdienst eine schleunige Besprechung über dringliche Angelegenheiten nöthig wurde.

wahrung des Leichengeräths benutzt und deshalb insgemein mit dem Namen „Bahrenkammer" bezeichnet wurde, ein gewölbtes Gemach von 16 Fuß Höhe, das sich in einer Länge von 51 Fuß und 16 Fuß breit westlich neben dem vorgedachten, etwas schmäleren Sprachgewölbe hinzog und dessen vier Fenster von 10 Fuß Höhe nach dem Klosterhofe hin gerichtet waren, zu beiden Seiten von den anstoßenden Gebäuden des Klosters eingeschlossen. Der Fußboden des Gemaches war gleich denen aller übrigen mit Thonfliesen ausgelegt.

Allerdings hatte das große Auditorium des alten Danziger Gymnasiums beträchtlich größere Dimensionen aufzuweisen; indessen wird man zugeben müssen, daß auch schon eine Räumlichkeit, wie die eben beschriebene der Erwärmung durch die gewöhnliche, ohnehin noch mangelhafte Ofenheizung hinreichende Schwierigkeit entgegenstellte, um die Anlage einer Vorrichtung von ganz anderer Wirksamkeit, zumal bei dem geringen Werth des Brennmaterials, nicht als unnöthigen Luxus erscheinen zu lassen.

Elbing, im December 1849.

Neumann.

Berichtigung.

Zu Band VIII. S. 223.

Irrthümlich habe ich in meinen biographischen Mittheilungen über den Superintendenten Besthorn erzählt, daß das ihn darstellende lebensgroße Bild, welches die Medenauer Kirchengemeine ihm zum funfzigjährigen Amts-Jubiläum verehrte, von Knorre d. ä. herrührt. Es ist dem nicht so. Vielmehr hat es unser Königsberger Künstler Johann Heinrich Stobbe gemalt.

Dr. Gebauer.

Untersuchung über das eigentliche Vaterland der in Preussen blühenden Familie v. Auer.

Von **A. v. Mülverstedt.**

Jeder, der in den genealogischen Werken nur einigermaßen bewandert ist, wird es wissen, wie unglücklich die meisten Forschungen über das ursprüngliche Stammland einzelner Familien ausgefallen sind, wie gewagt die Behauptungen, in welcher Gegend sie zuerst aufgetreten, wie unsinnig endlich die Ableitung derselben aus Oertern irgend welcher Gegend der Welt, sobald ihre Namen nur eine entfernte Aehnlichkeit des Familien-Namens zeigten. Wenn wir indeß solcher Behauptungen und Nachrichten bei Genealogen des 16. und 17. Jahrh. begegnen, so wird uns dies bei dem Standpunkt der Wissenschaft in jener Zeit wenig Wunder nehmen, allein leider finden wir dergleichen noch in neuerer und neuester Zeit in solcher Menge (das bekannte Zedlitzsche Adels-Lexikon wimmelt von solchen Abstammungsmährchen), daß wir billig die historischen Kenntnisse dieser Genealogen bezweifeln müssen. Der Raum gestattet es hier nicht, speziell auf die Ursache einzugehen, welche so verfehlte Untersuchungen über das wahre Stammland einzelner adelicher Geschlechter hervorgerufen haben; ohne Zweifel sind sie vor allem eine völlig unrichtige Ansicht vom Ursprunge des deutschen Adels und ein Mangel an speziellen historischen und geographischen Vorkenntnissen der einzelnen deutschen Länder. Hiezu kommt noch der blinde Glaube, den sonst zuverläßige Historiker den Sagen der Familien über ihre Herkunft und ihr Vaterland schenkten, welche vom pastor loci oder irgend einem müßigen Kopf erfunden von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und bei jedem Familienglied, zumal wenn sie in maiorem gloriam des Geschlechts erdacht waren oder dasselbe aus der Levante, aus Afrika, oder Sicilien, von den Römern, Griechen oder Persern, überhaupt nur **aus dem Auslande**, ableitete, völlige Billigung erhalten hatten. Zwei Mittel indessen hätten den-

noch den Genealogen, welchen eine genauere Geschichtskenntniß der betreffenden Länder fehlte, zu Statten kommen und sie auf den richtigen Weg führen können, wenn sie nur gewußt hätten, sie zu benutzen: ich meine ein comparatives heraldisches Studium und das Verständniß, aus den Geschlechtsnamen der Familien selbst Schlüsse auf das Vaterland derselben zu machen. Beides ist unerläßlich für die, welche nicht blos trockene Geschlechtstafeln anfertigen, sondern sich auch mit der Familiengeschichte selbst beschäftigen und dadurch der Landesgeschichte zu Hülfe arbeiten wollen. Durch jene beiden oben bemerkten Mittel glaube ich wird es gelingen im vorliegenden Falle mit ziemlicher Sicherheit zu zeigen, daß die namentlich früher so ausgebreitete v. Auersche Familie ganz andern Ursprungs ist, als man bisher glaubte und noch annimmt.

Wir finden in den älteren (handschriftlichen) genealogischen Werken über Preußische Familien zwei Meinungen von der Herkunft der v. Auer ausgesprochen. Die eine, sonst nirgends erwähnte, hat M. Prätorius in seinen Preuß. Schaubüchern im 18. Buche, welches vom Preuß. Adel handelt, (abschriftlich auf dem hies. geh. Archiv) wo er die Familie aus Italien ableitet („v. Auer sollen auß Italien seyn"). Diese Ansicht, welche ganz unbegründet ist und nichts für sich hat, ist ohne Anhänger geblieben und man sieht ihr ihre Unwahrscheinlichkeit schon von vorne herein an. Denn einmal ist der Name Auer deutsch und wahrlich nicht aus einem italienischen corrumpirt, steht auch im engsten Zusammenhang mit dem Wappenbilde der Familie als deutsche Bezeichnung dafür. Zweitens läßt sich, zumal da wir nichts von dem italienischen Stammnamen der v. Auer, den sie jedenfalls gehabt haben müssen, wenn sie aus Italien seyn sollen, erfahren, keine Spur von ihrem ehemaligen Daseyn in Italien oder von dem Faktum ihrer Einwanderung aus Italien ermitteln. Endlich wäre es in so alter Zeit (der Auersche Stammbaum geht bis über die Mitte des 15. Jahrh. zurück) das einzige Beispiel, daß eine Familie sich aus einem andern Lande als aus Deutschland in Preußen niedergelassen hätte. Nicht einmal Söldnerhauptleute finden wir aus außerdeutschen Ländern in Preussen; natürlich, weil das Interesse in jenen Ländern für die Ordenssache viel entfernter, wenn nicht ganz geschwunden war und dem Hinüberzuge

bei dem damals so erschwerten Verkehr unendliche Hindernisse im Wege standen. Wir dürfen wohl kaum noch etwas hinzufügen, um die Lächerlichkeit jener Sage darzustellen, welche irgend Jemand in alter Zeit erfand, um der damals überall bei dem Adel herrschenden Sucht, sich aus fremden Ländern abzuleiten, Genüge zu thun und der durch die möglicherweise geschehene Hinweisung auf das italienische oro oder eine Familie del Oro oder gar auf die gens Aurelia Roms vielleicht Manchem einen nicht geringen Begriff von seinen genealogischen Kenntnissen beigebracht hat. —

Wir kommen zur zweiten Meinung vom Ursprunge der v. Auerschen Familie. Sie ist wichtiger und ihre Widerlegung bildet den Hauptgegenstand der gegenwärtigen Untersuchung. — Wir finden diese Ansicht schon früh und meines Wissens zuerst ausgesprochen in dem bekannten geneal. Werke über Preuß. Familien von weiland Ober-Appellations-Gerichts-Registrator Z. Hartung (Orig. Mauuskript auf der v. Wallenrodtischen Bibl. hieselbst) F. 18. und wiederholt in den Raabeschen geneal. Tabellen und im Preuß. Archiv, herausg. v. d. Deutschen Ges. hieselbst Jahrg. 1790. S. 45 und a. a. O. Hier heißt es, daß die Preuß. Familie v. Auer von dem bekannten Bayerischen Geschlecht der **Auer v. Bullach** abstamme, also eine Seiten- oder Nebenlinie desselben sey. Wir würden den Irrthum, der dieser Behauptung zu Grunde liegt, vielleicht ganz unberücksichtigt lassen oder an andern Orten zu beweisen suchen, wenn nicht neuerdings diese vermeintliche Abstammung wieder durch sichtbare Documente aufgefrischt und der Glaube an sie bestärkt wäre. Der verstorbene General v. Auer nehmlich, ein eifriger Freund der Genealogie des Preuß. Adels, um die er sich auch durch viele Arbeiten ein bleibendes Verdienst erworben hat, schenkte der bei Hartung gefundenen Ansicht über die Abstammung seiner Familie Beifall, fügte in den Stamm-Tafeln seines Geschlechts den Namen v. Bullach dem alten einfachen Geschlechtsnamen v. Auer hinzu, vereinigte sein Wappen mit dem Auer v. Bullachschen und ließ es in den öffentlichen Wappensammlungen auf Petschaften (ob mit Allerhöchster Erlaubniß ist mir unbekannt) u. s. w. abbilden, so wie es noch heute von der Linie zu Goldschmiede fortgeführt wird. Gewiß mag die Ueberzeugung von einer gemeinsamen Abkunft von der Bayerischen Familie jenes Namens, welche manchen berühmten Mann

unter ihnen Ahnen zählt nnd durch ihr Alter (der Stammbaum derselben reicht bis ins 13. Jahrh. und noch drüber hinaus) so wie durch Güterbesitz und ausgedehnte Verzweigung und Verbindung mit den edelsten Geschlechtern Süddeutschlands hervorragte, ihm geschmeichelt haben: allein wir können uns trotz der Pietät, welche wir gegen den Verewigten seines rastlosen Strebens wegen, die Papiere des Preuß. Adels zu sammeln, ordnen und ergänzen, haben, es nicht unterdrücken, hier unsere Bedenken auszusprechen, die Annahme einer gemeinsamen Abstammung der Preuß. Familie v. Auer und der Bayerischen Auer v. Bullach zu theilen, zumal da diese Ansicht nicht blos in weiten Kreisen verbreitet ist, sondern auch durch den Gebrauch des vereinigten Wappens gewissermaßen öffentlich beglaubigt seyn soll. Indessen sind wir im Stande, der Familie (wenigstens einem Theil derselben, da eine Linie noch immer das alte Stammwappen gebraucht und also nichts von der vermeintlichen Abkunft wissen zu wollen scheint, (für das entrissene Kleinod (wenn man so die geglaubte Herstammung von jenem uralten bekannten Bayerischen Geschlechte nennen will) zum Ersatze ein anderes zu geben: ich meine die, wenn auch nicht in jedem Stücke vollständig bewiesene (wovon die alte Zeit die Schuld trägt) so doch höchst wahrscheinliche Abkunft aus altpreußischem Geblüte, mit welchem Tausche, ich sollte denken, man gewiß zufrieden seyn wird.

Fragen wir zunächst, was der Grund zu jener Annahme von jener gemeinschaftlichen Abkunft der Preußischen v. Auer und Bayerischen Auer v. Bullach seyn konnte, so verfallen wir wohl zuerst auf die Aehnlichkeit des Namens beider Familien, welche zu jenem Irrthum Veranlassung geben konnte. Was ist leichter, wenn man in einem Lande den Namen der Familie eines andern Landes wiederfindet, als anzunehmen, daß diejenige Familie, deren erstes Auftreten in spätere Zeit fällt, von jener abstamme oder eines Ursprungs mit ihr sey? Gewiß eine kurze Prozedur, bei der man nicht viel nach der Zustimmung der Geschichte oder einem historischen Faktum oder nach der Uebereinstimmung des Wappens zu fragen nöthig hat, sondern kurzweg dekretirt: diese Familien sind eines Stammes, denn sie führen denselben Namen. So könnte man es auch z. B. mit der Pommerischen und Sächsischen Familie v. Bornstedt machen, die beide denselben Namen, aber ein

ganz verschiedenes Wappen führen und eines völlig verschiedenen Ursprungs sind. Umgekehrt beweist aber die Verschiedenheit des Namens bei gleichem Wappen noch nicht immer die Verschiedenheit der Abkunft, wie es z. B. bei den v. Wödtke und v. Kleist in Pommern der Fall ist. — Doch um auf unsern Fall zurückzukehren, die Identität des Namens sollte hier die gemeinsame Abstammung dokumentiren. Ja wenn es außer den Auern v. Bullach in Deutschland keine andere Familie dieses Namens gäbe! Aber da findet man in Bayern nicht nur die Auer v. Bullach, sondern auch die Auer v. Brennberg, Auer v. Tobel, Auer v. Winkel, Auer v. Auburg, Auer v. Herrenkirchen, außer einer Familie v. Auer neuen Adels *), ein v. Auersches Geschecht in Oesterreich **) und eins in Schlesien ***) alle mit ganz verschiedenen Wappen. Wenn also Namensgleichheit absolut entscheiden soll, so können die Preuß. Auer ebenso gut von einer oder der andern der genannten Familien abstammen. Wir sehen also, daß namentlich in unserm Falle, wo es eine Menge gleichnamiger Familien giebt, die Namensgleichheit ohne Gleichheit des Wappens nicht entscheiden kann, ebenso wie man einen großen Fehler begehen würde, wenn man die bekannte Pommerische aus der Insel Rügen stammende Familie v. Platen mit der altmärkischen dieses Namens identisch halten wollte. Vergebens suchen wir aber unter den angeführten ausländischen Geschlechtern des Namens v. Auer eine, welche dasselbe oder auch nur ein ähnliches Wappen mit dem der Preuß. v. Auer führt, welche bekanntlich im Schilde den Kopf eines Auerochsen und auf dem Helm einen wachsenden Greif haben. Daher ist es das erste Hinderniß bei der Annahme einer gemeinsamen Abstammung der Bayerischen Auer v. Bullach (ihr Wappen ist quer getheilt oben auf Roth ein silberner, unten auf Silber ein rother Pfahl mit bezüglichem Helmschmuck bestehend in einem altdeutschen, mit ähnlicher Farben- und Metall-Section bezeichneten, gekrönten Stulphut oben mit drei Straußfedern besteckt) und der Preuß. v. Auer ihr gänzlich verschiedenes Wappen. Oder will man glauben, daß eine

*) s. v. Wölkern Beschreibung aller Wappen des ges. Adels im Königreich Bayern. 2c. IV. S. 146. Nr. 130.

**) Siebmacher III. S. 54.

***) Sinapius Schlef. Curiof. I. S. 238.

deutsche Familie, die im 15. Jahrh. nach Preußen kommt, ihr uraltes Stammwappen aufgiebt und ein neues, was gar nicht einmal ihrem Namen entspricht, wie wir unten sehen werden, annimmt und so die bildliche Erinnerung an ihr Stammland und das Geschlechtskennzeichen verwischen soll?! Außerdem, daß sich nicht die geringste Spur, ob und wann dies geschehen ist, auffinden läßt, weil leider die Auerschen Siegel nur bis zum Anfange des 17. Jahrh. hinaufreichen, so spricht dies auch gegen alle Sitte, da deutsche Geschlechter, wenn sie in ein anderes Land oder einen andern Gau zogen, ihr althergebrachtes „angeborenes" Wappen nie ablegten, ja selbst wenn der Name geändert wurde, blieb doch das Stammwappen, wovon ich statt vieler Beispiele nur das eine bekannte der aus dem Winkel und v. Köhler anführen will, beide Nebenlinien der v. Krosigk im Anhaltischen, die seit ihrer Trennung stets das gemeinsame Wappen gebrauchten. Ja wenn man endlich bedenkt, welchen entscheidenden Werth und welche Wichtigkeit bei dem schon im Mittelalter und im Anfang der neueren Zeit schwierigen Erkennen verschiedener Familienzweige, deren Namen durch mancherlei Aussprache und Schreibart sich in Etwas geändert hatte, auf das „eines Schilds und Helms" Seyn, nie aber auf die Gleichheit oder Aehnlichkeit des Namens gelegt wurde, so schwinden alle Zweifel, welche man gegen die Verschiedenheit der Preußischen und Bayerischen v. Auer bei Namensgleichheit aber Verschiedenheit der Wappen hegen konnte. Man ermesse das geringe Moment der Namensgleichheit nur in dem Fall, wo adelige Familien ein Appellativum als Namen führen, das ebenso gut auch den Namen eines bürgerlichen Geschlechts ausmachen kann. Man erwäge endlich, welche Beweiskraft von jeher seit der frühesten Zeit die Gleichheit des Schildes und Helms hatte, daß große Familien, wie z. B. die v. Gersdorff in Schlesien, Sachsen und der Lausitz, die v. Braun in Schlesien und Sachsen u. a. m. Zusammenkünfte hielten, wo sie die Gleichheit und Uebereinstimmung des Schilds und Helms festsetzten als sichere Kennzeichen, daß sie einerlei Geschlechts seyen, durchaus aber nicht eine durchweg gleiche Schreibart ihres Namens einzuführen bemüht waren. Wer überhaupt nur Documente, welche einen Beweis des Adelstandes oder der Abstammung aus einer adeligen blühenden Familie enthalten oder auch nur Lehnbriefe zur

gesammten Hand oder Eingaben deswegen gelesen hat, wird wohl nicht leugnen können, daß bei gleichen Familien-Namen vor allen Dingen die Gleichheit des Schilds und Helms d. i. des Wappens entscheiden muß. Wenn wir auch hiedurch jedem Kenner der Geschichte jene gemeinsame Abstammung der Preuß. und Bayerischen v. Auer verdächtig, wenn nicht vielleicht schon völlig ungewiß gemacht haben sollten: so stehen uns noch so viele Beweise zu Gebote, daß wir die Richtigkeit unserer Ansicht bis zur größten Evidenz darzustellen hoffen. —

Der zweite Grund für meine Annahme liegt in dem Beweise der Behauptung, daß die Auer v. Bullach nie das Wappen der Preußischen v. Auer und diese nie das Wappen jener führen konnten. Dieser Satz wird jedem der Heraldik Kundigen gewiß auf den ersten Augenblick auffallend, wenn nicht gar absurd erscheinen; allein die Ausführung des Satzes wird ihn gewiß uns beistimmen lassen. Der Schlüssel zu diesem Geheimniß, wenn ich mich so ausdrücken darf, weshalb die Familien nicht an und für sich gegenseitig dasselbe Wappen hätten führen können, liegt in ihrem Namen. — Beginnen wir mit den Auern v. Bullach. Der ursprüngliche Name dieses weit verbreiteten Geschlechts war eigentlich v. Au, v. d. Aue (v. d. Awe, Aw, Owe, Ow). So kommt er in den ältesten Urkunden und Handschriften jeder Art, auch in ältern Druckwerken vor *). Die Auer waren Edelleute, die in der Aue, in einer Aue, wohnten, aus einer Aue (einen fruchtbaren schönen Landstrich ohne Gebirge z. B. goldene Aue) waren. So mußten sie natürlich die v. d. Au, v. Au (altd. Aw, Aw, Awe, Owe, Oew, wie gau = göw, gow, z. B. in Algow, Thurgöw, Sundgaw, Brißgöw u. s. w. überhaupt ist au = o (w) z. B. in den Endungen des heutigen und alten Formen Preußischer und Pommerischer Ortsnamen und Geschlechter, selbst im Lateinischen finden sich bekanntlich Spuren davon) heißen und daher ihre sonst unerklärliche Benennung in Urkunden: v. Au, v. d. Au, die ja, wenn Auer der ursprüngliche Name wäre, ihrer Verstümmelung halber für unsinnig gehalten werden müßte. Da man aber echt deutsch Leute, welche auf der Aue

*) Wir vermeiden hier und a. a. O. eine Menge Citate, um Raum zu sparen und weil sie der Bestimmung dieser Arbeit entgegen sind.

wohnten, in der Au, aus der Aue waren, Auer nannte *) so entstand nun der Familienname Auer, der allen jenen in jener Gegend Bayerns, die Aue genannt, ansäßigen oder eingeborenen Edelleuten gemeinsam beigelegt wurde. Daß natürlich bei der Menge derselben und gleichem Namen öfters Verwirrungen entstanden, ist leicht begreiflich, weshalb sie schon früh den Namen ihres Stammsitzes dem Namen Auer hinzufügten und so die Auer v. Bullach, Auer v. Tobel, Auer v. Prennberg, Auer aus dem Winkel, Auer v. Herrenkirchen, Auer v. Auburg entstanden, ja die im bekannten Rürnerschen Thurnierbuche (das wir hier nicht seiner Glaubwürdigkeit in Bezug auf Personen, sondern auf Familiennamen citiren) vorkommenden „Schenken in der Awe" und Truchsesse v. Aw" waren sicher aus derselben Gegend zu Hause und unterschieden sich schon von ihren gleichnamigen Landsleuten durch die Namen der Hofämter, welche sie bei einem benachbarten Stifte oder Fürsten bekleidet haben mögen. Die obige Benennung Auer statt v. d. Au oder v. Au war ganz den Regeln der deutschen Sprache gemäß, mag man sie nun für eine Adjectiv- oder Pluralform des Substantivums der Auer (Einwohner einer Aue) halten. Natürlich konnte vor eine solche Form die Präposition „von" nicht gesetzt werden, die hier ohne Sinn gewesen wäre, wie in ihr ja nicht das Kriterium des Adelstandes liegt (was indeß heut zu Tage anders ist) und alle die Familien, welche, vermöge der appellativartigen Endung ihres vom Stammsitz hergenommenen Geschlechtsnamens ihren Namen auf diese Weise in ein appellatives Personalsubstantivum verwandelt hatten, oder selbst ein Appellativum zum Geschlechtsnamen führten (wie z. B. die adeligen Familien, Behr, Wolf, Kalb, Esel, Fuchs, Borck (Wolf) Hirsch u. s. w.) haben in älterer Zeit nie, auch nicht in einem einzigen Falle sich der Präposition, etwa zum Beweise ihres Adelstandes bedient, was ja auch völlig absurd gewesen wäre Ja selbst Geschlechter, welche den Namen ihres Stammsitzes unverändert und also mit der Local-Endung beibehielten, ha-

*) so wie z. B. die auf — hofen, höfer, auf — stein, steiner, auf — reuth — reuther, auf — berg, berger auf — feld, felder u. s. w. also die von (auf) Gattenhofen — Gattenhöfer, Satzenhofen, Herberstein, Jagenreuth, Entzensperg, Schwenkfeld u s. w. Satzenhöfer, Herbersteiner Jagenreuther, Entzensperger, Schwenkfelder u. s. w. (nie mit dem „von").

ben, obwohl dazu vollkommen berechtigt, davon öfters nicht Gebrauch gemacht. So heißen also die v. d. Au schlechtweg die Auer (nie finden wir bei letzterem Namen die Präposition, da ja ihr adeliches Herkommen hinlänglich schon Name und Wappen, so wie ihre staatsbürgerliche Stellung bekundeten) und unterschieden sich durch die oben angeführten Beinamen von ihren Stammsitzen hergenommen.

Wir sind soweit über dir ursprüngliche Bedeutung der Namen der Bayerischen Auer im Klaren und wissen, daß derselbe nur eine Localbezeichnung enthält, wie die meisten Namen der deutschen adelichen Geschlechter, durchaus aber nicht soviel als Auerochs bedeutet, wie dies schon die ältere Form des Geschlechtsnamens v. Au (Aw) von d. Au (Owe, Ow) beweist. Wäre jenes nicht der Fall, so müßte, behaupte ich ihr Wappen nicht jene einfachen Farben und Metall-Section von Roth und Silber zeigen, sondern unter allen Umständen das völlige Bild oder mindestens einen Theil eines Auerochsen darstellen. Ich sage also, daß, wenn der Name der Bayerischen Auer v. Bullach soviel als Auerochs bedeutete, es nothwendig wäre, daß ihr Wappenschild ein diesem Namen und seiner Bedeutung entsprechendes Emblem führte. Denn alle diejenigen Familien, deren Namen Appellativa, besonders Thiernamen sind, führen stets*) das entsprechende Thier oder den benannten Gegenstand im Wappenschilde, mindestens aber auf dem Helme, so die adelichen Geschlechter, Wolf, Borck (Wolf), Katte, Katzeler, Aulack, Auerochs, Fuchs, Hahn, Schweinichen, Riedesel, Ochs, Hirsch, Raabe, Bock, Esel u. s. w., ferner die v. Horn, v. d. Leuchte, v. Schlegel, Barth u. a. m. Da nun in dem Wappen der Auer v. Bullach sich nichts von einem Auerochsen findet, so würde man schon zurückschließen können, daß ihr Name auf eine andere Weise zu erklären sey, was in der That wirklich der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich kenne außer dem Wappen der Preuss. Familie v. Hirsch keine einzige Ausnahme dieser Regel. Was diese anlangt, so mag der Name derselben ursprünglich anders gelautet haben, wie es ja bekannt ist, daß sie anfänglich blos Schwabe (Schwobe, Schwob) später v. Schwab gen. Hirsch, hieß.

Stellung des Preußischen Staats
in der Wahrung Deutscher Interessen.

Einleitungsrede, zur Feier des 18. Januars in der k. deutschen Gesellschaft gehalten

vom Geh. Regierungsrath Dr. Schubert.

M. H. Wir treten heute in das hundert und funfzigste Jahr, seitdem der damalige Preußisch-Brandenburgische Staat in denselben Stunden, die uns jetzt vereinen, zu einem Königreiche erhoben wurde. Das neue Königreich stützte seine Souverainität auf das Herzogthum Preußen, welches dieselbe noch nicht ein volles Halbjahrhundert vorher im Kampf mit Polen gewonnen hatte: es entlehnte mit richtig politischem Takte den Gesammtnamen von diesem voll-souverainem Lande, während die übrigen Besitzungen noch in dem zwar gelockerten, aber zu Recht bestehenden Verhältnisse der Halb-Souverainität zum Deutschen Reiche sich befanden. Es erscheint als ein höchst bemerkenswerthes Geschick, daß gerade das Land Preußen, unter dessen Namen der in seiner Krone erhöhte Staat in kurzer Zeit zu einer der fünf die gesammte Politik bestimmenden Großmächte Europa's sich erhob, seine Deutschen Bewohner, seine Deutsche Cultur, sein vorherrschend Deutsches Leben nicht einem Deutschen Stamme verdankte, sondern vielmehr unter der Herrschaft des Deutschen Ordens aus allen Gauen des Deutschen Vaterlandes empfing, indem in großer Zahl die Deutschen Ansiedler aus Westphalen, Sachsen, Thüringen neben den Franken, Rheinländern, Schwaben, Baiern u. s. w. zu friedlich einigem Leben hier ihre festen Wohnsitze nahmen und in neugebauten Städten und auf dem platten Lande ein wahrhaftes Deutschthum auf immer einbürgerten. Die Einzöglinge vom Harze, vom Thüringerwalde, vom Fichtelgebirge, aus den Main-, Weser-, Mosel-Thälern begründeten in unserem Preussen zur Erinnerung an die theure Heimath wieder ihr Osterode, Passenheim, Wartenburg, Friedland, Landsberg, Kreuzburg, Hohenstein, Mohrungen, Saalfeld, Mühlhausen, Rosenberg, Freistadt, Schöneck, Strasburg,

Lautenburg, Thierenberg, Schönberg, Starkenburg, Mansfeld, Paterswalde, Petershagen, Eisenberg, Friedberg, Löwenstein, Schwarzstein, Reichenberg, Stolzenhagen, Frankenau, Hirschfeld, Reichenbach, Sonnenborn, Geierswalde u. s. w. und was soll ich Ihnen noch hundert andere Namen nennen, die dasselbe bekunden?

Wie aber die Germanisirung des Landes aus der lebendigsten Betheiligung der meisten Deutschen Völkerstämme begonnen, so dauerte es drei Jahrhunderte fort, daß in innigster Verbindung der Süd- und Mittel-Deutsche wie der Nord-Deutsche hier ein neues gemeinschaftliches Vaterland aufsuchten und ihren nachbleibenden Familien hinterließen. Und damit die Verschmelzung des nach seiner Abstammung mannichfaltigen Völkergemisches glücklicher gelingen konnte, gehörten auch die Oberhäupter des Staates, die Hochmeister, die Großgebietiger und Comthure des Deutschen Ordens im Lande Preußen im bunten Wechsel nach ihrer Geburt den verschiedensten Landschaften des Deutschen Reiches an. Selbst noch die drei letzten Hochmeister in Preußen, Johann von Tieffen aus Schwaben, Herzog Friedrich aus Sachsen und der brandenburgische Markgraf Albrecht aus dem Frankenlande dienen zum Beweise dieser merkwürdigen Abwechselung. Der gelungene Act der Verschmelzung des Deutschen Volkscharakters bei den Bewohnern in Preußen hat in den darauf folgenden drei Jahrhunderten seine Probe als eine bewährte bestanden. Er hat gegen die fremden Nationalitäten im Osten und Süden eine starke Abwehr zur Rettung des Deutschen Lebens, der Deutschen Sprache und Sitten gebildet. Die Deutsche Bevölkerung des Landes Preußen hat indeß einen reichlichen Dank gegen das gemeinsame Vaterland in Kant und Herder und vielen anderen für Deutsche Wissenschaft und Kunst gefeierten Männern abgetragen, auf daß auch wieder von diesem östlichen Zweige des Deutschen Volkes neue Erhebung und Erfrischung des geistigen Lebens in alle seine Theile ausgehe.

Dazu kommt ein zweites für die spätere Entwickelung des gesammten Preußischen Staates folgenreiches Ereigniß, welches unmittelbar an die Geschichte unsrer Provinz sich anknüpft. Der letzte Herzog des Landes Preußen aus der fränkischen Linie des Hauses Hohenzollern, Albrecht Friedrich, brachte durch seine Vermählung mit der Erbin der Rheinlande in Jülich, Cleve, Berg und den Grafschaften Mark und Ravensberg die Anrechte auf diese

reichen Besitzungen an das Haus Hohenzollern-Brandenburg. Denn als nach seinem Ableben ohne männliche Nachkommen der Kurfürst Johann Sigismund die Kurlande mit dem Herzogthum Preußen zu einem Staate vereinigte (1618), war des Kurfürsten Gemahlin Anna, die älteste Tochter jenes Herzogs Albrecht Friedrich, bereits in die Erbschaft dieser Rheinlande getreten (1609), wenn auch späterhin die Rücksicht auf die damaligen politischen Verhältnisse und die unzureichenden Machtmittel des Kurhauses Brandenburg zu einem Vergleiche mit dem nächsten Erbberechtigten drängte und dadurch nur die Hälfte dieser Länder festhielt. Aber der Preußisch-Brandenburgische Staat war auf solche Weise der Gränzwächter des Deutschen Reiches im Westen am Nieder-Rhein, wie im Osten für die noch schutzloseren gelegenen Landschaften geworden. Und er hat seit dem Westphälischen Frieden mit Aufbietung aller seiner Kräfte diese schwere Pflicht für Deutschland erfüllt. Dies war die Politik des großen Kurfürsten gegen Frankreich und Schweden, gegen die beiden fremden Mächte, welche in das Deutsche Reich sich eingedrängt, bereits kostbare Theile des Reichsgebiets an sich gerissen hatten und unausgesetzt auf neue Bereicherungen im Deutschen Lande bedacht waren. Stellte der Kurfürst sein kräftig gebildetes Heer jenem mächtigsten Feinde zweimal in dem entscheidenden Augenblicke der Wehrlosigkeit des gefallenen Deutschlands entgegen, wo geistliche Reichsfürsten auf französischer Seite standen, Baiern und Sachsen gleichgültig zusahen (1674 u. 1684) und leistete dadurch die wesentlichste Hülfe, so überwand er den zweiten Gegner durch vernichtende Niederlagen und vertrieb ihn nach vierjährigem Kampfe völlig vom Deutschen Boden (1675—78), auf den Schweden nun durch die zweideutige Politik des Oesterreichischen Cabinets wieder zurückgeführt wurde. In gleicher echt Deutscher Richtung wehrte Friedrich Wilhelm noch zwei Jahre vor seinem Tode (1686) die Dänen von Hamburg ab, als diese die jetzt mächtig aufstrebende Hansestadt durch einen Ueberfall unterjochen wollten. Es war jetzt bereits Preußen unangefochten als die zweite Macht in Deutschland unmittelbar nach dem Kaiser anerkannt, es stand schon unter den Europäischen Mächten als eine Macht des zweiten Ranges, und sein Staatsgebiet vergrößerte sich in der nördlichen Längen-Ausdehnung über ganz Deutschland zwischen jenen drei Haupttheilen

am Rhein, an der Elbe und der Ostsee, nicht auf dem Wege der Eroberung, sondern als Ersatz für die rechtmäßigen Ansprüche auf ganz Pommern durch Hinterpommern, die Sächsischen Landschaften Magdeburg, Halberstadt und die Westphälische Minden. Es wurde mithin Preußen schon in dieser Zeit in die vielseitigsten Verhältnisse und Interessen fast aller Volksstämme des nördlichen Deutschlands verstrickt.

Aber auch im achtzehnten Jahrhundert haben Preußens Könige bis zur Französischen Revolution, oder was dasselbe sagen will, bis zur letzten Periode des abgelebten Deutschen Reiches unter allen Deutschen Fürsten am häufigsten und am kräftigsten die von fremden Feinden bedrohten Gränzen Deutschlands und die innerhalb des Reichs beeinträchtigten Deutschen Fürsten und Landschaften geschützt. So geschah es von dem Nachfolger des großen Kurfürsten, als in das Kurfürstenthum Cölln durch Ludwig XIV sein Söldling der Bischof von Strasburg gegen den rechtmäßig gewählten Erzbischof mit Gewalt eingesetzt werden sollte: in gleicher Weise geschah es auf den verschiedenen Kampfschauplätzen und im Spanischen Erbfolgkriege, als der Kurfürst von Baiern und der Kurfürst von Cölln aus dem Hause Baiern im innigsten Bunde mit der Französischen Krone standen und der letztgenannte geistliche Deutsche Fürst sich offen des nichtswürdigen Frevels rühmte „im Herzogthum Berg so fürchterlich gehaust zu haben, daß sich auf 20 Meilen kein Bauer habe sehen lassen.“ Wie sehr auch Friedrich Wilhelms I sparsame Staatswirthschaft jedem vermeidlichen Kriege auszuweichen suchte, so stand er doch am kräftigsten unter allen Deutschen Fürsten schlagfertig da, als es den Schutz der Reichsgrenze gegen Frankreich im sogenannten Polnischen Thronfolgekrieg galt, der abermals für Oesterreichs dynastische Interessen ein Deutsches Herzogthum, Lothringen, dem Deutschen Reiche verloren gehen ließ. Gegen die Einmischung jedes fremden Einflusses in Deutsche Angelegenheiten, er mochte von Französischer, Englischer oder Russischer Seite herkommen, erklärte sich dieser König stets auf das entschiedenste: dagegen vermochten ihn selbst wiederholte Enttäuschungen über die Aufrichtigkeit der Handlungsweise des Kaiserlich. Oesterreichischen Cabinets (namentlich in der damals zum Anfall kommenden Jülich-Bergischen Erbschafts-Angelegenheit) in seiner treuen Anhänglichkeit an das Reichsober-

haupt nicht zu erschüttern. Mit energischem Nachdruck nahm sich derselbe König der in ihrer Religionsübung bedrängten Deutschen in Thorn und andern Theilen des Polnischen Preußens an (1724), sowie denn die Provinz Preußen sicher seine Handlungsweise gegen den Erzbischof von Salzburg bei der Aufnahme von 18,000 zur Auswanderung getriebenen Deutschen in hohen Ehren halten wird.

Friedrich's des Großen Handlungen, welche in wenigen Monaten den Preußischen Staat zu einer Europäischen Großmacht erhoben, wie die diplomatischen Verhandlungen im Hauptquartier des Königs schon im ersten Schlesischen Feldzuge erweisen, können hier in den verwickelten Beziehungen zum Deutschen Reiche, dessen Kaiserhaus im Mannsstamme ausstarb, im neugewählten Baierschen eine unerwartete Erschöpfung fand, auch nicht in gedrängtester Uebersicht vorgeführt werden, weil dies den Umfang meiner Einleitungsworte überschreiten würde. Nur die Erinnerung aus den letzten Jahren der Regierungsgeschichte dieses Königs möge doch hier eine Stelle finden, daß bei der Baierischen Erbfolge (1778) die Preußische Politik wohl auch nach dem Urtheile ihrer entschiedenen Gegner von allen selbstsüchtigen Absichten frei zu sprechen ist. Ohne Preußens entscheidende Vermittelung würde das jetzt in Baiern regierende Haus Pfalz-Zweibrücken um alle seine Erbschaftsansprüche auf Baiern gekommen sein, wenn es ihm auch gelungen wäre, späterhin bei dem Aussterben der Pfälzischen Linie noch die Kurpfalz zu retten: Kursachsen wagte gleichfalls erst unter Preußens Autorität damals seine Ansprüche auf die Baiersche Allodial-Erbschaft geltend zu machen, welche ihm doch 6,000000 Reichsgulden einbrachten. Aber selbst das durch Preußen vor Oestreichs Vergrößerungssucht zum ersten Male gerettete Erbrecht auf Baiern würde sechs Jahre später beim zweiten Versuche des Kaisers Joseph (1785) und der gleichzeitigen Einwirkung der damals mit Joseph verbündeten Kaiserin Catharina von Rußland auf den Pfalzgraf von Zweibrücken dennoch diesem Fürstenhause verloren gegangen sein, wenn nicht rechtzeitig abermals Friedrich der Große dazwischen getreten wäre und durch die Stiftung des Deutschen Fürstenbundes die Pläne des Wiener Cabinets auf die Einverleibung Baierns völlig vereitelt hätte.

Im Zeitalter der Französischen Revolution zerfielen auch die

letzten Reste des Deutschen Reichsverbandes und verhältnißmäßig für ihren früheren Umfang ernteten davon den größten Vortheil die drei Süddeutschen Staaten Baiern, Würtemberg und Baden. Sie wurden nach wenigen Jahren die festesten Stützen des undeutschen Rheinbundes und sie verharrten neben dem Königreich Sachsen am längsten in treuer Hingebung an den Protector dieses Bundes, der von dem übrigen Deutschland als der Nationalfeind auf Tod und Leben bekämpft wurde.

Die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland, die Wiedergewinnung des zwanzig Jahre lang von Deutschland entfremdeten Rheinufers, der schönen Thäler der Mosel, Saar, Nahe, die Schutzlosigkeit der kleineren Fürsten Deutschlands, die Erinnerung an den früheren inneren Zwiespalt bei jedem Kampfe mit den westlichen oder östlichen Nachbaren, mahnten zur Stiftung eines neuen Deutschen Bundes, da die Wiederbelebung des alten Reichs zur Unmöglichkeit geworden war. Die um das doppelte und dreifache im Zeitalter der Auflösung vergrößerten Süddeutschen Staaten, die aber ihren erworbenen vollen Länderbestand zugesichert erhalten hatten, vor allen Würtemberg und Baiern, dem sich aus dem nördlichen Deutschland nur Hannover anschloß, stellten die stärksten Schwierigkeiten dem Aufbau eines befriedigenden Bundesstaates entgegen. Lange Verzögerungen und ermüdende Erneuerungen verworfener Versuche führten beim Wiederausbruche des neuen Kampfes mit dem zurückgekehrten Kaiser von Frankreich zu einem übereilten Abschlusse der Dentschen Bundesacte (8. Jan. 1815), der auch die fünf Jahre spätere Wiener Schlußacte (15. Mai 1820) keine das Deutsche Volk wahrhaft befriedigende Abhülfe zu geben vermochte. Am wenigsten konnten die Hoffnungen und Wünsche der Deutschen in den späteren Jahren erfüllt und beruhigt werden, als die buchstäblichen Erklärungen der Satzungen beider Verträge durch diplomatische Interpretationen und zahllose Instructionen den richtigen Werth ihres Inhalts verloren. Jetzt war es erst, als ein früher nie gekanntes Sehnen nach Deutscher Einheit, nach einem engeren Anschließen der geistig verbundenen und nur durch politische Grenzen gesonderten Deutschen Völkerschaften entstand. Ehrenwerthe Männer aus dem Süden, Westen und Norden Deutschlands sahen zu wiederholten Malen auf Preußen, ob von hier aus mindestens den

Auslande gegenüber die Bildung günstigerer Zustände zu hoffen wäre. Dieser Staat hatte zwar auf dem Wiener Congreß und durch die demselben angeschlossenen Verträge von seinen alten Deutschen Ländern die Fränkischen Stammlande des Hauses Hohenzollern an Baiern und Ostfriesland an Hannover verloren, aber in den Rheinlanden und im mittleren Deutschland einen Zuwachs erlangt, darunter auch endlich die seit zwei Jahrhunderten verkürzte vollständige Erbschaft der Cleve-Jülich-Bergischen Lande. Dadurch besitzt Preußen die längste Ausdehnung von fast zweihundert Meilen über alle Deutsche Lande hinaus und in seinen verschiedenen Provinzen die innigste Verknüpfung mit den mannichfachsten Interessen des Handels und der Industrie, wie der Intelligenz und der Bedürfnisse eines entwickelten Volkslebens der Süd- wie der Norddeutschen gewonnen. Was noch nicht sicher genug gefühlt und gedacht werden konnte, brachte der Deutsche Zollverein zur gebührenden praktischen Anerkennung, der sich auch Baden, Würtemberg und Baiern nicht länger verschließen mochten. In solcher Gestaltung der Verhältnisse und nach solcher Erfahrung trat das Jahr 1848 mit seinen bedeutsamen Folgen ein. Die erste Nationalversammlung der Deutschen wurde nach Frankfurt berufen, und als ihre centnerschwere Aufgabe war die Einigung so vielfacher Verhältnisse und Bedürfnisse für 38 größere und kleinere Staaten aufgestellt. Und dennoch ergab sich zuletzt als das entschiedene Resultat die unzweifelhafte Uebereinstimmung der großen Mehrheit der Deutschen Staaten über einen Bundesstaat, in welchem Preußen an der Spitze stehen müsse, weil es es durch die größte Zahl der Deutschen Bevölkerung durch seine historische Entwickelung und durch die innigste Verknüpfung der verschiedenartigsten geistigen und materiellen Verhältnisse und Bedürfnisse der Deutschen Volksstämme dazu berufen wäre. Daß unter den 16,400000 Seelen der gegenwärtigen Bevölkerung des Preußischen Staates nahe an 15,000000 reine Deutsche leben, bleibt nun einmal eine unwiderlegbare Thatsache, während von den 13,500000 Bewohnern der dem Deutschen Bunde gehörigen Provinzen des Oesterreichischen Staates nur 7,000000 Deutsche sind und 6,500000 der Slavischen Bevölkerung angehören. Harte Angriffe mögen von Seiten der durch dynastische und confessionelle Interessen angeregten Gegner gegen die frühere und die gegenwär-

tige Politik Preußens in Deutschen Angelegenheiten erfolgen — wie wir sie namentlich in den Debatten der Baierischen und Hannöverschen Kammern erfahren haben, — und auch ich bin weit entfernt überall die Vertheidigung übernehmen zu wollen; aber so lange das Urtheil der Geschichte Deutschlands nicht vernichtet werden kann, so lange besitzen wir ein unantastbares Recht, kühn jeden Gegner aufzufordern, er möge einen andern Deutschen Staat nennen, der mindestens soviel als Preußen zur Wahrung der gemeinsamen Interessen Deutschlands seit den letzten zwei Jahrhunderten geleistet hat. Und darum halte ich den lebhaften Wunsch gerechtfertigt, daß dieses Jahr uns endlich eine entsprechende Gestaltung des Bundesstaates bringen möge, in welcher Preußen die ihm gebührende Stellung zur aufrichtigen Förderung des Wohles so vieler Deutscher Staaten einnehme, als diese das Vertrauen besitzen, mit uns für die Zukunft einen gemeinschaftlichen Entwicklungsgang zu gehen.

Zur Erinnerung an Friedrich von Fahrenheid auf Angerapp.

Gestorben 28. Februar 1849.

Ein Edler schied aus seiner lieben Kreise,
Im Tode brach sein reines, frommes Herz,
Es nahte ihm der Friedensengel leise
Und trug die freie Seele himmelwärts.
Der hier so viel gewirkt, so männlich weise
In jedem Glücke stand, in jedem Schmerz,
Er ist zur Geisterheimat heimgegangen,
Wo die Bewährten, die Verklärten prangen.

Verödet ist und leer nun manche Stelle,
An der er segnete und Liebe gab.
Bei schönem Wohlthun glitt auf rascher Welle
Der Nachen seines Lebens sanft hinab.
Um ihn war Dunkel oft, doch in ihm Helle
Und Klarheit, bis er trat an's kühle Grab.
Zwar Greis ist er, doch uns zu früh geschieden.
Er ruhe sanft in Gottes heil'gem Frieden!

O sprießet, blühet Blumen um die Stätte,
Wo sanft die Hülle des Verehrten ruht.
Wer sich der Tugend weihet, der betrete
Die Stätte oft und stärke seinen Muth
Zu allem Edlen, weile dort und bete
In Andacht, die so wohl dem Herzen thut.
Des Herzens Glaub' und Lieb' und Hoffnung labe
Sich gern an Farenheid's, des Edlen Grabe!

Ragnit. K. A. Jordan.

Ich hatte bald nach dem Tode des von mir gekannten und innig verehrten Mannes die Absicht, ihm in den Provinzial-Blättern durch einen Aufsatz ein kleines Denkmal der Erinnerung zu setzen. Jedoch fühlte ich bald, daß hiezu eine mir abgehende Bekanntschaft mit den Einzelheiten des Lebens jenes vortrefflichen Mannes, jener kindlich reinen Seele, gehöre. Friedrich v. Farenheid gehörte nicht blos seiner Familie, sondern der Provinz, dem Vaterlande, der Menschheit als ein theures Glied an *). In jeder dieser Beziehungen muß sein Leben geschildert werden. Aus dem Kreise seiner näher vertrauten Freunde und Angehörigen haben wir glücklicherweise eine Darstellung seines Lebens zu erwarten.

Mögen wenigstens die Zeilen jenes kleinen im vorigen Jahre geschriebenen Gedichtes, als schwacher Ausdruck meiner innigen Verehrung des trefflichen Mannes gelten und sein geliebtes Bild erneuen.

K. A. J.

*) Demnach mußte von der, von der Redaction längere Zeit hindurch befolgten, Regel, nur Gedichte bereits verstorbener Verfasser in die Prov. Blätter aufzunehmen, hier abgewichen werden. Friedrich v. Fahrenheid war Mitarbeiter an dieser Zeitschrift.

Dlugoß's Banderia Prutenorum.

Nach Voßberg's Ausgabe überarbeitet von A. M.

Johann Dlugoß, Domherr zu Krakau, und als designirter Bischof von Lemberg 1480 gestorben, hat eine Geschichte seines Vaterlandes in 13 Büchern geschrieben, welche ungeachtet ihrer Mängel zu den besten historischen Werken gerechnet werden muß, die im Laufe des 15. Jahrhunderts von polnischen Geschichtsschreibern verfaßt worden. In diesem seinem Hauptwerke spricht er an unzähligen Stellen seinen unbegrenzten Haß gegen den Deutschen Orden unverholen aus, und läßt keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, wenn er etwas Nachtheiliges über denselben berichten zu können vermeint. Dieser Nationalhaß gegen die Deutschen wäre zu entschuldigen, wenn der Domherr sich außerdem als streng wahrheitsliebend zeigte. Aber, gestachelt von seiner Leidenschaft, erzählt er offenbare Unwahrheiten, entstellt die Ereignisse, schafft Niederlagen in Siege um, ergeht sich in überschwenglichen Lobeserhebungen des Königs Jagello und seiner Großen, nur aus dem einzigen Grunde, um den Orden und seine Führer mit desto schwärzeren Farben zu malen. Auf Widersprüche kommt es ihm dabei nicht an. So läßt er dem polnischen Befehlshaber von Bromberg, als dieser die Kunde von dem Falle der Burg erhält, vor Aerger und Gram das Herz brechen, während an einer späteren Stelle eben derselbe unter den polnischen Heerführern genannt wird. Manchmal könnte man beinahe auf den Gedanken gerathen, als ob Dlugoß allein, um einige schön gedrechselte lateinische Redensarten anzubringen, die handelnden Personen theils ungemessen lobt, theils rücksichtslos tadelt. Von seinen übrigen Schriften bezieht sich auf Preussen's Geschichte die s. g. **Banderia Prutenorum**, in welcher er die von den Polen in der Tannenberger Schlacht und einigen andern Treffen erbeuteten Fahnen mit Hinzufügung kurzer historischer Bemerkungen beschreibt.

Indem wir in Berücksichtigung des Leserkreises der Prov.=Blätter den lateinischen Text *) als Beilage diesem Aufsatze folgen lassen, wollen wir im Folgenden den Inhalt der **Banderia** ausführlich mittheilen, woran am leichtesten die Berichtigung der vielen Irrthümer, welche Dlugoß begangen, sich knüpfen wird.

Die große Heerfahne des Ordens eröffnet den Reihen, welche dem Kriegshaufen des Hochmeisters Ulrich von Jungingen, aus den höheren Hofdienern und vorzüglichen Kriegern bestehend, vorgetragen wurde. Das weiße, vorne mit einem doppelten Einschnitt versehene Fahnentuch zeigt ein großes schwarzes Krückenkreuz, auf dem das goldene Krückenkreuz von Jerusalem, in der Mitte bedeckt von einem goldenen Schilde mit schwarzem Adler, ruht. Die Stange ist am Fahnentuche blau, sonst hellgelb. In dieser sowohl, wie in dem folgenden kleineren Banner des Hochmeisters, ist das schwarze Ordenskreuz, auf welchem das goldene Krückenkreuz von Jerusalem ruht, durch den unwissenden Maler entstellt. Denn wie Münzen, Siegel und andere Denkmäler vom 13. bis 15. Jahrhundert ausweisen, besteht dasselbe nur aus zwei einfachen Balken ohne den krückenähnlichen Zusatz. In dem Krakauer Exemplar trägt der Adler im Schilde eine Krone, die sich in der Königsberger Handschrift nicht findet, ohne Zweifel ein Fehler des Malers, da der Adler stets ungekrönt erscheint. Das Fahnentuch war 3 Ellen lang und 2¼ Elle breit. Der Kriegsmantel, in welchem der Hochmeister fiel, von weißem Arrasch und mit dem eingewebten Ordenskreuze geschmückt, dient der Pfarrkirche in Kige (Kiew??) als Kasel.

Dann folgt des Meisters kleines Banner, auch die Gonicza= (Renn=?) Fahne genannt, welches die edelsten und vorzüglichsten Ordenskrieger umgaben, außerdem einiges Hof= und Hausgesinde des Hochmeisters. Ihnen war eine Söldnerschaar, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, beigesellt. Das Fahnentuch, 1¼ Elle lang und 1 Elle breit, ist weiß mit einem schwarzen Krückenkreuze, darauf das goldene Krückenkreuz von Jerusalem, in der Mitte bedeckt von einem goldenen Schilde mit schwarzem Adler. Die Fahnenstange am Fahnentuche weiß, sonst dunkelgelb.

*) Als einleitendes Wort zu demselben wird eine kurze Nachricht von den verschiedenen Handschriften gegeben werden. — Einen kurzen deutschen Auszug aus der **Banderia** findet man im Erl. Prß. IV. 404–414.

Die dritte ist die Ordensfahne, unter welcher des Ordens oberster Marschall, Friedrich v. Wallenrod, kämpfte. Da er aus einem fränkischen Geschlechte stammte, hatten sich ihm die Krieger aus Franken angeschlossen. Er fiel in der Schlacht und seinen Leichnam brachte man nach Marienburg. Irrthümlich aber legt Dlugoß der Familie Wallenrod als Wappen einen Fluß mit einem Kreuze und als Helmkleinod einen gekammten Hahn bei; sie führt bekanntlich eine silberne viereckige Schnalle im rothen Wappenschilde und auf dem Helme. Ob der Ordensmarschall ein Oheim des Bischofs Christoph von Lübeck gewesen, habe ich nicht zu ermitteln vermocht. Das weiße Fahnentuch, $3\frac{1}{4}$ Elle lang und $2\frac{3}{4}$ Ellen breit, ist mit dem schwarzen Ordenskreuze bedeckt, vorne in drei Theile gespalten. Der Fahnenschaft am Tuche weiß, sonst schwarz und weiß gefärbt.

Zunächst erblicken wir das Panier Konrad des Weißen, Herzogs von Oels, welches er selbst mit einer Schaar seiner Getreuen und anderer aus dem Herzogthum Breslau und ganz Schlesien herbei gekommener Krieger deckte. Ihn traf das harte Loos, gefangen und aller seiner Schätze beraubt zu werden. Später wurde er von Jagello in Freiheit gesetzt. Dlugoß unterläßt nicht zu bemerken, daß außer Konrad dem Weißen und dem Herzoge Casimir von Stettin kein slavischer Fürst auf Seite des Ordens gestanden habe. Letzterer mußte lange Zeit im Kerker schmachten. Das gelbe Banner, $2\frac{1}{4}$ Elle lang und $1\frac{3}{4}$ Ellen breit, zeigt den schwarzen Schlesischen Adler, auf der Brust ein kleines weißes Kreuz auf einem großen Halbmonde von weißer Farbe stehend. Des Adlers Zunge und Fänge sind roth. Das Fahnentuch ziert längst dem Fahnenschafte ein schwarzer Balken, während in der Krakauer Handschrift ein gleich breiter schwarzer und weißer Balken hinläuft.

Die fünfte ist die St. Georgsfahne, welche der tapfere Ritter Georg von Gersdorf *), nicht von Kerzdorf, wie ihn Dlugoß nennt, trug. Unerschrocken hielt er das Banner aufrecht, bis die Masse der Feinde ihn überwältigte und gefangen nahm. Die wackersten Ritter aus allen Gauen Deutschlands hatten sich ihm angeschlossen und deckten bis auf wenige, welche durch die Flucht

*) Vergl. Voigt VII. 80. Anm. 3.

sich retteten, mit ihren Leibern die Wahlstatt. Das rothe Fahnentuch zeigt ein weißes Kreuz; dieselben Farben zieren den Fahnenschaft. Die Krakauer Handschrift stellt das Fahnentuch von der rechten Seite dar, auch ist der obere Wimpel abgestumpft, während er in den andern herunterhängend und spitz erscheint. Voßberg findet es auffallend, daß dieses Hauptbanner nur mit einem, nicht einmal deutschen Ordenskreuze, und nicht vielmehr mit dem Bilde des heil. Georg verziert ist. Er vermuthet, daß die Fahne einer Komthurei angehört habe.

Nun stellt sich uns die Fahne der Stadt Kulm dar, welche der Bannerführer des Kulmerlandes, Nikolaus von Renys, den Kriegern der gleichnamigen Landschaft vorantrug. Dlugoß verstümmelt Renys in Nykß und weiß uns folgendes Mährlein von ihm zu erzählen. Der gefangene Nicolaus bat, als er am Tage nach der Schlacht vor den König geführt wurde, um die Gunst, die von ihm getragene Fahne noch einmal sehen zu dürfen. Der gütige König erfüllte seinen Wunsch. Beim Anblick des Banners eilte Renys mit ausgebreiteten Armen auf dieselbe zu, sank aber plötzlich entseelt zu Boden und wurde an eben der Stelle zur Erde bestattet. Denn die Nachricht, daß Nicolaus wegen Untreue gegen seinen Landesherrn mit dem Tode bestraft worden, dünkt dem Domherrn weniger glaublich, obgleich sie die allein richtige ist *). Er will sie aber nicht für wahr halten, weil Renys sein Vaterland an den polnischen König verkauft hatte, und deßhalb 1411 von der Ritterbank verurtheilt, zu Graudenz enthauptet ward. Begleiter und Beschützer des Bannerführers waren die Ritter Janusz Orzechowski und Conrad v. Kopkow. Das Banner, 3 Ellen und eine Handbreite lang, aber nur 3 Ellen breit, hatte einen Wimpel von 3¼ Ellen Länge und ⅞ Ellen Breite, welcher gegen das Ende hin immer schmäler wurde. Das rothe Fahnentuch ist mit zwei weißen Flüssen bedeckt, im oberen das schwarze Ordenskreuz. Am obern in einen langen Wimpel auslaufenden Rande des Fahnentuches zieht sich ein schwarzer Balken hin. In der Krakauer Handschrift ist das Fahnentuch von der linken Seite dargestellt, der Wimpel gerade ausgestreckt und vorne abgestumpft.

Nun folgt die Fahne des Ordenstreßlers, von Dlugoß die

*) Voigt VII 93 und 147–48.

Fahne der Kreuzherren genannt. Thomas v. Merheim, der zeitige Treßler, focht mit seinen Hausdienern, welchen eine Söldnerschaar zugetheilt war, unter diesem Banner und fiel in der Schlacht. Das rothe Fahnentuch zeigt einen weißen Schlüssel, dessen 3 kreuzförmige Einschnitte am Barte schwarz sind. Die Krakauer Handschrift weicht darin von der Königsberger ab, daß sie an der vorderen Seite des Schlüsselbartes ebenfalls einen kreuzförmigen Einschnitt hat *).

Auf der nächsten Seite ist das Panier des Bischofs von Pomesanien dargestellt, unter welchem die Ritter des Bisthums und bischöfliche Söldner fochten. Marquard von Kessemberg trug die Fahne, welche König Wladislaw am Tage nach der Schlacht seiner Gemahlin Anna und den zum Schutze Krakaus zurückgebliebenen Kriegern als Zeichen seines Sieges übersandte. Das rothe Fahnentuch, $2\frac{1}{2}$ Elle lang und $2\frac{1}{4}$ Elle breit, zeigt zwischen zwei goldenen Bischofsstäben den goldenen Adler St. Johannis, das Haupt im Heiligenschein. Auf dem von dem Adler gehaltenen weißen Bande steht in schwarzer Schrift: „**Sanctus iohannes.**“ In der Krakauer Handschrift ist die Fahnenstange, jedenfalls durch ein Versehen des Malers, am obern Rande gemalt, dadurch aber das Fahnenbild in eine ganz falsche Stellung gekommen. Die Siegel der Pomesanischen Bischöfe zeigen als Bisthums-Wappen einen Schild, oben mit einem schmalen Balken, worauf das langgezogene Ordenskreuz ruht, darunter den Adler St. Johannis mit dem Bande **). Das Siegel des Kapitel-Vogtes von Pomesanien war, wie Voßberg bei dieser Gelegenheit bemerkt, eine Rose, auf einem Ordenskreuze ruhend, mit der Umschrift: † **S(igillum) Advocati Capituli Pomes(aniensis).** Der bischöfliche Vogt in Marienwerder führte ein von einem Arme gehaltenes Schwert in gegittertem Felde als Siegel, dessen Legende: † **s(igillum) advocati † insu(lae) sancte † marie †** lautete.

Darauf folgt die Fahne der Komthurei und Stadt Graudenz, welche von den ritterlichen Einsassen des Gebiets und den Stadtbewohnern unter Anführung des Komthurs Wilhelm v. Helfen-

*) In dem Siegel des Treßlers wird der Schlüssel von einer Hand gehalten. Voßberg, Preuß. Münzen u. Siegel. Taf. **I.** No. 15.

) Voßberg, Preuß. Münzen und Siegel. S. 18 u. Taf. **XIX. b.

stein geschirmt wurde. Der Komthur fiel im Kampfe, mit ihm viele angesehene Landedle und Söldner. Auf dem weißen Fahnentuche sehen wir einen schwarzen Büffelskopf, dessen Augenlieder und Nüstern von gelber Farbe, mit einem durch die Nase gezogenen Eisenringe. Der Maler der Krakauer Handschrift hat wohl irrthümlich die Fahnenstange am obern Rande des Fahnentuches angebracht und die eiserne Spitze ganz weggelassen. Dlugoß, bei welchem es, wie bei den meisten polnischen Geschichtschreibern, fast zur fixen Idee geworden, daß Preussen in den ältesten Zeiten dem polnischen Scepter unterworfen und theilweise von Polen bewohnt gewesen, läßt auch hier sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen, einen scheinbaren Grund dafür zu finden. Durch den Umstand nämlich, daß die Ordensburg Graudenz ebenso, wie eine Abtheilung des polnischen Adels einen Büffelskopf als Wappen führte, will er zu dem Schlusse berechtigt sein, daß das Kulmerland immer zu Polen gehört habe. Hiebei läßt er aber völlig unbeachtet, daß nach den sichersten Nachrichten die Polen niemals in dieser Landschaft für längere Zeit festen Fuß gefaßt haben, abgesehen davon, daß der Büffelskopf vielfach bei deutschen Geschlechtern als Wappenbild uns entgegentritt, und der Orden gar nicht nöthig hatte, es von den Polen zu entlehnen. Zwar wohnten in Pomesanien manche polnische Adelige, welche ihr durch innere Kriege zerrissenes Vaterland verlassend sich unter des Ordens milder Herrschaft angesiedelt hatten *); doch geschah diese Einwanderung, nachdem Graudenz, an der Stelle einer altpreussischen Feste erbaut, schon längere Zeit der Sitz eines Komthurs war. Das Wappen der Komthurei ist, wie Voßberg sagt, nach Ausweis des ältesten vorhandenen Komthurei-Siegels, an einer Urkunde vom Jahre 1334, ein Büffel- oder Ochsenhaupt, zwischen den Hörnern ein freischwebendes Ordenskreuz zeigend, mit der Umschrift: † S(igillum). Conmendatoris . In . Grudenz. Dieselbe Vorstellung findet sich auf einem neuern Siegel an einer Urkunde vom Jahre 1433. Im Secret-Siegel der Stadt findet sich gleichfalls dies Büffel- oder Ochsenhaupt, doch ohne Ordenskreuz. Vgl. Voßberg, Preuß. Münzen rc. S. 215 und Taf. VIII.

Zunächst schließt sich an das Banner der Komthurei und

*) Voigt II. 298 fgg. VI. 608 fgg.

und Stadt *) Balga, welches dem Grafen Friedrich von Zollern, Komthur von Balga, vorangetragen wurde. Seine Kriegerschaar bestand aus Ordensbrüdern, Landesrittern und einigen Söldnern. Er gehört zu den wenigen Ordensbeamten, welche die gräßliche Niederlage überlebten. Das weiße Fahnentuch, 3 Ellen lang und 1½ Elle breit, deckt ein aufgerichteter rother Wolf mit schwarzem Gebiß, Zunge und Krallen. Das Siegel der Komthurei dagegen zeigt einen laufenden Wolf vor einem Blumenstrauße (s. Voßberg, Preuß. Münzen 2c. Taf. XIII. Nr. 6). In der Krakauer Handschrift ist die linke Seite des Fahnentuches abgebildet.

Dann stellt sich uns die Fahne der Komthurei und Stadt Schönsee dar, welche der Komthur Nicolaus von Viltz mit seinem Heerhaufen deckte. Hier kämpften Ritterbrüder, einige Söldner und Landesritter. Nicolaus selbst blieb in der Schlacht. Das weiße Fahnentuch zeigt zwei gegen einander gekehrte gekrümmte rothe Fische. Die Krakauer Handschrift stellt die Fahne von der rechten Seite dar und läßt die eiserne Spitze am Fahnenschafte fehlen.

Hierauf wird uns das Panier der Stadt Königsberg vorgeführt, unter welchem der Untermarschall oder Hauskomthur kämpfte. Den Namen desselben weiß Dlugoß nicht anzugeben. Er führte theils Ritterbrüder, theils Landeseingesessene, theils Söldner in den Streit. Das Banner war 3 Ellen lang und 2½ Elle breit, der Fahnenwimpel aber hatte die Länge von 1¼ Ellen bei einer Breite von ¾ Ellen, und wurde gegen das Ende hin immer schmäler. Das obere schmale Feld des Fahnentuches nebst dem Wimpel ist weiß und mit einem langgedehnten schwarzen Ordenskreuze bedeckt; das untere rothe Feld enthält den böhmischen weißen Löwen mit goldener Krone und goldenen Krallen. Im Krakauer Manuscript ist der Fahnenwimpel gerade ausgestreckt, und die Fahnenstange ohne Spitze gezeichnet. Dlugoß behauptet, König Johann von Böhmen habe der Stadt diese Fahne verliehen, als er mit einem Kreuzheere nach Preussen zog. Jedoch wissen weder die preussischen Chronisten etwas davon, noch hat sich im Geh. Archiv irgend eine Nachricht über diese Verleihung auffinden

*) Eine Stadt Balga hat es nie gegeben; Dlugoß meint jedenfalls die Burg gleiches Namens.

lassen. Der Domherr erdichtete unzweifelhaft das Ereigniß, um zu erklären, wie Königsberg zu dem Löwen in der Fahne gekommen sei. Ohne allen Zweifel aber gehörte dieses Panier gar nicht der Stadt Königsberg, sondern irgend einer andern Kriegerschaar an. Voßberg vermuthet, daß es das Feldzeichen des Hauskomthurs von Königsberg war, doch widerspricht dieser Hypothese Liedert *), nach welchem wenigstens das Siegel dieses Beamten eine sitzende gekrönte Person, die rechte Hand vor sich, in der linken ein langes Kreuz haltend, zeigt.

Nunmehr folgt das Banner der Komthurei Althaus, welches Eberhard von Ippinburg **) als Komthur mit seinem Schlachthaufen schirmte. Dieser bestand größtentheils aus Söldnern, nur wenige Ordensbrüder und Landesedle waren ihnen beigesellt. Das Fahnentuch ist in zwei weiße und zwei schwarze Schachfelder getheilt.

Zunächst erblicken wir die Fahne des Bischofs und Bisthums Samland, welche Heinrich Graf von Kamenz von Meißen ***) trug. Ihr folgten die Lehensleute des Bisthums, einige bischöfliche Hofdiener und Söldner, welche der Bischof selbst angeworben hatte. Das weiße Fahnentuch, 2½ Ellen lang und 2¼ Ellen breit, zeigt drei über einander stehende rothe Mützen. Nach einer großen Zahl von Siegeln aber aus dem 15. Jahrhundert, welche theils dem Bischofe Michael von Samland, theils dem samländischen Officialat zugehören, bestand des Bisthums Wappen aus einem über Kreuz gelegten Bischofsstabe und Schwerte †). Dieses Wappenbild legt Dlugoß, wie wir später (S.331) sehen werden, irrthümlich dem Bisthum Kulm bei, während er, dadurch zu einem zweiten Fehler verleitet, dem Bisthum Samland ein Banner zutheilt, welches genau mit dem der Komthurei und Stadt Ragnit übereinstimmt, und daher auch dieser unzweifelhaft angehörte.

Das Banner der Komthurei und Stadt Tuchel läßt Dlugoß demnächst folgen. Ritterbrüder, die waffenfähige Mannschaft des

*) Jubilirendes Königsberg. S. XXXII.

**) Dlugoß verstümmelt diesen Namen in Wilhelm Rippen.

***) Dieser Name ist sicherlich auch verstümmelt; den richtigen zu ermitteln, wollte uns nicht gelingen.

†) Voßberg, a. a. O. Taf. XV. No. 31 u. XIX. i.

Tuchelschen Gebietes und Söldner, angeführt von dem Komthur Heinrich v. Schwelborn, hatten sich um dieses Feldzeichen geschaart. Heinrich ließ, wie Dlugoß freilich nur allein und in selbstgefälliger Breite zu erzählen weiß, zwei blanke Schwerter vor sich hertragen, mit dem Vorsatze, sie nur mit Polenblut getränkt in die Scheide zu stecken. Dennoch floh er vom Schlachtfelde und wurde sammt seinen Begleitern von den verfolgenden Polen gefangen und enthauptet. Das Fahnentuch ist aus zwei rothen und zwei weißen senkrechten Streifen gebildet. Da dieses Banner von dem Wappen der Komthurei Tuchel, wie wir es aus dem Siegel derselben kennen, völlig abweicht, so muß dahin gestellt bleiben, ob der Verfasser dieses Banner nicht willkürlich getauft hat.

Jetzt zeigt sich uns die Fahne der Großkomthurei von Stuhm, welche dem Schlachthaufen des Großkomthurs Konrad v. Lichtenstein vorangetragen ward. Unter ihr kämpften fast alle österreichischen Söldner und nur wenige Ordensbrüder. Dlugoß läßt sich in diesen zwei Zeilen auch zwei Fehler zu Schulden kommen. Erstlich war Stuhm nur der Sitz eines Vogtes und nicht des Großkomthurs, welcher zu Marienburg seinen Wohnsitz hatte, und zweitens hieß der auf der Wahlstatt gebliebene Großkomthur nicht Konrad, sondern Kuno von Lichtenstein. Das rothe Fahnentuch, 3 Ellen breit und 3¼ Elle lang, hat in der Mitte einen weißen Balken. Der Fahnenschaft am Tuche durchweg weiß. In der Krakauer Handschrift ist die linke Seite des Fahnentuches dargestellt und die eiserne Fahnenspitze ausgelassen. Da dieses Banner dem Siegel der Vogtei Stuhm (Aliem) entspricht *), und der damalige Vogt Heinrich Potendorf vermuthlich seinen Tod auf dem Tannenberger Schlachtfelde fand **), so wird die Behauptung, daß die Fahne der Vogtei Stuhm angehört habe, wenig Widerspruch erfahren. Daß die österreichischen Söldner sich um dieses Feldzeichen schaarten, hat vielleicht seinen Grund darin, daß dasselbe mit dem Wappenbilde Oesterreichs übereinstimmt.

Hieran reiht sich das Panier der Komthurei Nessau, von dem Komthur Gottfried von Hatzfeld ***) mit einer Schaar von Or-

*) Voßberg, Preuß. Münzen und Siegel Taf. XIII. No. 9.

**) Voigt, Namen-Codex rc. S. 81.

***) Dlugoß macht daraus: Holzfeld.

densbrüdern und Söldnern tapfer vertheidigt, bis er erschlagen wurde. Das schwarze Fahnentuch hat in der Mitte einen senkrechten weißen Balken. Die Krakauer Handschrift zeigt die rechte Seite des Fahnentuches, die Stange ohne Spitze.

Die nächste Seite wird von der Fahne der Ritter und Söldner aus Westphalen eingenommen, getragen von einem westphälischen Ritter. Dieser ganze Kriegshaufe war auf eigene Kosten und Gefahr dem Orden zu Hülfe geeilt und wollte daher unter seinem angestammten Banner kämpfen. Das weiße Fahnentuch, 2¼ Ellen lang und 2 Ellen breit, zeigt zwei gekreuzte rothe Pfeile.

Nun folgt das Banner der Vogtei und Stadt Roggenhausen, welches der Mannschaft des dortigen Vogtes, Friedrich v. Wenden *), zu schirmen und zu schützen anvertraut worden. In dieser Schaar befanden sich nach Dlugoß's Behauptung auch Ritter aus der ursprünglich polnischen Familie Dolywa, deren Wappen, um sie zu ehren, vom Orden der Vogtei verliehen worden, woraus also folge, daß jene Gegend von Polen besessen und bevölkert sei. Der Verfasser kam jedoch zu diesem Schlusse auf folgendem Wege, welcher dem von ihm angegebenen gerade entgegengesetzt ist. Weil nämlich, schließt er bei sich, die Vogtei Roggenhausen und die Familie Dolywa drei Rosen im Wappen führen, so muß die erstere von der letzteren es entlehnt haben; diese Entlehnung spricht deutlich dafür, daß jene Familie dort ansäßig und reich begütert war; woraus wieder folgt, daß jene Gegend ehemals zu Polen gehörte. Hiebei hat Dlugoß nur den Uebelstand nicht berücksichtigt, daß die Familie Dolywa in Pomesanien niemals ansäßig war **). Das weiße Fahnentuch wird von einem rothen Schrägbalken durchschnitten, auf welchem drei weiße Rosen mit rothen Staubfäden.

Alsdann zeigt sich die Fahne der Stadt und Komthurei Elbing, welcher der Streithaufe des Komthurs von Elbing, Werner v. Tettingen, folgte. Hier fochten die Landesedlen des Bezirks und die Bürger der Stadt, so wie einige Ordensbrüder und Söldner. Werner war einer der wenigen Ordensbeamten, welche aus

*) Dlugoß nennt ihn **Fridericus de wed.**

**) Vergl. auch das S. 326. Gesagte.

dem Kampfe sich retteten. Das Fahnentuch, $1\frac{1}{4}$ Ellen lang und $1\frac{1}{8}$ Elle breit, hat im oberen weißen Felde ein rothes, im unteren rothen Felde ein weißes Balkenkreuz. Der Fahnenschaft ist am Fahnentuche von blauer Farbe.

Hieran schließt sich das Panier der Komthurei und Stadt *) Engelsburg, polnisch Koprzywno genannt. Ordensbrüder und einige Soldtruppen, angeführt von dem Komthur Burchard Wobeke, hatten sich um dieses Feldzeichen geschaart. Auf dem rothen Fahnentuche erblicken wir einen Engel mit braunen Haaren, im himmelblauen Gewande; der Fahnenschaft am Tuche ist roth, sonst hellbraun.

Die nächste Stelle nimmt die Fahne der Stadt und Komthurei Straßburg (polnisch: Brodnica) ein, welche von dem Komthur Baldewin Stal **) geführt wurde. Ordensbrüder, die Dienstpflichtigen des Bezirks, so wie einige Söldner waren unter seinen Befehl gestellt. Das Fahnentuch, $1\frac{3}{4}$ Ellen lang und $1\frac{1}{2}$ Elle breit, zeigt einen rothen Hirsch auf weißem Felde.

Zunächst erblicken wir das Banner des Bisthums und Bischofs von Kulm, welches Dieterich von Sowemburg ***), ein Hofmann des Bischofs, der Kriegerschaar vorantrug. Diese aber bestand aus Hausdienern, Hof- und Lehensleuten des Prälaten. Das weiße Fahnentuch, $2\frac{1}{4}$ Elle lang und $1\frac{7}{8}$ Ellen breit, ist mit einem kreuzweise gelegten rothen Schwert und Bischofsstabe bedeckt. Der Fahnenschaft erscheint am Tuche von blauer Farbe. Schon oben (S. 328) ist bemerkt worden, daß Dlugoß irrthümlich dieses Feldzeichen dem Bisthum Kulm beilegt, während es dem samländischen zukommt. Das Wappen des Bischofs zu Kulm bestand, nach Voßberg, nur in einem Schilde, worin ein Ring mit dem Ordenskreuze.

Jetzt folgt die Fahne der Vogtei Brathean und von Neustadt †), welche dem Schlachthaufen des Vogts, Johann von Ke-

*) Eine Stadt Engelsburg gab es nicht, sondern nur eine Burg dieses Namens.

**) Dlugoß verdreht den Namen in Ballbemin Stoll.

***) Sowemburg ist wohl ohne Zweifel die in Franken heimische Familie Schauenburg.

†) Eine Stadt dieses Namens liegt nicht in der Nähe der Burg Brathean; dagegen aber Neumarkt, welchen Ort Dlugoß auch wahrscheinlich gemeint hat. Vgl. Voigt, VII. 123.

dere, als Feldzeichen diente. Voßberg vermuthet, daß der damalige Vogt Johann von Reder hieß, weil einmal die Krakauer Handschrift Redere statt Kedere liest, andererseits Heinrich Marschall (1405[?]—1411) nur Stellvertreter des Vogtes genannt wird. Der Vogt führte einige Ordensritter, einige Bürger von Neustadt und auch Söldner in den Kampf. Das weiße Fahnentuch zeigt drei gegen einander gestellte gelbe Hirschgeweihe, während wir auf dem Siegel der Vogtei Brathean einen Jäger zu Pferde, ein Waldhorn am Munde haltend und von einem Hunde begleitet, erblicken.

Dann wird das Panier der Stadt Braunsberg als erbeutet aufgeführt, unter welchem die Lehensleute des Bezirks, die Bürger der Stadt, so wie einige Söldner versammelt waren. Das Fahnentuch, 1¾ Ellen lang und 1¼ Elle breit, hat im obern weißen Felde ein schwarzes, im unteren schwarzen Felde ein weißes Kreuz. Der Fahnenschaft ist am Tuche schwarz, sonst hellbraun.

Hieran schließt sich die Fahne der schwäbischen Ritter, welche auf eigene Gefahr dem Orden zu Hülfe gekommen waren und ihre eigene Haus- und Geschlechtsfahne führten. Das weiße Fahnentuch, 2 Ellen lang und ebenso breit, zeigt einen ins Kreuz gelegten stumpfen und spitzen Pfeil. Voßberg hält dieses Banner nicht für eine Geschlechtsfahne, sondern, wie das Banner von Mewe und von Westphalen, nur für ganz allgemeine Symbole des Kampfes.

Nunmehr läßt Dlugoß das Panier der Schweizer folgen, welche auf ihre Kosten diesen Kriegszug für den Orden unternommen hatten, daher sie auch ihres Landes und Volkes Fahne wehen ließen. Das rothe Fahnentuch, 1⅔ Ellen lang und 1⅓ Elle breit, ist bedeckt von einem weißen Wolfe mit schwarzer Zunge, der Schaft am Tuche blau. Der Verf. irrt, wenn er diese Fahne für die des Schweizer-Landes hält, denn die Schweiz führt keinen Wolf in ihrem Banner; wie überhaupt die Nachricht, daß der Orden von einer Schaar Schweizer unterstützt worden, sehr unwahrscheinlich klingt, zumal kein anderer Chronist irgend etwas davon erwähnt.

Dann erblicken wir die zweite Fahne der Stadt und Komthurei Elbing, welche der vom dortigen Hauskomthur angeführten Kriegerschaar vorangetragen wurde. Ordensbrüder, Landesedle



und andere Einsassen des Elbinger Bezirks, wie auch Söldner waren dem Befehle des Hauskomthurs untergeben. Das Fahnentuch, $2\frac{1}{4}$ Ellen lang und $1\frac{3}{4}$ Ellen breit, ist in zwei Felder getheilt; im oberen weißen zeigt sich ein rothes, im unteren rothen ein weißes nach der Mitte eingeschweiftes Kreuz *). Der Schaft am Tuche von blauer Farbe.

Das Banner der Vogtei und Stadt Lessen, polnisch Zolawa genannt, nimmt die nächste Stelle ein. Unter demselben hatte Heinrich Kuszeczke **), damals Vogt zu Leske, theils Ordensritter aus Marienburg, theils einige Vögte oder Schultheißen der zu Lessen gehörigen Städte (??) und Dörfer versammelt und in die Schlacht geführt. Das Fahnentuch, $2\frac{3}{4}$ Ellen lang und $2\frac{1}{8}$ Elle breit, besteht aus einem wagrechten rothen, weißen und schwarzen Balken. Der Fahnenschaft am Tuche blau.

Hierauf folgt die Fahne der Bürger Elbings, welche der Bürgermeister seinen Genossen vorantrug. Allein Bürger und einige von der Stadt geworbene Söldner waren um dieses Panier geschaart. Das Fahnentuch, drei Ellen lang und halb so breit, zeigt im oberen rothen Felde ein weißes, im unteren weißen Felde ein rothes Balkenkreuz. Der Schaft am Tuche von blauer Farbe. Dieses Banner weicht von den beiden vorher beschriebenen Elbinger Fahnen ***) darin wesentlich ab, daß das obere Kreuz weiß im rothen Felde, das untere roth im weißen Felde erscheint. Das gegenwärtige Wappen der Stadt entspricht völlig dieser Färbung.

Zunächst erscheint das Feldzeichen der Komthurei und Stadt Schlochau, von Arnold von Baden, dem Komthur und seinem Schlachthaufen umgeben. Derselbe bestand theils aus Ordensrittern, theils aus Landesedlen und Einsassen, an welche sich die waffenfähigen Bürger der Stadt angeschlossen hatten. Der Komthur blieb nach tapferer Gegenwehr mit mehreren Rittern todt auf der Wahlstatt, sein Leichnam ward unter den Gefallenen gefunden

*) Eigentlich müßte das untere Kreuz auf dem Lübecker Netze ruhen. Vgl. Voßberg, Münzen und Siegel der Städte Danzig, Elbing und Thorn. Taf. IV.

**) Aus diesem arg verstümmelten Namen läßt sich folgern, daß der 1407 als Vogt von Leske erwähnte Konrad von Kunseck als solcher an der Tannenberger Schlacht Theil nahm, obgleich er in Urkunden nach dem J. 1407 nicht erwähnt wird.

***) Vgl. S. 330 u. 332.

und in Marienburg zur Erde bestattet. Das Banner ist 2¼ Ellen lang und 1¾ Ellen breit, der Wimpel aber hat bei einer Länge von 2 Ellen eine Breite von ¼ Elle, gegen das Ende zu sich verschmälernd. Das obere Feld des Fahnentuches nebst dem Wimpel zeigt auf rothem Grunde das Lamm Gottes mit der Kreuzesfahne in weißer Farbe, sein Herzblut in einen vor ihm stehenden Kelch verspritzend. Das untere schmale Feld ist weiß, desgleichen der Fahnenschaft am Tuche.

Hieran reiht sich das Banner der Stadt Bartenstein unmittelbar an, um welches der dortige Pfleger *) seine Krieger gesammelt hatte. Es waren sowohl einige Ritterbrüder, als auch Einsassen des Bezirks Bartenstein. Auf dem schwarzen Fahnentuche, oben mit einem schmalen weißen Streifen, der sich vorne im Wimpel fortsetzt, erscheint ein weißes Beil. Der Fahnenschaft ist am Tuche oben blau, unten schwarz. Das Banner, welches 2½ Elle lang und 2¼ Elle breit ist, läuft in einen immer schmäler werdenden Wimpel von 2¼ Ellen Länge aus, während seine Breite nur eine Hand beträgt.

Jetzt folgt die Fahne der Komthurei und Stadt Osterode, welche Peregrin (?) Vogel, der Bannerführer des osteroder Gebietes, seinen Genossen im Kampfe vorantrug. Gamrath v. Pinzenau **), Komthur zu Osterode, war der Führer dieses Streithaufens, welchen Ordensritter und Lehensleute der genannten Komthurei bildeten. Das Fahnentuch, 3 Ellen lang und 2⅝ Ellen breit, ist in vier Felder getheilt, deren erstes und viertes weiß, das zweite und dritte roth erscheint, mit dem Siegel der Komthurei genau übereinstimmend. Der Schaft ist in der Königsberger Handschrift am Tuche blau, in der Krakauer aber weiß.

Das nächste in der Reihe ist das Panier der Komthurei und Stadt Ortelsburg, polnisch Scythno genannt. Die unter demselben kämpfende Kriegerschaar, welche aus Ritterbrüdern und eingesessenen Lehensleuten des Bezirks bestand, wurde von Graf Albert v. Eczbor, dem Komthur von Ortelsburg, angeführt. Dlugoß irrt, wenn er Ortelsburg zum Sitz eines Komthurs erhebt;

*) Bartenstein war nur ein Pflegeramt, nicht, wie Dlugoß sagt, eine Vogtei des Ordens.

**) Von Dlugoß in Penczenhrun verunstaltet.

es residirte daselbst nur ein Ordenspfleger. Auch den Namen des Pflegers hat er verstümmelt, so daß, weil gleichzeitige Urkunden ihn nicht erwähnen, jede Conjectur zur Unmöglichkeit wird. Das Fahnentuch, $2\frac{1}{4}$ Ellen lang und $2\frac{1}{4}$ Elle breit, ist durch eine Diagonale in ein oberes rothes und unteres weißes Feld getheilt; der Fahnenschaft am Tuche blau.

Nunmehr erblicken wir die Fahne der Komthurei und Stadt Ragnit, welche von den Ritterbrüdern des Convents zu Ragnit und ansässigen Lehensleuten des Bezirks geschirmt wurde. An des Streithaufens Spitze stand Graf Friedrich von Zollern, Komthur zu Ragnit. Das Fahnentuch, $2\frac{1}{2}$ Ellen lang und $2\frac{1}{4}$ Elle breit, zeigt drei über einander stehende rothe Mützen auf weißem Grunde. Schon S. 328. ist bemerkt worden, daß Dlugoß dem Bischofe von Samland fälschlich eine mit dieser völlig übereinstimmende Fahne beilegt; aber ebenso wenig scheint sie dem Hause Ragnit anzugehören, da nach einem noch vorhandenen Siegel diese Burg, St. Peter und Paul neben einer Fahne stehend, als Wappenbild geführt hat. Außerdem hieß der damalige Komthur von Ragnit, nicht Graf Friedrich v. Zollern, sondern Helfrich von Drahe. Demnach läßt sich nicht nachweisen, welchem Heerhaufen diese Fahne angehört habe.

Dann wird das Feldzeichen der Altstadt Königsberg uns vorgeführt, um welches der Bürgermeister die waffenfähigen Bürger der Stadt versammelt hatte. Vermehrt wurde die Schaar durch Söldner, welche theils vom Orden, theils von der Stadt ihren Sold erhielten. Das Fahnentuch, 2 Ellen und eine Handbreite lang, und $1\frac{3}{4}$ Ellen breit, zeigt im oberen weißen Felde eine Königskrone, im unteren rothen ein weißes Ordenskreuz; der Schaft am Tuche ist blau.

Hierauf folgt das Banner der Rheinischen und Schwäbischen Ritter, unter welchem sechszig Lanzen der vorzüglichsten und tüchtigsten Kämpfer vom Rhein und aus Schwaben, so wie aus Livland sich zusammengeschaart hatten. Sie alle waren dem Orden auf ihre Gefahr und Kosten zu Hülfe gekommen. Das Fahnentuch, $2\frac{3}{4}$ Ellen lang und $2\frac{1}{2}$ Elle breit, zeigt drei wagrechte Balken, von denen der obere gelb, der mittlere weiß, der untere roth ist. Der Fahnenschaft am Tuche weiß. In der Krakauer Handschrift ist der mittlere Balken breiter als die beiden andern, was

mit den Worten des Dlugoß: „sie hat mehr weiße wie andere Farbe" gut übereinstimmt.

Jetzt zeigt sich die Fahne der Vogtei und Stadt Dirschau, welche der dortige Vogt, Matthes von Bebern*), seinem Streithaufen vorauftragen ließ. Ritterbrüder, Eingesessene des Bezirks, Bürger der Stadt und angeworbene Söldner führte der Ordensvogt in die Schlacht, welche er nicht überlebte. Das weiße Fahnentuch, 2½ Ellen lang und breit 2 Ellen nebst einer Handbreite, zeigt zwei schwarze senkrechte Balken. Der Schaft am Tuche ist von aschgrauer Farbe. Die Fahne stimmt weder mit dem Siegel der Vogtei, noch mit dem der Stadt überein.

Das nächste in der Reihe ist das Panier der Stadt Melsack, unter welchem der Vogt von Melsack seine Streiter gesammelt hatte. Diese waren theils Ritterbrüder von Melsack, theils Einsassen des Bezirks und Bürger der Stadt, theils Söldner. Hier läßt sich Dlugoß wieder mehrfache Fehler zu Schulden kommen. Denn Melsack war keine Ordensburg, sondern ein Schloß des Domkapitels von Ermland, mithin hatte dort ein Kapitel-Vogt seinen Sitz und an einen Ordensconvent daselbst zu denken, wäre lächerlich. Im Bisthum Ermland, dessen Bischof und Domherren nicht nothwendig dem Orden angehören durften, finden wir die Vogteien niemals von Ordensbrüdern, sondern stets von ritterbürtigen Lehensleuten des Bisthums bekleidet. Unter der Anführung eines Domkapitel-Vasallen aber zu kämpfen, dazu würde sich wohl schwerlich ein Ordensritter verstanden haben, deren Zahl überdies niemals so groß war, als man meistentheils glaubt. Das Fahnentuch, 3⅛ Ellen lang und 2 Ellen breit, besteht aus drei wagerechten Balken, welche schwarz, weiß und roth sind. Der Schaft trägt ebenso die Farben des anstoßenden Tuches**).

Darauf sehen wir die Fahne der Ritter aus Meißen, welche 80 Lanzen der vortrefflichsten Streiter aus diesem Lande schirmten und schützten. Auch sie waren, wie die Ritter aus Rheinland und Schwaben, auf ihre Gefahr und Kosten, um den Orden im

*) Von Dlugoß in Mathias Beberach corrumpirt.

**) Das Siegel der Stadt Melsack dagegen zeigt ein kreuzweise gelegtes Schwert und Schlüssel und in jedem der 3 oberen Winkel einen zusammengebundenen Beutel, einen Mehlsack vorstellend. Voßberg, preuß. Münzen und Siegel S. 43. u. Taf. XVI. No. 39.

Kampfe gegen die Polen zu unterstützen, herbeigezogen. Daher wollten sie auch nicht unter einer Ordensfahne kämpfen, sondern nur unter der eigenen Geschlechts-, Familien- und Hausfahne*). Das Fahnentuch, 2½ Elle lang und 2⅛ Elle breit, ist in vier Felder getheilt, deren erstes und viertes roth, das zweite und dritte blau erscheint. Der Schaft am Tuche ist weiß.

Nunmehr folgt das Panier der Stadt Brandenburg, unter welchem Marquard von Salzbach, der Komthur des dortigen Ordensschlosses, seine Schaaren zum Kampfe führte. Diese bestanden sowohl aus Ordensrittern, als aus Einsassen und Bürgern der Stadt, welchen einige Söldner beigesellt waren. Obgleich der Komthur mit großer Tapferkeit stritt, überwältigte ihn zuletzt doch die Uebermacht und er ward von Johann Dlugoß, dem Vater unseres Autors, gefangen genommen. Zugleich mit ihm geriethen einige Ordensbrüder und Ritter aus seinem Streithaufen, unter denen besonders der Ritter Schumbork (?Schaumburg) genannt wird, in polnische Gefangenschaft. Auf König Jagello's Befehl ward Marquard dem Großfürsten Witold von Litthauen, um sich zu rächen, übergeben, weil der Ordensbruder in einer Kapitelversammlung des Großfürsten Mutter eine Hure und unkeusche Frau gescholten hatte. Auf Witolds Frage, ob er nicht Marquard sei, antwortete der Gefangene freimüthig und fest: Ja ich bin dieser, der mit Gleichmuth das ihn gestern getroffene Schicksal ertragen wird, welches dich heute oder morgen ebenfalls treffen kann. Der Großfürst, durch die stolze Antwort noch mehr erbittert, ließ Marquard auf ein Kornfeld führen und enthaupten. Wenn Dlugoß hinzufetzt, daß Witold den Gefangenen zu tödten anfänglich nicht Willens war und daß der König ersteren deshalb, als wegen einer Schändung des errungenen Sieges, hart getadelt, so haben wir diese Angaben höchst wahrscheinlich nur für ausschmückendes Beiwerk der Erzählung zu halten. Das Fahnentuch, 2¼ El-

*) Dlugoß setzt die Eigenthümlichkeit der Polnischen Wappengruppen auch bei dem Deutschen Adel voraus; irrt sich aber darin. Die Polnische Sitte, daß oft hundert und mehre Edle, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, sich insgesammt zu dem Wappen ihres mächtigen Führers bekannten und dies als Zeichen der Abhängigkeit oder Verbrüderung mit ihm gemeinschaftlich führten, hat in Deutschland nie bestanden.

len lang und ebenso breit, zeigt auf weißem Grunde den Brandenburgischen rothen Adler mit gelbem Schnabel, Fängen und Flügelhalter *). Der Schaft am Tuche ist blau, sonst hellbraun.

Zunächst erblicken wir das Feldzeichen des Herzogs Kasimir von Stolpe oder Stettin, welcher dem Orden mit seiner ganzen Macht zu Hülfe gekommen war. Der unglückliche Schlachttag beraubte den Fürsten fast aller Krieger, er selbst aber gerieth mit einigen Rittern in die Gefangenschaft des Königs, welcher ihn längere Zeit im Kerker schmachten ließ. Dlugoß meint, daß der Herzog dem polnischen Volke nach Abstammung und Sprache angehörend, gegen sein eigenes Vaterland gekämpft und dadurch ewigen Schimpf und Schande sich selbst bereitet habe. Der Herzog hatte aber, von Geldnoth gedrängt, im J. 1409 vom Hochmeister ein Darlehn erhalten und sich dafür zur Beihülfe gegen Polen verpflichtet **); mußte also, wollte er nicht wortbrüchig werden, den Orden mit seinen Streitern unterstützen. Auch war damals von einem Lehnsverhältniß zwischen Pommern und Polen nicht mehr die Rede, wie überhaupt die Verbindung eine sehr lockere. Das Banner, $1\frac{7}{8}$ Ellen lang und $1\frac{3}{4}$ Ellen breit, endet in einen Wimpel von $1\frac{3}{4}$ Ellen Länge, welcher bei einer Breite von 1 Elle nach dem Ende zu immer schmäler wird. Das weiße Fahnentuch bedeckt der rothe Pommersche Greif; Schnabel, Fänge und Augen von Gold mit schwarzer Pupille und Zunge. Der Schaft am Tuche von blauer Farbe. In der Krakauer Handschrift ist der gerade ausgestreckte Wimpel vorn abgestumpft, und das Auge des Greifen roth mit schwarzer Pupille.

Dann zeigt sich das Heerbanner des Kulmerlandes, dessen Vertheidigung dem Schlachthaufen des Komthurs zu Thorn, Grafen Johann v. Sayn, übertragen war. Unter seiner Anführung fochten sowohl Ordensbrüder, als auch Landes-Einsassen neben streitkundigen Bürgern von Kulm und Thorn, welche letztere Stadt auf ihre Kosten geworbene Söldner auf die Wahlstatt sandte. Die Fahne, $2\frac{1}{4}$ Ellen lang und $2\frac{1}{8}$ Elle breit, hat oben einen Wimpel von 2 Ellen Länge, welcher 1 Elle breit nach dem Ende hin immer schmäler wird. Das rothe Fahnentuch ist mit

*) Ueber Brandenburgs Gründung vgl. Voigt III. 256—57.
**) Voigt VII. 45.



zwei weißen Flüssen bedeckt, im oberen das schwarze Ordenskreuz. Am obern in einen langen Wimpel auslaufenden Rande des Fahnentuches zieht sich ein schwarzer Balken hin; der Wimpel selbst ist abwechselnd roth und weiß gestreift. In der Handschrift der Königl. Bibliothek zu Königsberg fehlt, wohl nur aus Nachlässigkeit des Malers, das Ordenskreuz, während es die Krakauer hat, welche den Wimpel auch gerade ausgestreckt und vorne abgestumpft darstellt. Diese Fahne stimmt mit der S. 324. beschriebenen der Stadt Kulm vollkommen überein, was wohl die Vermuthung hervorrufen kann, daß der Autor eine und dieselbe Fahne zweimal beschrieben hat.

Das Panier der Komthurei und Stadt Danzig *) nimmt die nächste Stelle ein. Der Bürgermeister **) trug dasselbe den Genossen voran. Landes-Eingesessene, die Bürger der Stadt und viele Schiffskinder, kühne und beherzte Leute, welche keine Todesart scheuen, jedoch mehr zum See- als zum Landkriege sich eignen, bildeten einen Streithaufen, fast 100 Lanzen stark und legten rühmliche Proben ihrer Tapferkeit ab. Das rothe Fahnentuch, 2½ Ellen lang und 1¾ Ellen breit, zeigt zwei über einander stehende weiße Ordenskreuze; der Schaft am Tuche ist weiß, in der Krakauer Handschrift roth. Die Bemerkung, König Kasimir III. von Polen habe das Danziger Stadtwappen mit einer goldenen Königskrone vermehrt — was 1457 bei seiner Anwesenheit in Danzig geschah — spricht deutlich dafür, daß nach Uebergabe der Schrift an das Krakauer Domkapitel (1448) Zusätze entweder vom Verfasser selbst oder von andern zu derselben gemacht worden sind.

Darauf stellt sich uns die Fahne der Komthurei Danzig dar, welche Johann von Schönfeld, als zeitiger Komthur, mit seinen Kriegern vertheidigte. Die Ritterbrüder seines Konvents, die Landesritter und Einsassen des Danziger Gebiets, so wie Söldner waren den Befehlen des Komthurs untergeordnet. Das Fahnen-

*) Diese Fahne gehörte jedenfalls allein der Stadt, nicht auch der Komthurei an.

**) Nach Curicke (Beschreib. Danzigs S. 115) bekleidete Arend Hecht damals das Bürgermeisteramt der rechten Stadt. Löschin (Gesch. Danzigs Bd. 1. S. 50.) nennt Albrecht Mantell als Anführer der Danziger Hülfsschaar.

tuch, 2⅛ Ellen lang und 1⅞ Ellen breit, läuft in einen 2 Ellen langen Wimpel aus, welcher nur ¼ Elle breit gegen das Ende hin sich immer mehr verschmälert. Das Wappenbild ist ein schräger schwarzer Balken in weißem Felde. In der Krakauer Handschrift zeigt sich der Wimpel an der Spitze abgestumpft.

Nunmehr folgt das Heerbanner des Bisthums Ermland oder Heilsberg, welches einem Haus- und Hofdiener des Bischofs zu schützen übergeben war. Zahlreiche Landes-Eingesessene, Bürger der Stadt Heilsberg, so wie Hof- und Hausdiener des Prälaten bildeten einen Heerhaufen von 100 Lanzen und drüber. Das Panier, 2⅛ Ellen lang und 1¾ Ellen breit, endet in einen 1¼ Ellen langen Wimpel, welcher bei der Breite von 1 Elle gegen das Ende hin sich mehr und mehr verschmälert. Des Fahnentuches oberes Feld nebst Wimpel ist roth und enthält ein Gotteslamm mit der Kreuzfahne, welches in einem vor ihm stehenden Kelche sein Herzblut vergießt. Das untere schmale Feld ist von weißer Farbe, der Schaft am Tuche aber roth.

Auf der nächsten Seite ist die Fahne des Hochmeisters Heinrich von Plauen und des Ordens dargestellt, welche Sandiwog von Ostrorog, Palatin von Posen, in der siegreichen Schlacht bei Krone am 10. October 1410 erbeutete. Der Fahnenträger, welcher sich dieselbe entreißen ließ, hieß Heinrich Frank. Dlugoß schildert mit hochtrabenden Worten den großen Sieg, welchen die Polen erfochten, die ausgezeichnete Tapferkeit, mit welcher der Kampf dreimal vom Palatin erneuert wurde. Außerdem war das Heer des Ordens an Zahl bei weitem den Polen überlegen. Der Hochmeister Heinrich nahm in Person am Treffen Theil, nebst vielen Ritterbrüdern, so wie viele ausgezeichnete Ritter vom Hofe des Römischen Königs Sigismund. Zu diesen war eine zahlreiche Schaar Krieger gestoßen, welche aus der Tanneberger Schlacht sich durch die Flucht gerettet hatten. Viele Gefangene und unermeßliche Beute belohnten den unbesiegbaren Kriegesmuth der Polen. Der König erflehte mit Thränen und unausgesetztem Gebete während des Streites für sich und sein Volk den Sieg. Wenn wir mit diesem pomphaften Bericht des Domherrn andere gleichzeitige Nachrichten vergleichen *), so schrumpft die ungeheure Schlacht zu

*) Voigt VII, 121.

einem Gefecht zusammen und aus dem großen Siege des Palatins wird eine unentschiedene Niederlage der Polen. Denn nach wenigen Tagen mußte sich die Feste Tuchel dem belagernden Ordensheere ergeben. Unrichtig ist überdieß die Angabe des Dlugoß, daß Heinrich von Plauen bei Krone kämpfte; es war vielmehr der Vogt der Neumark, Michael Küchmeister v. Sternberg, welcher während der Schlacht in polnische Gefangenschaft gerieth. Das Fahnentuch, 2⅛ Ellen lang und 2¼ Elle breit, ist schräg getheilt, im obern Felde roth, im untern weiß. Dieses Banner gehörte ohne Zweifel dem Vogte der Neumark an, war aber keineswegs, wie Dlugoß meint, die große Ordensfahne.

Hieran schließt sich das Panier der Stadt Thorn, welches der Bürgermeister *) seinen Genossen kühnen Muthes vorantrug. Nicht nur die streitbare Bürgerschaft, sondern auch manche fremde Krieger, so wie von der Stadt angeworbene Söldner folgten dem Feldzeichen, in der Stärke von 80 Lanzen. Das Banner, 2⅜ Ellen lang und 1½ Elle breit, läuft in einen 1¾ Ellen langen Wimpel aus, welcher bei einer Breite von ¼ Elle gegen das Ende hin immer schmäler wird. Auf dem weißen Fahnentuche erscheint ein dreigethürmtes Thor, die Fenster- und Thor-Oeffnung schwarz, die Thore gelb mit schwarzen Beschlägen, das Fallgatter weiß.

Demnächst schauen wir das zweite Feldzeichen der Komthurei und Burg Danzig, unter welcher Ordensbrüder und Söldner, von dem Danziger Hauskomthur angeführt, in den Kampf gezogen waren. Siebenzig Lanzen edler Ritter stritten hier für des Ordens Sache. Das Banner, 2½ Ellen lang und 1⅞ Ellen breit, endet in einen Wimpel von 2 Ellen Länge, welcher bei einer Breite von ¼ Elle nach und nach sich verschmälert. Das weiße Fahnentuch zeigt einen schrägen schwarzen Balken, völlig übereinstimmend mit dem ersten Banner der Komthurei Danzig (vgl. S. 339—40.)

Jetzt folgt das Banner der Komthurei und der Stadt Mewe, polnisch Gmyew genannt, welches Graf Johann von Veynde **),

*) Er hieß Albrecht Rolhe († 1421), war von großem Ansehen und wurde vom Hochmeister öfter als Gesandter gebraucht, so im Jahre 1411 an den König von Polen.

**) Damals war Siegmund v. Ramingen Komthur zu Mewe; er blieb gleichfalls in der Schlacht. Der Autor meint ohne Zweifel den Grafen Johann



der Komthur des Schlosses, seiner Kriegerschaar vortragen ließ. Ritterbrüder und deutsche Söldner, größtentheils in Franken angeworben, ein Streithaufe von 80 Lanzen, standen unter des Grafen Oberbefehl. Er selbst nebst mehreren seiner Ritter überlebte nicht den unglücklichen Schlachttag. Als sein Leichnam unter den Gefallenen gefunden wurde, ließ ihn König Jagello nach Marienburg bringen, wo er in der St. Annen-Kirche begraben ward. Dlugoß rühmt den Komthur, daß er immer zum Frieden und zur Eintracht gerathen, obgleich ihm deßhalb Werner v. Tettingen, des Ordens oberster Spittler, und Heinrich v. Schwelborn, Komthur zu Tuchel, feige Kleinmüthigkeit vorwarfen. Am Schlachttage selbst aber habe sich gezeigt, wer wahrhaften Muth besäße. Während Graf v. Sayn den Tod nicht scheute, floh Werner vom Kampfplatze, durchzog alle Schlösser des Ordens, indem er sich keinem zu entdecken wagte, und rastete nicht, bevor er Elbing erreicht hatte. Von hier flüchtete er mit andern nach Marienburg. Der Komthur von Tuchel legte nicht größeren Muth an den Tag als Werner von Tettingen. Was an dieser Erzählung wahres ist, wird sich schwerlich je ermitteln lassen; mir dünkt sie eine Erfindung des Domherrn zu sein, welcher jeden Gegner der Polen zu verkleinern bemüht war. — Das rothe Fahnentuch, 2½ Ellen lang und 1¾ Ellen breit, zeigt einen spitzen und einen stumpfen Pfeil, kreuzweise über einander gelegt. Ein ganz gleiches Heerbanner führten die schwäbischen Ritter (Vergl. S. 332). Voßberg bezweifelt mit Recht, daß diese Fahne der Komthurei Mewe angehört habe, da sie in keinem Zusammenhange mit dem Wappen derselben steht.

Hierauf zeigt sich die Fahne der Stadt Heiligenbeil, polnisch Swiatha Siekierka genannt, geführt von dem Vogte (?Schultheißen) der Stadt. Ordenskrieger und Soldtruppen waren diesem Feldzeichen zugeordnet. Das Fahnentuch, 2 Ellen lang und eben so breit, ist in zwei Felder getheilt, das obere schmale von weißer, das untere von schwarzer Farbe, mit einem weißen Beile. Der Schaft trägt die Farben des angrenzenden Tuches.

Dann erblicken wir das Feldzeichen der Stadt Braunschweig,

v. Sayn, welcher als Komthur von Thorn am Kampfe Theil nahm und getödtet wurde.

welche der Herzog (Otto) von Braunschweig, als er einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preussen unternahm, gegründet und die von seinem Heimathlande Namen wie Wappen erhalten hat *). Dlugoß läßt sich hier mehr als einen Fehler zu Schulden kommen. Mit der Stadt Braunschweig kann er nur Braunsberg meinen, welche zu Ehren des Märtyrers Bruno also genannt wurde. Daß der Herzog Otto derselben sein Wappen und seine Fahne verliehen, gehört zu den Erdichtungen unseres Autors. Diese Kriegerschaar, welche aus Ritterbrüdern, Landes-Eingesessenen und Bürgern der Stadt bestand, wurde von dem Komthur oder Vogte von Braunsberg geführt. Da Braunsberg eine Burg des Bischofs von Ermland war, so gilt von ihrem Vogte dasselbe, was vorher bei der Fahne der Stadt Melsack angemerkt worden (S. 336). Das blaue Fahnentuch, 2¼ Elle lang und 2⅛ Elle breit, zeigt einen rothen dreimal weiß gestreiften Löwen mit gelber Krone und Krallen, weißer Zunge. Voßberg hält's für sehr wahrscheinlich, daß dieser Fahne mit dem Hessischen, nicht Braunschweigischen, Löwen die dem Orden zu Hülfe geeilten Ordensbrüder und Söldner aus Hessen folgten, nicht aber die Bürger der Stadt Braunsberg. Ueberdieß hat uns Dlugoß bereits (S. 332.) eine Fahne vorgeführt, welche der Stadt Braunsberg seiner Angabe nach angehörte.

Die nun folgenden Heerbanner gehören dem Deutschen Orden in Livland an und wurden in der Schlacht beim Dorfe Dambky nahe bei Nakel 1431 von den Polen erbeutet **).

Zuerst wird die Fahne des Meisters von Livland uns vorgeführt, welche in diesem Kampfe der Livländische Marschall, Dieterich Croy, seinem Streithaufen vorauftragen ließ. Unter des Marschalls Befehl haben, wenn Dlugoß glaubwürdig berichtete, 300 Lanzen Reiterei außer einer wohl gerüsteten und kampfgeübten Schaar Fußvolk dem Treffen beigewohnt. Auf Seite des Ordens sollen Livländer, Pommern, Kurländer und Einsassen des Kulmerlandes gekämpft haben. Nach gleichzeitigen andern Berichten über dieses Ereigniß war das Ordensheer bedeutend schwächer und der Verlust also auch verhältnißmäßig geringer. Dlugoß hat daher hier eben so wenig als sonst seiner Schwäche, die Siege seines

*) Voigt II. 407. fgg.

**) Vergl. Voigt VII. 571—75.

Volkes pomphaft auszumalen, zu widerstehen vermocht. Jodokus von Hohenkirchen, Komthur zu Tuchel, ließ sich als Führer des Heeres gebrauchen, da ihm die Oertlichkeiten jenes Landstrichs genau bekannt waren. Dieterich Croy fiel mit mehreren Komthuren und Rittern in polnische Gefangenschaft und ward lange Zeit auf der Burg zu Krakau in dem gegen St. Bernard gelegenen Thurm in enger Haft gehalten. Das weiße Fahnentuch, 2¼ Ellen lang und eben so breit, zeigt auf der linken Seite die gekrönte Jungfrau Maria im Heiligenschein, mit dem Kinde, auf einer grünen Anhöhe stehend, in einem blauen, innen weißen Mantel; in der Linken einen grünen Weltapfel haltend. In der oberen rechten Ecke schwebt ein Deutscher Ordensschild. Die Abbildung in der Krakauer Handschrift weicht von dieser Darstellung entschieden ab. Man sieht hier die Jungfrau ohne Kind, eine mit Edelsteinen (Rubinen und Saphiren) verzierte Krone auf dem Haupte, im gelben strahlenden Heiligenscheine, auf einer gelben Mondsichel stehend, hinter der man einen Abschnitt des Erdballs sieht, mit der Rechten ein gelbes Scepter haltend. Die Jungfrau trägt unter dem sternenbesäeten blauen Mantel, den oben eine goldgelbe Schnur zusammenhält, ein rothes enganliegendes Untergewand. Von der Brust hängt ein fast viereckiges schwarzbesäumtes Tuch herunter, mit einem schwarzen in der Mitte goldenen Kreuze verziert. Ueber dieses Tuch sieht man einen goldgelben vorne mit einem Rubin verzierten Gurt. Das rothe Gewand ist unten am Saume und an den Aermeln mit doppelten Goldstreifen geschmückt. Die rechte Seite des Fahnentuches bedeckt das geharnischte Bild des heil. Mauritius auf grüner Anhöhe. Der Heilige ist dargestellt mit einem Mohrengesicht und schwarzen Händen. Das Haupt mit Herzogshut und Heiligenschein; den blauen Harnisch zieren an den Knieen und der Biegung des rechten Arms gelbe Buckel, der dicke sonderbar gestaltete Gurt ist vorne aus 5 gelben gekreuzten Würfeln gebildet. Von den Schultern hängt ein langer weißer Mantel herunter. Mit der Rechten hält derselbe eine gelbe Lanze mit weißer Spitze und Fahne, mit der Linken einen bekreuzten Schild. Außerdem schwebt in der oberen linken Ecke des Fahnentuches der Deutsche Ordensschild. In der Krakauer Handschrift ist die Haltung des Heiligen gerader, beide Füße nach auswärts gekehrt, der

Gurt nur aus vier Würfeln gebildet und die Lanzenspitze von blauer Farbe.

Zunächst folgt das Banner, welches der von Szwor, Komthur von Ascheraden und Walter von Lo, Komthur von Dünaburg, befehligten Kriegerschaar als Feldzeichen diente. An dieser Stelle giebt Dlugoß die Stärke der Livländer auf 700 Reiter an, welche von sieben Komthuren angeführt wurden; unter diesem einzelnen Panier aber kämpften, das Fußvolk nicht gerechnet, 200 Lanzenreiter, welche alle sammt ihren Führern theils in der Schlacht, theils auf der Flucht in den Wäldern und Sümpfen getödtet wurden, und zwar, wie der Domherr rühmt, allein durch das versammelte polnische Landvolk. Der Verfasser läßt hier wieder seiner Phantasie und National-Eitelkeit freien Lauf, und macht aus einem Gefecht eine große Schlacht. Das schwarze Fahnentuch, 2½ Ellen lang und 2¼ Elle breit, läuft in drei Wimpel aus. Jeder dieser Wimpel mißt in der Länge 1 Elle, während er oben ¼ Elle breit ist und nach dem Ende zu sich allmählig verschmälert. Zwei über einander stehende sechseckige Sterne erblicken wir in der Mitte des Fahnentuches.

Ferner wurde von den Polen das Panier erbeutet, unter welchem Walther von Gpelze, Komthur zu Fellin*), und Walther von Kerzdorf (?Gersdorf), Komthur zu Eurow, ihre Mannschaften in den Kampf führten. Beide wurden gefangen und starben im Kerkerthurm der Krakauer Burg, welcher St. Bernard gegenüber liegt. Die ganze Schaar, 100 Lanzenreiter, soll den Tod auf der Wahlstatt gefunden haben. Das Banner, 2 Ellen und 1 Handbreite lang und 2 Ellen breit, endet in drei Wimpel, deren jeder bei ¼ Elle Breite 1 Elle lang ist, zugleich sich nach und nach verschmälernd. Das weiße Fahnentuch zeigt in der Mitte einen schwarzen wagrechten Balken, indeß der obere und untere Wimpel schwarz, der mittlere weiß erscheint.

Die vierte Fahne der Livländer, welche die Polen in dem Reitergefecht bei Nakel gewannen, wurde von Georg Cutzlebe (Kuthzlebe), Vogt zu Kokenhausen, und 100 Lanzenreitern geschützt und geschirmt. Auch diese Abtheilung wurde, wie Dlugoß erzählt, von dem Landvolke völlig vernichtet. Denn die Wuth

*) Dlugoß verstümmelt diesen Ortsnamen in: Filn.

und Erbitterung des letzteren kannte keine Schonung, nachdem die Livländer ihre Dörfer verbrannt und ihre Lebensmittel vernichtet hatten. Das Fahnentuch, 1¾ Ellen lang und ebenso breit, läuft in drei Zipfel aus, deren jeder bei einer Länge von ¾ Ellen die Breite von ¼ Elle hat, welche nach und nach sich verschmälert. In der Mitte des weißen Fahnentuches sehen wir einen schwarzen wagrechten Balken; der obere und untere Wimpel ist schwarz, der mittlere aber weiß.

Beilage.

Das Original der Banderia Prutenorum befindet sich, auf Pergament geschrieben, noch jetzt in Krakau; Abschriften von demselben giebt es, so viel uns bekannt ist, folgende drei: Die erste besitzt die Königl. Bibliothek zu Königsberg; sie ist in Folio und den Schriftzügen nach etwa in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angefertigt. Auf dem Titelblatte lesen wir diese Bemerkung: Authographum existit in Archivo Capituli Cracoviensi et in ultima Carta Pergamenea subscriptus est Stanislaus de Cracovia pictor 1448 hoc testor. d. 9. Augusti 1802 Regio Montani. Tadeus Cs. Czacki. Der Titel selbst aber dieser Handschrift lautet, wie folgt: Banderia Prutenorum Anno domini Milesimo Quadringentesimo decimo. In festo diuisionis Apostolorum contra Vladislaum Jagielonem Regem Poloniae erecta, et per eundem Regem prostrata, et Craccouiam adducta ac in Ecclesia Cathedrali suspensa. Quae vt sequitur in hunc modum fuerunt depicta. Et hoc opera et industria Joannis dlugossii Canonici Craccouiensis. Liber autem seu exemplum horum Banderiorum in Repositorio Cracouiensis Capituli seruatur à predicto Joanne dlugossio ibidem repositus Anno domini 1. 4. 4. 8.

Eine zweite Abschrift in Quartformat wird in der Königsberger Stadt-Bibliothek aufbewahrt. Augenscheinlich ist sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von sehr ungeübter Hand gefertigt und nur als schlechte Kopie der ersten Abschrift zu betrachten. Der Maler hat die Fahnenbilder verkleinert, aber bei den Fahnentüchern die im Original befindlichen Dimensionen zum Grunde gelegt, wie er denn auch die in demselben nur kurz angedeuteten Fahnenstangen verlängert hat, so weit das Papier reichte.

Die dritte Abschrift hat Graf v. Dzialynski, auf Kornik im Großherzogthume Posen, in groß Folio auf das sauberste nach dem Krakauer Autographum anfertigen lassen. Der Titel, von dem der ersten und zweiten Abschrift abweichend, ist folgender: Banderia Crucigerorum in Proelio prope villas Thamberg et Grunwald Die 22. Julii 1410. sub auspiciis Vladislai Jagellonis per Zindramum de Maschkowycze Glad. Crac. et Vitawtum Magn. Ducem Lithuaniae capta et in ecclesia majori sancti Stanislai Cracoviae in signum magnificae victoriae deposita. Cura et studio Johannis Dlugosii Canonici Cathedralis Cracoviensis peculiari libro membraneo depicta et descripta. Am Schlusse der Handschrift auf der Rückseite des letzten Pergamentblattes: Explicunt banderia Prutenorum per manus picta Stanislai Dyrink *) de Cracovia die Veneris 29 Martii 1448. Mehrere Fahnenbilder dieser Handschrift weichen theils wesentlich von denen der ersten ab, theils sind sie von der entgegengesetzten Seite dargestellt. Bei den Fahnentüchern, welche am obern Theile eine wimpelartige Fortsetzung zeigen, ist dieser nicht, wie bei den Königsberger Abschriften, flatternd herunterhängend, sondern in gerader Länge ausgestreckt, zuweilen an der Spitze abgestumpft dargestellt. Außerdem erscheinen in der ersten Handschrift einige Fahnenbilder mangelhaft, was auf Rechnung des nachlässigen Malers zu schreiben ist, so z. B. die Fahne des Treßlers, und die des Kulmerlandes, bei welcher im oberen weißen Felde das schwarze Ordenskreuz ausgelassen ist. Man kann also wohl behaupten, daß die erste und dritte Handschrift in der Malerei und im Texte sich gegenseitig ergänzen.

Unbemerkt kann nicht bleiben, daß das Krakauer Original nach der Mitte des 15. Jahrhunderts Zusätze — eine Umarbeitung anzunehmen, dafür scheinen mir keine Gründe vorhanden zu sein — erhalten haben muß; denn während der Titel nur auf die in der Tanneberger Schlacht eroberten Fahnen sich bezieht, finden wir am Schlusse der Schrift Paniere beschrieben, welche 1410 bei Koronowo und 1431 bei Nakel in die Hände der Polen fie-

*) Der Maler war wahrscheinlich deutscher Abkunft, denn Dyrink ist wohl nur polonisirt aus Dühring.

len. Ueberdies wird bei der Beschreibung der Danziger Fahne (vgl. S. 339) von der Erweiterung des Danziger Wappens, als von einem bereits stattgefundenen Ereignisse, gesprochen, obgleich erst 1457 Kasimir III. der Stadt dieses Recht verliehen hat.

Der Text der ersten Handschrift ist dem nachfolgenden Abdruck zum Grunde gelegt und in den Anmerkungen die Abweichungen der Dzialynskischen Abschrift oder des Krakauer Originals sorgfältig angegeben worden.

fol. 1 b. Banderium Magistri Cruciferorum Maius Quod Magister generalis Vlricus de Junigen ducebat, In quo erant sui prestanciores Curienses et Milites Paludamentum autem suum in quo octisus est ex albo Harassio, insigni infrascripto intextum. habet Ecclesia Parochialis in kige pro vna cassula.

Nota hoc Banderium continet in longitudine tres vlnas et in latitudine duas cum Quartali vnius vlnae.

fol. 2 a. Banderium Magistri Cruciferorum Minus. Sub quo erant Milites Cruciferorum ordinis Magis Notabiles et prestantes *). Et aliqui Milites Mercenarii qui ex variis Almaniae partibus aduenerant. Et aliqui Curienses atque Cubicularii Magistri.

Nota. hoc Banderium Minus alias Gonicza Chorangiew continet in longitudine vnam vlnam cum Quartali. In latitudine autem vnam vlnam tantum.

fol. 2 b. Banderium Ordinis Cruciferorum. Quod Fridericus Vallerod Magnus Marsalcus Prussiae ducebat nacione Francus et Nobilitate insignis qui pro armis cum sua familia defert fluuium Cruce signatum et in galeà gallum Cristatum. qui in eodem prelio fuit occisus. et in Marienburk reductus. Patruus germanus Christophori **) Episcopi Lubucensis sub quo erant Milites de Franconia.

Nota Banderium hoc continet in longitudine tres vlnas cum quartali. In latitudine vero tres vlnas minus quartali.

fol. 3 a. Banderium Cunradi Albi ducis Oleschnicen-

*) Die Worte „et prestantes" fehlen.

**) Christophori fehlt.

sis Slesiae. Quod presencialiter *) ipsemet Cunradus Dux de gentibus propriis ducebat. Sub quo erant Milites sui proprii de Ducatu Vratislauiensi et de Slesia, et ipse Dux Cunradus fuit captus et tam Banderio quam omnibus fortunis suis spoliatus. liberalitate autem Vladislai Poloniae Regis in libertatem restitutus.

Nota hoc Banderium continet duas vlnas cum quartali in longitudine. Et duas vlnas minus quartali in latitudine.

Sciendum autem quod ex omnibus Ducibus Slesiae siue Poloniae, nemo preter hunc Cunradum Oliesnicensem et Cazimirum Ducem Stolpensem alias Stetinensem in partes Magistri et Ordinis Cruciferorum transiuerant, Cum eorum perpetua ignominia et dedecore. Qui **) proprium linguarium propriamque patriam conabantur adiuuando hostes lacerare et delere vtrique tamen Vladislaus Rex et eorum captis Militibus pepercit.

fol. 3 b. Banderium Sancti Georgii in parte Crucifera quod Miles strenuus, et qui turpe putauit ex prelio fugere Georgius Kerzdorff ducebat. Stetit enim intrepidus tenens illud donec per Polonorum Milites fuit captus et vexillum sibi fuit ereptum. Sub hoc erant Milites insignes et variis nacionibus terrarum Almaniae satis animosi et pugnaces et omnes ferè octisi. pauci per fugam saluati. Quem enim locum quisque pugnando ceperat hunc pectore aduerso cadendo et moriendo tenebat.

fol. 4 a. Banderium Ciuitatis Culmensis Quod ferebat Nicolaus dictus Nyksz nacione Sueuus vexilifer Culmensis Quem Magister Prussiae postea quasi parum fideliter egisset capite damnauit. Çuius ductores erant Janussius Orzechowski et Cunradus de kopkow milites. Habet autem verior assercio aliorum. quod prefatus Nicolaus ***) Niksz miles Sveuus et Culmensis Banderii vexilifer non fuit a Magistro Prussiae Henrico de Plawien. qui vlrico de Junigien in Prelio magno octiso succeserat ob aliquod crimen

*) peculialiter.

**) cum.

***) Nicol. alias Niksz.

perfidiae octisus Erat enim miles et Heroicus et in armis magni precii. Sed *) cum vidisset suae partis cladem seque miserabiliter omnibus spoliatum et captum licenciam adeundi vladislaum poloniae **) Regem et alloquendi illum supliciter obtinuit ***). Qua a clemente Rege faciliter obtenta peciit sibi Banderiūm quod gerebat monstrari. Quo altero die monstrato ad conspectum illius illo amplexato corruens expirauit. Ibidemque Rege mandante solo obrutus est. Sub quo erant terre et Ciuitatis Culmensis Milites et Ciues †).

Nota. hoc Banderium continet in longitudine tres vlnas cum palma vnius manus. In latitudine autem ††) tres vlnas tantum, Cauda autem protrahitur in longitudine trium vlnarum cum Quartali. in Latitudine vnias vlnae minus medio quartali et quanto inferius tanto strictius in fine vero strictissimè.

fol. 4 b. Banderium Cruciferícum †††). Quod Thomas Moerheym Thesaurarius Ordinis ducebat. qui in eodem praelio fuit octisus et cum Militibus Mercenariis et familiaribus propriis satis multis quos sub signo sui officii ducebat.

fol. 5 a. Banderium Episcopi Pomezaniensis. Quod ducebat Margvardus de Keszembergk sub quo erant milites terrigene de Episcopatu Pomezaniensi, et alii Milites Mercede per Episcopum Pomezaniensem conducti. Quod Margwardo per Milites Poloniae ereptum Vladislaus Poloniae Rex altero die conflictus per Nicolaum Morawiecz de Kvnosowka prope Xyansz Militem de armis Powala ad consortem suam annam Reginam Nicolaum quoque Curowski Archiepiscopum Gnezensem Viccarium Regni ceterosque Barones poloniae Magistros doctores Consules quibus Arcis

*) Hic cum etc.

**) Poloniae fehlt.

***) optavit.

†) Die Worte: sub quo erant terre et Ciuitatis Culmensis Milites et Ciues fehlen.

††) autem fehlt.

†††) Crucificum.

et Ciuitatis Craccouiensis custodia erat commissa. et ad vniversum Regnum poloniae eiusque arces et Ciuitates in signum victorie sue et cladis Crucifericae misit.

Nota. Banderium hoc continet in longitudine duas vlnas cum media. In latitudine vero duas vlnas cum quartali.

fol. 5 b. Banderium Commendarie et Ciuitatis Grudzancz. Quod Vilhelmus Ellfentein Comendator de Grudzancz ducebat. Sub quo erant Militares et Ciues Circumcirca et in Grudzancz habentes domicilia. quorum maior pars erat de armis qui portant caput Zubronis pro insigni et ideo tale vexillum eis fuit consignatum. quod est euidens testimonium *) terram Culmensem Regni poloniae membrum semper fuisse. Commendator etiam ipse Vilhelmus Ellfenstein in eodem praelio fuit occisus. et plures notabiles milites proprii et mercenarii cum eo.

fol. 6 a. Banderium Commendarie et Ciuitatis Balga Quod ducebat .... Commendator in Balga. Sub quo erant fratres militares de ordine et aliqui proprii et aliqui mercenarii milites.

Nota hoc Banderium continet in longitudine tres vlnas. In latitudine vero duas vlnas minus medio quartali.

fol. 6 b. Banderium Comendariae et Ciuitatis Schonsze, Quod Nyklosch Wylcz Commendator in schonsze ducebat, alias Cowalyewo, Sub quo erant et fratres de ordine militares et aliqui Mercenarii et proprii milites.

fol. 7 a. Banderium Ciuitatis Kinigsbergensis quod ducebat Vice Marsalcus seu Vice Commendator. königsbergensis nomine **) .... sub quo erant etiam aliqui fratres de ordine militares et aliqui proprii aliqui precio conducti. Insigne autem vexilli datum Ciuitati fuit Leo videlicet Albus per Johannem Bohemiae Regem. tunc in Prussia miliciam agentem in Barbaros.

Nota. hoc Banderium continet in longitudine tres vlnas. In latitudine vero duas vlnas cum medio quartali. Cauda autem protrahitur in longitudine vnius vlnae cum quartali

*) testimonium fehlt.
**) nomine fehlt.

In latitudine vnius etiam vlnae minus quartali. quanto inferius tanto strictius in fine strictissimè.

fol. 7 b. Banderium Commendariae de Antiquo Castro quod ducebat Vilhelmus Nyppem Commendator de Antiquo Castro. Sub quo erant pauci de ordine fratres et proprii milites. sed omnes ferè mercenarii.

fol. 8 a. Banderium Episcopi et Episcopatus Zambiensis quod Ducebat Henricus Comes *) de Kamyencz de Myschna Sub quo erant Milites Omagiales Episcopatus Zambiensis et aliqui Curienses Episcopales et Milites Mercenarii per ipsum **) Episcopum Zambiensem ***) conducti.

Nota. hoc Banderium continet in longitudine duas vlnas cum media. In latitudine autem duas vlnas cum quartali.

fol. 8 b. Banderium Commendariae et Ciuitatis Tucholia. Quod vnus ex ordine Henricus. Commendator de Tucholia ducebat. Sub quo erant et fratres ordinis Militares Armigeri districtus Tucholouiensis et milites mercenarii. Hic Henricus nacione Almanus Francus Commendator de Tucholia. a principio huius gverre vsque ad eius consumacionem tam superbi arrogantia inflatus erat vt duos acinaces nudos ante se et suum exercitum Tucholiensem cuius erat ductor non secus quam iam victor et magnificus et fortis triumphator et quasi omnis belli fortuna ex eo dependerit deferri quocunque pergeret juberet †). Erat id et Magistro Prussiae Vlrico et suis Comendatoribus molestum. Nemoque ††) tam insolentem furorem probabat. frequenciusque increpitus et argutus publice et priuatim noluit ponere furori suo modum. Nec a superbia sua per bene suadentem reuocari. Non prius se illos in vaginam conditurum declarans donec vtrumque in polonorum sanguine cruentaret. Itaque permitente iusto dei iudicio dum ex prelio turpiter fugiendo in villam vyelgniow deuenisset a polonorum

*) Comes fehlt.
**) ipsum fehlt.
***) Zambiensem fehlt.
†) iussit.
††) que fehlt.

militibus illum insequentibus cum vniuersis qui illum insequebantur consecutus*) miserabiliter capite ceso obtruncatus temeritatis et superbiae funestas quidem sed meritas penas dedit. Cui nec in prelio honestè mori. nec per turpem fugam vitam seruare. contigit miserabilem et miserandam.

fol. 9 a. Banderium Magnae Commendariae de Sthvm. Quod ducebat Magnae reputationis vir frater Cunradus Lichtersten Magnus Commendator. Sub quo erant de Austria Milites Mercenarii ferè omnes et pauci fratres de ordine.

Nota hoc Banderium continet in latitudine tres vlnas tantum. In longitudine vero tres vlnas cum quartali.

fol. 9 b. Banderium Commendariae Nieschouiensis quod Ducebat Gotfridus Holczfelth Commendator Nieschouiensis Sub quo erant fratres de ordine et milites mercenarii.

fol. 10 a. Banderium Militarium et stipendariorum de Vestfalia Quod ducebat Miles Vestfalus .... Et hi proprio aere propriisque sumptibus Magistro et ordini venerant in solacium. Et ideo voluerunt habere proprium et domus ac generis eorum vexillum.

Nota hoc Banderium continet in longitudine duas vlnas cum dimidio altero quartali. In latitudine autem duas tantum **) vlnas.

fol. 10 b. Banderium Aduocaciae et Ciuitatis Rogoszno. Quod frater vnus ex ordine voith Fridericus de ved***) Aduocatus in Rogoszno ducebat. Sub quo erant districtus Rogosznensis Milites de domo et familia Dolywa. In quorum decus et honorem Aduocacia Rogosznensis tali fuit signo insignita Ex quo etiam claret quod regio illa fuit de corpore Regni Poloniae et a Polonis populata et posessa.

fol. 11 a. Banderium Ciuitatis Elbingensis et Commendarie. Quod ducebat Commendator Elbingensis Wernerus Thetinger. Sub quo erant Militares et Ciues districtus et

*) Die Worte cum vniuersis qui illum insequebantur consecutus fehlen.

**) tantum fehlt.

***) Wed.

Ciuitatis Elbingensis et aliqui fratres de ordine et aliqui mercenarii.

Nota hoc banderium continet in longitudine duas vlnas minus quartali. In latitudine vero vnam vlnam cum medio Quartali.

fol. 11 b. Banderium Commendarie et Ciuitatis Engelszbergk quod ducebat Burkardus wobek Commendator in Engelszbergk quae in Polonico Koprzywno appellatur. Sub quo militabant fratres de ordine et nonnulli Stipendarii precio conducti.

fol. 12 a. Banderium Ciuitatis seu Commendarie Brodnicensis quod ducebat Balldemin Stoll Commendator Brodnicensis alias Stroszberk sub quo erant et fratres de ordine et milites districtus Brodnicensis et aliqui milites mercenarii.

Nota hoc banderium continet in longitudine duas vlnas minus quartali. In latitudine autem vnam vlnam cum media.

fol. 12 b. Banderium Episcopatus Et Episcopi Chelmiensis. Quod Curiensis Episcopalis Theodricus de Sowemburg ducebat. sub quo erant et familiares atque Curienses et Omagiales terrigenae Episcopi Chelmiensis qui pro ea tempestate sedem Chelmensem regebat.

Nota. Hoc Banderium continet in longitudine duas vlnas cum quartali. In latitudine autem duas vlnas minus medio quartali.

fol. 13 a. Banderium Aduocaciae Castri Brathian et Nouae Ciuitatis quod Joannes de Kedere *) Aduocatus de Brathian ducebat. Sub quo erant aliqui milites de ordine et aliqui Ciues Nouae Ciuitatis et praecio conducti Stipendarii.

fol. 13 b. Banderium Ciuitatis Brunszbergk quod Ducebat **) .... Sub quo erant terrigenae et Omagiales et Ciues districtus Brunszbergensis et aliqui Milites mercede conducti.

Nota. Hoc Banderium continet in longitudine duas

*) Redere.

**) quod ducebat fehlt.

vlnas minus quartali. In latitudine vero vnam vlnam cum quartali.

fol. 14 a. Banderium Militum Almanorum de ... Quod ducebat .... Sub quo erant Theutonici Milites de .... qui propriis impensis pro ordine militabant et proprii generis proprieque domus et familiae ferebant vexillum.

Nota. Hoc Banderium continet duas vlnas in longitudine et totidem etiam in latitudine.

fol. 14 b. Banderium Gentis et nacionis Sweyczerorum qui propriis sumptibus Magistro et ordini tulerant subsidium Cuius ferentarius erat *) .... Et ideo suae nacionis suaeque regionis et gentis deferebant pro signo vexillum.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine vnam vlnam cum dimidio altero quartali. In latitudine vero vnam vlnam cum medio quartali.

fol. 15 a. Banderium Secundum. Ciuitatis et Commendarie de Elbingo quod ducebat Vice Commendator Elbingensis. Sub quo erant fratres de ordine Militares et terrigenae districtus Elbingensis et milites stipendium merentes.

Nota. Hoc Banderium continet in longitudine tres vlnas minus medio quartali. In latitudine vero duas vlnas minus quartali.

fol. 15 b. Banderium Aduocaciae et Ciuitatis Leszken quod Henricus Kuszeczke Aduocatus de Leszken ducebat. Quae in Polonico **) vocatur Zolawa. Sub quo erant fratres de Ordine Militares ex Castro Marienburgensi et aliqui Aduocati siue Sculteti ***) oppidorum et villarum de Zolawa.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine tres vlnas minus quartali. In latitudine autem duas vlnas cum medio quartali.

fol. 16 a. Banderium Burgensium de Elbingo quod ducebat .... Magister Ciuium Elbingensium. Sub quo non erant nisi Ciues Elbingenses et aliqui Milites precio conducti a Ciuibus Elbingensibus.

*) Cuius ferentarius erat fehlt.
**) Statt „quae in Polonico“ steht „alias.“
***) siue Sculteti fehlt.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine tres vlnas. In latitudine autem vnam vlnam cum media.

fol. 16 b. Banderium Commendarie et Ciuitatis Slochow quod ducebat Arnoldus de Baden Commendator Slochouiensis. Sub quo erant aliqui fratres Militares *) de ordine et aliqui terrigenae et Milites et Ciues districtus et Ciuitatis Slochouiensis. Occisus autem fuit prefatus Arnoldus de Baden Commendator Slochouiensis cum pluribus militibus sui vexilli et inter cadauera occisorum repertus in Marienburg ad sepulturam relatus.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum quartali unius vlnae, In latitudine autem duas vlnas minus quartali. Cauda vero protrahitur in longitudine duarum vlnarum. In latitudine vnius quartalis et quanto declivius tanto strictius in fine strictissime.

fol. 17 a. Banderium Ciuitatis Barthensten quod ducebat ..... Aduocatus de Bartensten. Sub quo erant nonnulli fratres de ordine Militares et terrigenae districtus Bartenstenensis qui Asciam in Polonico Oxa. In Bohemico Bradaczieczam deferunt pro insigni. quam etiam tunc deferebant pro vexilli signo.

Nota. Hoc Banderium continet dimidiam terciam vlnam in longitudine. in latitudine autem duas vlnas cum quartali Cauda vero protrahitur in longitudine duarum vlnarum cum quartali. Latitudo autem ipsius caudae palma vnius manus in superiori parte. quanto inferius tanto strictius in fine strictissime.

fol. 17 b. Banderium Commendariae et Ciuitatis Osterrodensis quod Penczenhrun **) Commendator Osterrodensis ducebat. Cuius ferentarius fuit Peregrinus dictus Fogel Vexillifer Osterrodensis. Sub quo erant et fratres de Ordine militares et terrigenae Omagiales sub Commendaria Osterodensi consistentes.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine tres vlnas. In latitudine autem duas vlnas cum dimidio altero quartli.

*) Militares fehlt. **) Pentzenheyn.

fol. 18 a. Banderium Commendariae et Ciuitatis Scythno. Quod Comes Albertus de Eczbor Commendator in Ortelszburgk idem Scithno duxerat. Sub quo erant fratres militares de Ordine et terrigenae Omagiales ad dictam Commendariam in Ortelszburgk *) pertinentes.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine tres vlnas minus quartali. In latitudine autem duas vlnas cum quartali.

fol. 18 b. Banderium Ciuitatis Rangnetha et Commendarie, quod ducebat Commendator de Rangnetha Comes Fridericus de Czolry Sub quo erant fratres militares de Ordine ex Conuentu Ragnetensi et terrigenae Omagiales Commendarie et regionis Ragnetensis.

Nota. Hoc banderium in longitudine duas vlnas cum media. In latitudine duas vlnas cum vno quartali continet.

fol. 19 a. Banderium Ciuitatis Antiquae kunigkszbergk, alias Croliowgrod Quod ducebat Ciuium Magister kunigszbergensium ex propriis Ciuibus et terrigenis aere illius et ex mercenariis militibus collectum.

Nota Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum palma vnius manus. In latitudine vero duas vlnas minus quartali vnius vlnae.

fol. 19 b. Banderium Militum de Reno et de Almania quod ducebat .... Miles. sub quo locatae erant Sexaginta lanceae de militibus egregiis et praestantibus Renensibus et Almanis et Liuonitis. Ferendo auxilia Cruciferis de propria substantia et ideo proprium et singulare habuerunt banderium, genus eorum nacionem et familiam representans.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine tres vlnas minus quartali. In latitudine vero duas cum media habens plus de Colore albo quam de aliis.

fol. 20 a. Banderium Aduocaciae et Ciuitatis Tsczow quod ducebat Mathias Beberach Aduocatus Tsczowiensis. Sub quo erant fratres militares de Ordine et terrigenae regionis illius et Ciues Tszczouienses et aliqui stipendarii forenses et praecio conducti.

*) in Ortelsburgk fehlt.

Nota. Hoc banderium continet duas vlnas cum media in longitudine. In latitudine autem duas vlnas cum palma vnius manus.

fol. 20 b. Banderium Ciuitatis Holsten Maioris. quae in Theutonico vocatur Melzak. Quod ducebat aduocatus de Holsten Sub quo erant et fratres militares de Ordine Olstenenses et terrigenae ac Ciues districtus Olstenensis et Mercenarii Milites.

Nota. Hoc Banderium continet in longitudine tres vlnas cum medio quartali. In latitudine duas vlnas tantum.

fol. 21 a. Banderium Militum Mischnensium. Sub quo erant Octuagintae hastae Militum egregiorum et virorum Misnensium. qui sub propriis impensis et armis Cruciferorum Ordini venerant in subsidium. Qui nolebant sub aliquo signo alieno Cruciferico pugnare Sed proprii generis familiae et domus signo assumpto pugnae intererat Cuius ferentarius erat ... *)

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum media. In latitudine vero duas vlnas cum medio quartali.

fol. 21 b. Banderium Ciuitatis Brandenburgensis quod Markwarth de Szalczbach Commendator Brandenburgensis ducebat Sub quo erant fratres militares de ordine et terrigene ac Ciues Brandenburgenses nonnullique Milites preçio conducti Quod quidem signum per ... Marchionem Brandenburgensem donatum et appriuilegiatum fuit Ciuitati Brandenburgensi dum ipse Marchio Brandenburgensis exegisset Miliciam in Prussia in barbaros. Captus autem fuit prefatus Markvardus **) in prelio Magno per Joannem Dlugosch de Niedzielsko Militem de domo Zubrzaglowa alias Perstina siue Wieniawa parentem et genitorem meum germanum vna cum aliquot Militibus de ordine et vexilo prefato et signanter Milite Schumbork Alexander Vithawdus Magnus dux Lithuanie dum sibi per patrem meum iuxta iussionem Vladislai Regis Poloniae representantur exhilaratus eo viso valde cupiebat enim magnopere supplicium ex

*) Cuius ferentarius erat fehlt. **) Markvardus Commendator Brandenburgensis in etc.

eo sumere. propterea quod genitricem suam audiente Withawdo in quodam conuentu communiter habito Scortum et impudicam matronam appellauerat dixit ei. Bis dv hi Margward idest. Es tu ne hic Margwarde. Ille nec tunc quidem condicionis et fortunae sue in tam arto captiuitatis suae articulo oblitus. libera contumacia fortis et heroici animi respondit At ego inquit hic sum. subiturus equo animo fortunam in quam me hesterna dies contorsit. in quam te hodierna vel crastina non statuentem fortune modum potest contorquere. Ea vociferantem Vitavdus verbis suis arrogantibus offensus et magis exasperatus, licet ei iam parcere in animo destinauerat in Capitale damnat supplicium Et Lituani ac Ruteni quibus a Vitaudo fuerat imperatum in segetes frumentarias deductum decolant. Qua re Vladislaus Poloniae Rex cognita Ducem prefatum alexandrum grauiter corripuit increpuitque Asserens victorem illud facinus dedecuisse. Nihilque Laudabilius. quam post tantam victoriam prestitam à Deo. infelicis scire misereri.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum quartali Et in Latitudine totidem.

fol. 22 a. Banderium Cazimiri Ducis Stolpensis alias Stetinensis quod presencialiter ipsemet Cazimirus Dux ex suis gentibus ducebat non sine sua et nominis sui ac gentis et nacionis suae ac linguarii maxima ignominia et dedecore sacra auri fame deuictus sibi et generi suo atque prosapiae opprobrium inusturus sempiternum. in viscera propria fixurus gladium in patriam propriam et Regnum poloniae a quo ipse et praedecessores sui habuit esse et uiuere. cum omni gente sua. quae arma ferre poterat. armatus consurrexit Sed gente sua clade deleta, et ipse vna cum banderio et aliquibus militibus captus miserias ergastuli aliquanto tempore sustinuit. Beneficio tamen Vladislai Poloniae Regis ab illo tandem solutus est Alterque hic et nemo alius Jure foederis et sanguinis contra patriam arma tulit.

Nota Hoc Banderium continet in longitudine duas vlnas minus medio quartali. In latitudine vero duas minus quartali. Cauda autem protrahitur in longitudine duarum

vlnarum minus quartali In latitudine vnius vlnae. a superiori parte quanto inferius tanto strictius in fine strictissime.

fol. 22 b. Banderium Militarium Terrae Culmensis quod Joannes Comes et heres de Seyn Commendator Thorunensis ducebat. Sub quo erant fratres de ordine et terrigenae ac Ciues Thorunenses ac Chelmenses et Milites Mercenarii a Ciuibus Thorunensibus conducti.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum dimidio altero quartali. In latitudine vero duas vlnas cum medio quartali. Cauda autem protrahitur in longitudine duarum vlnarum. In latitudine vnius vlnae a superiori parte. et quanto inferius tanto strictius in fine strictissimè.

fol. 23 a. Banderium Commendariae et Ciuitatis Gdanensis quod ducebat ex propriis et Mercenariis gentibus Magister Ciuium Gdanensium Terrigenis videlicet et Ciuibus et ex Nauticibus maritimisque militibus qui vocantur Schewkinori, hominibus audacibus et animosis et nullum genus mortis abhorrentibus Magis tamen pugna nauali et maritima quam terrestri calentibus. Qui banderium Gdanensium vsque ad Centum hastatos compleuerant et strenuorum militum de se in pugna signa ostendebant. Insigne huius vexilli duas Cruces albas in punice Campo habens. Cazimirus Tercius Poloniae Rex terras Prussiae sortitus Corona Aurea in signum transmutacionis Domini. quale hactenus deferunt Gdanenses decorauit priuilegio speciali.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum dimidio altero quartali. In latitudine autem duas vlnas minus quartali.

fol. 23 b. Banderium Commendariae de Gdansk quod ducebat Joannes Schonenfhelt. Commendator Gdanensis. Sub quo erant fratres militares de Ordine domus et Conuentus Gdanensis et terrigenae et Militares districtus Gdanensis *) et Milites precio conducti forenses.

*) Die Worte et terrigenae et Militares districtus Gdanensis fehlen.

Nota. hoc banderium continet in longitudine tres vlnas minus dimidio altero quartali. Cauda autem protrahitur in longitudine duarum vlnarum In latitudine vnius quartalis a superiori parte quanto inferius tanto strictius in fine stricte *). Porro In latitudinę duas vlnas minus medio quartali continet.

fol. 24 a. Banderium Episcopatus Warmiensis alias Elszberk Ciuitatis **) quod ducebat .... familiaris et Curiensis ...... Episcopi Warmiensis ***). Sub quo erant et terrigenae in frequenti numero †) Episcopatus Warmiensis et Ciues Ciuitatis Elszberk et Curienses ac familiares praefati ..... Episcopi varmiensis ††) qui Centum numerum hastatorum et vltra explebant.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine tres vlnas minus dimidio altero quartali. In latitudine autem duas vlnas minus quartali. Cauda autem protrahitur in longitudine vnius vlnae cum media in latitudine vnius a superiori parte quanto inferius tanto strictius in sine strictè.

fol. 24 b. Istud est vexillum Magistri generalis Henrici de Plawien et sui ordinis Cruciferorum sub quo vnico exercitus suus ad oppidum Koronow die Veneris Decima Octobris M: cccc°. decimo pugnans fortissime, conflictus est, quod inter dimicandum per Johannem Naschian de Ostowcze militem de domo bipennium Henrico Franko eius Ferentario fuit ereptum. Sub quo erat et ipse Magister Henricus personaliter †††) et multi militares fratres de ordine et omnis Curie Sigismundi Romanorum et Hungariae Regis de militibus prestantibus et electis. Item frequens numerus Militum qui ex clade magna in diuisionis Apostolorum habita per fugam euaserant. Qui speraverant se et propter animositatem frequenciamque suam et propter paucitatem polonorum militum. Non enim erant illic nisi pauci Curienses regii. et Sandiuogius de Ostrorog poznaniensis Palatinus cum Banderio gentium suarum de domo Na-

*) strictissime. **) Ciuitatis fehlt. ***) Warmiensis fehlt. †) Die Worte in frequenti numero fehlen. ††) varmiensis fehlt. †††) in persona.

łąncz *) vno hiatu deglucituros tantus tamen fuit in vtrisque et pugnandi et victoriam rapiendi ardor, vt tribus vicibus per duellionem fessi dato signo et ab vtroque exercitu accepto ter facto discessu, ab inuicem respirarent. Terque arma et pugnam restitutis sibi inuicem quos amiserant equis et armis ac insignibus, quae pugnando altrinsecus amiserant **). resumerent. Et dum vterque exercitus pro victoria magnis viribus maximisque spebus adniteretur cessit polonis victoria. Et Magister Henricus de plawien per fugam cum paucis saluatus euasit. Caeteri omnes aut desiderati aut cum signo prefato capti in potestatem Vladislai Regis poloniae qui tunc absens erat et in Junivladislauia lacrimis et fletibus assiduis sibi et suae genti victoriam dari precaretur: agebat. cum spoliorum maxima multitudine venerunt.

Nota. Hoc Banderium continet in longitudine duas vlnas cum media et cum medio quartali. In latitudine vero duas vlnas cum quartali.

fol. 25 a. Banderium Ciuitatis Thorunensis quod *ducebat* Thorunensium Magister Ciuium de domesticis et precio conductis gentibus et ***) plures milites forenses et mercenarii a Thorunensibus praecio conducti. qui numerum Octuaginta hastatorum explebant.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum dimidio altero quartali. In latitudine vero duas vlnas minus medio quartali. Cauda autem protrahitur in longitudine duarum vlnarum minus quartali. In latitudine vnius quartalis. a superiori parte quanto inferius tanto strictius in fine strictissime †).

fol. 25 b. Banderium Alterum Comendariae et Castri Gdansk quod ex fratribus Cruciferis et Mercenariis militibus ducebat Vicecommendator Gdanensis in quo erant Septuaginta hastae militum Nobilium.

Nota Hoc banderium continet in longitudine duas vl-

*) Nalęncz eos vno etc. **) Die Worte quae pugnando altrinsecus amiserant fehlen. ***) gentibus sub quo erant plures. †) parte finens strictissime.

nas cum media. In latitudine vero duas vlnas minus medio quartali Cauda autem protrahitur in longitudine duarum vlnarum. In latitudine vnius quartalis a superiori parte et quanto inferius tanto strictius in fine stricte.

fol. 26 a. Banderium Commendariae Castri et Ciuitatis Gmyew alias in theutonico Mewe quod ducebat Joannes Comes de Veynde *) Commendator Gmyewensis homo Nobilis et Mansuetus. et qui semper et pro omni tempore concordiam et pacem magnopere suasit et consuluit. Et cui Vernerus Tetinger Commendator Elbingensis pacis dissuasor pusilanimitatem **) exprobrauit. Sub quo erant et militares de ordine fratres et plures Mercenarii Almani Milites, plerique de Frankonia hastatorum numerum Octuaginta militum explentes. Cecidit autem ipse Joannes Commendator Gmiewensis in eodem conflictu cum pluribus Militibus sui signi corpore aduerso et inter Cadauera offensus ***) iussu Vladislai Poloniae Regis in Marienburk reductus in Ecclesia Sanctae Annae sepultus est. Vernerus vero Tetinger Commendator Elbingensis pacis disuasor. quemadmodum illi Commendator de Mewe Comes de Wende respondendo exprobracioni suae arroganti fatauerat animositatis suae vel potius superbiae oblitus de prelio efugit et per castra ordinis transitum faciens. nulli se committere ausus. non prius fugam suam sistendum duxit, donec in Elbingk peruenit. sed ex post de Elbink faciens fugam his qui in Marienburk diffugierant se immiscuit †). Henricus etiam Commendator Tucholouiensis eidem Joanni de Vende Commendatori Gmievensi meticulositatem exprobrans ante pugnam turpiter ipse solus fugit ex pugna et in fugna (sic!) a polonis consecutus miserabiliter occisus est in villa Wignansko.

Nota. hoc banderium continet in longitudine duas vlnas

*) Wende. **) pusilanimitatem quasi ignavo exprobrauit. ***) repertus. †) Statt der Worte Commendator Elbingensis — — — immiscuit steht nur Folgendes: de proelio effugit et per Castra ordinis transitum faciens, nullam quietem ausus, donec in Elbing pervenit ac post de Elbing faciens fugam his qui in Marienburg diffugerant, se associavit.

cum dimidio altero quartali. Habens in latitudine duas vlnas minus quartali.

fol. 26 b. Banderium Ciuitatis quae dicitur Swiatha Sziekierka in Theutonico Elgebeyt quod ducebat Aduocatus de Swiatha Siekierka ex militibus ordinis propriis et mercenariis collectum.

Nota Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas Et totidem in latitudine.

fol. 27 a. Banderium Ciuitatis Brunszwigk. quam ... Dux Brunszwicensis miliciam contra Barbaros tunc agens in prussia condiderat. Et cui ex suo nomine et Ducatu Brunszvik nomen indiderat. Armaque sua suique Ducatus Leonem videlicet rubeum in pectore parcialiter et in ventre parcialiter. et in cauda parcialiter albedine pretextatum et Corona aurea insignitum in campo Celestino pro insigni defferendum donauerat. appropriauerat*) et priuilegiauerat. Cuius ductor erat Commendator alias Aduocatus Brunszvicensis Sub quo erant fratres militares de ordine et terrigenae atque Ciues districtus et Ciuitatis prefatae Brunszwicensis.

Nota. Hoc banderium continet in longitudine duas vlnas cum quartali. In latitudine autem duas vlnas cum medio quartali.

fol. 27 b. Banderium Magistri Liuoniae Ordinis**) Cruciferorum quod Theodricus Croe Marsalcus Liuoniae ducebat in prelio Anno M. cccc. Tricesimo primo circa villam Dambky iuxta fluuium Wyrzscha prope Nakiel. Cui Jodocus de Hogyerkyerche. Commendator de Tucholia veluti locorum peritus ducatum prebebat.

Nota. Hoc banderium continet duo arma. scilicet in vna parte imago sanctae Mariae virginis gloriosae. vt hic apparet. in alia vero parte imago sancti Mauricii prout est depicta in alio sequenti folio. Continet etiam hoc banderium in longitudine duas vlnas minus quartali, et in latitudine totidem.

*) appropriauerat fehlt. **) Banderium Liuoniae Ordinis Cruciferorum etc.

fol. 28 a. Banderium Liuonitarum quod in prelio Anno M.°cccc.° tricesimo primo Commisso Theodricus Croe Marsalcus Liuoniae ducebat. Sub hoc vexillo duobus signis et imaginibus videlicet beatae virginis et beati Mauricii et duabus Crucibus nigris depicto Tricentae hastae militum Electoram consistebant solum de Equitibus preter pedestres omnes viri armati armis fulgentibus et docti ad praelium. Iste Theodricus Croe Marsalcus Liuoniae cum pluribus aliis commendatoribus et suae gèntis atque exterarum militibus fuit captus et longo tempore in Cracconiensi arce in turri versus Sanctum Bernardinum sita Carcerales angustias perpessus. Sed tandem pietate Vladislai secundi poloniae *) Regis de illis solutus.

Nota haec imago debet stare ex alia parte illius Banderii in quo stat depicta imago Sanctae Mariae. quia in vna parte predicti Banderii debet depingi imago virginis gloriosae, in alia vero parte imago Sancti Laurencii **).

fol. 28 b. Banderium Liuonicum Anno domini M°. cccc°: xxxj.° feria quinta ante festum exaltacionis Sanctae Crucis ab exercitu polonico in campis villae Dambky iuxta fluuium Wyrzscha prope oppidum Nakiel captum in prelio. quo Joannes Jarogniowski. Barthossius Vizemburk et Dobrogostius Kolynski exercitum Liuonitarum ex septingentis equitibus et septem Commendatoribus coacernatis erat magna clade ***) ab agrestibus tamen adiuti contriuerant Huius autem Banderii duo ductores erant ambo Liuonitae videlicet Szwor Commendator deOsserod et Valterus de Lo. commendator de Dinbork ambo in eodem prelio octisi Habebat autem prefatum Banderium Ducentos hastatos milites equestres preter pedites. qui omnes miserabiliter ab aggrestibus fuerunt aut in praelio aut in syluis et nemoribus. in quae se fugiendo abdiderant. interfecti.

Nota hoc banderium continet in longitudine duas vlnas

*) secundi poloniae fehlt. **) In der Handschrift der Königsberger Stadtbibliothek steht: „Mauricii prout hic apparet. ***) Coacervatum magna clade represserunt ab etc.

cum dimidio altero quartali. In latitudine vero duas vlnas cum quartali. Habet autem predictum. Banderium tres caudulas. prout hic apparent et quaelibet earum protrahitur in longitudine vnius vlnae et in latitudine vnius quartalis a superiori parte. et quanto inferius tanto strictius in fine autem strictissimè.

fol. 29 a. Banderium Liuonicum in praelio quod sub ducibus Joanne Jarognyowski de domo et familia . . . . Bartossius Wizemburk de domo et familia . . . Dobrogostio *) et familia . . . ad villam Dambky iuxta fluuium Wyrzscha prope Nakiel a polonis tantummodo aggrestibus contra Liuonicum exercitum gestum est feria quinta ante festum exaltacionis Sancte Crucis captum. Cuius duo Commendatores Liuonici erant ductores videlicet Valterus de Gyelze Commendator de fily et Valterus de Kyerzdorff Commendator Curouiensis qui ambo capti et in carcerem turris arcis Cracouiensis ad Sanctum Bernardinum respicientis trusi illic mortui. Sub quo erant Centum milites hastati sed omnes ab aggrestibus interfecti.

Nota. Hoc Banderium continet in longitudine duas vlnas cum palma vnius manus. In latitudine vero duas vlnas. Habet etiam banderium praedictum tres caudulas et quaelibet earum protrahitur in longitudine vnius vlnae. In latitudine vnius quartalis a superiori parte quanto inferius tanto stricfius in fine strictissime.

fol. 29 b. Banderium Liuonicum in prelio. quod sub ducibus Joanne Jarogniowski de domo ... Bartosio Viemburk de domo et familia ... **) Dobrogostio kolinski de domo et familia ... ad villam Dambki iuxta fluvium Wyrzscha prope Nakiel a polonis tantummodo agrestibus contra Liuonicum exercitum feria quinta ante festum exaltacionis Sanctae Crucis gestum est captum. Cuius ***) georgius Evthzlebe †) aduocatus de Kokenhauze erat ductor. et Centum hastati omnes ab agrestibus interfecti. Neminem enim furor et indignacio agrestium saluare voluit. propter recentia culmina vicorum suorum et substanciarum coram

*) et Kolinski. **) et Dobrogostio etc. ***) ductor. †) Kuthzlebe.

illis humantia. quos Liuonicus exercitus exusserat. fuerunt autem in exercitu Liuonico gentes et milites Pomeranice Chelmiensis et Prutenicae Liuonicae de Kurlanth et pedestrium magna multitudo. Et hunc quidem exercitum Magister Prussiae Paulus de Kuszdorff (sic!) per Commendatores Prussiae adiuuabat.

Nota. Hoc banderium continet in longitudinem vnam vlnam cum dimidio altero quartali et in Latitudine totidem Habuit et hoc banderium tres caudulas et quaelibet protrahitur in longitudine vnius vlnae minus quartali et in latitudine vnius quartalis a superiori parte. et quanto inferius tanto strictius in fine strictissime.

Preußischer Volkswitz.

Vergl. Bd. IX. S. 106.

11.

Diät eines Oberländischen Knechtes.

Wann öch gesund sai, dann aß ich alle Tage zwaelf von dei große Fluschtkailche; wann öch aber krank sai, dann aß ich nur älwe; aber der älfte muß größer sain als de andre.

Meier — Creutzburg.

12.

Bauer. Hangs, spang an, haal dem Doktor, de Mutter häfft de Koolke!
Hans. Na, laat sei man hebbe.
Bauer. Hangs, spang an, de Mutter wöll starwe!
Hans. Na, se wart doch nich.
Bauer. Hangs, spang geschwing an, de Mutter ös all dooth!
Hans. Schlach! dann mott öck doch man anspange!

Derselbe.

13.

Vorschlag zum Ball der Thiere.

Mich dünkt, wir geben einen Ball!
Sprach die Nachtigall,
So?
Sprach der Floh.
Was werden wir denn essen?
Sprachen die Wespen,
Nudeln!
Sprachen die Pudeln.
Was werden wir denn trinken?
Sprachen die Finken,
Bier!
Sprach der Stier,
Nein, Wein!
Sprach das Schwein.
Wo werden wir denn tanzen?
Sprachen die Wanzen,
Im Haus!
Sprach die Maus.

Funk — Königsberg.

14.

An der Schloßkirche waren der Glöckner Weinstock und der Kirchendiener Freilein angestellt. Sie sind die Auflösung folgenden Lokal-Räthsels:

Wie sonderbar es in der Welt zugeht:
Das Fräulein neben dem Weinstock steht;
Das Fräulein hat kein adlich Blut,
Der Weinstock nimmer blühen thut!

Lebensabriß des Sanitätsraths Dr. Berendt in Danzig.

George Carl Berendt, geboren am 13. Juni 1790, war der zweite Sohn des Dr. med. Nathanael Berendt und Gattin desselben geb. Schmidt. Seine Jugend verlebte er im älterlichen Hause mit zwei Brüdern, unter der ernsten Leitung des Vaters. 1805 trat er in das hiesige Gymnasium, um den Unterricht in Secunda und Prima zu genießen. Ostern 1809 begab er sich nach Königsberg, wo er auf der Universität sich dem Studium der Medicin widmete und vorzugsweise Botanik trieb. Er hörte beim Mediz.-Rath Hagen, Schweigger und Wrede. Schon damals interessirte er sich für die vorweltlichen Einschlüsse in Bernstein, die später ein Hauptgegenstand seiner Studien wurden und machte mit Professor Wrede eine Reise ins Samland, um dort an der Meeresküste die Bernsteingräbereien zu sehen. Im Herbste 1810 ging er nach Göttingen, wo Himly, Langenbeck, Osiander und Stromeyer seine Lehrer waren; besonders fesselten ihn Himly's Vorträge über Augenkrankheiten und gaben ihm die später von ihm selbstständig verfolgte Richtung für diesen Zweig der ärztlichen Kunst. 1812 ging er zur Beendigung seiner Studien nach Berlin, und kehrte dann im Febr. 1814 nach Danzig zurück. Von hier schickte er 1816 seine Dissertation — **De athmosphaera nervorum sensitiva commentatio** — nach Göttingen, wo er schon im Winter 1812 promovirt hatte.

Das Leben im elterlichen Hause hatte sich in seiner Abwesenheit anders gestaltet, seine Mutter war bereits 1813 gestorben, ohne dem geliebten Sohne den letzten Segen geben zu können, sein Vater hatte seinen Jugeundfrend Dr. med. Dauter verloren, beide Brüder folgten ihrem Berufe ausserhalb Danzigs. Die Bewohner seiner Vaterstadt hatten mehr oder weniger durch die Kriegsjahre gelitten. So trat ihm nach heiter durchlebter Studienzeit das Leben ernst entgegen.

Mit regem Eifer und voller Jugendkraft ging er nun an die Ausübung seines Berufes und stand darin seinem Vater, der oft

krankelte; treulich zur Seite; bald gelang es ihm Vertrauen zu wecken und sich allgemeine Achtung zu erwerben. Seine Praxis erweiterte sich schnell und jeder Arme fand bei ihm Trost und Hilfe.

Im Februar 1817 vermählte er sich mit Marianne Reinick, Tochter des Kaufmanns Friedrich Reinick, und seitdem war ihm sein Haus der liebste Aufenthalt; sechs Kinder umgaben ihn, und mit ihnen, deren Lehrer und Führer er war, verlebte er die wenigen freien Stunden, die ihm sein Beruf vergönnte. Unermüdet thätig strebte er mit rastlosem Geist nach höherer Bildung und Vollendung; immer heiter, freundlich, wohlwollend, war sein Leben ein Segen für seine Umgebung, alles Störende fortzuräumen zu ebnen und schlichten war seine Freude.

Seine schon in Königsberg mit Liebe gepflegte Neigung für Botanik, trat wieder hervor, er liebte und wartete die Blumen mit glücklicher Hand. Er kaufte ein Grundstück in Langefuhr, ½ Stunde von Danzig, wo ihn im kleinen Hause und freundlichen Garten jeder Sommerabend mit seiner glücklichen Familie vereinte; dort pflanzte und sorgte er selbst für seine Lieblingsblumen und diese vergalten es ihm, indem sie doppelt schön erblühten unter seinen segnenden Händen.

Aber nicht nur die Jetztwelt beschäftigte ihn, auch die Urwelt hatte in ihm einen eifrigen Verehrer und Forscher. Sein Vater hatte als Freund der Natur und ihrer Erzeugnisse eine kleine Bernsteinsammlung angelegt, die er zu bereichern beflissen war. Es gelang seinen nie ruhenden Bestrebungen ihr eine ansehnliche Ausdehnung und zugleich eine wissenschaftliche Bedeutung zu geben, wie sie keine andere Sammlung der Art bis dahin erreicht hatte. Dieses schöne Kabinet, dessen Ruf weit verbreitet war, verschaffte ihm manche interessante Bekanntschaft; alle fremden Gelehrten, die nach Danzig kamen, wünschten es zu sehen und er zeigte es denen gern, die rege Theilnahme bekundeten. 1843 sah es Se. Maj. der König mit hohem Interesse und ließ sich freundlich manche nähere Details vortragen.

1837 erkrankte Berendt gefährlich, indem eine Brustentzündung die Seinigen für sein Leben besorgt machte. Sein 80jähriger Vater, (der von 8 Jahren seinen ältesten Sohn verloren), brachte bange Stunden an seinem Bette zu. Der Kranke genas,

aber die Sorge hatte den greisen Vater so angegriffen, daß er im Juni des folgenden Jahres starb.

Schon seit 1820 Mitglied der hiesigen naturforschenden Gesellschaft, wurde Berendt 1837 Direktor derselben, und bemühte sich als solcher, sie nach Kräften zu heben und aufrecht zu erhalten. Die Zahl der Mitglieder vermehrte sich unter seiner Direction bedeutend, und vorzüglich waren es seine Vorträge am 2. Januar jedes Jahres, welche Männer der verschiedensten Fächer anzogen. Er pflegte einen Bericht über die Fortschritte in jedem Zweige der Wissenschaften zu liefern zu voller Zufriedenheit aller Anwesenden. Nach 8 Jahren kräftigen Wirkens legte er das Direktorat nieder, und übernahm das Amt des Vice-Direktors und Sekretairs der auswärtigen Angelegenheiten, das er auch bis zu seinem Tode mit ungeschwächt regem Interesse für die Gesellschaft verwaltete.

1844 erhielt er den Titel eines königlichen Sanitäts-Rathes. Im Winter 1848/49, da seine Hülfe von Cholera-Kranken vielseitig, und oft auch Nachts in Anspruch genommen wurde, zeigten sich die ersten Symptome eines organischen Herzübels, das ihn abwechselnd mehr oder weniger belästigte. Den folgenden Sommer verlebte er glücklich im Kreise der Seinigen, wenn auch durch wiederholtes Kränkeln ihm oft die Freude getrübt wurde, bis die Anstrengungen in Folge der zurückkehrenden Cholera das Uebel bedeutend vermehrten und die Seinigen und ihn selbst in eine ahndungsvoll nachdenkliche Stimmung versetzten. In zärtlich liebevoller Rücksicht gegen Frau und Kinder, wie immer, suchte er ihnen seine Leiden zu verbergen und unternahm, als er sich im Spätherbste etwas erleichtert fühlte, eine Reise nach Berlin und Dresden. Mancherlei hatte er hier gelernt, wie er bei seiner Rückkehr freudig gestand, sich der frohen glücklichen Stunden gern erinnernd.

Nach Danzig zurückgekehrt, konnte er nur noch 14 Tage seine Kranken besuchen. Das Uebel wurde so mächtig, daß es ihn aufs Schmerzenslager niederwarf, auf dem er sechs lange Wochen kämpfte, ohne daß seine starke Natur und die aufopferndste Sorge seiner Freunde, die Kunst der Aerzte helfen und retten konnte. Obgleich er seiner Auflösung entgegensah, indem er seinen Puls prüfte, seine Fingerspitzen betrachtete, so hinderten ihn die traurigen Anzeichen nicht, seinem wissenschaftlichen Eifer zu genügen und seiner Lieb-

lingsneigung zu folgen, so daß er noch unmittelbar vor seinem Scheiden an der Bernsteinsammlung seine Freude bezeigte. Er erlag — am 4. Januar endete ein Lungenschlag sein schönes thätiges Leben. Allgemeine Theilnahme erregte sein früher Tod, trotz Kälte und Schnee wurden schöne duftige Blumen reichlich in sein Grab gestreut.

Sein Wirken war segensreich. Als Freund und Arzt stand er seinen Kranken gleich nahe. Die Augenheilkunde zog ihn in frühern Jahren besonders an, und er machte viele glückliche Staaroperationen. Augenkranke von nah und ferne kamen, ihn um Rath zu tragen. Bald nach seiner Ankunft in Danzig übernahm er sämmtliche Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, seit 15 Jahren auch die nach der ersten Cholera-Epidemie errichteten Armenschulen mit mehreren hundert Kindern. Manches Gebet, der Dank der Armen stieg für ihn gen Himmel und wurde ihm schützender Engel bei seinem beschwerlichen Beruf.

Zum Jubiläum seines Vaters 1830 schrieb Berendt „die Insekten im Bernstein," ein Beitrag zur Thiergeschichte der Vorwelt; seine Absicht, später einen zweiten Theil zu schreiben, mußte er aufgeben. Das Material hatte sich bei seinem unermüdlichen Eifer und durch den Ankauf mehrerer kleinen Sammlungen zu sehr gehäuft — daß, wiewohl Alles wissenschaftlich geordnet war, er dennoch es allein zu bearbeiten für unmöglich erkannte, weshalb er durch eine Vereinigung von Naturforschern das beabsichtigte Werk ins Leben zu rufen beschloß. An sie wendete er sich demnach im In- und Auslande, an Blumenbach, Corda, Germar, Göppert, Hagen, Hope, Koch, Loew, Meyer, Pictet, Reichenbach, v. Sternberg und viele andere, und es gelang ihm mehrere derselben für sein Unternehmen zu gewinnen, das ihm die Mit- und Nachwelt danken wird. Bei der Herausgabe traf er auf unzählige Hindernisse, die für einen Privatmann, ohne die geringste Unterstützung des Staates, ohne Portofreiheit und bei dem kleinen Kreise der Abnehmer, den das Werk finden konnte, wohl zu große Opfer verlangte. Die Bernstein-Stücke konnten in Danzig nicht gezeichnet, die Tafeln nicht nach Wunsch ausgeführt werden, und so mußten die Originale zu Künstlern nach Breslau, Berlin, Halle, Königsberg, Regensburg und Genf wandern; viele hundert Tafeln mußten verworfen,

und durch neue ersetzt werden und unter den beibehaltenen erweisen sich dessen ungeachtet noch manche als ungenügend.

1845 erschien der erste Theil des ersten Bandes; die andern sollten bald folgen, aber die geringe Theilnahme entmuthigte den Herausgeber. Die Kupfertafeln zum zweiten Theil des ersten Bandes, so wie zum zweiten Bande sind fertig. Was die Fortsetzung des Werkes betrifft, so sind für die Lepidopteren, Hymenopteren und Coleopteren noch keine Bearbeiter gefunden.

Eine kleinere Abhandlung über vorweltliche Blatta lieferte Berendt 1836 für die Ann. de la soc. entom. de France. — Ein anderer Aufsatz „Notizen über die Dresdener Bernstein-Sammlung" ist nicht gedruckt, gegenwärtig aber um so interessanter, als die ganze aus 670 Stücken bestehende Sammlung 1849 im Zwinger durch den Brand vernichtet und in ihr die Originale Sendels untergegangen sind. Die in der hiesigen naturforschenden Gesellschaft von ihm gehaltenen Vorlesungen behandelten von 1837 bis 1842 die wichtigsten Entdeckungen des verflossenen Jahres im Gebiet der Naturwissenschaften, 1843 Astronomie, Electricität und Chemie, 1844 einen bei Münsterwalde in den heidnischen Grabhügeln gefundenen Schädel, 1845 den jetzigen Standpunkt unseres Wissens in Beziehung auf den Bernstein.

Berendts Sammlung ist in jeder Hinsicht *einzig*, ihr wissenschaftlicher Werth von keiner andern auch nur *annäherungsweise* erreicht. Bei den vielen tausenden von Stücken, welche durch seine Hände gingen ward es ihm leicht nach und nach die schlechteren durch besser erhaltene zu ersetzen, so daß die Sammlung mit Recht *auserlesen* genannt werden kann. Sie ist wissenschaftlich geordnet und in Schubfächern, die dem Lichte den Zugang nicht gestatten, aufbewahrt. Einen großen Theil hat er selbst geschliffen und polirt. Sie enthält:

I. Zur Formation circa 350 St.

II. Zur Diagnose Retinit, Copal und andere Harze, Bernstein in verschiedenen Farben, aus verschiedenen Ländern, mehrere Kunstwerke, Curiositäten, Insekteneier und Larven, thierisches Haar, Federn, Spinngewebe circa 300 St.

III. Pflanzenabdrücke, Braunkohle, Zapfen ꝛc. Vegetabilische Einschlüsse, Holz, Wurzeln, Blattschuppen, Blätter, Zweige, Blüthen, Früchte, Cryptogamen circa 350 St.

IV. Insekten:

Coleoptera 650	Hymenoptera 315
deren Larven 25	Microlipidoptera 38
Hemiptera 226	Raupen 12
Orthoptera 64	Diptera 1120
Neuroptera 228	Crustacea, Myriapod. Arachnid. 390
	Noch unbestimmt 150.

Die Sammlung umfaßt circa 4220 Stücke.

Bis zum letzten Augenblicke war ihre Vermehrung und Verbesserung der Gegenstand seiner Sorge, und es ist wahrhaft rührend zu hören, daß Berendt noch am Morgen seines Todestages, ja selbst noch eine Viertelstunde vor dem Tode einzelne Theile derselben sich zeigen ließ. Ave anima cara!

Danzig, im März 1850.

Mittheilungen aus Briefen und Zeitungen.

1. Schloß Heilsberg und Marienburg.

Ich bin durch das Königl. lithographische Institut zu Berlin veranlaßt worden, ein größeres Werk über die alten Monumente im Preuß. Staate herauszugeben, das in Heften à 6 Blatt erscheinen soll, etwa alle 2 Monate eins, in anständigem Format, meist in Veduten, aber auch theilweise in Aufrissen, Grundrissen 2c. bestehend; auch soll jedes Heft 1 farbiges Blatt enthalten. Ich denke nun die Provinzen mit einander abwechseln zu lassen, so daß von jeder jährlich so ziemlich ein Heft erscheint. Da denke ich zunächst mit der Ihrigen zu beginnen, und im ersten Hefte Schloß Heilsberg zu geben, das noch so gut wie unbekannt ist. Ich hoffe dieses Heft in Kurzem zu beenden.

Daneben denke ich jetzt den zweiten Aufsatz über die Baugeschichte in Preussen zu schreiben, der sich vorzugsweise mit Ma-

rienburg beschäftigen wird. Natürlich werde ich dabei auf Voigts Sendschreiben Rücksicht nehmen und es widerlegen.

Radensleben bei Neu-Ruppin, 2. April 1850.

v. Quast.

In dem Aufsatz: Beiträge zur Geschichte der Baukunst in Preussen. Von F. v. Quast (Bd. IX. Heft I.) haben sich folgende sinnentstellende Fehler eingeschlichen:

Seite 2 statt: zur Zeit durch Verlegung lies: zur Zeit der Verlegung
- 2 statt: Stylverschiedenheit beider lies: Stylverschiedenheit beider Abtheilungen
- 3 statt: mit ihren Kosten lies: mit ihren Resten
- 5 statt: ähnlichen Bildungsgrad lies: ähnlicher Bildungsgrad
- 12 statt: diese Bestrebung lies: diesen Bestrebungen
- 15 statt: Obgleich die Nützlichkeit lies: Ogleich die Möglichkeit
- 19 statt: Begriffe des Wortes lies: Begriffe des Namens
- 20 statt: Gewölbumfanges lies: Gewölbanfanges
- 20 statt: beweisen, daß lies: beweiset, daß
- 23 statt: d. h. Auagine lies: d. h. Anagnie
- 24 als Ende des ersten Absatzes lies:
  angefangen zu bauen und nach Vollendung derselben sollten die verheißenen Indulgenzen keine Gültigkeit mehr haben
- 24 statt: 19. und 20. Oct. lies: 19. oder 20. Oct. statt: im Aug. und 1 Sept. lies: im Aug. oder am 1. Sept.
- 25 statt: Schlippen und Conrad v. Sack lies: Schippen und Conrad Sack
- 26 statt: keine höhere Spuren lies: keine weiteren Spuren
- 27 lies: Ich vermuthe, daß die nördlichen Arkaden des Schiffes dem ursprünglichen Bau angehören, das Seitenschiff selbst aber, welches höher wie jene aufsteigt, dem u. s. w.
- 30 statt: Wredeck, Fibeck lies: Wredeck, Fribeck.

2. Das Danziger Stadtarchiv.

Danzig, 26. Januar 1850. Unsere Stadtverordneten haben in ihrer letzten Sitzung einen Beschluß gefaßt, der für jeden Historiker, für jeden, den die Geschichte unserer Stadt und Provinz interessirt, in hohem Grade wichtig ist. Unser Stadtarchiv, eins der reichsten und werthvollsten Deutschlands, befand sich seit der französischen Zeit in einem so bejammernswürdigen Zustande, daß an eine Ausbeute für den Historiker nicht zu denken war. — Ungeordnet, vermischt mit vielem nicht dazu Gehörigen, theilweise

als Makulatur verkauft, theilweise zu den unedelsten Dingen gemißbraucht, schienen die Monumente früherer Zeit für immer verloren. — Diese Calamität in einem Schreiben des Professor Theodor Hirsch den Vätern der Stadt dringenst ans Herz gelegt, hat dieselben bewogen, geeignete Schritte zu thun, um jeden ferneren Mißbrauch zu verhüten, um von dem Verlorenen so viel, wie möglich, wieder zu erwerben und durch den Prof. Hirsch, dem hiezu für die nächsten 5 Jahre jährlich 200 Thlr. übergeben werden, wenigstens einigermaßen dies Archiv ordnen zu lassen.

(Aus der Hartungschen Zeitung.)

Sie werden erfahren haben, daß mir die hiesigen Stadtverordneten zunächst auf 5 Jahre die Verwaltung des hiesigen Archivs übertragen haben. Ich habe mit dem 1. März mein Amt angetreten und damit einen nicht unbedeutenden Zuwachs meiner Arbeiten erhalten.

Danzig, 7. März 1850. Hirsch.

3. Ueber die Philipponen.

Vgl. Bd. VIII. S. 50.

Vor Michaelis 1849 sandten die in Preussen eingewanderten Philipponen zwei Deputirte in der Person des Grundbesitzers Siechan Gregerow aus Onufrigowen und des Isidor Iwanow aus Eckertsdorf (Weynowo) nach Berlin ab, um durch dieselben dort die Gerechtsame aller Kolonisten verfechten zu lassen. Die Deputation ist von den Ministern gut empfangen worden. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin darauf aufmerksam zu machen, daß der Name „Philipponen", den man dieser Sekte der Altgläubigen in Polen und Preussen zu geben beliebt hat, falsch ist, indem sowohl unsere Kolonisten im Kreise Sensburg, als auch die Altgläubigen in Polen, sämmtlich zu den „Theodosiern" (russisch: Feodossii) — der ausgebreitetsten Sekte der Roskolniken gehören. Nach der jetzigen Lage der Sache, nach welcher der falsche Name sich bereits eingebürgert hat, wäre die Benennung „Philipponen" und „Theodosier", identisch. Die Konversationslexika's, so wie alle andern Schriften, welche die Altgläubigen zum Gegenstande ihrer kurzen Besprechung gemacht haben, befinden sich

demnach im Irrthum, wenn sie diese beiden Namen zur Bezeichnung zweier verschiedener Sekten gebrauchen. Die russischen „Filipanen", derer der russische Protopope Andrej Joannow in seiner russischen Schrift: Polnoje istorïezesskoje isswiesstüge etc. 4 Bändchen, St. Petersburg 1793, zweite Ausgabe, kurz gedenkt, sind dagegen eine besondere Sekte, die mit unsern Philipponen nicht zu verwechseln ist. Auf welche Weise sind aber die Theodosier in Polen und Preußen zu der falschen Benennung „Philipponen" gekommen? Antwort: Der unirt-griechische Mönch Kultschinski hat sie in seiner lateinischen Schrift: „Specimen ecclesiae Rutheniae. Romae 1733. 8. part. 1. pag. 132." zuerst gebraucht. Kultschinski kennt den Namen „Roskolnik" gar nicht, sondern bezeichnet alle Altgläubigen mit dem Namen „Philipponen", gewiß aus Unwissenheit. Ihm betete der Verfasser des kurzen Aufsatzes über die Philipponen in Neuostpreussen in der Berliner Neuen Monatsschrift 1799 Juni, S. 403. bis 422. nach, indem er den falschen Namen, den jener aufgebracht hatte, beibehielt. Auf diese Weise ist derselbe gang und gäbe geworden. Aber sowohl die bestimmtesten Aussagen der gebildeteren Altgläubigen in Preussen, als auch die eigenthümlichen Merkmale ihrer Sekte beweisen es, daß sie den Theodosiern angehören.

Gr. Stürlak. Gerß, Rektor.

(Aus der Hartungschen Zeitung.)

---

4. Reiterstatue Friedrich Wilhelms III.

Vgl. Bd. IV. S. 85. 164. Bd. VII. S. 225.

„Die Arbeiten an unserem Königsberger Denkmal schreiten unbehindert durch die politischen Wirren der Vollendung entgegen. Die sechs über lebengroße Statuen, nämlich Glaubensstärke, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Friede und Weisheit, am oberen Theil des Piedestals sind im Bronzeguß begriffen, ebenso die ganze Architectur und ich bin gegenwärtig mit den Basreliefs, beschäftigt von denen auch zwei beinahe ganz vollendet sind bis auf eine einzelne Figur in dem mit der Gliederung der Stände.

Ich hatte oder habe vielmehr die Idee, in dem Repräsentanten des Gelehrten den Astronomen Bessel zu wählen, später aber

fiel mir ein, einen Mann zu wählen, der durch seine wissenschaftliche Forschungen noch mehr in das praktische Leben eingegriffen und ich glaube in **Kraus** den Mann gefunden zu haben, weil er im kameralistischen Fache so segensreich gewirkt und gewiß in Königsberg noch in dankbarem Andenken lebt. Ich bitte mich zu unterrichten, ob ein Portrait von ihm existirt und ob ich es zur Benutzung erlangen kann. In derselben Gruppe habe ich in dem Wehrmannn (in der Kleidung des damaligen ostpreußischen National-Cavallerie-Regiments) den in Frankfurt für die gute Sache geopferten v. **Auerswald** mir gedacht und denselben — soweit es bei dem mangelhaften Material möglich — portraitirt."

Berlin, 14. Mai 1849. **Kiß.**

„Diesen Augenblick werden die beiden Reliefs gepackt und zum Bronze-Guß versendet. Ich selbst gehe nach Lauchhammer auf einige Zeit, um alle Bronze-Arbeiten zu revidiren. Nach der Zurückkunft beginne ich sogleich die andern Reliefs (die Familie des Königs und die Gesetzgebung) welche eigentlich die ersten hätten seyn sollen. Für das fünfte Relief, die Bewaffnung, werde ich später nochmals Ihre Güte in Anspruch nehmen in Betreff der Bildnisse von Louis und Alexander v. Dohna. In diesem letzten Relief kommen in der Hauptgruppe als den Aufruf des Königs vortragend und die Bewaffnung leitend York, Louis und Alexander v. Dohna als die Hauptträger vor. Wer sonst würde von den dabei Antheil beweisenden Autoritäten am volksthümlichsten zu wählen seyn?"

Berlin, 20. Juli 1849. **Kiß.**

Der Künstler unschlüssig, ob er auf dem Basrelief mit des Friedens Segnungen als Repräsentanten des Lehrstandes (Vergl. Bd. IV. S. 172) den Staatslehrer **Kraus** oder den Astronomen **Bessel** wählen sollte, hat sich nun für den letzteren entschieden.

---

5. Copernicus-Statue.

In dem kleinen (vom Bürgermeister Körner) herausgegebenen mit vier Ansichten von Gärtner geschmückten Werkchen: **der Füh-**

rer durch Thorn. Thorn 1847 lesen wir S. 37. der 1840 gegründete „Kopernikus-Verein hat die Aufgabe dem Astronomen Kopernikus (geboren zu Thorn d. 11. März 1473, gestorben zu Frauenburg den 11. Juni 1543) ein würdiges Denkmal in Bronze zu errichten, zu welchem Behuf Beiträge vorzugsweise aus Deutschland und Rußland im Gesammtbetrage von 7000 Thlr. gesammelt sind." S. 28: „Es ist das Gelingen durch die angesammelten Fonds bereits gesichert.

Berlin 23. Febr. 1850. Wir sahen vor einigen Tagen im Königl. Gießhause das vom Prof. Tieck ausgeführte, 9½ F. hohe Modell einer für Thorn bestimmten Statue des Copernicus, deren Guß jetzt von Hrn. Fischer vorbereitet wird. Die Kostümirung besteht in einem Untergewande, das von einem sehr faltenreichen, über die linke Schulter geschlagenen Mantel fast ganz verdeckt wird. Die linke Hand des Astronomen hält die Kugel, deren Bewegung er entdeckte, die rechte einen Griffel.

Aus der neuen Zeitschrift: Deutsches Kunstblatt Nr. 8.

Ein Räthsel
deutsch und griechisch.

Eine Erinnerung an meine Kinderzeit besteht in einem Räthsel, das mir eine längst verstorbene Frau auf dem Lande mittheilte. Da es mir als durchaus volksthümlich erschien, so wieholte ich es mir öfter, als es sonst geschehen wäre, so daß ich es wahrscheinlich ganz genau niederzuschreiben im Stande bin. Die Auflösung lasse ich jeder Zeile folgen, da sie manchmal nicht dem glücklichsten Errather anzugeben gelingen dürfte.

Es war einmal ein Mann, es war nicht ein Mann, und war doch ein Mann. (Ein Zwerg.)

Der Mann ging, er ging nicht und ging doch. (Er hinkte.)

Auf einen Berg, nicht auf einen Berg und doch auf einen Berg. (Auf einen Misthaufen.)

Er hatte eine Flinte, hatte nicht eine Flinte, und doch eine Flinte. (Einen Flitschbogen.)

Er schoß, er schoß nicht und schoß doch (Er schleuderte.)

Einen Vogel, nicht einen Vogel und doch einen Vogel. (Eine Fledermaus.)

Der Vogel fiel, er fiel nicht und fiel doch. (Er purzelte.)

Auf die Erde, nicht auf die Erde und doch auf die Erde. (Auf den Backofen.)

Wer würde in der griechischen Literatur das Original suchen und doch findet es sich daselbst? Die Erscheinung ist nicht weniger auffallend als es die Behauptung wäre, daß das volksthümliche Thema sich durch Jahrhunderte, durch Länder verschiedener Sprachen bis zu uns hindurch gearbeitet habe. Die stätigen und daher vielleicht unmerklichen Strömungen der Tradition erwarten ihre Lösung in einem umfassenden Ueberblick der Volkspoesie, zu deren Aufklärung jetzt allseitig und auch in diesen Blättern dankbare Bestrebungen sich kundgeben.

Das Griechische lautet:

Αἶνός τις ἔστιν, ὡς ἀνήρ τε κοὐκ ἀνήρ
Ὄρνιθα κοὐκ ὄρνιθ' ἰδὼν τε κοὐκ ἰδών.
Ἐπὶ ξύλον τε κοὐ ξύλου καθημένην
Λίθῳ τε κοὐ λίθῳ βάλεν τε κοὖ βαλεν.

Anthol. Graeca ed. Jacobs Tom. IV. p. 294.

Der Geh. Rath **Riemer** in Weimar gab in dem Buch: „Briefe von und an Göthe. Leipzig 1846." S. 381. folgende Uebersetzung und Erklärung:

Ein Räthsel ist es, wie ein Mann und auch nicht Mann
'nen Vogel, auch nicht Vogel, sah und auch nicht sah,
auf einem Holz und auch nicht Holze hingesetzt,
mit einem Stein, auch nicht Stein, warf und auch nicht warf.

Ein **schielender Eunuch** sieht und sieht auch nicht eine Fledermaus (Vogel und nicht Vogel), sitzend auf einem Fenchelstengel (Holz und nicht Holz), die er mit einem Bimstein (Stein und nicht Stein) wirft und nicht wirft (d. h. nicht trifft.)

Untersuchung über das eigentliche Vaterland der in Preussen blühenden Familie v. Auer.

Von A. v. Mülverstedt.

(Fortsetzung.)

Hingegen weist das Wappen der Preuß. Familie v. Auer, der schwarze Auerkopf auf Roth deutlich auf diese Bedeutung ihres Namens hin und wir sehen in demselben sicherlich die Benennung für das in Preußens Wäldern früher so gewöhnliche Wild. — Das Wappen ist also ein redendes. Wir brauchen nicht zu den im Zedlitzschen Adelslexikon s. v. Auer befindlichen unsinnigen Fabeleien unsere Zuflucht zu nehmen, um Namen und Wappen der v. Auer zu erklären, wenn man überhaupt schon die willkührliche Entstehung der Wappen, die faselnde Heraldiker und Genealogen, noch öfter aber die betreffenden Familien, immer an Thatsachen, resp. Heldenthaten knüpfen, erklären will. Daß der Name Auer deutsch ist, leuchtet ein und daß er also ein Hinderniß der oben behaupteten und unten zu beweisenden Abstammung der Familie aus Preussen selbst sey, wird man gewiß annehmen wollen. Allein dieses Hinderniß ist nur scheinbar und hält uns nicht von der Annahme ab, daß die v. Auer ein altpreußisches Geschlecht sind. Mögen sie nun als solches schon, oder indem sie die deutsche Sitte nachahmten — ein Punkt, welcher gewiß einer weitläuftigen Besprechung werth ist, die hier nicht am paſſenden Orte seyn würde — ihr altes Stammwappen den Kopf des Auerstiers geführt haben; genug es war ihr Wappenbild sicherlich älter, als der Name, welcher von jenem entlehnt war und nach dem sie von den Deutschen die Auer genannt wurden. Daß ihr Name nun wirklich diese Bedeutung hat, wird wohl jeder ohne Zweifel einsehen, weil er ganz mit dem Wappenbilde harmonirt und eine Ableitung von den Auer v. Bullach, wie oben gezeigt, ganz unmöglich ist. Aber wird man mir einwerfen, indem man die Entstehung des durch die Deutschen hervorgerufenen und nachher von der Familie beliebten Deutschen Namens Aüer vielleicht unwahrscheinlich finden will, welchen altpreußischen Namen hat die Familie denn vor jener Zeit, als ihr nach ihrem Wappenbilde der Name beigelegt wurde, geführt? Ich weiß hierauf freilich keine bestimmte Antwort zu geben, allein dies trägt nichts dazu bei, meine

Behauptuug umzustoßen und man glaube nicht, daß ich mit meinen Beweisen über ihre Abstammung aus Preußen selbst schon zu Ende sey. Jedenfalls führte sie in ältester Zeit den Namen von ihrem Stammsitze, wie die Alt-Preußischen Geschlechter v. Partheinen, v. Potritten, v. Kalkstein, v. Leßgewangen (Leiskewange, Lieskewangen d. h. von Lieſken, ihrem uralten Wohnsitze), von Sergitten, v. Schwitten, v. Eremitten, v. Schlubitten (Schlubhut), v. Wesslinen (d. h. v. Waissel) u. a. m. Wäre es erwiesen, daß Pellen im Balgaischen ihr erstes Stammhaus gewesen (was wahrscheinlich ist, da sich das Gut meines Wissens in älterer Zeit in keinen andern Händen befunden hat) und wären ältere Verschreibungen, als die wir haben, vorhanden, so würden wir gewiß die Besitzer nur die von Pellen genannt finden: die Ahnherren der heutigen v. Auer. So einfach nannten sich die Preussischen Edeln nach ihren Gütern mit vorgesetzter Präposition, die hier am rechten Orte steht, eben so wie auf diese Weise die Geschlechtsnamen der allermeisten Deutschen Familien entstanden sind. Die Durchsicht von nur wenigen Güter-Verschreibungen älterer Zeit wird hier genügen, um meine Ansicht zu rechtfertigen; ja selbst deutsche Geschlechter, die sich in Preussen niedergelassen hatten, zogen es vor, öfters mit Ignorirung ihres Stammnamens sich blos nach dem zur Zeit ihnen gehörigen Gute zu benennen, so wie die Familien v. Hirsch und v. Dier (Dyhrn) auf Saiten im Hohnsteinschen, v. Saitten (Seiten) heißen, die von der Albe nach ihrem Sitzgut Langanken (Langhinenken) die v. Langancken (Langhennicke), v. Dembke auf Targowisch die v. Targowitz und auch von Preußischen eingebornen Familien nannte sich eine Linie der v. Pröck nach ihrem Stammsitz Lauth die v. der Lauth u. s. w. Würden die urkundlichen Nachrichten über die v. Auersche Familie also über das 16. Jahrhundert reichen, so würden wir gewiß den ersten Namen derselben kennen; allein Claus Auer (Awer auch Sawer) *) ist der erste, welcher uns im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts als Erbherr auf Pellen schon mit dem Deutschen von seinem Wappen entnommenen Namen erscheint. Freilich der brave Freih. v. Zedlitz weiß uns viel von der alten Familiengeschichte der v. Auer zu erzählen. Claus v. Auer, ein Mann von hohem Muthe und Riesenstärke (die urkundlichen Quellen wissen von dieser Eigenschaft nichts) erlegt einen wilden Auerstier, der das Le-

*) s. über diesen Namen unten.

den Herzog Albrechts bedroht (auch hiervon schweigt die Geschichte) und erhält zum Andenken für diese That, welche zugleich eine eigenthümliche Beziehung auf den Familiennamen darbot (wie das alles so schön zusammentrifft! Z. oder d. Verf. des Art. glaubt natürlich an die Abstammung aus Bayern und daß der Name der dortigen Familie Auerochs bedeute), die Erweiterung und Vermehrung seines Wappens mit dem Stierhaupte. Wir hören diese schöne Fabel ruhig zu, denn unsere Ohren haben schon zu oft gehört, wie Herzoge, Fürsten, Könige und Kaiser auf Jagden von wüthenden Keilern, Hirschen, Wölfen, Stieren u. s. w. durch Edelleute oder Bauern befreit sind, die dann zur Belohnung ein Wappen, Namen oder resp. den Adelstand erhalten haben. Wie viele Familien erfreuen sich solcher Anekdötchen und selbst die altadeligen v. Dönhof mußten sich nach solcher Sage erst adeln lassen, nachdem ein Bauer, der auch auf einer Jagd einen wüthenden auf irgend eine hohe Person losstürzenden Eber erlegt (so wie ihn das Wappen zeigt) und sich eine Belohnung ausbittend auf „den Hof" zeigte, so daß nun flugs Namen und Wappen fertig war. Den haarsträubendsten Unsinn aber, den ich kenne, enthalten die Familien-Sagen und Namens-Etymologien der v. Auffeß, v. Dyhrn und v. Manstein. — Um noch ein paar Worte über die Zedlitzsche Neuigkeit betreffs des Wappens zu verlieren, so soll, wie er Band 1. S. 150 behauptet, die Folge jener Heldenthat eine Erweiterung und Vermehrung des Stammwappens durch das Stierhaupt gewesen seyn. Wenn ich nur ein einziges altes v. Auersches Siegel, welches das Wappen der Auer v. Bullach zeigte, kennen würde, so hätte ich keinen Grund zu bezweifeln, daß beide Familien eine wären. Allein die, welche ich kenne, zeigen nur das Stierhaupt. Und wenn das ursprüngliche Stammwappen (nehmlich nach Z. das Auer v. Bullachsche) mit dem Stierhaupt vermehrt wird, warum gebrauchte denn die Familie gar nicht das vereinigte Wappen? Oder schämte sie sich des alten Stammwappens (!) und führte blos das neue? Oder war es etwa zu unbequem ein vier- oder zweifeldiges Wappen zu führen? Wie verfiel man zum Helmschmuck gerade auf den wachsenden Greif, hier, wo man sich an eine bestimmte Thatsache halten konnte und nicht, wie bei der Entstehung des Wappens, die Willkühr herrschen ließ. Oder stand jene Hel-

denthat in irgend einer Beziehung zum Greifenbilde? Weiß endlich Herr v. Zedlitz nicht noch mehr Wappenvermehrungen von Herzog Albrecht und meint er, daß sich dergleichen ohne Brief und Siegel abmachen ließen, wie es doch wohl schon im 15. Jahrhundert immer geschah?

Ein zweiter Einwand, den man mir machen könnte, um meine Erklärung des Familiennamens und seinen Zusammenhang mit dem Stammwappen, nach dem er erst gebildet sein soll, zu bestreiten, ist der, daß der Name Auer ein ursprünglich altpreußischer und von einer der in Preußen liegenden Ortschaften Auer hergenommen sey, wo die Familie zuerst ihren Sitz gehabt und sich zuerst nach ihm genannt habe. Man würde also ihren altpreußischen Ursprung zugeben, den Namen aber anders erklären. Aber dieser Einwand läßt sich durch zwei Gegengründe widerlegen. Einmal läßt sich nicht durch das geringste historische Document erweisen, daß die von Auer je im Besitz eines jener Güter gewesen sind und zweitens spricht der Umstand, daß in älterer Zeit (bis zu Ende des 17. Jahrh.) nie die Präposition „von" dem Familiennamen vorgesetzt ist, völlig dagegen. Denn wäre der Name Auer von einer gleichnamigen Ortschaft in Preußen entnommen, so dürfte die Präposition unter allen Umständen nicht fehlen. Wir sehen dies (Ausnahmen kommen hie und da freilich vor) überall in Deutschland, wo eine adelige Familie ihren Namen vom Stammsitz entlehnt und den Namen desselben unverändert beibehält, und noch regelmäßiger ist dieser Gebrauch in Preußen, wie es die Beispiele der in diesem Falle befindlichen eingebornen Geschlechter und noch mehr die der sogenannten Freyen d. h. der Grundbesitzer zu Cölmischen und Preußischen Rechten beweisen. So heißt der bäuerliche oder culmische Einsaße Hans in Schönfließ (Geschlechtsnamen sind bei diesen Grundbesitzern in älterer Zeit höchst selten) Hans von Schönfließ, Thomas, der eine Besitzung im Dorf Moditten hat, Thomas von Moditten u. s. w. Diese wenigen Beispiele statt hunderter. Die Auersche Familie hingegen setzte ihrem Namen nie die Präposition vor, der erste bekannte heißt nur Claus Auer (Awer) und so schreibt sich das Geschlecht bis zu Ende des 17. Jahrh. und wird so genannt. Hier handelte man nicht bloß den Regeln der deutschen Sprache gemäß im Gebrauch ihres Namens, sondern sie konnte sich auch, weil eben ihr

Name Auerochs, also ein Thier bedeutet, nicht anders (d. h. ohne Präposition) nennen, weil dies ohne Sinn gewesen wäre und alle die Familien, welche Namen eines Thieres zum Geschlechtsnamen haben, brauchen, ohne eine einzige Ausnahme, nie die Präposition, so lange auf ihrem Gebrauch noch nicht das Kriterium des Adelsstandes beruhte, was zu Anfange des 18. Jahrh., noch mehr zu Ende desselben der Fall war.

Es bleibt noch der dritte Beweis für unsere Behauptung übrig, daß die v. Auer in Preussen nicht mit den Auern von Bullach in Bayern eines Stammes sind. Wir haben oben gesehen, durch welche Gründe man bestimmt wurde, eine Verwandtschaft der beiden Familien anzunehmen. Ein neuer schien der zu seyn, daß man unter den Ordensbeamten, welche, wie bekannt, alle, mit höchst wenigen Ausnahmen, Fränkischen, Bayerischen, Schwäbischen oder Rheinländischen Geschlechtern angehörten, einen Christoph Auer fand, der dem Pflegeramte zu Sehsten vom 13. Febr. 1502 bis zum 22. May 1513 vorstand *) und jedenfalls einer süddeutschen Familie angehörte, wie man meinte, den Auern v. Bullach, als der bekanntesten jener Familien. Man glaubte dadurch gewiß schon einen Zusammenhang mit den Auern v. Bullach gefunden zu haben und, wenn man ihn gar zum Stammvater der Preuß. v. Auer machte, irrte man um so mehr, als der Auersche Stammbaum mindestens bis in die Mitte des 15. Jahrh. hinauf reicht und keinen Namens Christoph zu Anfange des 16ten Jahrhunderts hat. Er läßt sich auch überhaupt gar nicht in den Auerschen Stammbaum bringen und Z. Hartung, der mir der Urheber jener erdichteten Abstammung von den Auern v. Bullach zu seyn scheint, merkt nur an, daß Christoph A. um die genannte Zeit Pfleger zu Sehesten gewesen. Er konnte immerhin ein Auer v. B. seyn, aber durch seinen Namen hatte man gewiß nichts, was jene gemeinsame Abstammung der Preuß. und Bayerischen Auer beweisen sollte, gefunden. Allein daß dieser Christoph Auer nicht einmal aus der Familie der Auer v. Bullach, sondern aus der Branche, welche sich die Auer v. Herrenkirchen oder mit den Ringen (nach ihren Wappen) nannten und jetzt noch in Bayern

*) s. Voigt Namen-Codex S. 103.

blüht *) abstammte, hat sich jetzt durch ein im hies. Geh. Archiv aufgefundenes Siegel des Pflegeramts zu Sehesten, dem der Christoph Auer bis 1513 vorstand, hinlänglich erwiesen. Dieses Siegel, auf Papier abgedruckt, ist an einer Urkunde befindlich, durch welche Rudolf von Tippelkirchen Oberst Trappier und „alter Compter zum Rein" (von 1486 8. Aug. bis 1518 23. März f. Voigt Namen-Cod. p. 50. u. Anm.) „iczt zu Sehisthen" (nach Voigt a.a.O. p. 103. vom 27. August 1516 an) „dewtsches Ordens" bezeugt, daß Martin Bothe von Rössel das Gut Bothau im Sehistischen 40 Huben groß seinem Sohn Leonhard aufgetragen habe d. Sehisten am Abend Catarine 1516. Wir sehen auf diesem (von Voßberg in s. bekannten Werke über Preuß. Münzen und Siegel nicht beachteten und wahrscheinlich ungesehenen Siegel (da er nur Wachssiegel gezeichnet zu haben scheint) so viel sich erkennen läßt, zwei Heilige in halber Figur, rechts St. Paulus als Bischof mit Inful und Heiligenschein das Schwert, links St. Petrus barhäuptig im Heiligenschein den Schlüssel in der Rechten. Unter beiden ist deutlich ein Wappenschild zu sehen, in die Länge gespalten und in jeder Hälfte mit drei Ringen unter einander bezeichnet, ohne Zweifel das Wappen der Auer v. Herrenkirchen, das mit ihm völlig übereinstimmt und das des Christoph Auer, welches er als Vorgänger des Rudolf v. Tippelskirch im Pflegeramte zu Sehesten ins Amtssiegel stechen ließ (als welches es von dem v. T. in obiger Urkunde ausdrücklich bezeichnet wird) und welches auf seinen Nachfolger, der nun eben erst sein Amt angetreten hatte, überging. Von der Umschrift ist leider nichts mehr zu lesen: sie wird wohl den Amts- und Ortsnamen enthalten haben. Sonst war es nicht Sitte, daß auf die Siegel der deutschen Ordensbeamten das Familien-Wappen gesetzt wurde, da sie nicht bei jedem Wechsel vernichtet, sondern von mehrern Beamten hintereinander gebraucht wurden. Allein in späterer Zeit scheint dies doch, ähnlich wie früher schon auf den Siegeln der Bischöfe und hie und da auch auf den Siegeln und Münzen der Hochmeister Sitte wurde, üblich gewesen zu seyn. Auch beim deutschen Orden in Liefland wird das Familien-Wappen der Beamten dem Ordenswappen in späterer Zeit einverleibt.

*) s. v. Wölkern Beschreibung 2c. IV. p. 147. No. 131. und den literar. Nachweis daselbst

Auch der **Leonhard Awer**, dem der Hochmeister Heinrich v. Richtenberg für seinen rückständigen Sold (557½ Mark) nebst dem Wolf Jagenreuther, Hans v. Plassenburg und Ruprecht Garthner für ihre an den Orden habende Forderungen die Zinsen der Stadt Friedland nebst den Stadthuben und der Mühle verpfändet (d. Königsberg Dienstag nach Concepc. Marie 1471. s. geh. Archiv. Adelsgesch. XLII. 17), der ohne Zweifel mit den andern Genannten in einer Rotte war, gehört nicht zur Preuß. Familie, sondern war sicherlich aus Süddeutschland, wie dies auch die Namen seiner Spießgesellen, die sämmtlich geborene Bayern waren, beweisen. Ob er aber ein Auer v. Bullach oder Auer v. Herrenkirchen gewesen oder einer andern Branche der Bayerischen Auer angehörte, läßt sich nicht ermitteln *). —

Wenn somit durch das Vorhandenseyn dieser Personen, von

*) Daß übrigens unter den deutschen Ordensrittern in Preußen gewiß mehrere aus der süddeutschen Familie Auer gewesen seyn mögen, ist bei der Ausbreitung derselben und weil der Orden größtentheils aus Schwaben, Bayern, Franken und Rheinländern bestand, kaum in Zweifel zu ziehen und daher mag es auch kommen, wenn man einen **Georg Auer**, der sich 1478 als Conventsbruder zu Ragnit befunden haben mag, zu einem Comthur daselbst macht, wie es J. Hartung F. 18. thut und ihm der vortreffliche Zedlitz S. 150 nacherzählt. Voigts kritischer Namen-Codex weißt S. 47. keinen dieses Namens unter den Comthuren zu Ragnit auf; in jenen Jahren war es Hans v. d. Narbe (vom 10. Novbr. 1461 bis 6. May 1483) und selbst wenn man einem der daselbst gegebenen Geschlechtsnamen nicht trauen und ihn für unrichtig gelesen halten wollte, so findet sich doch unter allen 49 Comthuren zu Ragnit von 1289 bis 1511 kein einziger mit dem Vornamen Georg. Auch 1307 nennt uns Zedlitz a. a. O. einen **Albrecht** v. **Auer** als Comthur zu Ragnit, wer weiß, aus welcher Quelle; damals war es Volrad v. Liedlaw (s. Voigt a. a. O. S. 45). Wie herrlich übrigens unser Zedlitz bei seinen Compilationen zu Werke ging, beweist das hier angeführte Verzeichniß der früher in hohen Aemtern gestandenen Auer (aus denen allen er natürlich **eine** Familie macht), indem er aus Dithmars Beschreibung des Joh.-Ordens (Frankf. 1726. 4), S. 132 den **Johann** v. Aw (jedenfalls einen Auer aus Bayern) als Groß-Prior des Ordens in Deutschland (1469–1483) anführt, sein Vorgänger aber, nach seinem Stammhause nur **Reinhard** v. **Bullach** genannt (1466–69) ausläßt, obgleich er wußte, daß die Auer in Bayern sich einestheils Auer v. Bullach geschrieben haben. Noch mag bemerkt seyn, daß J. Hartung in der Auerschen Stammtafel anführt, daß sich der obige Christoph A. (wahrscheinlich nach 1525) mit Margarethe v. Bochsen, die als s. Wittwe den Veit v. Eglofsstein nahm, vermählt habe, ohne seine Nachkommen zu nennen.

denen eine nicht einmal aus der Familie war, von der die Preuß. v. Auer abstammen sollen, nichts bewiesen wird, so läßt sich außerdem nicht das Geringste über die Einwanderung und Ansiedelung der Bayerischen Auer in Preussen auf historischem Wege feststellen, obwohl dies, wenn es überhaupt geschehen wäre — die Zeit hätte noch so entfernt seyn können — doch immer noch darzuthun möglich gewesen wäre, wie dies bei den v. Auerswald, v. Falkenhayn, v. Rechenberg, v. Dobeneck, v. Heydeck, v. d. Gröben, v. Schlieben u. a. m. der Fall ist. Wenn aber die Geschichte nicht jene vermeintliche Abstammung der Preuß. und Bayerischen Auer beweist, so darf die bloße Sage oder eigentlichere Erdichtung, als welche sie durch die oben gegebene Beweisführung erscheint, nicht länger auch nur irgend einigen Werth haben, sondern muß gänzlich zurückgewiesen werden.

Bleibt aber nach dem bisher Erörterten wohl kein Zweifel übrig, daß an eine Abstammung der Preuß. Familie v. Auer von den Auern von Bullach nicht zu denken sey, so mag nur noch eine kurze Prüfung des ersten Theils der bekannten v. Auerschen Stammtafel folgen, aus welcher sich ergeben wird, daß gerade die, welche sie für ihre Meinung anführen, durch sie geschlagen werden können; ja es wird, hoffe ich, daraus der erste Hauptbeweis für meine Ansicht, daß die v. Auer stets in Preussen gewesen und zu den eingeborenen Geschlechtern zu zählen seyen, geliefert werden.

Der erste Urheber jener vermeintlichen Abstammung der v. Auer aus Bayern, Z. Hartung, hat in der von ihm entworfenen Auerschen Geschlechtstafel nicht blos durch die Ueberschrift „Auer v. Bullach" die Herkunft der Familie angedeutet, sondern war auch bemüht, seine Ansicht durch Zusätze zu den drei ersten Namen des Stammbaums noch wahrscheinlicher zu machen. Wir finden nehmlich den ersten der Stammtafel, Thomas v. A. als Erbherrn auf „Bellingen und Bullach in Bayern" genannt; sein Sohn Hans v. A. muß gleichfalls noch in Bayern gelebt haben, da es erst von seinem Sohn Claus heißt, daß er 1527 nach Preussen gekommen sey und endlich hat Raabe, der keinen Anstand nahm, die Abkunft der Preuß. v. Auer aus Bayern zu bezweifeln, zu mehrerer Beglaubigung seiner Ansicht bei der Gemahlin des Hans v. A., einer geb. v. Schienen den Zusatz „aus Oesterreich" gemacht. Doch prüfen wir ganz abgesehn von den oben gegen diese Ansicht gegebenen

Beweisen die Glaubwürdigkeit des ersten Theils der Stammtafel (gegen die Richtigkeit der dort befindlichen Vornamen der drei ersten Personen können und wollen wir nichts einwenden).

Schon bei dem Ahnherrn der Familie, dem Thomas v. A. welcher Herr auf Bellingen und Bullach in Bayern genannt wird, stoßen wir auf Zweifel, die uns zu der Ueberzeugung führen, daß sowohl Thomas, wie ein Sohn Hans und Enkel Claus aus Preußen waren. Die Gemahlin des Thomas v. A. nehmlich wird eine v. Ottitz oder v. Ottisch genannt. Meines Wissens existirt nun in Bayern oder einem der benachbarten Länder kein Geschlecht dieses Namens, wohl aber ist in Preussen eine uralte Familie v. Ottisch oder Ottesch (auch Ottitz) bekannt, die sich nach ihrem Stammsitz Ottisch v. Taulensee, oder auch blos v. Taulensee (in Pommern vielleicht derselbe Name mit Tollense, Fluß und Ort, weshalb auch einige annehmen wollen, daß ihr Vaterland Pommern sey) nannte und namentlich um die Zeit, da jener Thomas und seine Nachkommen lebten, hier in Blüthe stand. Und so führt auch J. Hartung S. 382. in der Geneal. der v. Ottisch hen Thomas Auer v. Bulach (?) als Schwiegersohn des ersten Stammvaters jener Familie auf, der aber auch jedenfalls in Preussen lebte, da er sich mit einem in seiner Gegend wohlbekannten Geschlechte der v. Koscieletzki, die in Genealogien Preuß. Familien öfters vorkommen, verschwägert hatte. Gleichzeitig nennt er auch eine v. Auer aus Bullach (?) als Gemahlin des Hans v. Ottisch auf Kirstensdorff (im Osterodischen) nachher auf Taulensee, eines Bruders der Gemahlin des Thomas A., welche erstere also eine Schwester oder Tochter des Thomas gewesen seyn dürfte. Wenn wir also als gewiß ansehen müssen, daß die Gemahlin des Thomas A. aus einer schon lange in Preussen blühenden Familie war, so werden wir sehr leicht begreifen, daß durch den Zusatz „auf Bellingen und Bullach in Bayern" nicht der geringste Beweis geliefert war, daß er wirklich dort gewohnt hätte, sondern daß er sicher in dem Vaterlande seiner Gemahlin lebte. Oder kommt ein Bayerischer Ritter nach Preußen und holt sich von hier seine Frau? Der obige Zusatz, die Angabe der Güter des Thomas A. sollte also nur die historisch unerweisbare Abstammung aus Bayern bemänteln.

Doch wir stoßen auf noch mehr Unrichtigkeiten im Anfange des

Auerschen Stammbaumes. Thomas v. A. Sohn, Johann, der auch noch in Bayern gelebt haben soll, da es erst von seinem Sohn Claus heißt, daß er 1527 nach Preussen gekommen sey, soll eine v. Schienen zur Ehe gehabt haben, bei der in d. Raabeschen geneal. Tabelle der Zusatz gemacht ist „aus Oesterreich." Vergeblich suchen wir aber hier nach einer Familie dieses Namens. Weder in Oesterreich noch in einem benachbarten Lande ist etwas von einem Geschlechte dieses Namens zu entdecken. Nur in Preußen ist es wieder zu finden. Hier heißt es im Stammbaum der v. Arensdorff (v. Arnstorff), daß der Ahnherr der Preussischen Linie sich mit einer v. Schienen vermählt habe. Was folgt hieraus? daß die von Ahrensdorff aus demselben Lande stammen als die v. Auer oder umgekehrt dieses mit jenen ein gleiches Vaterland haben. Das erstere ist so unmöglich, wie etwa die Behauptung, daß die v. Parthein nicht eingeborene Preussen sind, da es unumstößlich fest steht, daß die v. Ahrensdorff aus Meklenburg oder Niedersachsen oder aber Schlesien (wo sie aber ein ganz anderes Wappen führen und vonwo auch nicht die Preuß. Linie stammt) entsprossen sind. Oder sollte man umgekehrt annehmen, daß die Auer, die sich v. Bullach nennen aus Niedersachsen oder Mecklenburg stammen? daher wird wohl der Stammvater der v. Ahrensdorff, dessen Sohn schon gleich in eine der ersten Familien Preußens heirathete auch in Preussen gewesen seyn, zumal da sich in seinem Stammlande auch kein Geschlecht von Schienen auffinden läßt. Was ist daher also gewisser, als daß, wenn der Vater Hansens v. Auer, Thomas, trotz des Zusatzes „auf Bellingen und Bullach in Bayern" in Preussen gelebt und sich hier vermählt hat, wie es oben bewiesen ist, auch sein Sohn Johann hier gewohnt und hier geheirathet habe? Beide, der v. Ahrensdorf und Johann v. A. konnten also in eine und dieselbe Familie heirathen, da die v. Schienen nur in Preussen vorkommen. Denn ebenso wie es unmöglich ist, daß der v. Ahrensdorf, der auch zu derselben Zeit, als Hans v. A. lebte, in Oesterreich oder Bayern, wo dieser sich doch noch aufgehalten und von daher geheirathet haben soll, ansässig war, eben so unstatthaft ist es, daß, wenn wir annehmen, der erste v. Ahrensdorf habe seine Gemahlin in seinem Stammlande Meklenburg oder Niedersachsen genommen, auch der v. Auer dort gelebt haben oder an-

fähig gewesen seyn soll. Die v. Schienen, ein sonst unbekanntes Geschlecht, waren zu jener Zeit in Preussen, wo sie vielleicht eingeboren oder dorthin eingewandert waren und deshalb konnten auch die Stammväter der v. Auer und Ahrensdorf in eine Familie heirathen. — Doch noch ein Beweis, daß Johann v. A. und sein Vater in Preussen gewesen seyn müssen. In allen Auerschen Stammtafeln steht, daß Hansens Schwester an einen v. Behrenreit vermählt gewesen. Sollte das nicht dafür sprechen, daß Johann v. A. in Bayern gewesen? Finden sich nicht hier und in Oesterreich die Geschlechter v. Kalkreuth, Kuirmsreuth, Sperreuth, Nankenreuth und unzählige Mal die Local-Endung — reuth bei Orts- (auch bürgerlichen Familien-) Namen? Diese Aehnlichkeit der Endung ist aber nur eine scheinbare und wenn man auch Geschlechtsnamen auf — stedt oder — rode ohne zu fehlen, im Allgemeinen nach Sachsen reisen kann, so würde man in diesem Falle doch irren, wenn man die v. Behrenreit, wegen der Aehnlichkeit der Endung mit der der Namen der genannten Oesterreichischen und Bayerischen Geschlechter auch für aus Bayern oder Oesterreich entsprossen halten wollte. Denn die v. Behrenreit oder Behrenreiter sind, wie alle übereinstimmen, immer in Preussen gewesen, und stammen unzweifelhaft aus Polen. Ihr ursprünglicher Name ist Prziemski, der auch in allen Quellen, wo sie erwähnt werden, dem deutschen Namen immer hinzugefügt wird. Zu dem deutschen Namen sind sie durch ihr Wappenbild gekommen, das ein redendes ist, und eine auf einem Bären reitende Frauensperson zeigt, wie es eine sehr große Menge polnischer Geschlechter, von denen ich nur die Mikutowski, Znanieski, Zelazowski nenne, führt. Sie waren vielleicht die einzige in Preussen ansässige polnische Familie mit solchem Wappen, das seiner Originalität wegen ihnen jenen deutschen Namen verschaffte. Die Endung dieses Namens ist also nicht dieselbe, wie in den Namen jener Oesterreichischen und Bayerischen Geschlechter und hängt natürlich mit „reiten" zusammen, während die in Bayern und Oesterreich übliche Local-Endung — reuth (immer nur so geschrieben) eine ganz andere Bedeutung hat. Durch die obige Heirath in die Behrenreitsche Familie, welche im Preuß. Markischen begütert und namentlich mit den Geschlechtern v. Baysen, v. Wallenrodt, v. Reibnitz, v. Nold, u. a. m. verschwägert war, wird der vermeinten

Abstammung des Thomas und Johann A. aus Bayern der letzte Stoß gegeben. Die Familien v. Ottisch und Schienen waren in Preußen zur Zeit, als man den Auerschen Stammbaum verfertigte schon ausgestorben und sicher so unbekannt oder vergessen, daß ein Genealog, der von der, vielleicht von der Familie selbst ausgegangenen Meinung über ihre Abstammung von dem Bayrischen Geschlechte der Auer gehört hatte, ganz sicher die beiden ersten noch nach Bayern weisen zu müssen glaubte. Dagegen mußte Claus Auer, dessen Gemahlin einem ganz bekannten Preuß. Geschlecht angehörte (v. Portugall), sicher in Preussen gewesen seyn und man ließ ihr daher als den ersten 1527 hieher kommen. Endlich ist der Umstand, daß er die Amthauptmannschaft zu Balga erhielt, ein neuer Beweis dafür, daß seine Eltern nicht in Bayern gewohnt haben. Denn wäre er 1527 erst nach Preussen gekommen, so würde er als Ausländer nicht sogleich jene so wichtige Stelle erhalten haben, wovon sich nur zwei Beispiele, nehmlich Friedrich Truchseß Herr zu Waldburg und Friedrich Herr zu Heydeck finde, die aber ihre Stellen (die Amtshauptmannschaften zu Neidenburg und Rastenburg) ihrem großen Einfluß, Verdienste, Güterbesitz und vornehmen Geschlecht verdankten. Auch fanden zu jener Zeit keine Einwanderungen von adelichen Geschlechtern aus Süddeutschland Statt, nur Sachsen, Schlesier, Meißner und Pommern siedeln sich damals an; mit der Einführung der Kirchenverbesserung konnten in Preussen die katholischen süddeutschen Geschlechter nicht mehr willkommen seyn. Hätte man das Jahr der vermeintlichen Einwanderung des Claus Auer in Preussen nur um einige Jahre hinauf gerückt, etwa als Marggraf Albrecht nach Preußen zog, wo ihm mancher Edelmann aus Franken und Bayern folgte, so würde die Annahme von einer Abstammung der Auer aus Süddeutschland wenigstens in etwas wahrscheinlicher gemacht seyn. —

Somit schließen wir unsere Beweisführung, daß die v. Auer in Preussen durchaus nicht Sprößlinge der Auer v. Bullach in Bayern sind und glauben, daß nach den vielen und vielseitigen Gründen, womit wir unsere Behauptung unterstützt haben, unsere Ansicht erwiesen seyn dürfte. Es bleibt noch übrig im Folgenden kurz die Gründe zusammenzustellen, die uns bestimmen, kein anderes Land, als eben Preußen selbst für das Vaterland der v. Auer

anzusehen und sie zu den eingeborenen Geschlechtern zu rechnen, deren kleiner Ueberrest heute in so hoher Dignität steht.

Daß die in Preussen noch blühende Familie v. Auer nun von keinem ausländischen Geschlechte dieses Namens abstammt, sondern in Preussen selbst seine Wiege gehabt hat, scheint mir wenigstens zweifellos, denn

1) hat keine jener ausl. Familien gl. N. das zuerst und ursprünglich von den Preuß. v. Auer geführte Wappen.
2) läßt sich mit keiner derselben irgend nur welcher Zusammenhang historisch darlegen;
3) beweist der Umstand, daß wir die ältesten bekannten Mitglieder der Familie immer in Preussen und mit Preuß. Geschlechtern verschwägert finden, wie wir eben gesehen haben, auch, daß die Familie seit uralter Zeit in Preussen war.
4) hat negativ das Schweigen der geschichtl. u. geneal. Quellen über eine Familie mit dem Wappen der Preuß. Auer mit oder ohne diesen Namen ohne Zweifel die Folge, daß sie in keinem Lande außer Preussen zu finden gewesen, **mithin aus diesem Lande, in dem sie ausschließlich und nur erwähnt werden, herstammen muß.** Wie ihr deutscher Name dabei zu erklären sey, haben wir oben gesehn.
5) würde die Familie von einem außerpreussischen Geschlecht ihres Namens stammen und außerhalb Preussens noch Lehns-Vettern gehabt haben, so würde man ohne Zweifel irgend welche Spur in den Lehnbriefen und Verschreibungen der v. Auer finden, wie wir dies bei den v. Schlieben, v. d. Gröben, v. Pilgramm, v. Kanitz, Truchseß v. Wetzhausen, v. Spiegel, v. Beyersdorf u. a. m. sehen können.
6) könnte vielleicht ihr Wappen, welches das Haupt eines jener in Preussen so gewöhnlichen Thiere zeigt, auch zum Beweise ihrer altpreussischen Abkunft dienen, so wie auch der Greif auf dem Helm, ein in andern Theilen Deutschlands außer Pommern, ungewöhnliches Wappenbild, an ein in der Nähe Pommerns liegendes Land erinnert.

Diese Gründe scheinen mir völlig hinreichend, um die v. Auer als ein eingeborenes altpreussisches Geschlecht anzusehn. Die schon im Mittelalter und noch mehr zu Anfange der neuern Zeit unter dem Adel herrschende Sucht, sich um jeden Preis aus fremden

Ländern herzuleiten, wurde noch mehr durch die Unwissenheit der Genealogen und alten Chronisten unterstützt und bald war eine Menge von Familiensagen in Umlauf, die altadelige Geschlechter zu neuen machten, um nur ein großartiges Ereigniß in die älteste Geschichte der Familie einzuweben, oder man brachte die Familie gleich mit dem Kreuzzuge in Verbindung oder erfand eine auf das Wappenbild bezügliche Fabel, die, sobald es unglücklicherweise in einem Thier bestand, sogleich auf Erlegung desselben hinauslief. Ich könnte hier eine lange Reihe solcher Ammenmährchen anführen, die ich oft aus achtbarem Munde und von den Familien selbst gehört habe. So kam es durch jene Sucht nach Fremdem, daß das große und an alten, mächtigen Geschlechtern reiche Preussen nach der Meinung Hartknochs, Hartungs, Raabes u. a. m. nur etwa 6—8 alt eingeborene Geschlechter aufzuweisen hatte; Prätorius nennt schon mehr, etwa 30, aber auch diese Zahl ist viel zu gering, und nicht einmal ein Viertel der notorisch aus altpreuß. Geblüte stammenden Familien, die es hier gegeben hat. Eine Aufzählung derselben wäre hier am unrechten Orte, allein es reicht nur eine geringe Kenntniß der Geschichte, so wie des linguistischen und etymologischen Elements der Ortsnamen Preußens hin, um bei einer Durchsicht der Preuß. Adelsmatrikel die eingeboren von den eingewanderten Geschlechtern sondern zu können. Es wäre ja auch ganz unnatürlich, wenn sich aus der so großen Menge altpreußischer edler Geschlechter (über den Adel bei den alten Preussen zu sprechen, wäre die Aufgabe einer besondern Abhandlung) bis zum 16. oder 17. Jahrh. nur 6 bis 8 erhalten hätten, wie man meinte. Jedes Land hat seinen Uradel und wir sehen ihn z. B. in Pommern in überwiegender Menge, wo noch im Anfange des 18. Jahrh. $\frac{7}{8}$ des Adels aus eingeborenen, leicht zu erkennenden Geschlechtern bestand. Freilich wird man mir sagen, war dort kein Ritterorden Herr des Landes, welcher viele neue Geschlechter aus Deutschland ins Land zog, aber dies hinderte ja nicht das Fortblühen der altpreuß. Familien. Auch in Lief- und Curland gab es einen eingeborenen Adel, dem z. B. die v. Patkul, v. Amboten, v. Urkhul u. a. m. angehörten, welche für eingeboren zu halten vielleicht noch Niemanden eingefallen ist. So gab und giebt es in Preussen noch eine Menge Geschlechter, die von ihrer altpreussischen Herkunft nichts ahnen mögen, wie die v. Kalkstein, v. Manstein, v. d. Trenk, v. Elditten.

v. Pröck, v. Aweyden, v. Gaudecker, v. Portugall u. s. w., die ebenso gut, wie die v. Perbandt, v. Parthein, v. Kalnein von altem preuß. Adel sind, was ebenso leicht zu beweisen ist, als bei den v. Auer und eben so leicht sich davon zu überzeugen, als es z. B. den v. Kalckstein schwer seyn würde, ihre von allen Historikern und Genealogen geglaubte Abkunft aus Deutschland zu beweisen.

Wir könnten hiemit diesen kleinen Versuch füglich schließen, wenn wir nicht noch wenige Worte über den Namen Auer selbst hier hinzuzufügen hätten. Derselbe findet sich nehmlich im Balgischen Privilegienbuche, wo die älteste Verschreibung über den Stammsitz Pellen befindlich ist, und auch in einigen ältern Schriftstücken, so wie in dem Original-Conzept der Verschreibung, die Claus Auer über den Hof Pellen und das Dorf Hasselbusch zu schlechten Magdeburgischen Rechten (wäre er nicht aus einer altpreuß. Familie, sondern aus dem bekannten reichen Geschlecht der Auer v. Bullach gewesen, so hätte er sicher seine Güter zu Magdeburgischen und beider Kinder- oder zu Lehn-Rechten empfangen) d. Königsberg Sonntag nach Reminiscere 1527 (s. geh. Archiv Schiebl. XXVI. 82.) erhielt, immer „Sawer" (Sauer) geschrieben. Diese auffallende Schreibart des Namens läßt sich aber, glaube ich, leicht erklären. Dem Schreiber jenes Conzepts, welchem der Name Claus Awer diktirt wurde, schien bei der Nennung des Vor- und Zunamens das Schluß-S. des erstern auch zum zweiten zu gehören, was allerdings bei einer nur etwas schnellen Aussprache der Namen möglich war. Im Original dürfte sich ein so auffallendes Versehn schwer vermuthen lassen und ich habe auch auf der Rückseite einiger Conzepte den Namen Sawer in Awer umgeändert und verbessert gefunden. Außerdem steht dieser Fall nicht vereinzelt da, denn die bekannte Märkische Familie v. Itzenplitz heißt in Urkunden und schreibt sich selbst auch, namentlich in älterer Zeit, Nitzenplitz. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß das N der Präposition die Ursache zu dieser sonderbaren Form gewesen ist. Sonst findet sich weder in Preussen, noch irgendwo eine adelige Familie v. Sauer (Sawer), außer einmal bei. J. Hartung S. 499, wo der erste v. Saucken in Preussen sich an eine v. Sauer vermählt haben soll, welcher Name indeß

entweder ganz unrichtig oder corrumpirt seyn wird, wie es bei den ersten Namen in den Hartungschen Stammtafeln großentheils der Fall ist.

Die Freischaft.

Ein Pröbchen aus dem Ermländischen Dialekte des gemeinen Mannes.

Funk. Mutta! üch denk, nu kunns woll ooch Zait sain, daß wa de Gritt wo kunne ungabränge; 's Mache öff all önn a Möstelsua von sönbezwanzig Joa gewast.

Trud. (Gertrud). Joh Vota! de tausengd Gille löge ungera Bailod, onn Bett hoh öch ooch all fer se geschött; wenn sech man öra woa gudda Mensch truff!

F. Höa Mutta! de Hung' belle, wa kriehe valeicht noch Fremd.

T. J wo doch, de Wingd bullat, man so an a Thöa.

Greif (eintretend). Gelobt sei Jeses Christ's!

T. In Ewigkeit, ome. Wöllkomme bai ons.

Gr. Zohls Gott. Sai öch hia recht ze Saiwazwahl *) baim Paua Funk?

F. Joh joh, kommt na nöhga onn setzt aich.

Gr. J na, öch steh woll ooch, öch woll noch waakse!

F. Joh, mött da raif Garscht öm de Wett. Kommt man, setzt aich dohl e Stung vierezwanzög, öch sahe ja, daß na lohm said.

Gr. J na, öch muss stracks wödda raite, 's wött ma sonst ze daista.

F. Na wo gölt denn de Rees' hön?

Gr. Man böss bai aich. — Och komme egentlich ön große Angelegenheit. Ea hot en Tochta, onn öch hoh e Sohn, das kunn valeicht e Poa abgan.

F. J na, wozu nich! — Mutta, hol doch es Schnapps, 's öff je nu söz kaalt Wata bauße.

*) Siegfriedswalde Kirchdorf zwischen Bischofstein und Seeburg gelegen.

Gr. Joh, 's recht glubsch kaalt.
F. Na von woa said Ea denn?
Gr. Dech sai je von Plöß *) da Greif.
F. J was Taichat! hoh öch nich e mohl mött aich off en gries schömmelg Kobbel getauscht?
Gr. O joh, öch gapp je aich e gjahl Wallach dasea, e deeg Zagg!
F. Na nahmt man öascht e Troppe fä de bös Loft.
Gr. (trinkt). J, das öss netta Schnapps, von wo hott a daan?
F. Van Sebeck **), vam ahl Gröwenn. J joh, da Mann flag ömma gudde Schnapps ze hohe.
Gr. Na wie wötts denn mött da Hairothschaft?
F. Na wie veel Huwe hott Ea?
Gr. Drai Huwe, onn gudd Langd.
F. On wie veel Kinga?
Gr. Man öhn Sohn.
F. Na, öch dönk, wa wölle ons man voaz duzze; trink doch, daß du döch eascht e bössche zawärmst.
Gr. Na off ons Gesungkait!
F. Helf Gott! — daß da Taichat muß hole, 's Pfard steht noch ömma an a Dachlötta; Angdröß, Jung, geh doch, bröngs Pfard önn e Stall, onn göpp em e Wöschche Hä ze fraße.
Gr. Ea hott doch man öhn Tochta?
F. Joh, zwai Sohns sain todt.
Gr. Na, wenn Eua Tochta mött meinem Sohn zehof kwäme, onn daß se nach onsem Tod main onn Eua Gutta kriete, on da liewe Gott en Sajen gant, so kunne se recht glöcklich lawe.
F. Na Schwogache, wie haißt denn dain Sohn?
Gr. A hößt Möchel.
F. Möchel, e hübsche Nome, onu main Tochta, die hößt Gritt.
Gr. Na Möchel onn Gritt, das watt söch woll passe.
Tr. Na öss da Möchel ooch e hübscha Mensch von Ansahns? de Gritt öss ömma söa nach em Hübsche.
Gr. O joh! Woaz e Kardel, wie e Gemähltniß, onn sötz rothe Backe hott a, wie e Blum.

*) Plössen am Plößer See bei Rössel.
**) Stadt Seeburg.

F. Na öss es ooch sonst e orntelja Mensch?

Gr. O joh! a öss gesungd onn stark, a vasteht all de Orbeit aus em Grung. A hott ooch drai Joa dem Könik gedient, a stungd mangke Karassia.

Tr. Mangke Zeldote ware wänch junge Lait vatorwe.

Gr. O nä, disa nich; maina Sohn öss kön Säufa, kön Herömtraiwa, kön Wingdbaitel. Vom Spöll vasteht a ooch was, a bläst Trompet önna Kark, onn wenn maina Möchel nich off em Kua öss, denn könne de Musekangte nich e mohl Trumpf mache.

F. Sisst Mutta, söttch öhna muss doch da Gritt gefalle!

Gr. Na öss ooch Eua Gritt e dög Maache?

F. O joh! die öss so hübsch, dass söch all mänch Freia de Oge nach a ausgekickt hohn. Se öss so rungmaulsch, wie e Eppelche, on off de Wörthschaft voaz wie e — na da loss de Mutta söllwst foge.

Tr. Na se vasteht gutt es Spönne onn Warke, all de Feld- onn Garteorbeit, 's Koche, 's Braue, 's Nähe onns Ströcke; korzöm se kann illa onn alla, was man e Waibavolk könne sull.

Gr. Na wo hott a denn es Grittche? öch witt se doch ooch garn sahe wölle, dass öch em Möchel kunn vazähle.

F. Se öss Grötz stampe. Mutta, geh doch, onn russ se. Schwogache; eens wull öch döch froge: „Wie bösst du denn ze dainem lohme Fuß gekomme?

Gr. Denn maine junge Johre woa öch so e Wilfang onn fill vom Schoppe önn e Kuhstall, onn groztache da Kuh mangk de Hörna; do schmöss se möch off de Kröbb, dass äch ma voaz de Hustknoche zabroch, onn kön Dokta kunn ma was helfe. Na loss wa das gutt sain, nun sog ma man öascht, was wöllst denn da Tochta möttgan, als Brautschatz?

F. Höa hie! tausengd Gille gan öch, ooch es best Pfard, ooch e Ochs, ooch e Beschlagwoge, onn denn noch Klinnkaite aus da Wörtschaft.

Gr. Na, na, wa ware woll önig ware. — Dott, jens öss woll de Grittche?

F. Joh joh!

Gritt. (eintretend). Na was sull öch denn so geschwing.

Tr. Na hairothe fullst.

Gritt. (leise zur Mutter) J Mutta, das öss ja so e ohla Bräutkom, onn noch dazu e lohma!

Trud. Geh, geh, domm Dink! 's öss je Bräutkomms Vohta.

Greif. Na mein Kingd, komm doch e bische nöga. Was host denn do ömm Schooß?

Gritt. Dech woa Schwodegrötz stampe, bis öss e Kochsel off morge ze Frühstück.

Greif. (sie betrachtend). Na illa gutt, 's öss illa gutt! — Na Schwogache, wenn waht na denn komme mött da Tochta Hoff besahne?

Funk. Na wöß öch? öch dänk, wenn Schlöttbohn blaiwt, öss de Fastnachte.

Greif. Na joh! — Angdröß, Angdröß geh doch, hol ma's Pfard.

Funk. Na Schwogache, trink doch noch e mohl.

Greif. (trinkt dann). Na denn blaiwt illa gesungd. Gött bewahr aich. Hatjeh Grittche!

Alle drei. Wünschen Glöckelg' Reef'.

Preußische Volks-Sagen.

Laume. Laima.

Vergl. N. P. P. Bl. Bd. 2. S. 380.

Von den Laumen habe ich bei der Beschreibung des Rombinus (Prov. Bl. 1837. B. 18. S. 3. ff.) eine selbständige Sage geliefert; in den Sagen, die ich noch zu schicken hoffe, kommen sie nur beiläufig vor. Trotz meines eifrigsten Strebens, alle noch so schwachen Reminiszenzen aus dem Heidenthum zu erhaschen, habe ich nur Folgendes erfahren können: Die Laumen sind freundliche, zugleich muthwillige Wesen, die ganz die Gestalt von Frauen annehmen. Sie zeigen sich unverhofft an allen Orten;

am häufigsten sieht man sie auf den alten Schloßbergen, in Waldungen, an Abhängen der Ufer, wo sie dann zu den nahen Gewässern gehen und rüstig Wäsche klopfen. Sie erwiedern den gebotnen Gruß mit klarer Stimme, grüßen auch wohl zuerst und recht freundlich; aber ehe man sich's versieht, spielen sie einem einen Schabernack und Possen; und wenn man sich eine Unachtsamkeit hat zu Schulden kommen lassen, erhält man auch einen Denkzettel. Jede ungeberdige Freude, alle Uebertreibungen im Vergnügen ahnen sie durch unverhoffte Störung und kleine Unfälle. Sie warnen, wenn man irre geht, fährt oder reitet, an einen Stein stößt; ein lustiges Räuschchen lassen sie noch dahin gehen, aber wer sich übermäßig angetrunken hat, darf nicht lange warten; er erhält ein Sturzbad aus dem nächsten Wasser, bekommt seine gehörigen Schläge, wird auf Steine gebettet und erleidet noch mancherlei. Am meisten müssen neugeborne Kinder gehütet werden; kein Auge darf man von ihnen lassen, sonst kommt Laume und bringt einen Wasserkopf, Zwerg oder Wasserbalg: man legt daher ein Gesangbuch unter das Kopfkissen des Säuglings, was gegen die Vertauschung schützt. In diesem besondern Falle führt in einigen Gegenden die Laume den Namen Apmaine, Verwechslerin.

Gisevius-Tilsit.

Berichtigung von Druckfehlern in der ersten Hälfte des Aufsatzes: Ueber das Vaterland der Familie v. Auer.

S. 303. Z. 4. von o. streiche: den
S. 303. Z. 11. v. o. lies: solchen
S. 303. Z. 2. v. u. lies: ableiteten
S. 304. Z. 18. v. o. lies: seiner Preuß. Schaubühne
S. 306. Z. 16. v. o. ist die Klammer als Schluß-Klammer hinter das Wort „scheint" zu setzen und muß vor dem Worte „für" ganz wegfallen.

Etwas über den Hafen am Kurischen Haffe bei Kranz und über die Chaussee dahin.

Von dem Justizrath Dr. Tortilowicz v. Batocki auf Bledau.

§. 1. Königsberg und Memel liegen in gerader Linie $15\frac{1}{2}$ Meilen von einander entfernt. Zu Lande fährt man auf der Chaussee bis Tilsit $15\frac{1}{2}$ Meilen und von da bis Memel $13\frac{1}{2}$, zusammen 29 Meilen; oder bis Kranz $4\frac{1}{2}$ Meilen und von da durch den Sand und die Gefahren der Kurischen Nehrung 15, zusammen $19\frac{1}{2}$ Meilen.

Zu Wasser kann man von Königsberg den Pregel herunter über das Frische Haff und die Ostsee 24 Meilen, oder den Pregel herauf, die Deime herunter und bei Labiau in das Kurische Haff 23 Meilen, oder aus der Deime in den großen Friedrichsgraben, die Nemonien, den kleinen Friedrichsgraben und die Gilge herauf, die Ruß herunter (alle drei Arme der Memel), über das Kurische Haff 30 Meilen weit *) nach Memel schiffen. Der Länge dieser Wasserwege treten noch andere Schwierigkeiten hinzu, die zum Theil ganz verschiedener Art sind. Bei dem Wege über die Ostsee sind auch die Zollgesetze nicht außer Acht zu lassen.

Die Ungenügenheit aller dieser Straßen für den Verkehr ergiebt sich kürzer und sicherer als durch eine Herzählung der mancherlei und zahlreichen Schwierigkeiten auf denselben daraus, daß der gewöhnliche Verkehr nicht dort, sondern von Königsberg 4 Meilen weit zu Lande nach Schakischsitt und von da 12 Meilen zu Wasser über das Kurische Haff nach Memel geht. Bei Schakischsitt ist das Kurische Haff so flach, daß die Frachtschiffe $\frac{1}{2}$ Meile, nach der Höhe des Wasserstandes mehr oder weniger weit vom

*) Diese Entfernungen sind auf der Schrötterschen Karte mit der Zirkelöffnung von $\frac{1}{4}$ Meile gemessen, kürzere Krümmungen also unbeachtet geblieben.

Lande entfernt im Haffe liegen bleiben müssen. Bis dahin kann eine Ladebrücke dauerhaft auch für die stürmischen Jahreszeiten nicht gebaut werden. Es müssen also Personen und Sachen zuerst bis dahin, wo das Wasser für kleine Kähne tief genug wird, auf Wagen in das Haff geführt, dann in die kleinen Kähne geladen und in diesen bis zum Frachtschiffe gebracht werden. Dadurch wird die Fahrt unbequem, oft gefährlich. Beschädigungen sind unvermeidlich, kommen, mehr oder minder groß, häufig vor und haben den Wunsch einer bequemeren und gefahrloseren Wasserstraße nach Memel hervorgebracht und erhalten.

§. 2. Seitdem das Seebad in Kranz in Gebrauch gekommen, was 30 und einige Jahre her ist, hat die Aufmerksamkeit sich auf diesen Ort und die Umgegend desselben gerichtet. Kranz liegt 4½ Meilen von Königsberg an der Ostsee und längs derselben, ungefähr 250° lang und 80° breit. Mit Kranz und also auch mit der Ostsee ziemlich parallel in einer Entfernung von durchschnittlich 600° fließt die Bledausche Bäk mit so geringem Falle, daß man Anstand nimmt, es ein Fließen zu nennen, von Westen nach Osten, etwas nach Norden abweichend, in einer Länge von 700 und wenigen Ruten darüber, die sie von ihrer Vereinigung mit der Wosegauschen Bäk, wodurch sie bedeutend wird, bis zu ihrem Ausflusse in das Kurische Haff gerade gemessen ohne ihre Krümmungen hat. Oberhalb ihrer Vereinigung mit der von Westen kommenden Wosegauschen Bäk kommt die Bledausche Bäk von Süden und geht nach Norden. Sie ist die Fortsetzung eines Bledauschen Wiesengrabens, nimmt mehrere aus den Feldern in die Wiesen kommende Gräben in sich auf, und wird bedeutend vergrößert durch das von den Wassermühlen bei Rudau und Laptau kommende Fließ und bald darauf noch mehr durch die von Wosegau kommende Bäk. Ihre Breite nimmt mit dem Eintritte der mehreren Gewässer zu. Etwa 100° unterhalb ihrer Vereinigung mit der Wosegauschen Bäk tritt auf ihrer linken Seite der unbedeutende, oben 7′ bei der Mündung 12′ breite Torfgraben in die Bäk. Sie erhält noch andere unbedeutende Zuflüsse und fließt 400 und etliche Ruthen in gerader Linie gemessen, unterhalb dem Eintritt des Torfgrabens mit vielen Krümmungen, deren einige so stark und kurz sind, daß längere Schiffe sich nur mit Mühe durchwinden können, bis an die sogenannte

Hausstelle. Hier liegt, wie bei Ausmündungen der Flüsse gewöhnlich, eine Bank quer durch die Bäk und gleich unterhalb dieser fließt sie mit der von Süden kommenden Wargienenschen Bäk, welche vorher die Rodahnsche in sich aufgenommen hat, zusammen. Von diesem Zusammenflusse ab ist ihre Breite 50°, weiterhin noch etwas zunehmend, und ihre Länge noch 200° bis zum Kurischen Haffe.

Zu beiden Seiten der Bäk und der Gräben und Fließe, durch deren Zusammenfluß mit ihr sie vergrößert wird, sind Wiesen und Brücher, und mit diesen zusammen gestalten sie sich wie Flüsse von einiger Bedeutung gewöhnlich zu einer Niederung, die eine Länge über 2 Meilen und eine sehr verschiedene Breite, nahe an ihrem Ausflusse von mehr als 1 Meile hat. Ueber die Bledausche Bäk ist keine Brücke und so macht sie mit den Gräben und Fließen, woraus sie entsteht, und mit der Niederung zu ihren Seiten eine Scheidung zwischen dem Lande auf ihrer Ost- und dem auf ihrer Westseite, die nordwärts durch das Kurische Haff verlängert wird und ein Hinderniß des Verkehrs der Einwohner auf der Ost- und auf der Westseite mit einander ist.

§. 3. Der untere Theil der Bäk von der Bank bis zum Haffe 50° breit und 200° lang erscheint als ein geräumiger Landsee, der auf seiner Ostseite mit dem Haffe zusammenhängt, und auf seiner Westseite durch die Bank begränzt wird. Der Raum ist so groß, daß alle das Kurische Haff befahrende Fahrzeuge sich darin aufhalten können und das Wasser so tief, daß die Schiffe ohne Hinderniß hineinkommen und darin bis an die Bank fahren können. Diese Bank hat ihre Stelle, so weit die Erinnerung der anwohnenden Leute und die mündlichen Ueberlieferungen von ihren Vorfahren zurückreichen, niemals verändert. Auch ist sie so mächtig, daß ihr unvordenkliches Bestehen an derselben Stelle sich nicht bezweifeln und ihr künftiges Fortbestehen bis zum etwanigen Eintritte allgewaltiger Naturereignisse, die man nicht herbei führen möge, sich erwarten läßt. Sie besteht aus Sand, der sich beim Heraufstoßen hart fühlt, und liegt bei etwas höherem als mittelmäßigem Wasserstande 3 oder 4 Fuß, stellenweise mehr oder weniger, unter dem Wasserspiegel.

Die Ufer gewähren den in diesem Bäktheile liegenden Schiffen so viel Schutz, als Schiffe in einem Hafen suchen. Schon

seit vielen Jahren bringen die in Schakischfitt wohnenden Frachtschiffer ihre sogenannten Reisekähne oft vor dem Winter dahin, um sie dort sicher liegen zu lassen.

Aber so freigebig die Natur hier einen Hafen bis auf die Ladebrücke fertig geschaffen hat und für diese selbst eine Stelle vorbereitet zu haben scheint, so hat sie für den Landverkehr zu und an diesem Hafen nur kärglich gesorgt. Das nächste Anland sind Wiesen, weiterhin Torf und Moor und in noch weiterer Entfernung zeigen Naturkräfte ihre zerstörende Wirksamkeit.

§. 4. Der Hafen in der Bledauschen Bäk soll zum Gebrauche für die Schifffahrt eingerichtet und durch eine Chaussee in Verbindung mit Königsberg gesetzt werden. Veranlassung und Beweggrund zu diesem Unternehmen ist der Mangel einer Straße zwischen Königsberg und Memel, die dem starken Verkehre zwischen diesen beiden Städten genügend und gehörig entspricht. Diesem Mangel abzuhelfen ist der Zweck dieses Unternehmens. Die Wohlthat desselben darf sich aber nicht auf den Vortheil von Königsberg und Memel beschränken, sondern Stadt und Land müssen Theil an den Vortheilen nehmen, die der Verkehr durch die neue Straße erhält. Die Kaufmannschaften jener beiden Städte leisten einen bedeutenden Beitrag zu den Kosten der Hafen-Einrichtung. Die ländlichen Bewohner der Gegend übernehmen unentgeltliche Leistungen zu der Chaussee. Sollte jener Beitrag der größere sein, so würde dieses volle Erledigung oder hinreichenden Grund darin finden, daß jenen Körperschaften oder einzelnen Genossen derselben die meisten Vortheile von den Verwendungen zufließen. §. 8. Der Hauptbetrag des Kosten-Aufwandes wird vom Staate hergegeben, von ihm auch die Sorge für die künftige Unterhaltung übernommen. Die Kosten zu dieser sollen der Hafen und die Chaussee selbst aufbringen. Von dem Hafen läßt sich das auch mit Zuversicht hoffen, ja es läßt sich erwarten, daß sein Einkommen selbst den nicht unwahrscheinlichen Ausfall bei der Chaussee decken dürfte. Um dahin zu gelangen, muß aber der Hafen zu eigenem Gedeihen und Wachsthum hergestellt und dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß Ersparungen an den Einrichtungskosten, die eine Vermehrung der künftigen Unterhaltungskosten zur Folge haben, mehr nachtheilig als vortheilhaft sind. Außer der Vergrößerung der Summe der laufenden Ausgaben geben sie auch der

der Vernachläßigung der Unterhaltung größeren Raum, und diese bringt leicht die Anstalt in üblen Ruf und vermindert dadurch die Einnahme. Die Chaussee muß in solcher Richtung geführt werden, daß sie nicht bloß von den Bewohnern von Königsberg, die nach dem Hafen und nach Memel hinwollen, und den von Memel, die nach Königsberg wollen, sondern daß sie von so vielen Bewohnern des Landes, als möglich, befahren und von allen zu so vielen Reisen und Fahrten als möglich, gebraucht werde.

Dieser Zweck der möglich größesten Gemeinnützigkeit leidet neben sich noch einen anderen, den der Schönheit, Größe und Würde des auszuführenden Werkes. So wie die Herstellung der Gemeinnützigkeit die Mit- und Nachwelt befriedigen und mit Dank gegen die Urheber erfüllen wird, so wird die Erreichung des anderen Zweckes noch Gefallen und Bewunderung dazu gesellen.

Zur Erreichung des Zweckes sind hier nöthig: die Einrichtung des Hafens selbst, seine Vereinigung mit Kranz, also auch unerläßlich eine Chaussee zwischen beiden, die Herstellung eines unbehinderten Verkehrs mit den Bewohnern des Landes auf der Ostseite der Bäk und des Kurischen Haffes durch eine Brücke über die Bledausche Bäk und eine solche Leitung der Chaussee von Königsberg, daß dieselbe auch dem Verkehr mit der Ostseite diensam wird.

§. 5. Die Einrichtung des Hafens kann auf vierfache Weise geschehen. Von diesen Verfahrungsarten sind zwei so wenig von einander verschieden, daß sie zusammen gefaßt werden können.

1. Es ist der Vorschlag gemacht, einen Nebenhafen in 100° Entfernung von der Bäk anzulegen und durch einen Kanal mit der Bäk zu verbinden. §. 6. ff.
2. Der Nebenhafen kann auch an der Bäk selbst angelegt, oder die Landung kann an einer Stelle der Bäk, wo diese noch nicht den Hafen selbst bildet, veranstaltet werden. §. 12.
3. Die Landung kann an dem Bäkhafen selbst geschehen, die Ladebrücke an dem Hafen selbst erbaut werden. §. 13.

§. 6. Durch die Anlegung eines Nebenhafens und dessen Verbindung durch einen Kanal mit der Bäk sollen die Schwierigkeiten vermieden werden, welche das Anland dem Baue von Gebäuden am Hafen auf losem Grunde und dem einer Chaussee auf Wiesen- oder Moorgrund entgegenstellt. Durch die Bank,

welche in der Bäk liegt, soll eine Fahrt für die Schiffe gebaggert, die Krümmungen der oberen Bäk sollen regulirt, d. h. so viel möglich vermindert oder gerade gelegt, der Torfgraben soll über 100° weit von der Bäk, wo er den Acker in der Kranzer Feldmark erreicht und eine Biegung nach Osten macht, zu einem Kanal verbreitet und vertieft und hier an demselben ein Teich oder Wasserbehälter gegraben werden, worin die Schiffe umkehren, gelost und befrachtet werden und bis zu ihrer Abfertigung liegen bleiben können.

Diese Ausführung des Unternehmens kann nicht gebilligt werden. Sie bringt der Nehrung Gefahr und nimmt dem Hafen einen Vortheil.

Der Durchbruch der Ostsee durch die Nehrung in das Kurische Haff ist eine Besorgniß, die schon Jahre lang gehegt ist, und die durch die sichtbar zerstörende Einwirkung der Ostsee auf die preußischen Ufer, durch die auf der andern Seite der Nehrung an manchen Stellen sichtbaren Einspülungen des Kurischen Haffes und durch die geringe Breite der Nehrung begründet wird.

Die zerstörende Einwirkung der Ostsee und ihrer Winde auf die Nehrung ist zwiefach: Abbruch der Ufer und Versandung der Gegenstände auf der Nehrung selbst. Der Dünenbau kämpft dagegen. Seine Pflanzungen widerstehen dem Ausbreiten der Versandung mit erfreuendem Erfolge. Aber gegen die Aushöhlung und den auf diese folgenden Abbruch der Ufer vermögen und leisten sie Nichts. Selbst die Flachheit und die bis in die See hinein reichende Sanddecke mancher Stellen des Ufers schützen dieses nicht vor der Wegnahme von der See: denn wenngleich an einer solchen Stelle die Wegnahme des Ufers nicht so sichtbar ist, wie der Abbruch vom steilen Ufer, so ergiebt sie sich doch daraus, daß, während die steilen Ufer zu beiden Seiten einer flachen Stelle, wie z. B. am Damenbade in Kranz ist, sichtlich immer weiter in das Land hinein abbrechen, die flache Stelle immer eine gleiche Seegrenze mit den steilen Ufern behält, und niemals dazu gelangt, ein in die See vorragendes Landstück zu werden, was nothwendig würde geschehen müssen, wenn die Abnahme der flachen Stelle nicht gleichen Schritt mit der Abnahme der steilen Ufer hielte.

Gegen die Einwirkung des Kurischen Haffes sind keine Schutzanstalten auf öffentliche Kosten im Gange.

Die Nehrung hat in ihrer Länge von beinahe 13 Meilen größtentheils nur eine Breite von weniger als ¼ Meile. Nur einzelne Stellen: zuerst dicht hinter Kranz wenige Ruthen lang, dann bei Rossitten etwa ½ Meile lang, ferner größtentheils von Neupilkappen bis Nigella 3 Meilen lang, endlich bei Schwarzort noch nicht ¼ Meile lang, sind mehr als ¼ Meile, die bei Rossitten ist bis 900° breit. Etwa ¾ Meile hinter Kranz, kurz vor Grenz, beträgt ihre Breite nur noch 250° und etwas mehr als ¼ Meile hinter Sarkau nur 200°.

§. 7. Der Mensch lüftet gern die Decke, die vor seinem Blicke die Zukunft verhängt. Dieses möge die Zufügung eines bloßen Fingerzeiges zur Beantwortung einer Frage entschuldigen, die hier nahe liegt:

Wie lange wird noch die Nehrung bestehen?

Soviel oder noch einmal so viel Jahre, als sie Ruthen breit ist. Die Antwort ist schon in sich unbestimmt, und wird es noch mehr durch die Verschiedenheit der Breite der Nehrung, ist auch nicht zuverläßig. Sie hat einigen, aber nicht hinreichenden und nur wenigen Grund.

Bei der gerichtlichen Grenzregulirung zwischen Kranzkrug und Kranzkuren *) im September 1841 lag der letzte Grenzstein zwischen Kranzkrug und dem Lande des Halbfischers Schmidtke in Kranzkuren 3° von der Ostsee und der nächste Grenzstein, der zugleich das Land des Schmidtke von dem des Halbfischers Pomper scheidet, 15° von jenem entfernt. Zu Ende des Jahres 1849 war jener Stein nicht mehr vorhanden, und der Schmidtke-Pompersche nur noch 13° 4′ von der Ostsee entfernt. Diese hat also in den letzten 8 Jahren 4° 8′ vom Ufer abgerissen. Auf der Karte von Pomehnen des Kondukteurs A. Klein von 1834 ist der Grenzzug zwischen Pomehnen und Wargienen nach dem Kurischen Haffe zu, 60° kürzer gezeignet als auf der Karte von Wargienen des Kondukteurs Fetter von 1773. Beide ergeben also eine Einspülung der Ostsee von über ½ und des Kurischen Haffes von 1 Ruthe durchschnittlich jährlich. Kranz, Wargienen und Pomehnen liegen nicht auf der Nehrung, sondern Kranz und Wargienen nur an

*) Unter der Benennung Kranz begreift man das Dorf Kranzkuren und die beiden für sich bestehenden kleinen Güter Kranzkrug und Försterei.

derselben. Die Nehrung wird vom Haffe nicht entlang, sondern nur an einzelnen Stellen abgespült. Die obigen Angaben betreffen nur eine Stelle an der Ostsee und eine Stelle am Haffe und nur eine weiter ausgedehnte Vergleichung des vorzeitigen und des jetzigen Zustandes mit einander würde eine Muthmaßung stärker begründen können. Die ältesten Karten von Preussen sind so wenig genau und in zu kleinem Maße gezeichnet, um eine Vergleichung mit dem jetzigen Bestande der Nehrung anstellen zu können. Die Schröttersche Karte von 1796 bis 1802 ist genau und richtig und jetzt schon 50 Jahre alt. Ihr Maßstab beträgt aber nur $1/_{150000}$ der natürlichen Länge *) ist also auch zu einer Vergleichung mit der Wirklichkeit zu klein: denn nach demselben enthält 1‴ auf der Karte über 86° natürliche Länge, und dieses macht den Unterschied von 1 oder etlichen Ruthen nicht bemerkbar. Dagegen machen die Karten von einzelnen Feldmarken, deren vorschriftmäßiger Maßstab 30 Mal größer ist, oder $1/_{5000}$ der natürlichen Länge beträgt, eine Vergleichung möglich. Die Besitzer der Feldmarken werden ihre Karten zu diesem Gebrauche gerne hergeben, und die Königl. Regierung zu Königsberg besitzt einen reichen Schatz solcher Karten in ihrer Plan-Kammer, namentlich von Kranz und dem Königl. Forste, darunter eine sehr genaue und richtige von dem Kondukteur Ewert von 1793. Die Vergleichung solcher Karten mit dem jetzigen Zustande längs der Ostseeküste würde mehrhaltige Angaben zu einer muthmaßlichen Beantwortung der obigen Frage liefern.

Sie würde auch mit Sicherheit die Stellen ermitteln, wo vor anderen die Einspülung stark, also die Gefahr am größesten und Widerstand am nöthigsten ist. Um diesen Widerstand den Meereswellen zu leisten, kennen wir bis jetzt nur Mittel, die einen in der Regel zu großen d. h. einen fast immer den Werth des zu

*) Dieses ist der Maßstab der in 25 Blättern herausgegebenen Schrötterschen Karte. Die Aufnahme geschah nach einem Maßstabe von 4 Dezimalzoll auf eine Meile oder im Verhältnisse zur natürlichen Länge wie 1 zu 50,000. Bei der Herausgabe der Karte wurde der Maßstab auf $1\frac{1}{2}$ Dezimalzoll für die Meile oder das Verhältniß von 1 zu 150,000 reduzirt. Auf den von den gestochenen Platten abgedruckten Blättern ist dieses Maß um so viel kleiner als das vor dem Drucken naßgemachte Papier nachher bei dem Trocknen sich zusammenzieht.

schützenden Gegenstandes übersteigenden Aufwand von Kraft und Kosten erfordern. Aber die großen, von der Vorwelt nie geahnten Fortschritte, welche unsere Zeit in der Erkenntniß und dem Gebrauche der Natur-Gegenstände und Kräfte gemacht hat, lassen noch mehr von der Nachwelt erwarten. Durch eine fortdauernd wirkende Kraft Schnelligkeit der Bewegung hervorzubringen, ist schon erfunden. Würde eine ähnlich große Steigerung der Hebekraft mechanischer Mittel erfunden; so würden Felsenstücke aus den Gebirgen an die Meere versetzt und der Molenbau ausgedehnt werden können *).

§. 8. Die Folgen eines Durchbruches der Ostsee durch die Nehrung lassen sich nicht übersehen. Sie würden verschieden sein nach der Stelle, wo der Durchbruch geschähe. Ein Durchbruch bei Kranz kann für den preußischen Handel einen neuen Hafen unmittelbar an der Ostsee, wie Memel ihn hat, erschaffen, und dieses für Preussen Vortheile zur Folge haben. Für Königsberg und Memel würde es aber Nachtheile haben, der neue Hafen würde mit Memel in Rivalität treten, das nähere Königsberg vielleicht tiefer herunterdrücken. Es wird erzählt, daß die Kosten der Anlegung des Kanals und des Wasserbehälters auf 10,000 Thlr. angenommen sind und von den Kaufmannschaften in Königsberg und in Memel hergegeben werden sollen. Wird die Ausführung des Werkes so fortgesetzt, wie sie im Herbste 1849 begonnen ist, so fließt ein Theil dieser Summe nach Memel dadurch zurück, daß die Baggerer in der Bäk Memler sind. Für folgende Zeiten kann diese Verwendung beiden Genossenschaften Nachtheile bereiten; ungewiß ist es, welcher von beiden mehr?

Welche Folgen der Durchbruch für die der Nehrung gegenüberliegenden Haff-Ufer der Landkreise Königsberg, Labiau, Niederung und Heidekrug, vielleicht auch noch Memel haben würde, läßt sich nicht absehen. Andrang des Wassers auf jene Ufer und Landverlust durch Abspülung ist für sie außer Zweifel.

*) Der Winter 1849/50 läßt keine starke Einspülung von der Ostsee befürchten. Die Kälte bedeckte sie weithin mit Eis, und Stürme zerbrachen dasselbe, trieben die Schollen an das Ufer, schoben sie aufeinander und bildeten so eine unabsehbar lange, hohe Eismole in Entfernung weniger Ruthen vom steilen Ufer und längs demselben und dem flachen.

§. 9. Mit den bedeutenden Verwendungen des Staates zur Erhaltung der Nehrung und mit seinen mancherlei Verordnungen zur Verhütung von Beschädigungen derselben scheint die Anlage eines Kanals und Bassins dicht an derselben im Widerspruche zu stehen. Das Wasser der Ostsee ist von dem Wasser der Bäk, wo der in einen Kanal umzuschaffende Torfgraben in dieselbe einmündet, nicht mehr viel über ¼ Meile entfernt. §. 2. Bei dieser geringen Breite ist es für das Bestehen dieses Landstriches von drohender Wichtigkeit eine solche Masse Wasser als zum Füllen eines Kanals und eines für Schiffe räumlichen Wasserbehälters neben demselben erforderlich ist, über 100° weit in den schmalen Landstrich hinein und den von der andern Seite in denselben vorwärts dringenden Wellen der Ostsee entgegen zu leiten.

Jemand machte den Einwand, daß hier noch nicht die Nehrung sei, Kranz noch nicht auf der Nehrung liege. Es mag dem nicht entgegengesetzt werden, daß geographisch diese Behauptung sich nicht erweisen lasse, da auf keiner Karte von Preussen die Grenze der Nehrung gezeichnet ist *). Es kann eingeräumt werden, daß der Sprachgebrauch nur die Landzunge zwischen der Ostsee und dem Haffe Nehrung und daß er das Binnenwasser bis zu den Schwentlunt-Wiesen Bäk und erst von da ab Haff nennt. Auch die §. 6. angegebene Länge der Nehrung von 13 Meilen ist nur vom Ende des Bäkausflusses abgemessen. Aber entgegengesetzt wird dem Einwande, daß wir es hier nicht mit der Geographie, weder der wissenschaftlichen noch der des Sprachgebrauches, sondern mit der Natur zu thun haben, und diese auf jene nicht achtet. Der schmale Landstrich liegt noch nicht zwischen der Ostsee und dem Haffe, aber zwischen der Ostsee und der Bäk, und diese nimmt vollen Theil an den Wirkungen und an der Wirksamkeit des Haffes.

Bei einem Werke, das unternommen wird, den Wohlstand der zahlreichen Einwohner einer weiten, stark bevölkerten Gegend mit der größesten und einer großen Stadt der Provinz zu erhöhen, und das der in ihren auf einander folgenden Geschlechtern noch vielfach zahlreicheren Nachwelt nützen soll, darf auch die entfernte

*) F. S. Bock wirthschaftliche Naturgeschichte von Preussen. Dessau 1782. Bd. 1. S. 437 nimmt den Anfang der Nehrung bei Kranzkrug an.

Zukunft nicht unberücksichtigt bleiben. Wenn der Vorschlag gegemacht wäre: den Kanal nicht bloß 100° lang, sondern 420° länger bis an Kranz zu ziehen und das Bassin daran zu graben; so würde dieser Vorschlag gewiß verworfen sein und nicht ausgeführt werden. Die Gefahr würde in näherer Zukunft vor Augen treten. Schon jetzt lebende Kinder, wenn sie ein hohes Alter erreichten, würden bei der Ausführung dieses Vorschlages den Eintritt der Ostsee in das alsdann nur 80° davon gegrabene Bassin erleben können, deren Kinder voraussichtlich ihn erleben müssen. Diese Berücksichtigung werde auch den folgenden Geschlechtern geschenkt, eine gleiche Sorge für ihr Wohl und ihr Weh! Wir müssen die Vortheile, die durch den über 100° langen Kanal und Bassin für jetzt erreicht werden sollen, der Nachwelt zum Opfer bringen, oder richtiger, wir würden das thun müssen, wenn der Nebenhafen Vortheile schaffte.

§. 10. Wir bringen aber durch das Aufgeben des Nebenhafens der Nachwelt kein Opfer. Im Gegentheile würde derselbe den Hafen eines bedeutenden Vortheils berauben. Der Hauptzweck der Anlegung eines von der Bäk über 100° entfernten Nebenhafens ist einen besseren Baugrund für die dem Hafen nöthigen Wohn- und Speichergebäude zu erhalten. Ein guter Baugrund ist allerdings ein sehr wichtiger Vortheil. Auch sind Wohnungen und Magazine unentbehrlich für einen Hafen. Aber sie dürfen nicht dicht an dem Hafen stehen, und gar nicht erbauet werden, wenn sie schon in nicht zu großer Entfernung vorhanden sind. Zu groß ist die Entfernung von Kranz von $\frac{1}{4}$ Meile nicht. Viele Hafenstädte haben diese, die meisten eine noch größere Länge und Breite. Die Hafen-Geschäfts-Leute und Hafen-Arbeiter wohnen in denselben also häufig $\frac{1}{4}$ Meile und noch weiter vom Hafen. Wo die Hafenstadt nicht längs einem Flusse liegt, sind auch Speicher so weit vom Wasser entfernt. Längs dem Kanal zu bauen ist nicht der Zweck seiner Anlegung. Dazu würde es desselben gar nicht bedürfen: denn längs demselben würde der Baugrund nicht besser sein als an der Bäk selbst. Man würde also an dieser bauen können. Ein besserer Baugrund würde nur am Anfange des Kanals gefunden werden und es würden also auch die dortigen Gebäude in Entfernung vom Nebenhafen treten, sobald sich die Bedürfnisse des Hafens vergrößerten, und

mit zunehmender Erweiterung der Hafenbedürfnisse die Entfernung immer größer werden. Wird aber schon aus einiger Entfernung der Gang nach dem Hafen gemacht oder ist das Fuhrwerk nach demselben besorgt, von den Personen bestiegen oder mit den Waaren beladen; so kommt es nicht viel in Betracht, ein Paar hundert Ruten kürzer oder länger zu gehen oder zu fahren.

Die meisten Räume in Kranz werden nur während der kurzen Seebadezeit in einem Theile des Sommers gebraucht, und werden die übrige längste Zeit des Jahres hindurch gerne zum Gebrauche des Hafens gegen mäßigen Entgelt eingeräumt werden. Steigen die Bedürfnisse des Hafens so hoch, daß die vorhandenen Gebäude in Kranz nicht mehr für ihn hinreichen; so kann und wird Kranz erweitert werden. Die Gelasse in den neuen Gebäuden, die man für den Hafen erbauet, werden für Hafenzwecke nicht immer gebraucht werden, und wenn sie während der Badezeit frei sind, so wird die Nebennutzung des Vermiethens an Badegäste ein Vortheil sein, den sie gewähren, wenn sie in Kranz, nicht aber, wenn sie ¼ Meile davon stehen. Die Erweiterung von Kranz kann nur auf der Seite nach dem Hafen geschehen und sollten dessen Bedürfnisse sehr hoch und höher, als man es jetzt erwarten mag, steigen, so würde die Erweiterung immer weiter gehend, zuletzt den Hafen erreichen. Der Lauf der Zeit und die Ergebnisse in derselben können das herbeiführen, was man jetzt durch einen kostbaren und gefährlichen Kanal bewirken will, ehe man den Umfang der Bedürfnisse des Hafens kennt. Erst die künftige Erfahrung wird ihn kennen lehren.

§. 11. Die Vereinigung mit Kranz zu Einem Wohn- und Stapelorte ist für den Verkehr, das Emporkommen und Wachsthum des Hafens ein sehr bedeutender Vortheil. Eine von Kranz durch den Zwischenraum einer Viertelmeile abgesonderte Hafenstadt oder der Anfang zu einer solchen würde sogleich mit Kranz in Rivalität treten zu beiderseitiger Verkümmerung. Die Baustellen selbst und die Gärten, welche die Bewohner sich schaffen würden, können nicht anders woher als von der Feldmark Kranz genommen werden, würden diese also verkleinern und dadurch die Nahrhaftigkeit in Kranz schmälern, die in einem Badeorte außer der Badezeit immer herabsinkt und eine Schmälerung weniger als an anderen Orten verträgt. Dagegen wird durch die Errichtung der

Gebäude, die der Hafen braucht, in Kranz selbst das Wachsthum von beiden gefördert. Kranz erhält durch den Hafen-Verkehr mehr Leben und Nahrung und der Hafen gewinnt durch die Anziehungskraft des Seebadeortes. Diese ist groß. Der Mensch ist von Natur so, daß er das Angenehme mehr als das Nützliche liebt. Der Aufenthalt im Badeorte ist angenehmer als der im Gewühle eines Hafenverkehrs. Die Annehmlichkeiten im ersten lockt mehr Gäste heran, als der Verdienst oder Gewinn in oder am Hafen heranzieht.

§. 12. Die andere §. 5. erwähnte Hafeneinrichtung unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß kein Kanal und kein von der Bäk entfernter Nebenhafen angelegt wird, und von der dritten dadurch, daß der Landungsplatz nicht an dem Hafen selbst, sondern an dem Theile der Bäk eingerichtet wird, der zwischen der Vereinigung der Bledau- und Wosegauschen Bäk und der Bank fließt. Dieser ist in gerader Linie ungefähr 500° lang, oberhalb schmäler und unterhalb breiter. Die obere Hälfte seiner Länge ist hinreichend breit, daß 2 Schiffe einander vorbeifahren, aber nicht, daß die längsten Schiffe darin bequem umwenden können. Die untere Hälfte hat auch die hiezu erforderliche Breite. Hieraus folgt, daß wenn die Landung an einer Stelle in der oberen Hälfte geschehen soll, ein Nebenhafen oder eine Ausbucht an der Bäk so breit gegraben werden muß, daß auch die längsten Schiffe den erforderlichen Raum umzuwenden erhalten. An einer Stelle der unteren Hälfte genügt eine Ladebrücke allein zur Landung. In beiden Fällen bleibt das Baggern einer Fahrt durch die Bank und die Regulirung der Krümmungen der Bäk bis zu der zur Landung bestimmten Stelle nothwendig.

Als Grund, die Landung an diesem Theile der Bäk zu veranstalten, kann nur der aufgestellt werden, daß die Chaussee von Kranz nach dem Landungs-Platze desto länger wird, je weiter unterhalb die Ladung geschehen soll. Sie wird also noch länger als an diesem Theile der Bäk, wenn die Landung an dem Hafen selbst geschieht. Die größere Länge der Chaussee dürfte aber niemals die Kosten des Baggerns der Fahrt durch die Bank und der Regulirung der Krümmungen der Bäk erreichen, geschweige denn übersteigen.

§. 13. Die dritte Art der Hafeneinrichtung besteht in den

Anstalten zur Landung an dem Hafen selbst. Die Bank, an welcher der Hafen anfängt, ist eine passende Stelle zum Bau einer Ladebrücke. Es bedarf, wenn die Schiffe an dem Hafen selbst gelost und befrachtet werden können, weder der Herstellung einer Fahrt durch die Bank, noch der Regulirung der Krümmungen, die die Bäk oberhalb dem Hafen macht. Nicht bloß die hiedurch entstehende Verminderung der Kosten, sondern auch die Vortheile, welche die Einrichtung des Landungsplatzes an dem Hafen selbst der Schiffahrt gewährt, geben ihr vor den beiden ersten den Vorzug.

Es ist für die Schiffe bequemer und besser, wenn sie da, wohin sie aus dem Haff in vollem Laufe kommen können, sogleich die Einrichtungen zum Losen und Wiederbefrachten finden, als wenn sie da ihren Lauf anhalten und statt anzulegen die ausgebaggerte Fahrt durch die Bank suchen und durch die oberen Krümmungen der Bäk durchgehen müssen, um an den Landungsplatz zu gelangen. Zurück müssen sie denselben Weg machen und alle, die zu der Mehrzahl der Segelschiffe gehören (nicht Dampfschiffe sind) in dem eigentlichen oder Haupthafen wieder so lange liegen bleiben, bis der Wind zum Auslaufen günstig wird.

§. 14. Wenn die zum Losen und Befrachten der Schiffe erforderlichen Anstalten an der Bäk selbst, sei es an dem Theile derselben zwischen der Vereinigung der Bledau-Wosegauschen Bäk und der Bank oder an dem, der den Hafen bildet, getroffen und wenn die Wohn- und Waarengelasse für den Hafen in Kranz genommen oder erbaut werden, so ist dicht an der Bäk nur eine Wachtbude und ein Gelaß nothwendig, wo ankommende und abgehende Reisende auf eine kurze Zeit unter Dach treten können. Ein oder ein Paar leichte Gebäude lassen sich auch auf schlechtem Baugrunde ohne bedeutende Kosten errichten. Unternimmt es Jemand, was nicht unterbleiben dürfte, oder unternehmen es Mehrere — vielleicht auf Aktien — ein größeres Gebäude, ein Gasthaus, zugleich zur Aufnahme der dorthin spazierenden Badegäste an dem Hafen zu bauen; so werden Gewinn und Vergnügen auch den Mehraufwand ersetzen, den der schlechtere Baugrund erfordert. Eine Unmöglichkeit an der Bäk, auch dicht an derselben zu bauen, ist nicht vorhanden. Schon der Name der Stelle, wo die Bank liegt, besagt es, daß dort gebauet worden ist. Sie heißt: an der Hausstelle. Diese ist eine kleine Insel in der Bäk nahe an ihrem

rechten Ufer, deren vermuthlich durch den Bau verstärkte Bestandtheile der Wegspülung vom Wasser bis jetzt widerstanden haben. Sie zeigt noch unverkennbar die Spuren eines daselbst gestandenen Hauses. Es ist kein Grund vorhanden zu glauben, daß auf dem linken Ufer der Bäk der Boden anderer Beschaffenheit sein sollte, als auf dem rechten.

§. 15. Der Bau einer Brücke über die Bledausche Bäk würde es möglich machen, das, was dicht an der Bäk für den Hafen erbauet werden muß, auf die linke oder auf die rechte Seite zu setzen. Die linke Seite dazu zu wählen, ist ein zwiefacher Grund vorhanden. Kranz liegt auf der linken Seite der Bäk, und Gebäude an der Bäk auf derselben Seite kommen also näher an Kranz als solche, die auf der anderen oder der rechten Seite der Bäk erbauet werden. Für den Betrieb der Hafengeschäfte von Kranz aus ist eine jede Abkürzung der Entfernung ein nicht aus der Acht zu lassender Vortheil.

Der andere Grund auf der linken Seite zu bauen ist der, daß die Oertlichkeit und die hier waltenden Naturkräfte ein längeres Bestehen der Gebäude auf der linken als anf der rechten Seite der Bäk in Aussicht stellen. Die Bäk, auf deren linken Seite die Ostsee wogt, steht mit dieser bis jetzt in gar keiner Verbindung durch Wasser. In das Kurische Haff hat sie ihren Ausfluß. Das Haff vergrößert diesen fortwährend, macht die Bäken selbst immer breiter und thut beides durch das Abspülen des rechten nicht des linken Ufers derselben. Die Hausstelle ist jetzt eine Insel. §. 14. Sie ist ohne Zweifel vormals ein Theil des rechten Bäkufers gewesen und würde wahrscheinlich noch Ufer nicht Insel sein, wenn das daselbst gestandene Haus auf dem linken und nicht auf dem rechten Ufer erbaut gewesen wäre.

Selbst außerhalb der Bäkmündung leidet das Ufer des Haffes auf der linken Seite des Ausflusses der Bäk durch Abspülungen nur an einzelnen Stellen und wenig. Das Haffufer auf der rechten Seite jenes Ausflusses unterliegt in seiner ganzen Länge einer fortwährenden Abspülung. Von dem auf der rechten Seite des Bäckausflusses in das Haff an diesem liegenden Dorfe Fischerbude wird ein Haus nach dem anderen in das Haff gespült. Das Waldwarthaus im Wargienenschen Torfbruche ist seit kaum 50 Jahren hinein gespült.

§. 16. Die Chaussee zwischen Kranz und dem Hafen hat vor ihrem Dasein das Schicksal zwiefach und entgegengesetzt unrichtig gewürdigt zu werden. Ihre Nützlichkeit für den Hafen wird unter-, ihre Bedeutung im Baue überschätzt. Ihr Dasein wird hoffentlich mehr als bloß das Bedürfniß der Nothwendigkeit befriedigen, es wird erfreuen. Bei den vorbereitenden Landvermessungen zur Chaussee von Königsberg nach dem Hafen hat sich die Ansicht kund gegeben, daß es nur einer Chaussee von Königsberg nach dem Hafen und keiner nach Kranz oder zwischen Kranz und dem Hafen bedürfe. Um ihrer überhoben zu sein, sind Vorkehrungen in Vorschlag gekommen, die nachtheilig in ihren Folgen und deren Kosten die der Chaussee weit übersteigend sind, wie die Anlegung eines Nebenhafens an einem aus der Bäk über 100° weit in das Land zu führenden Kanale.

Die zum Gedeihen und Wachsthum des Hafens nothwendige Vereinigung seiner Wohn- und Waaren-Gebäude mit Kranz hat die Nothwendigkeit einer Chaussee zwischen Kranz und dem Hafen zur unmittelbaren Folge. Die Länge derselben ist nicht sehr beträchtlich, aber um sie noch zu vermindern, zeigt sich eine Geneigtheit die in den Hafen einlaufenden Schiffe durch Verweisung zu einem Landungsplatze außerhalb des Hafens in Schwierigkeiten und Nachtheil zu setzen. Dadurch wird es nothwendig ihre Länge näher zu untersuchen.

Das möglich Größeste der Länge dieser Chaussee ergiebt sich durch die Zusammenstellung der Entfernung der Bäk von Kranz, 520°, und der Länge der Bäk von ihrer Vereinigung mit der Wosegauschen bis zum Hafen oder der Bank, 500°, auf 1020°. Es wird angenommen, daß man am östlichen Anfange von Kranz eine senkrechte Linie auf die Linie zieht, die man als die gerade des Flußbettes der Bäk annimmt. Sie ist ungefähr der Weg nach dem Förstergute*) gerade aus bis zur Bäk fortgesetzt. Von da im rechten Winkel parallel mit der Flußbettlinie, bis zur Bank oder der Stelle der Bäk, wo der Hafen anfängt, giebt die 1020°. Die Kosten dieser ganzen Länge können nicht die Vortheile überwiegen, die durch ihre Abkürzung, wenn diese durch Verlegung

*) Das Förstergut ist von der Landstraße, die mitten durch Kranz geht, 103°, von der Bäk 486° entfernt.

des Landungsplatzes außerhalb des Hafens bewirkt wird, der Schiffahrt entzogen werden. Die Länge wird aber nicht dieses Möglichgrößte erreichen; weil man die Wege nicht in rechten Winkeln, sondern schräge leitet und die Diagonale immer kürzer ist als 2 Seiten am rechtwinklichen Vierecke zusammen.

Die wirkliche Länge dieser Chaussee hängt davon ab: von welchem Punkte in Kranz ausgegangen und zu welchem Punkte an der Bäk hingegangen wird. Nimmt man in Kranz 2 Punkte an: den westlichen Anfang und das östliche Ende und an der Bäk 3 Punkte: im Anfange, in der Mitte und am Ende des Theiles zwischen der Vereinigung der Bledau- und Wosegauschen Bäk und dem Hafen; so ist, wenn die Chaussee vom Anfange von Kranz nach dem Anfange der vereinigten Bäk gezogen wird, ihre Länge 520°, als die Entfernung zwischen Kranz und der Bäk. Geht man von demselben Anfangspunkte in Kranz nach der Mitte jenes Bäktheils; so sind die beiden Seiten am rechten Winkel 520° und 250° lang, die Diagonale oder Chaussee wird also 577° lang. Von demselben Anfangs-Punkte in Kranz nach dem Ende des bezeichneten Bäktheils oder nach der Bank zu Anfang des Hafens giebt die Seiten von 520° und 500°, also eine Diagonale von 721°. Vom östlichen Ende von Kranz nach der Bank oder dem Anfange des Hafens giebt wieder die Seiten 520° und von 250°, also die Diagonale von 577°. Auf die Entfernung des Endpunktes von Kranz bis zur Mitte und bis zum Anfange jenes Bäktheils, die übrigens 520° und 577° beträgt, kommt es nicht an, da diese Richtungen schon deswegen nicht gewählt werden können; weil sie in Beziehung auf Königsberg zurückführen würden.

Es versteht sich von selbst, daß diese Angaben nicht maßgebend sind; sondern nur die Entfernung andeuten. Sie sind nach geraden Linien und rechten Winkeln berechnet und die Gegenstände in der Wirklichkeit machen Abweichungen von beiden oft nöthig.

§. 17. Diese zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Meile lange Chaussee wird in keiner der obigen Richtungen mehr, vielleicht noch weniger als 400° auf Acker, die übrige Länge auf Wiesengrund treffen. Dieser ist aber in einer Breite von 100°, mehr oder weniger, neben der Bäk kein unhaltbarer oder ein solcher, der besonders große Kosten erfordern sollte oder gar Zweifel gegen das Bestehen oder die Haltbarkeit einer Chaussee begründen könnte. Der Torfgra-

ben hat seinen Namen nicht etwa von der Art des Erdreiches, worin er gegraben ist, sondern davon, daß er dem seitwärts nach Osten liegenden Königl. Torfbruche zum Abzuge dient. Der Boden wird, je weiter man sich von der Bäk nord- und ostwärts entfernt, desto schlechter. Auch der Torfgraben hat im Torfbruche selbst Moorgrund. Bleibt die Chaussee in der Nähe der Bäk, so wird sie ohne übermäßige Kosten haltbar erbauet werden können und ihr Damm vermuthlich auf keiner irgend beträchtlichen Länge mehr als 5′ Höhe erfordern.

Sollte die Chaussee von Königsberg nach Kranz über Wosegau geführt werden; so würde die von Kranz nach dem Hafen in gar keine Verbindung mit jener kommen, beide würden auf 2 verschiedenen Punkten in Kranz eintreten. Wird die Chaussee von Königsberg aber über die Bledausche Bäk geführt; so müssen beide zusammen kommen oder mit einander in Verbindung gesetzt werden. Der Betrieb der Hafengeschäfte in Kranz und das Wohnen der Hafenarbeiter daselbst machen es nothwendig, daß die Chaussee von Kranz in der möglich kürzesten Richtung nach dem Hafen geführt wird. Sie muß, in so weit nicht etwa die Bodenbeschaffenheit es erfordert, keine Abweichung nach der Chaussee von Königsberg machen. Beide laufen entweder am Hafen zusammen und kommen dadurch in Verbindung mit einander oder die von Königsberg muß in die von Kranz nach dem Hafen einmünden, so daß man auf dieser aus der von Königsberg links nach Kranz, rechts nach dem Hafen fährt. Die dadurch entstehende Zweig-Chaussee aus der Kranz-Hafen-Chaussee nach der Brücke über die Bledausche Bäk wird nicht lang. Beide zusammen werden noch nicht $\frac{1}{4}$ Meile ausmachen.

§. 18. Die Kosten für die Einrichtung des Hafens werden geringe sein, wenn man da bleibt, wo die Natur den Hafen geschaffen hat. Es sind nur die Kosten für den Bau einer Ladebrücke. Sollten zu diesen eigentlichen Kosten der Hafen-Einrichtung auch noch die für den Bau der Chaussee zwischen dem Hafen und Kranz, die ihn mit seinem Wohn- und Stapelorte verbinden soll und auch noch die für die Errichtung einer Wachtbude an der Ladebrücke zugeschlagen werden; so bleiben sie dennoch geringe für die Herstellung des Haupttheils von dem großen Unternehmen eine neue Straße zwischen zwei über 15 Meilen von ein-

ander entfernten großen Städten zu schaffen. Viel bedeutender und mehrerlei werden die Kosten, wenn ein von der Bäk entfernter Nebenhafen angelegt wird. Es treten alsdann hinzu die Ausgaben für den Kanal, das Bassin, das Baggern einer Fahrt durch die Bäk-Bank und die Geraderichtung der Krümmungen in der Bäk. Der Einwand, daß zu diesen ein bedeutender Beitrag, man sagt 10,000 Thlr. von den Kaufmannschaften in Königsberg und Memel hergegeben werden solle, ist unerfreulich. Er sollte nicht gemacht werden. Zu einem großen Werke müssen alle Kräfte sich für die Erreichung des gemeinschaftlichen Endzweckes auch zu einerlei Mitteln vereinigen. Je weniger an Zahl und Mannichfaltigkeit die Maßregeln sind, desto kräftiger wirken sie. Die 10,000 Thlr. zu obigen Ausgaben verwandt, würden überdem dem Gedeihen des Hafens schaden, §. 10. 11. Ein wahres Verdienst um das große Werk würden jene Genossenschaften sich erwerben, wenn sie die 10,000 Thlr. hergäben, um die Mehrkosten der Chaussee vom westlichen Ende von Kranz nach der Bank am Anfange des Hafens §. 16. und der Chaussee durch die Bäkniederung bei Rodahn §. 28. zu bestreiten, damit die Schiffe zum Losen und Befrachten in dem Hafen selbst bleiben könnten.

Zum Lobe des Meisters und auf das Auge des Beschauers wirken die Ausgaben am meisten, die auf Werke verwandt werden, welche sichtbar sind und sichtbar bleiben. Solche sind hier die Ladebrücke, die Brücke über die Bäk, die Chaussee von Kranz und von Königsberg nach dem Hafen. Ein Kanal und ein Bassin bleiben in der Dauer nur für den Kenner als Menschenwerke erkennbar. Regulirung der Krümmungen eines Flußbettes bleibt es nur für den, der die früheren Krümmen gekannt hat. Eine Fahrt, die durch eine Flußbank gebaggert wird, ist und bleibt unsichtbar für einen Jeden.

Die größesten Ausgaben im Verhältnisse zu dem, was sie schaffen, sind die für Arbeiten, deren Ergebniß nicht sichtbar ist oder nicht sichtbar bleibt. Bei dem im Herbste 1849 begonnenen Baggern in der Bäk zur Geradelegung ihrer Krümmungen wurde der Aushub aus dem Flußbette an den vorragenden Uferstellen wieder in die Bäk an den zurückstehenden Stellen geworfen. Da weiset nach dem Baggern das Senkblei die erforderliche Tiefe nach, aber die Bewegung des Wassers vertheilt den auf der anderen

Stelle hineingeworfenen Aushub bald wieder im Flußbette, und giebt den tieferen Stellen am meisten davon. Sichtbar ist nur der Aushub des Baggerns, und sein Kubikinhalt der allein sichere Maßstab für den Verding dieser Arbeit. Es genügt nicht, wie es bei dem erwähnten Baggern geschehen, den Verding nach der Zahl der mit dem Aushube gefüllten Prame zu machen; sondern es ist auch zu bedingen: wohin diese ausgeleert werden. Geschieht es in dasselbe Wasser hinein, aus welchem gebaggert ist; so kommt der lose Einwurf bald wieder an die gebaggerte Stelle. Daher dürfte der Aushub nothwendig in Kubikmaß abzulagern und dann den Baggerern eben so abzunehmen sein, wie die geschlagenen Steine oder der Grand zu den Chausseen oder der Aushub beim Torfkäschern abgenommen und darnach bezahlt werden. Ablagerungsstellen bot bei jenem Baggern der Besitzer der anliegenden Wiesen dar, die Baggerer verweigerten es aber, den Aushub aus den Pramen auf das Land zu schaffen, weil dieses mehr Arbeit machte. Mag indessen diese Bedingung und eine solche Abnahme und Messung der Arbeit auch den Verding theuerer machen, so kann doch nur dadurch die Größe und die Dauer des Erfolges der Arbeit gesichert werden. Das Vortheilhafteste ist es, das durch die Schwierigkeit der Kontrolle kostbar werdende Baggern ganz zu unterlassen und alle Geldmittel auf Werke zu verwenden, die der Mitwelt sichtbar werden und der Nachwelt es bleiben.

§. 19. Der Wasserverkehr eines Hafens erfordert auch Landverkehr. Das wirksamste Mittel einem Hafen Verkehr mit dem Lande zu schaffen ist ein Fluß, der Zufuhren bringt und Abfuhren fortschafft. Ein solcher ist hier nicht vorhanden. Die Bäk verliert 700° von ihrer Ausmündung die zum Beschiffen nöthige Breite und vertheilt sich in Gräben §. 2, von welchen die meisten selbst von kleinen Fischerkähnen nicht befahren werden können. Der Verkehr mit dem Lande kann hier also nur durch Landfuhrwerk Statt finden und dessen Besuch hängt von der Nähe und der Beschaffenheit der Wege ab, die an den Ort führen.

Die Nähe desselben wird hier durch eine Brücke über die Bledausche Bäk für die ganze östliche Gegend bedingt. Auf der Westseite von Kranz sind Wege mit nicht größeren als den bei Wegen gewöhnlichen Abweichungen von der geraden Linie vorhan-

den. Aber auf der Ostseite ist der Mangel einer Brücke über die Bledau'sche Bäk ein Hinderniß, was die geographisch ganz nahe liegenden Orte auf das Mehrfache der Länge der geraden Linie vom Hafen entfernt. Die Bäk, schiffbar nur 1½ Viertelmeile in gerader Linie gemessen, verlängert sich bis über 1 Meile in Gräben. Das Umfahren derselben würde also schon in geraden Linien über 2 Meilen betragen. Man kann aber weder herauf noch herunter dicht an der Bäk und den Gräben fahren, und eben so wenig gerade; sondern muß auf den entfernteren Wegen bleiben und deren Biegungen folgen. Das giebt eine Entfernung von etlichen Meilen für Orte, die in gerader Linie nur ½ oder 1 Meile vom Hafen entfernt liegen. Da Königsberg von diesen Orten nur 3 bis 4 Meilen weit ist, so fahren die Einwohner lieber nach dieser großen Stadt, als nach dem durch das widerliche Herumfahren sich entfernenden Kranz.

Bei der mit dem 1. Mai 1849 eingetretenen neuen Gerichtsverwaltung wurden monatliche Gerichtstage in Kranz zur Bequemlichkeit der Einwohner derjenigen Kirchspiele angeordnet, die näher an Kranz als an Königsberg liegen und zu diesen Kirchspielen nach der geographischen Lage auch Powunden, Schaaken und Postniken gezogen. Sie verweigerten aber die Annahme des ihnen zugewiesenen vermeintlichen Vortheils; weil der Umweg zu groß ist, den sie nach Kranz machen müssen, so lange es an einem Wege nach der Bledauschen Bäk und an einer Brücke über dieselbe fehlt.

Diese Brücke ist ein Bedürfniß für die ganze Gegend. Erst sie macht die geographische Nähe der Orte in derselben auch in dem Verkehre bemerk- und genießbar. Ein Genuß, dessen Wichtigkeit und Größe mit dem Werthe und der Bedeutenheit zunimmt, wozu einzelne Orte der Gegend sich erheben oder erhoben werden. Solche sind jetzt Kranz und der Hafen.

Diese Brücke und der Weg zu und von derselben fügt für Kranz, dadurch auch dem Hafen zum Vortheile, zu den 3 Straßen, die jetzt nach Kranz von Nordost längs der Nehrung, von Südwest längs dem Seestrande und von Süden aus dem Lande und von Königsberg führen, noch eine neue, die vierte Straße hinzu, die Kranz und den Hafen mit dem Osten verbindet. Der Osten ist für beide wichtiger als der Westen. Auf der Ostseite liegt das Land in unbeschränkter Ausdehnung, auf der Westseite

ist es durch die Ostsee beschränkt. Im Vergleiche hiemit ist es nur von geringerem Belange, daß die Kirchspiele auf der Westseite, Laptau und Rudau nicht zu den fruchtbarsten, die auf der Ostseite liegenden, Powunden und Schaaken zu den fruchtbarsten und größesten in der Gegend gehören.

§. 20. Die Stelle zu der Brücke über die Bledausche Bäk kann in der ganzen Länge der letzten von ihrer Vereinigung mit der Wosegauschen bis zu ihrer Vereinigung mit der Wargienenschen Bäk §. 2. von unterhalb jener bis oberhalb dieser (500°) gewählt werden. Je mehr oberhalb, desto schmäler und je mehr unterhalb, desto breiter ist die Bäk, desto kürzer und desto länger wird also die Brücke. Doch wird die Breite der Bäk nicht überall zum Maß für die Länge der Brücke dienen. Auf der untersten Stelle, die gewählt werden kann, auf der Bank in der Bäk, darf sie nicht länger gemacht werden, als die Bäk breit ist. Aber je weiter nach oben, desto weniger wird die geringere Breite der Bäk für die Länge der Brücke genügen, um dem Wasser genug Durchlauf zu schaffen. Die Menge desselben ist unten nicht, wie man glauben könnte, um so viel Mal größer als die Bäk breiter. Die Hauptzuflüsse hat die Bäk schon beim Anfange der Länge von 500° aus den bis dahin in ihr vereinigten Gewässern erhalten. Die Wargienensche Bäk tritt erst unterhalb der Bank ein. Die Flachheit der Bank scheint auf die Breite des Flußbettes hingewirkt zu haben und Flachheit und Breite sind beide der Brücke auf dieser Stelle in so ferne vortheilhaft, als jene kürzere Pfähle genügend macht, diese zum Durchlaufe des Wassers genügt.

Der Bau auf eichenen Pfählen dürfte für den einfachsten, und hier ohne Bedenken für hinreichend dauerhaft zu erachten sein. An einer Stelle der Bäk sind noch feste eichene Pfähle vorhanden, die unverkennbar von einer Brücke herrühren und länger ausgedauert haben als Menschen gedenken: denn Niemand der jetzt lebenden hat dort eine Brücke gekannt.

Ein vielleicht noch bedeutenderer Vortheil, die Brücke auf der Stelle der Bank zu erbauen, ist der, daß sie hier zugleich Ladebrücke sein, dazu durch eine wenig kostbare Vorrichtung eingerichtet werden und so deren Stelle ersetzen kann, und daß dadurch die Kosten des Baues einer besonderen Ladebrücke erspart werden.

Ungeachtet dieser zwiefachen Ersparung an Baukosten wird

sie doch durch ihre Länge größer als eine Brücke auf einer anderen Stelle erscheinen. Auch schöner ist eine Brücke, die nur das Flußbette überspannt, als eine solche, die weiter als dieses auch über eine Fläche neben demselben, die gewöhnlich trocken ist, reicht.

Der Rechtszustand der Bäk erfordert keine Durchfahrt unter der Brücke, und die hier waltende Natur keine Eisböcke an derselben. Die Eigenthümer der Bledau- und der Powundenschen Wiesen sind mit ihrem Antrage: daß die Bäk nicht Eigenthum des Staates, sondern ein Privatfluß und ihr Eigenthum sei, durch die Erkenntnisse des Oberlandesgerichts zu Königsberg vom 6ten August 1847 und des geheimen Obertribunals vom 12. September 1848 rechtskräftig abgewiesen, und die Eigenthümer der übrigen an der Bäk liegenden Wiesen haben diesen Anspruch gar nicht erhoben.

Den Schutz von Eisböcken bedarf die Brücke nicht; weil die Bäk einen so geringen Fall und das herunterkommende Ober- und heraufstauende Unterwasser einen so weiten Raum zu seiner Ausdehnung hat, daß ein Eisgang, wie in strömenden Gewässern, hier gar nicht Statt findet.

§. 21. Den größesten Landverkehr wird der Hafen mit Königsberg haben und daher ist die Chaussee von Königsberg auch die wichtigste für den Hafen und Kranz. Aber auch das minder wichtige ist wichtig und es ist auch eine Beschränkung des Blickes auf das Wichtigste allein ihn zu heften. Diese Chaussee hat den Hauptzweck Königsberg nützlich zu werden. So weit es aber ohne ihre Nützlichkeit für Königsberg zu vermindern geschehen kann, muß sie dem Hafen auch zum Verkehr mit der ländlichen Einwohnerschaft und auch dieser selbst nützen.

Die Nützlichkeit einer Chausse zum Gebrauche für das Publikum ist durch ihre möglich geringste Länge und durch ihre zu recht vielen Reisen und Fahrten passende Lage bedingt. Für die Chaussee-Kasse ist die Verminderung der Länge in so weit ein Vortheil, als die daraus fließende Kosten-Ersparung nicht von den durch die Beschaffenheit des Terrains vermehrten Kosten des Baues und der Unterhaltung erschöpft oder gar überstiegen wird. Die für die meisten Fahrten und Reisen der Angegend passende Richtung ist für die Chausseekasse immer ein Vortheil; weil da-

durch das Befahren der Chaussee vermehrt und hiedurch die Einnahme der Kasse vergrößert wird.

Von Königsberg bis durch den Wald von Schugsten ist die Chaussee theils schon gemacht, theils vorbereitet; bis dahin ihre Richtung also feststehend. Von da ab ist noch die Wahl unter mehreren Richtungen zuläßig. Es sind deren vier in Vorschlag, zwei davon laufen wieder zusammen, so daß an der Bäkniederung, wo die schwierigsten Stellen sind, nur drei Richtungen anlangen.

Von den vier Richtungen ist:

Die erste der jetzigen Landstraße bis hinter Wosegau folgend. Sie bleibt im Kirchspiele Laptau.

Die andere tritt bei Schugsten aus der Landstraße rechts heraus, geht Ka ten vorbei nach Kiauten und Samuelshoff, biegt dann links, geht Nuskern, Wiskiauten und Wikiau vorbei und tritt zwischen Wikiau und Wosegau wieder in die jetzige Landstraße. Auch sie bleibt im Kirchspiele Laptau.

Die dritte tritt wie die andere bei Schugsten aus der Landstraße rechts heraus, bleibt in dieser Richtung und geht durch die Feldmarken Kanten, Schreitlaken, Mollehnen, Korben, Kiauten und Samuelshoff, Nuskern, Neu-Bledau und Bledau über Garbäk an die Bledausche Bäk. Sie tritt aus dem Kirchspiele Laptau in das Kirchspiel Powunden.

Die Vierte geht durch eben diese Feldmarken und Kirchspiele mehr rechts, nicht über Garbäk, sondern Rodahn vorbei und kommt an die Bledausche Bäk bei der Hausstelle und der Bank am Anfange des Hafens.

§. 22. Die zweite Richtung von Schugsten, Kanten vorbei nach Kiauten, von da Nuskern, Wiskiauten und Wikiau vorbei, ist dem Verkehre nützlicher als die erste längs der Landstraße, für Königsberg: weil sie etwas kürzer ist als die erste, und für die Angegend: weil sie auf der Strecke von Schugsten bis Kiauten für die östliche Gegend etwas passender ist. Der Chausseekasse nützt sie durch ihre etwas geringere Länge und durch den Bau einer langen Strecke außerhalb der Landstraße, wo der Bau nicht durch den Verkehr auf der Landstraße gestört wird und es nicht der Einrichtung von Aus- und Nebenwegen während des Baues

bedarf. Von der Richtung bis Kiauten läßt sich auch einige Vermehrung des Befahrens dieser Chaussee erwarten. Dagegen geht dieselbe weiterhin zwischen Nuskern und Wiskiauten durch eine Niederung, und erfordert in dieser eine nicht unbedeutende Brücke. Noch später vereinigt sie sich wieder mit der Landstraße, geht nach der Wosegauschen Bäk und wird dadurch für eine größere Gemeinnützigkeit werthlos.

Die Vorzüge der dritten und vierten Richtung, die durch das Kirchspiel Powunden und nach der Bledauschen Bäk führen, übertreffen die Vortheile der beiden ersten oder westlichen, die nach Wosegau und der dortigen Bäk führen, so viel, daß sie genauere Angaben erfordern.

§. 23. Die Chaussee von Königsberg nach dem Hafen wird am kürzesten in der Richtung Rodahn vorbei nach der Hausstelle an der Bäk. Sie geht geradezu nach dem Hafen: denn sie weicht von der Nordlinie am wenigsten nach Westen ab. Die Richtung über Garbäk macht eine stärkere Abweichung nach Westen und dadurch einen Umweg. Die über Wosegau macht einen noch größeren Umweg und ist die längste.

Kranz und schon Wosegau und die Wosegausche Bäk liegen von Königsberg weiter entfernt als die Bledausche Bäk, nicht bloß in ihrer Hauptrichtung von Königsberg nach Norden; sondern auch durch ihre Abweichung von der Nordlinie nach Westen. Die Nordlinie aus Königsberg trifft auf die Bledausche Bäk, so daß sie aus dem Roßgärtschen Thore gezogen den Ausfluß der Bledauschen Bäk oder die Scheidung zwischen Bäk und Haff 150° auf ihrer Ostseite und den Anfang des Hafens oder die Bank 50° auf ihrer Westseite liegen läßt. Von dieser Nordlinie liegt Garbäk 340°, Kranz zwischen 740 und 960° *) und Wosegau 990° westlich entfernt. Es ist also klar, daß der Weg von Königsberg nach dem Hafen kürzer ist, wenn er vom Walde bei Schugsten, welches von jener Nordlinie schon 230° nach Osten entfernt liegt, sogleich nord- und nur so viel westwärts genommen wird, daß er auf die Bank in der Bäk trifft und Rodahn 30° ostwärts, Bledau und Garbäk 340° westwärts liegen läßt, als wenn man ihn

*) In Kranz kann nicht ein einzelner Punkt angenommen werden, da es unbestimmt ist, wo die Chaussee vom Hafen hineintreten wird.

nach Wosegau nimmt, sich dadurch von jener Nordlinie 990° westwärts entfernt, von da nordostwärts nach Kranz geht und von da südostwärts nach der Bledauschen Bäk zurückkehrt. Die Mehrlänge auf der alten Landstraße über Wosegau nach dem Hafen dürfte 1 Meile, der Umweg über Garbäk über ¼ Meile betragen.

Der Weg von Königsberg nach Kranz, wenn er auf dem kürzesten Wege nach dem Hafen geführt wird, geht dann von diesem jenseit oder auf der linken Seite der Bäk nach Kranz. Er kann nicht weiter sein als der auf der jetzigen Landstraße, sondern muß ihm wenigstens gleich, ja dürfte noch etwas kürzer werden: denn die Landstraße entfernt sich von der Nordlinie 990° westlich nach Wosegau und geht dann wieder nordostwärts nach Kranz. Die Chaussee nach dem Hafen und von da nach Kranz bleibt aber in westlicher Abweichung und macht diese nur zwischen 740 und 960° je nach der Stelle, wo sie in Kranz eintritt. Von diesen 740 bis 960° treffen 50° diesseit und 690 bis 910° jenseit der Bäk. In der Richtung über Garbäk treffen 340° diesseit und nur 400 bis 610° jenseit der Bäk. Hiedurch wird der Weg nach Kranz über Garbek kürzer; weil die westliche Abweichung diesseit in einem viel kleineren Winkel mit der Nordlinie als jenseit geschehen kann.

§. 24. Sehr viel erheblicher als der Unterschied in der Länge der verschiedenen Richtungen ist der Unterschied in ihrer zum Verkehr passenden Lage. Nur für den Verkehr zwischen Königsberg und dem Hafen nebst Kranz ist eine Chaussee über Wosegau eben so passend als eine Chaussee in den Richtungen nach der Bledauschen Bäk. Aber für den Verkehr aus und nach dem Lande ist jene ganz oder doch beinahe ohne Nutzen. Das Land auf der Westseite der Chaussee hat nähere Wege nach Kranz und seine Bewohner werden also auf die Chaussee nur fahren, wenn die Witterung die anderen Wege verschlechtert, was nach der Beschaffenheit des dortigen Bodens seltener und auf kürzere Zeit geschieht. Dem Lande auf der Ostseite nützet die Chaussee über Wosegau wenig; weil sie ihm keine Brücke über die Bledausche Bäk und keine Verbindung mit dem Nordwesten schafft. Eine Brücke über die Bledausche Bäk §. 19. und ein Weg, der zu dieser Brücke führt, sind ihm gleich nothwendig. In diesen Weg oder in diese Chaussee müssen die Wege aus dem Osten einmünden und sie und

die Chaussee werden von einem jeden befahren werden, der nach Nordwesten will. Ein Umweg von 1 oder 2 Meilen wird selbst auf gutem Wege nicht gemacht, um die Chaussee zu umfahren. Auch um nach Königsberg zu kommen, wird diese Chaussee von der Ostgegend desto lieber und mehr befahren werden, je mehr sie ihre Richtung nach Osten hat und je näher sie dadurch die Chaussee-Verbindung mit Königsberg den östlichen Einwohnern bringt, deren Wege öfter und auf längere Zeit schlecht werden, und die Chaussee ihnen zum Bedürfnisse machen. Der jetzige Mangel einer Verbindung der Ostgegend mit dem Nordwesten und daß nur die Richtung der Chaussee nach der Bledauschen Bäk diesem Mangel abhelfen kann, muß gegen die Richtung von Königsberg nach der Wosegauschen Bäk und für eine der beiden Richtungen nach der Bledauschen Bäk entscheiden. Diese befriedigen beide das Bedürfniß der Ostgegend; doch thut die bei Rodahn vorbeigehende es in noch höherem Grade als die über Garbäk. Sie bringt die Chaussee dem Osten am nächsten und macht seine Verbindung mit dem Nordwesten, dem Hafen und Kranz am kürzesten.

Der Einwand, daß die Chaussee in diesen beiden Richtungen aus dem Kirchspiele Laptau in das Kirchspiel Powunden tritt, und in diesem einen für den Getreidebau besseren, aber für den Chausseebau schlechteren Boden findet, zerfällt in sich selbst, oder spricht vielmehr noch für diese Richtungen: denn der Zweck der Chausseen erfordert es, daß sie unter sonst gleichen Umständen in die Stelle der schlechtesten Wege treten, um dadurch den größesten Nutzen zu schaffen.

§. 25. In allen Richtungen §. 21. unterscheidet sich der Bau dieser Chaussee bis zur Bäkniederung von dem durch die Bäkniederung, jener durch geringere, dieser durch größere Schwierigkeiten und Kosten. In der Strecke bis zur Bäkniederung ist der Bau in den beiden östlichen Richtungen leichter als in der westlichen. In jenen sind längere gerade Linien, in der östlichsten die längsten, vielleicht eine einzige möglich. In beiden östlichen geschieht der Bau außerhalb der Landstraße. Die westliche über Wosegau durchschneidet oft die Landstraße, indem sie die stärksten Krümmungen derselben gerade legt und tritt auf lange Strecken in dieselbe hinein, wodurch der Bau von dem Verkehre auf der

Landstraße gestört und die Einrichtung von Aus- oder Nebenwegen während desselben nothwendig wird.

Die Erhöhungen und Vertiefungen des Erdbodens erscheinen im Verhältnisse gegen einander dem Auge in den beiden östlichen Richtungen im Allgemeinen geringer als in der westlichen. Insbesondere gewährt die östliche, Rodahn vorbeigehende den Vortheil, daß sie den Grund bei Nuskern nicht durchschneidet, sondern denselben links liegen läßt und auf der Höhe bleibt. Statt dieses Grundes bei Nuskern, durch welchen die Garbäkrichtung geht, geht die westliche durch den Grund zwischen Nuskern und Wiskiauten. Beide sind von keiner geringen Bedeutung. Der bei Nuskern ist länger, durch den zwischen Nuskern und Wiskiauten fließt eine größere Menge Wasser.

Die östlichste Richtung nähert sich größeren, zu dieser Chaussee unzweifelhaft hinreichenden Steinlagern oder Palwen am meisten.

§. 26. In der Bäkniederung ist in einer jeden Richtung, welche die Chaussee nehmen kann, eine Brücke über die Bäk nothwendig. Bei Wosegau noch eine zweite über den Brastgraben, der mächtiger ist als die Bäk, und gleich hinter den beiden Brükken sich mit dieser vereinigt. Die jetzigen beiden Brücken sind 14° von einander entfernt und können füglich in Eine zusammen gezogen werden. Die Brücke bei Garbäk würde die kürzeste sein. Die beiden Brücken bei Wosegau würden zusammen, und ebenso Eine statt beider länger werden als die bei Garbäk, und die hinter Rodahn noch länger, also die längste. Sie würde aber auch den breitesten Durchlauf schaffen, die flachste Stelle im Flußbette haben und mit einer Ladebrücke in einen Bau verbunden werden können. §. 20.

§. 27. In Ansehung der Kosten der Chaussee selbst durch die Bäkniederung wird bei den drei unterschiedenen Richtungen derselbe Unterschied wie bei der Brücke in einer jeden eintreten, wenn von den Kosten des Baues selbst oder der ersten Anlage der Chaussee die Rede ist. Bei den Kosten der Unterhaltung stellt sich der Unterschied anders. Die Kosten des Baues selbst werden bei Garbäk die geringsten, bei Wosegau größer, bei Rodahn noch größer oder die größesten sein. An Kosten der künftigen Unterhaltung und der durch etwanige Zerstörung nöthig werdenden Widerherstellung sind bei Wosegau die meisten, bei Garbäk und Ro-

dahn weniger zu erwarten. In den beiden letzten Richtungen dürften sie für gleiche Längen gleichviel betragen, und die gewöhnlichen nicht übersteigen. In beiden ist eine Zerstörung der einmal fertigen Chaussee gleich wenig zu besorgen.

§. 28. Gärbäk ist ein Hügel oder eine Fläche von 10 Morgen 32 □R., die auch vom höchsten Wasserstande nicht überstauet wird, mitten im Bledauschen Ellernbruche. Sie ist mit dem höheren Theile der Feldmark Bledau durch einen Damm verbunden, der vom Wasser nicht hoch überstauet wird und als Chausseedamm gebraucht werden könnte. Zieht man in der Richtung dieses Dammes eine gerade Linie über Garbäk weiter, so hat diese von Garbäk bis zur Bäk die Länge von 120°. Macht man auf Garbäk einen Knick und zieht die Linie auf dem kürzesten Wege nach der Bäk über das, auch auf der Schrötterschen Karte angedeutete, Werder, so ist diese Linie nur 70° lang, dieses also die ganze Länge des Wiesengrundes, den die Chaussee hier bis zur Bäk trifft. Er hat mit Einschluß des Werders, nur ein Paar kurze Stellen ausgenommen, Lehm zum Untergrunde.

Bei Wosegau muß die Chaussee die Bäkniederung 150° lang durchschneiden. Diese Niederung liegt tiefer als die bei Garbäk, wird sammt der jetzigen Landstraße vom Wasser hoch überstauet, und der Damm durch dieselbe würde höher zu schütten sein als der bei Garbäk.

Nahe bei Rodahn ist die Niederung vom Acker bis zur Hausstelle an der Bäk an 500° breit. Auf der Ostseite dieser Linie etwa 50° von derselben entfernt liegt Rodahn, eine Fläche von 60 Morgen 79 □R., die nicht so hoch als Garbäk ist und zum größesten Theile nur mit Ausschluß der Stellen, wo die beiden Häuser stehen, und wo deren Gärten sind, vom Wasser überfluthet wird, aber doch schon von der Oberfläche an festen Lehmgrund hat. Der Damm, welcher vom Acker der Feldmark Bledau nach Rodahn führt, ist 150° lang, aber durch Jahre lang unterbliebene Ausbesserung so geschwunden, daß er bis auf den wenigstens zum Theil noch festen Untergrund einer völligen Widerherstellung bedarf. Zu dieser und zu seiner Unterhaltung ist der Königl. Fiskus die Hälfte der Kosten herzugeben nach rechtskräftigen Erkenntnissen verpflichtet. Der Gebrauch dieses Dammes zur Chaussee würde diese noch um 50° mehr nach Osten bringen und demnächst

eine eben so lange Rückkehr nach Westen erfordern. Die Länge dieses Dammes von 150° und die Länge der Strecke, wo die Chaussee auf der Fläche von Rodahn bleiben könnte, würden die oben angegebenen 500° bedeutend, vielleicht um mehr als die Hälfte verkürzen und dadurch die 50° lange Rückkehr nach Westen reichlich ersetzen. Jede mehr östliche Richtung schafft der Chausseestrecke bis zu der Bäkniederung immer besseres Terrain.

§. 29. Für die Kosten der Unterhaltung stellt der Unterschied sich günstiger für beide östliche Richtungen, nachtheiliger für die westliche heraus. Die Chaussee in beiden östlichen Richtungen verspricht größere Haltbarkeit.

Ein bloßer Verbindungs-Damm ist haltbarer als ein Wehrdamm, ein Damm, an dem das Wasser auf beiden Seiten gleich hoch steht, haltbarer als ein solcher, an den es sich auf der einen Seite höher als auf der anderen anlehnt. Der Damm oder eine Chaussee bei Wosegau durchschneidet die ganze Niederung von der diesseitigen bis zur jenseitigen Höhe und diese ist hier nur 150°, vielleicht etwas, aber nicht bedeutend mehr breit. Das Wasser hat also keinen größeren Raum zu seiner Ausdehnung, und dieser Raum ist nicht groß im Verhältnisse zu der Menge, die der Braftgraben herunterbringt. Der Andrang ist daher stark, in welchem der Damm von der einen Seite das Ober-, von der anderen das Unterwasser bekommt. Das eine wie das andere geht nicht längs dem Damme, sondern fließt auf denselben zu. Das Anströmen des Oberwassers auf seine linke Seite dauert so lange, bis der Durchlauf unter der Brücke eine gleiche oder wagerechte Höhe des Wassers auch auf der rechten Seite hervorgebracht hat. Sobald das Wasser auf der Haffseite fällt, tritt wieder ein höherer Wasserstand auf der Landseite ein, bis die Brücke ihn wieder ausgleicht. Ebenso ist es, nur auf der anderen Seite des Dammes, wenn das Stauwasser aus dem Haffe anfluthet.

Die Dämme bei Garbäk und Rodahn treten niemals in die Funktion eines Wehrdammes. Sie bilden keine Scheidung zwischen dem Ober- und Unterwasser, sondern bekommen beides auf beiden Seiten. Auch sie, wenn sie mit der Chaussee, die auf der anderen Seite der Bäk nach Kranz oder dem Hafen führt, in

Verbindung oder als Eines gedacht werden, durchschneiden zwar die ganze Niederung, aber diese ist sehr viel breiter als die bei Wosegau, sie ist auf beiden Seiten gleich flach, in derselben fließen auf beiden Seiten der Chaussee noch andere Bäken, die auf beiden Seiten Oberwasser herzuführen und, die eine oberhalb die andere unterhalb der Brücke, gleichviel an welcher diese erbauet wird, in die Bledausche Bäk einmünden. Die anderen Bäken gehen längs der nach der Bledauschen Bäk führenden Chaussee und haben und geben auch dem aus ihnen austretenden Ober- wie Unterwasser die Richtung dem Damme oder der Chaussee entlang. Das Wasser steigt gleichzeitig auf beiden Seiten und macht die Chaussee nicht zu einem Wehrdamme. Bei der sehr weiten Ausdehnung der Fläche, die überfluthet wird, und bei dem fast gänzlichen Mangel an Fall in dieser Fläche und in den Bäken selbst hat das Wasser keine Strömung, sondern nur die Bewegung, welche die Winde ihm geben.

§. 30. Bei Wosegau kann der gegenwärtige Zustand in einer vielleicht nicht sehr weit entfernten Zukunft, vielleicht im Laufe eines Jahrhunderts §. 7. sich noch nachtheiliger stellen. Das Oberwasser kommt hauptsächlich durch den Brastgraben herunter. Dieser hat bei Wasserzufluß schon jetzt eine große Gewalt, er tritt schon weit oberhalb Wosegau aus seinen Ufern. Er führt das Wasser aus dem Umfange etlicher Meilen herbei, hat in der Feldmark Saßlauken seinen Ursprung in einem Bruche, fließt durch die Feldmarken Kirschnehnen, Dollkeim, Nauzau, Weischkitten, Michelau, nimmt den Staltienschen Graben, später Fließ genannt, der in der Feldmark Tranzau entsteht, und die Feldmarken Müllsen und Wikiau durchfließt, in sich auf, und geht durch Wargenau und bei Wosegau in die dortige, mit dieser in die Bledausche Bäk. In der Feldmark Wargenau nähert er sich bis auf etwa 100° der Ostsee. Diese reißet dort mächtig in das Ufer hinein. Ihr starker Fortschritt fällt da, wo Gebäude stehen, am meisten ins Auge. Neben Wargenau liegt Rosehnen und dessen Gebäude stehen hart an der Ostsee. Von ihnen muß eines nach dem anderen zurück gesetzt werden. Jetzt ist die Reihe an der Scheune des Windmüllers Kollberg daselbst. Erreicht der Einbruch der

Ostsee den Brastgraben und tritt sie in diesen hinein, so wird er voraussichtlich noch viel gewaltiger werden. Niemand kann wissen wieviel? Seine ganze Wassermasse wälzt sich auf Wosegau. Solche Gefahr droht die Natur nicht bei Garbäk und nicht bei Rodahn.

Herder = Denkmal.

Vgl. Bd. VII. S. 468.

Das Modell der Statue Herders für Weimar von H. L. Schaller, bereits im Sommer vorigen Jahres vollendet und nach dem Zeugniß des Münchner Vereins trefflich gelungen, harrt wegen der unruhvollen Zeitläufte über ein Jahr der Ausführung in Erz. Im Sept. 1849 wurde der Guß in der Königl. Erzgießerei zu München, die unter F. Millers Aufsicht steht, veranlaßt. Die Kosten für das Piedestal sind noch aufzubringen. Der Herder=Verein fordert, namentlich Preussen, zu neuen Beiträgen auf, damit die Hoffnung, im August 1850 an Herders Geburtstage sein Standbild in Weimar enthüllt zu sehen, zur Wahrheit werde.

„Das Ehrendenkmal Herder's nach Schaller's Modell ist in Angriff genommen und wird hoffentlich im Laufe dieses Jahres in Weimar aufgestellt werden. Der Kopf ist bereits gegossen und in großer Vollkommenheit aus der Form hervorgegangen.

Dr. Ernst Förster."

(Deutsches Kunstblatt 18. Febr. 1850.)

Aus den Festesworten zur Stiftungsfeier des Elbinger Liederkranzes.

Vom Musik-Direktor Döring.

Lassen Sie uns einen Blick in die Geschichts- und Liederbücher der Vorzeit werfen, damit wir, wenn auch nicht von den Tönen, so doch von den Worten der Gesänge unserer Vorfahren eine Anschauung gewinnen. Schon im 15. Jahrhunderte sang der Mönch außer seinen Hora's auch wohl das Lied:

Ich sitz in meiner Zelle, ach weh mir armen Schreiber;
Gott grüß dich fromme Jungfrau, Gott grüß euch heil'ge Weiber.

Der Geschäftsmann sang:

Hast du Geld, so komm' hervor,
Hast du keins, bleib hinterm Thor.

Der Landsknecht:

Kein Wort nicht sprich!
Ich hau' in dich ein Lucken
Und gieb dir einen Stich.

Der Reisende:

Ach Marjen, Gottes Mutter,
Ach wären wir daheim!

Der auf dem Boden seiner Habe sich befindende lockere Gesell:

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich armes Brüderlein.
Was ich heut will verzehren,
Ist längst schon nicht mehr mein.

Der Liebende:

Mein Gemüth ist mir verwirret,
Das macht eine Jungfrau zart.

Das Mädchen:

> Es naht sich gegen Mayen,
> Grün will ich mich kleiden.

Der Freund eines guten Trunkes:

> Den liebsten Buhlen, den ich han,
> Den find ich tief im Keller,
> Er hat ein hölzern Röcklein an
> Und heißet Muskateller.

Diese wenigen Proben, m. H. mögen andeuten, welche Fülle von Tönen und verschiedenartigen Gesängen jener Zeit schon eigen war. Aber nicht bloß der Einzelne sang sein Lied, sondern, wie jetzt, versammelten sich auch damals schon gleichgesinnte Freunde zu gemeinschaftlichem Gesange. Nicht bloß ein-, sondern auch mehrstimmig wurde gesungen, nicht bloß nach dem Gehöre, sondern auch nach Noten; und, wenn wir jetzt unsere Liederbücher mit den prätensiosen Namen „Orpheus" und „Odeon' ausstatten, so genügte es dem schlichten Sinne jener Zeit, seine Gesänge „Gassenhauer, Reiter- und Waldliedlein, Bergreihen," oder, waren sie künstlich gesetzt, „gute teutsche Liedlein" zu nennen. Wer in dem mehrstimmigen Kunstgesange geübt war, hieß ein tapferer Sänger; einen mehrstimmigen Gesang aber veranstalten, hieß „eine Cantorey anrichten." Diese Cantoreyen wissen die alten Schriftsteller nicht genugsam zu loben. Sie rathen einem Jeden, die edle Kunst des Singens zu erlernen; von dem hohen moralischen Einflusse des Gesanges überzeugt, verlangen sie sogar, daß keine Versammlung ohne Lied und Ton stattfinden solle. „Denn," so läßt sich einer jener Schriftsteller vernehmen, „wo nicht die liebe Musika ist, oder andere ehrbare züchtige Kurzweil, da ist bald saufen, fressen, streiten, buben, Lotter- und Doppelspiel. Damit aber hat Gott kein Thun, ist auch nicht dabei, aber der verfluchte Satan ist da und säet seinen Samen, daß man bald darnach neue Zeitung erfahren muß, einer habe den andern geschlagen, verwundt, erstochen oder erschossen. Dieß sind des Teufels seine amusa, symposia et convivia, da findt man ihn, da ist er gern und lachet dann in die Faust dazu, wenn er es dahin gebracht hat, daß sie sich bei den Haaren und Köpfen beginnen zu kriegen und aufeinander zu schmeißen und über einen Hau-

sen zu liegen; das ist seine Lust, sein Begehr und Will, da hilft er zu und bläst bös' Feuer an. Denn alle andere Kunst kann der Teufel auch, ausgeschlossen die einige Musika, so mag er es auch nit dulden, daß man singt; denn der Teufel ist ein betrübter, bitterer, saurer Geist, dem es leid ist, daß ein Mensch einige gute und fröhliche Stunden haben soll. Also wollte der leidige Satan bei dem Könige Saul nit sein und bleiben, wenn David vor ihm auf der Harfen schlug, denn da ward Saul fröhlich, lustig und freundlich, so war David lieber Sohn und bester Mann, wenn er aber aufhörte zu schlagen, sobald wurde Saul wieder traurig, da begunnte er zu speculiren, zu imaginiren und melancholisiren, dann fand sich der böse, sauere uud bittere Geist wieder ein und gab ihm Argwohn, Haß, Neid, Abgunst und andere böse Gedanken gegen David in den Sinn, dann wollte ihn Saul spießen und umbringen, dann sollte er nit länger leben" rc. *).

Welch eine arge Anschuldigung und ernste Strafrede gegen den bösen Feind, oder wie wir sagen würden, gegen die Feinde des Gesanges und zugleich auch welch ein Lobspruch auf die edle Kunst der Musik!

Ob nun, m. H., die Zeitgenossen unsers eifernden alten Schriftstellers in dem Gesange ein Remedium gegen das Böse und die hier in so lebhaften Farben geschilderten Fährlichkeiten gefunden haben, ob dies überhaupt möglich, wollen wir hier nicht näher erörtern, zumal uns ja Allen aus eigner Erfahrung die Wirkungen der Musik nicht unbekannt geblieben sind. Lieber möchte ich Sie an der Hand der Geschichte noch durch die Stadien zu führen versuchen, welche sowohl Gesang als Gesangeskunst durchlaufen mußten, bevor beide ihre gegenwärtige Ausbildung und Gestalt gewannen. Hier zeigt sich jedoch die Reichhaltigkeit des Stoffes zu groß, als daß sie mich nicht verleiten dürfte, die Gränzen eines kurzen Vortrages zu überschreiten. Ich bedaure daher manchen interessanten Punkt übersehen und wie gern ich auch hie und da verweilen möchte, dem Ende des geschichtlichen Fadens mit schnellen Schritten mich nähern zu müssen.

Doch noch ein Paar Nachrichten aus älterer Zeit glaube ich

*) Heinrich Knaust in der Vorrede zu seinen „Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein. Frankfurt a. M. 1571."

Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen, da sie unser engeres Vaterland Preußen betreffen. Johann Stobäus, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Kapellmeister am herzoglichen Hofe zu Königsberg lebend, spricht in der Vorrede zu seinen Gesängen die Hoffnung aus, daß, wo Freunde gebildeten Standes zusammenkommen, sie auch jene (mehrstimmigen) Lieder singen würden, und ein gleichzeitiger Dichter giebt der Gesangfertigkeit, wenn auch nur zunächst seiner Königsberger Mitbürger das Zeugniß:

> Wo sonst vor dieser Zeit die Wölf und Bären saßen
> Und an des Pregels Rand die wilden Püffel fraßen,
> Da grünet jetzt der Ort als Wohnhaus freier Kunst,
> Da höret man mit Lust ein vielfach künstlich Singen,
> Manch tausendschönes Lied in Melodeyen klingen rc.

Auch unser Elbing kann als eine um jene Zeit die Sangeskunst schon pflegende Stadt genannt werden, denn, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, haben Christoph Alt, Prediger zu St. Annen, und Johann Tragner, Cantor zu St. Marien, unter Theilnahme von zwölf zum Theil auswärtigen Sängern und „allesambt der edeln Musik zugethanen Freunden und Liebhabern" im Jahre 1633 eine Cantorey veranstaltet, wozu auch der vorgenannte berühmte Kapellmeister Stobäus eingeladen worden ist. Jene Cantorey hat sich 4 Jahre später bei zahlreicherer Theilnahme fremder Gäste wiederholt und somit wären denn am hiesigen Orte bereits im 17. Jahrhundert, wenn auch nur in beschänktem Maßstabe, jene Feste gefeiert worden, die man nur als eine Erscheinung der neuern Zeit zu betrachten gewohnt ist.

Diesen Mittheilungen über früheres vaterländisches und vaterstädtisches Kunstleben ließen sich noch andere beigesellen, doch erinnere ich mich auch hier der meinem heutigen Vortrage räthlichen Kürze, daher ich mir Ihre Aufmerksamkeit, m. H., nur noch für folgende, unsern Männergesang schon näher berührende, historische Data's erbitte.

Wenngleich einzelne, bloß für Männerstimmen gesetzte Stücke aus alter Zeit vorhanden sind, so finden wir die Gesangesmusik doch in der Regel für den gemischten Chor eingerichtet. Den ausschließlichen und mehrstimmigen Männergesang haben zuerst die Freimaurerlogen, etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts,

angebahnt. Die erste Liedertafel wurde 1809 in Berlin von dem Professor Zelter unter Theilnahme von 24 Sängern errichtet. Einen mächtigen Impuls erhielt ferner der Männergesang durch die begeisterten Lieder des Freiheitskampfes. Wo nur irgend ein mehrstimmiger Chor für den, das ganze Volk electrisirenden Gesang dieser Lieder zu beschaffen war, trat dieser auch zusammen und an manchen Orten mag das Schwertlied, mag Lützows wilde verwegene Jagd wohl der Anfangsgesang einer später vereint gebliebenen Sängergesellschaft gewesen sein.

Daß auch auf unsere Provinz jene patriotisch-musikalische Bewegung nicht ohne Einfluß geblieben, daß in ihr ferner als Folge des häufiger angeregten Kunstsinnes und des verbesserten Gesangunterrichts, auch eine gesteigerte Gesangfertigkeit sich gebildet hat, liegt in unsern Musik- und Sängerfesten vor Aller Augen. Bald stellten sich neben den schon bestehenden Vereinen für den gemischten Chor auch Gesellschaften für den ausschließlichen Männergesang und glaube ich nicht zu irren, wenn ich die 1824 gestiftete Königsberger Liedertafel und nächst ihr die Culmer und Danziger als die ältesten größern Sängergesellschaften Preußens nenne.

Hier in Elbing trat der Männergesang bereits in dem 1816 von dem Superintendenten Mützell gestifteten Lehrervereine, wenn auch nur als integrirender Theil der Vereinsübungen, ins Leben. Wenige Jahre später erscholl er hier auch in geselligen Kreisen, denn schon um 1820 führten wöchentliche Singabende eine, größtentheils dem Handelsstande angehörige Anzahl junger Männer in dem damals Schilka'schen Lokale zusammen. Wurden in dem Lehrervereine fast ausschließlich Nägeli'sche Compositionen gesungen, so boten hier Leyer und Schwert, der 1. Band des Orpheus, so wie die Gesänge von Call und Eisenhofer den anfänglichen Singestoff und noch mit Vergnügen erinnern sich ältere Gesangfreunde der mächtigen Baßstimme eines Collins, des zierlichen Falset's eines Krysch, wie überhaupt in den Leistungen jener Gesellschaft eines Genusses, bei dem der Reiz des Schönen noch von dem der Neuheit erhöht wurde. Obgleich in kurzer Zeit emporgeblüht, constituirte sich diese erste hiesige Sängerverbindung doch nur erst 1831 auf Anregung des um unsern Männergesang hochverdienten Rendanten Förster zu dem noch bestehenden „Singverein", nachdem im Frühlinge des genannten Jahres die Grün-

bung des sich hier am Orte versammelnden Gesangvereins der Lehrer des Elbinger Landkreises durch den Superintendenten Rittersdorff und den heutigen Festredner vorangegangen war. — Gleichsam als das Unternehmen einer schon zweiten Sängergeneration erscheint die 13 Jahre später fallende Stiftung unsers Liederkranzes. Ihr folgten, wie bekannt, in kurzen Intervallen die Gründung des Gesellenvereins, sofern hieher gehörig, als der Gesang einen vorwiegenden Theil seiner Tagesordnung bildet, ferner die Gründung des Liederkränzchen, der Liedertafel und endlich, als jüngstes Vereinsunternehmen, jene von unserm jüngsten Mitgliede geleitete Gesellschaft angehender Sänger, die zwar noch ohne Namen, jedoch nicht ohne Leistungen geblieben ist.

Preußischer Volkswitz.

Vergl. Bd. IX. S. 106.

14.

Aus einem alten handschriftlichen Reimbuche:
Kneiphof die Pracht (der reiche Kaufmannsstand).
Altstadt die Macht (das Schloß, die Regierung, das Obergericht 2c.)
Im Löbenicht der Acker.
Auf dem Sackheim der Racker! (die Wohnung des Abdeckers).

Nachrichten

über die

Befestigung der Dünen an der Westpreußischen Küste.

Von **W.** Seidel.

Die südlichen Küstenländer der Ostsee dehnen sich bis an das Böhmisch-Schlesische Gebirge und bis zu den Karpathen zu einer ungeheuren Fläche aus, welche bei allen vorhandenen Unebenheiten noch immer den Charakter eines Flachlandes behauptet. Die Beschaffenheit der Bodenfläche zeigt deutlich, daß hier nur aufgeschwemmtes Land ist, welches in frühester Zeit nach wahrscheinlich vorhergegangenen Revolutionen gänzlich mit Wasser bedeckt gewesen ist. Selbst auf den Höhen befinden sich Schaalthiere, die nur im Wasser haben leben können und der Bernstein, ein Produkt des Meeres, findet sich auch bis tief in das Land hinein in der Erde verschüttet. Nirgend zeigt sich Gestein, nur größere oder kleinere Blöcke liegen in dem Lande zerstreut umher, wahrscheinlich nach ihren glatten Rändern und abgerundeten Ecken zu urtheilen durch mächtige Wasserfluthen aus weiter Ferne dahin geschwemmt. Wann diese Wasserdecke von dem Lande verschwunden ist, liegt im Dunkel der Vorzeit verborgen. Wahrscheinlich ist sie nach Norden zu abgeflossen und hat ihren Ausweg durch das Kattegat gesucht, so daß nur das Becken der Ostsee damit gefüllt blieb.

Aber auch dann noch scheinen bedeutende Umwälzungen an der preußischen Küste statt gefunden zu haben. Es deuten darauf hin historische Spuren, aber auch die genauere Betrachtung des Küstenlandes. Der Bernstein, den die Seestürme aus der Tiefe des Meeres hervorheben, gehört untergegangenen Baumarten an, auch finden sich noch geschichtliche Spuren, daß die Küste von Samland ehedem sich weiter in das Meer erstreckt haben muß, als es jetzt der Fall ist. Wenn man die Gestalt der Bucht, an welcher Dan-

zig liegt, betrachtet, so entdeckt man, daß das hohe Land an den beiden Endpunkten zwischen Rixehöft dem westlichen, und Brüster-Ort dem östlichen eine sehr beträchtliche Lücke hat, welche jetzt durch die Niederungen der Weichsel, das frische Haff und die Bucht von Danzig ausgefüllt wird. Es scheint, daß diese Lücke auch früher hohes Land enthalten, und daß dieses in Folge großer Umwälzungen, vielleicht des Kampfes der Weichsel, als sie ihr Bette sich gegraben, mit den andringenden Meeresfluthen allmählig zerrissen und untergesunken ist. Nur die nächsten Umgebungen der Weichselmündung haben sich sodann später allmählig durch Alluvion mittelst des Flußsandes und Flußschlammes wieder erhöht, die tief eingerissenen Kessel blieben aber mit Wasser gefüllt und bildeten auf der einen Seite das frische Haff, auf der andern Seite die Danziger Bucht und das Putziger Wyck, von denen die letztere mit der See in offene Verbindung tretend, zuletzt die Natur eines Binnenwassers völlig verlor.

Hiernach hat die Küste von Westpreußen mit Ausnahme einer kleinen Strecke im westlichsten Theile gar kein Hochland, sondern ein flaches Ufer, welches sich an manchen Orten nur sehr wenig über das Niveau des Meeres erhebt. Auch dort hält sich das hohe Land in einiger Entfernung von dem Strande, nur bei Rixehöft springt eine Höhe an denselben vor und gegen das Putziger Wyck treten einige Hochebenen heraus, die sich inselartig aus sehr weitläuftigen Meergründen erheben und daher den Namen Kämpen führen. Diese Meergründe ziehen sich auch an dem nördlichen Strande vor dem Hochlande her, treten aber besonders beim Putziger Wyck bis an das Meeresufer und setzen sich unter demselben zum Theil fort. Sie haben eine Mächtigkeit bis zu 18 Fuß Tiefe und enthalten besonders Torf, der mit braunen und rothen Eisenoxydulaten gemischt ist, mitunter tritt auch ihre Unterlage, aus Seesand bestehend, hervor.

Wenn man diese Torfmoore auch in den eigentlichen Niederungen wieder findet, so sind sie doch hier meistentheils mit einer Schicht von fruchtbarer Erde bedeckt. Diese Decke ist durch die Ablagerungen des Schlammes der Weichsel im Laufe der Jahrhunderte allmählig entstanden und bildet nun das fruchtbarste Acker- oder Weideland. Uebereinstimmend ist auch der Charakter dieser Niederungen mit jenen Moorgründen darin, daß in der ei-

nen so wenig, als in der anderen Steine gefunden werden, und daß alle in den Niederungen gegrabenen Brunnen nur Moorwasser liefern. Als ein Theil dieser Niederung ist die frische Nehrung anzusehen. Sie ist durch die Weichsel von der Niederung abgeschnitten und enthält, mit Ausnahme der zwischen der See und dem Haff sich hinziehende Landzunge, eben so fruchtbares Land, als der Werder, eben so eine Unterlage von Torf und darunter Seesand. Daß die Nehrung früher breiter gewesen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, wenn man einen Blick auf die Charte wirft und sieht, daß sie gegen die See einen concaven Bogen bildet. Seit Jahrhunderten haben die dagegen anprallenden Seewellen den Strand angegriffen. Die Nehrung läuft in einer Länge von etwas mehr als 13 Meilen in nordöstlicher Richtung von Danzig gegen Pillau fort und ihre zweite Hälfte bildet die Trennung zwischen dem frischen Haff und der See.

Eine ähnliche Landzunge ist die sogenannte Halbinsel Hela. Diese läuft von der Landecke von Rixhöft in südöstlicher Richtung $4^5/_{12}$ Meilen lang in die See hinein und scheidet das Putziger Wyck von letzterer. Sie ist an den meisten Stellen bis Heisterneß nur 70 bis 100 Ruthen breit und erweitert sich nur an ihren Enden bis auf 600 Ruthen. Es ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Landzunge, eben so wie die frische Nehrung und das Haff früher die Danziger Bucht gegen die hohe See abgeschlossen hat, bis heftige Sturmfluthen aus Nordosten, vielleicht auch große Strömungen der Weichsel allmählig die kleine Oeffnung erweitert und die Bucht aus einem Binnenwasser zu einem Meerbusen gemacht haben.

An diesen flachen Küsten erstrecken sich nun die Seedünen in ihrer ganzen Ausdehnung hin. Sie bilden gewissermaßen Wallungen für das niedrige Land gegen die andringenden Sturmfluthen. Nur dort wo die Moorgründe bei dem Putziger Wyck an das Ufer reichen, fehlen die Dünen. Diese Dünen sind Sandhügel und zwar von losem Sande zusammengeweht. Auch sie haben eine Geschichte von Jahrtausenden und man kann deutlich drei verschiedene Formationen an ihnen wahrnehmen. Die Dünen entstehen bekanntlich dadurch, daß die aufgeregte See eine Menge Sand aus der Tiefe emporhebt, diesen auf das schräge sich abdachende Ufer schiebt, und ihn, wenn sie in ihren Normalstand

zurücktritt, in Gestalt eines kleinen Walles ablagert. Sobald dieser Sand trocken geworden, daß ihn der Wind in Bewegung setzen kann, schiebt ihn derselbe höher hinauf und wenn er feste Körper findet, hinter die er sich lagern kann, so bilden sich Sandhügel, die allmählig zu kleinen Bergen heranwachsen. Am mächtigsten und höchsten sind die Dünen längst dem Strande der Nehrung im Laufe der Jahrhunderte geworden, eine Folge der diese Küste vorzugsweise treffenden vorherrschenden Nordwinde. Sie lagern sich längs dem ganzen Strande, bis zu einer Breite von 260 Ruthen und einer Höhe von 180 Fuß; diese jetzt sichtbaren Dünen gehören der dritten Formation an, die der ersteren, welche tiefer im Lande hineinliegen, sind größtentheils mit Waldboden bedeckt, die der zweiten Formation aber unter denen der dritten allmählig begraben. Wahrscheinlich haben große Ueberschwemmungen von der Weichsel oder dem Haff her darzu beigetragen, die Natur jener älteren Dünen zu verändern; denn sie sind fast überall bis zu einer Tiefe von 3—18 Zoll mit braunem Eisenoxydulat übergossen und haben über demselben einen Anflug von einem anderen Sande, aus denen der Wald empor treibt, auch finden sich zwischen ihnen und den Dünen zweiter und dritter Formation Vertiefungen, in denen der Moorgrund wieder hervortritt.

Früher war die ganze Reihe der Dünen sowohl an dem Küstensaume von der pommerschen Grenze bis Hela, als auch an der Nehrung mit Wald bewachsen. An jenem westlichen Strande ist dieser Wald bis auf einen geringen Theil von Hela herum völlig verschwunden, theils in Folge von Stürmen, theils in Folge von Verwüstungen; die noch jetzt im Boden aufgefundenen Wurzeln und die von der See ausgespülten Stubben zeigen, daß hier vorzugsweise Laubholz, besonders Erlen und Eichen gediehen sind. In der Nehrung herrscht die Kiefer vor, nur stellenweise zeigt sich einiges Laubholz. Auch dieser Wald hat sehr gelitten durch frevelhafte Wirthschaft, durch Vernachläßigung, Kriege und Stürme, aber sehr viel hat die fortschreitende Versandung dazu beigetragen, ihn zu zerstören. Hinter dem Dorfe Kahlberg ist aller Wald bis auf einige kümmerliche Bruchstücke bis Vögter und Neukrug verschwunden und in dem Theile bis Kahlberg sind in 23 Jahren von 1804 bis 1827 durch die Dünen 1400 Morgen Waldung zerstört worden. Aber nicht allein die Waldung ist von den Dü-

nen angegriffen und zerstört worden, sondern es sind auch sehr viele Strecken fruchtbaren Landes, ja ganze Ortschaften durch sie untergegangen und der nordöstliche Theil der Nehrung ist dadurch zu einer Wüste geworden, auf der sich nur noch einige kleine Fischerdörfer mit einigen kärglichen Wiesenstreifen und Gärten am Haff erhalten haben. Derselbe Fall ist mit den Dörfern auf der Halbinsel Hela, die auch allmählig durch die herandringenden Dünen ihr Land einbüßten.

Das Fortschreiten der Dünen in das Binnenland hat Aehnlichkeit mit dem Fortschreiten der Gletscher, nur geht es geschwinder, wie bei diesen; denn man kann im Durchschnitt annehmen, daß die Düne, wenn sie Hindernisse vorfindet, im Jahr um eine Ruthe, wenn sie aber in ihrer Bewegung nicht gestört wird, um 2 Ruthen fortschreitet. Dieser allmähligen Verbreitung der Dünen hat man Jahrhunderte lang ruhig zugesehen. Es waren große Waldstrecken, ganze Dörfer, wie das Dorf Schmergrube, und Theile von anderen, ferner das meiste nutzbare Land in der Hinter-Nehrung unter dem Sande begraben worden, und erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die wissenschaftlichen Untersuchungen noch mehr auf gemeinnützige Gegenstände gerichtet worden, die Regierungen das allgemeine Wohl mehr ins Auge faßten, fing man an, diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die naturforschende Gesellschaft zu Danzig stellte die Preisfrage auf, die zweckmäßigsten und am wenigsten kostbaren Mittel anzugeben, wodurch der ferneren Versandung der Nehrung vorzubeugen sei. Professor Titius zu Wittenberg, ein geborner Preuße, löste diese Aufgabe in einer kleinen Abhandlung. Er machte darauf aufmerksam, daß vor Allem die Herstellung der zerstörten Waldungen nothwendig sei, schlug aber auch zur Befestigung der losen Dünen-Bepflanzungen vor, wozu er namentlich das Strandrohr (arundo arenaria) empfahl. Obgleich ihm der ausgesetzte Preis ertheilt wurde, so schien doch die Regierung des Danziger Freistaats seine vorgeschlagenen Mittel nicht anwendbar zu finden, wahrscheinlich, weil sie keinen schnellen Erfolg versprachen, denn man machte von seinen Rathschlägen keinen Gebrauch. Man griff vielmehr zu einem anderen Mittel, welches bei weitem mehr schädlich, als nützlich war. Man errichtete in der Nehrung auf den hohen Dünen meilenlange Strauchzäune, wozu die Dorf-

schaften Hand- und Spanndienste leisteten und der Wald das Material liefern mußte. Diese Zäune dienten nur dazu, die Dünen zu erhöhen; denn fast nach Verlauf eines Jahres waren sie verschüttet und dann mußte ein neuer Zaun oben aufgesetzt werden. Eine Befestigung des Flugsandes, worauf es eigentlich ankam, erreichte man durch sie nicht.

So war, als Danzig im Jahr 1793 mit dem preußischen Staat vereinigt wurde, die Nehrung der Gefahr einer zunehmenden Versandung ausgesetzt. Nicht blos in der hintersten Landzunge, sondern auch vorne bei Schnakenberg, Bohnsack, Neufähr war der Wald schon fast gänzlich verschwunden und bei dem letzteren Dorf hatte sich eine 130 Fuß hohe Düne über die ganze Breite des dort sehr schmalen Landstrichs gelagert, war bis an die Weichsel vorgeschritten und drohte ihre Sandmassen in den Strom hineinzuwerfen. Eine Versandung des Flusses mußte für den Danziger Handel in Polen von den nachtheiligsten Folgen sein. Alle Blicke richteten sich daher auf diesen Punkt und man sah ein, daß andere Mittel, als die bisher angewendeten, erforderlich waren, um das Wachsen der Dünen zu hemmen. Ein Danziger Bürger, Soeren Bioern, ein Däne von Geburt, hatte in seinem Vaterlande die Befestigung der losen Sandschellen durch Strandgewächse kennen gelernt. Er schlug vor, dies Verfahren hier anzuwenden und bepflanzte versuchsweise im Jahr 1795 eine bei Weichselmünde liegende bewegliche Sandfläche von 500 Ruthen Länge und 70 Ruthen Breite mit Sandrohr, welches sich zufälliger Weise auf den Dünen von Hela in hinreichender Quantität vorfand. Der Versuch gelang und Bioern wurde in den Staatsdienst aufgenommen und mit der Leitung der zur Befestigung der Dünen nöthigen Arbeiten beauftragt. Er befestigte sodann die nächsten Dünen bei Weichselmünde in einer Länge von ½ Meile und wandte von 1797 ab seine ganze Aufmerksamkeit der Gefahr drohenden Stelle bei Neufähr zu. Auch hier gelang es, den beweglichen Sand festzulegen und bis zum Jahr 1804 waren sämmtliche hohe Dünen bis Bohnsack bepflanzt und unschädlich gemacht. Nun schritt Bioern in den beiden folgenden Jahren 1805 und 1806 dazu, vor und hinter den Dünen Gehölze anzulegen und das Unternehmen, wozu bis dahin 20757 Thlr. aus der Staatskasse ausgesetzt waren, hatte den erfreulichsten Fort-

gang, als der Krieg im Jahr 1807 nicht allein jeden weiteren Fortschritt hinderte, sondern vieles wieder zerstörte. Der neue Danziger Freistaat hatte keine Mittel, das kostspielige Unternehmen fortzusetzen und erst im J. 1817 ging die preuß. Regierung wieder ans Werk. Außer den dringendsten Nachbesserungen war es besonders nöthig, bei Vogelsang eine gegen den Wald in das frische Haff mächtig andringende Düne zurückzuhalten. Hierauf wurden in dem nächsten Jahre die meisten Kräfte verwendet, aber schon 1819 starb Bioern im hohen Alter.

Nach seinem Tode wurde die Befestigung der Dünen dem Bau-Inspector Krause übertragen, der dies Geschäft noch jetzt mit eben so regem Eifer als großer Sachkenntniß leitet. Wenn Bioern die Ehre der Erfindung gebührt, so gebührt letzterem der Ruhm der Vollendung und der Durchbildung des von Bioern mehr versuchsweise als nach rationellen Principien ausgeführten Verfahrens zu einer Wissenschaft. Mit dem Jahre 1820, als der neue Leiter des Unternehmens eintrat, wurde von Seiten des Staats eine jährliche Summe von 4000 Thlr. zu Neubauten und Nachbesserungen auf der 6¾ Meilen langen Strecke von Weichselmünde bis Kahlberg angewiesen. Einige, besonders durch Stürme ausgezeichnete Jahre erforderten noch mitunter bedeutende Zuschüsse, auch leisteten die Dorfgemeinden bereitwillig die nöthigen Hand- und Spanndienste, und von 1826 ab zahlte auch die Danziger Kämmerei jährlich einen gewissen Beitrag. Die Arbeit wurde zugleich an mehreren Stellen vorgenommen und so ist es denn gelungen, die Dünen auf jener Strecke, wo sie einen Flächenraum von 11000 Morgen einnehmen, bis auf etwa 1000 Morgen, festzulegen und etwa 3000 Morgen mit einer freudig emporstrebenden jungen Waldung von Kiefern und Birken zu versehen.

Die hintere, schon ganz von Wald entblößte Landzunge sollte anfänglich weiter nicht berücksichtigt werden. Man wollte also die drei ärmlichen Fischerdörfer Bögler, Neukrug und Polsk ihrem Schicksal überlassen; indessen wurden die Klagen dieser Dorfbewohner zuletzt so laut, daß man sich entschließen mußte, auch hier einzuschreiten und für das von Kahlberg bis hinter Polsk 5500 Morgen umfassende Terrain die nöthigen Befestigungen anzuordnen. Es traten hierbei auch noch andere Rücksichten ein, namentlich der Umstand, daß sich Durchbrüche der See durch die im-

mer locker werdenden Dünen in das frische Haff besorgen ließen, wodurch der größte Nachtheil für den Pillauer Hafen herbeigeführt worden wäre, und daß, wenn jene letzten Dörfer verschwänden, bei Strandungen an dieser unwirthlichen Küste auf keine menschliche Hülfe mehr zu rechnen sei. Als daher im Herbst 1833 heftige Orkane aus N. W. die Dünen unaufhaltsam auf das Dorf Polsk hintrieben, wurde noch im Winter bei der ungünstigsten Witterung mit besonders dazu ausgesetzten Geldmitteln die Arbeit an dieser Düne vorgenommen und es gelang, das Dorf mit Aufopferung von 2 schon überschütteten Gebäude noch vom Untergange zu retten. Seitdem ist auf dieser Seite mit der Bepflanzung der Dünen jährlich fortgefahren worden, so daß zu erwarten steht, daß mit dem Jahre 1850 der ganze Nehrungssche Strand bis zur Ostpreuß. Grenze fest gelegt sein wird.

Während diese Arbeiten auf der Nehrung unausgesetzt betrieben wurden, erforderte auch der Strand westlich von Hela bedeutende Anstrengungen. Hier war bisher gar nichts geschehen, um die Dünen haltbar zu machen Durch heftige Stürme aufgelockert, von allem Waldwuchs entblößt, befanden sie sich in der traurigsten Beschaffenheit. Die heftigen Orkane im Jahr 1818 rissen die Dünen in den oberen Theilen der Halbinsel Hela an mehreren Stellen förmlich aus einander und da die Sturmfluthen nachdrängten, so entstanden auf einmal 27 Durchbrüche. Diese Durchbrüche hatten von 8—50 Fuß Ruthen Breite, das aufgeregte Meer ging durch sie in das Putziger Wyck und drohte, dieses durch allmählig hineingeführten Sand zu verschlämmen. Da die Landzunge von Hela die Danziger Rhede vor den gefährlichen Stürmen aus Nordwest und Nord schützt, so ist ihre Erhaltung zur Sicherung des Hafens und der Rhede durchaus nothwendig und die Hafenbau-Inspection sah sich daher veranlaßt, Arbeiten zur Schließung jener Durchbrüche vorzunehmen. Die dazu angewandten Mittel entsprachen jedoch nicht dem Zweck vollständig, denn die Durchbrüche waren bald wieder vorhanden und erweiterten sich mitunter bis zu einer Breite von 70 Ruthen. Die Orkane im Spätherbst 1824 waren besonders dieser Küste nachtheilig, sie zerstörten noch mehrere Dünen und die Zahl der Durchbrüche auf der Landzunge vermehrte sich auf 44. Das härteste Schicksal traf aber die Ortschaften Karwenbruch und Karwen; sie

waren durch eine lange Düne gegen die Meeresfluthen geschützt und diese Düne wich den verheerenden Angriffen des Sturmes und das aufgeregte Meer stürzte an 17 verschiedenen Stellen über und in die fruchtbaren Ländereien und überschwemmte das Dorf Karwen dermaßen, daß die Bewohner sich auf höher liegendes Land retten mußten. Hier war nun dringende Abhülfe besonders nöthig und es wurde dieser Strand nunmehr auch in den Bereich der Dünenbauten hineingezogen. Seit 1825 sind die Arbeiten hier jährlich fortgesetzt und so weit vollendet worden, daß nur noch Nachbesserungen für die Folge stattfinden dürfen. Es waren aber hierbei ganz andere Grundsätze zu befolgen, denn es galt weniger Befestigung vorhandener Dünen, als Herstellung derselben, wo sie zerstört waren; die 44 Durchbrüche auf der Landzunge sind durch Coupirungen dauerhaft geschlossen. Es ist seitdem den Bewohnern der dort liegenden Dörfer Ceynowa, Kußfeld, putziger und danziger Heisterneſt möglich geworden, auf ihren Ländereien wieder etwas anzubauen. Es ist ferner an Stelle jener zerstörten Düne bei Karwenbruch eine neue Düne von 487 Ruthen Länge als Meerdeich geschaffen worden und die Ländereien dieser Dörfer sind nun vor ähnlichen Unfällen gesichert. Bei Putziger Heisterneſt ist eine Wiese von 108 Morgen den Meeresfluthen abgewonnen und seit dem Jahre 1839 ist auch auf der Landzunge von Hela ein neuer Wald angepflanzt worden.

Alle diese Arbeiten sind von 1817—1836 mit einem Aufwande von 150634 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf., wozu der Staat 126806 Thlr. 27 Sgr. 4 Pf. die Danziger Kämmerei aber 17000 Thlr. beigetragen und die Hand- und Spanndienste mit 6827 Thlr. berechnet sind, in den Jahren 1836—1848 aber mit 126071 Thlr. 23 Sgr. 4 Pf. und den auf 6451 Thlr. 18 Sgr. 4 Pf. berechneten Hand- und Spanndiensten ausgeführt worden. Die ganze Summe der auf die Befestigung der westpreußischen Dünen seit 1817 verwandten Kosten beträgt also 250878 Thlr. 20 Sgr. Faßt man alle Resultate dieser Arbeit und Kosten zusammen, so ergiebt sich:

1) daß die frische Nehrung vor gänzlicher Versandung gesichert,
2) daß der 5 Meilen lange Kiefernwald vom Untergange gerettet ist.
3) daß an 1000 Morgen Land zwischen Bohnsack und Neu-

weit am Fuße der Dünen, welche schon der Versandung unterlagen, der Cultur wieder gegeben sind,

4) daß 14493 Morgen Dünen bepflanzt sind, worunter 4283 Morgen mit Holz und daß aus diesem jungen Gehölz nach den vorgenommenen Durchforstungen schon 4000 Thaler als Erlös gewonnen sind,
5) daß der Versandung der Weichsel gewährt ist,
6) daß die Halbinsel Hela in ihrem Zusammenhange erhalten und dadurch der Ankerplatz der Danziger Rhede gesichert ist, endlich
7) daß die Dörfer Karwenbruch und Karwen vor Zerstörung gerettet sind.

Solche bedeutende Resultate sind durch die nicht unansehnlichen Kosten und unausgesetzte Thätigkeit und Einsicht des das Unternehmen leitenden Beamten bis jetzt erzielt worden und es kommt nur darauf an, daß sein Werk von seinen Nachfolgern mit eben dieser Liebe und Sorgfalt gepflegt werde und die zur unausgesetzten Nachbesserung nöthigen Fonds ermöglicht werden. Wieviel dadurch gewonnen ist, erkennt man am deutlichsten, wenn man den jetzigen Zustand der kurischen Nehrung mit dem der frischen Nehrung vergleicht.

Danzig, den 6. März 1850.

Schülerwitz
aus dem Jahr 1811.

En Caesar ne saevis
quam da bis ut Paris
sine sol date quartae
tum die vel bona parte
crepere sol de rus
dat sede se tum grus.

Rosenfelder's

großes Gemälde aus der preußisch-brandenburgischen Geschichte.

Herr Director Rosenfelder, der gegenwärtig an einem Bilde malt, das den mit Undank belohnten Columbus darstellt, wurde auf unsern Kunstausstellungen zuerst durch seinen Pancratius Klein (Klemm) bekannt. Ein Berliner Künstler und zwar der alte Schadow in seinem Buch: „Kunstwerke und Kunst-Ansichten" drückte sich (S. 328.) also darüber aus: „dieses Gemälde kann mit Recht zu denen gezählt werden, die sich selbst aussprechen. Es bringt eine überraschende Wirkung hervor."

Das Urtheil eines Berliners möge hier über das riesenhafte Werk stehen, das im vorigen Jahr eine Zeitlang im Moskowitersaal ausgestellt war. Es ist in Königsberg entstanden und nie ist etwas Aehnliches hier entstanden. Das Gemälde, 13 F. hoch und 18 F. lang, befindet sich jetzt auf der Berliner Ausstellung und wird alsdann eine bleibende Stelle in einem Saal des königlichen Schlosses in Berlin einnehmen neben den Wiedertäufern von Schorn und anderen Darstellungen aus der brandenburgischen Geschichte von gleicher Ausdehnung.

In der Beilage zum Preußischen Staats-Anzeiger 5. Mai 1850 liest man:

Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und Herzog Alba auf der hallischen Moritzburg.

Wir haben es diesem Bilde gegenüber — das lehrt uns der erste Blick — nicht mit einer technischen Meisterschaft allein, sondern mit einer künstlerischen Kraft zu thun, als welche sich Rosenfelder, der sich stets auf dem Gebiete der Historienmalerei bewegte, schon früher durch ausgezeichnete Leistungen bewährt hat. Glücklich war er immer in der Charakteristik der Köpfe, wovon auch hier ein glänzender Beweis abgelegt wird. Minder glücklich ist er in dem gegenwärtigen Bilde in der Conception der Handlung.

Diese ist geschichtlich folgende: Nach der mühlberger Schlacht unterwarf sich auch Philipp, Landgraf von Hessen, und zwar ohne Schwertstreich. Kaiser Karl V. empfing den reumüthigen Vasallen in Halle und gab Erklärungen ab, die den Kurfürsten Joachim glauben machten: Karl werde überhaupt verzeihen. Die Spanier stimmten den Kaiser um und, als nach langem Zechgelage an Alba's Tafel die fürstlichen Herren sich erheben, um ihren Heimweg anzutreten, ward Philipp von Hessen durch Alba zum Gefangenen erklärt und nicht weggeführt, sondern zurückgehalten *).

Wir finden es in der Ordnung, daß der Künstler sich nicht ängstlich an die historische Ueberlieferung band. Es kam überhaupt nur darauf an, uns die Gefangennehmung Philipp's und den Versuch der Vertheidigung von Seiten Joachim's zu veranschaulichen. Wir aber sehen nur zwei sich einander feindlich gegenüberstehende Gestalten, die der einigermaßen in der Geschichte Bewanderte allerdings bald als Alba und Joachim erkennen mag. Der Letztere ist von dem Bankett aufgesprungen, weiset mit der linken Hand gegen den Hintergrund und hält in der rechten das ausgeholte Schwert. Aufregung und Ueberraschung malt sich in den Mienen seiner Tischgenossen, die zum Theil noch an der Tafel sitzen, zum Theil hinter den erzürnten Herrn getreten sind und das Bild nach der linken Seite zu durch eine Gruppe im Vordergrunde abschließen. Ihr gegenüber befindet sich die spanische Gruppe, Alba mit dem Pergamentgesicht voll eiserner Ruhe an der Spitze. In seiner rechten Hand hält er dem guten Schwert des Kurfürsten ein Blatt entgegen **), die Linke ruht auf dem Schwertgriffe. Die majestätische Gestalt des Kardinals Granvella steht hinter ihm. Dieser wehrt, das Auge auf die Handlung gerichtet, seitab mit ruhiger Handbewegung einem spanischen Ritter, der seine Waffe zu ziehen bereit ist. Andere Begleiter des Herzogs vollenden diese Gruppe und somit scheint das Bild abge-

*) Vgl. N P P B. Bd. I. S. 73.

**) Nur von fern gesehen erkennen wir in dem Blatt den Verhaftsbefehl, indem die lesbaren Wort efolgendes enthalten: „auch wünschen Wir, daß die Pflege der Kunst in den Landen des Kurfürsten, namentlich auch in Königsberg i. Pr. jederzeit gefördert werde."

schlossen, das durch ein Fenster im Hintergrunde links sein Licht empfängt. Nun aber finden wir rechts im Hintergrunde noch eine Thür, zu der man auf einigen Stufen hinansteigt und aus welcher, von dem durch sie einfallenden Lichte beleuchtet, eine Gestalt hinauszuschreiten scheint, von einigen Hellebardiren gefolgt. Der leere Raum im rechten Vordergrunde ist durch die helle Gestalt eines aufwartenden Pagen ausgefüllt, welcher, durch den Auftritt zugleich erstaunt und erschreckt, ängstlich das Gefäß, das er trägt, zu wahren scheint. Durch eine solche Anordnung aber wird die That, die wir außerdem sehen müssen, weil sie das Motiv zu dem Zorn des Kurfürsten abgeben soll, zu einer überwiegend schon geschehenen und unserem Auge schon entrückten. Unmöglich hat der Kurfürst mit seinem Zorn gewartet, bis der Akt der Gefangennehmung so weit gediehen ist, wie hier dargestellt wird. Also, selbst wenn wir zugeben wollten, daß es ein Vorwurf zu einem historischen Bilde sei, die edle Aufwallung eines deutschen Fürsten gegen die Maßregeln eines undeutschen, wortbrüchigen Kaisers zu malen, so durfte um der Wahrheit in dem chronologischen Verlauf der Handlung und der Klarheit des Bildes willen die Gefangennehmung selbst nicht so in den Hintergrund geschoben, sondern mußte mit in den Kreis der Haupthandlung gezogen werden

Was nun die Ausführung betrifft, so kann man nicht anders als mit großem Genusse vor dem Gemälde verweilen. Ein lebendiger Ausdruck macht jede Figur, jeden Kopf zu einem unmittelbaren Theilnehmer an der Handlung. Niemand ist unbetheiligt an derselben und Jeder drückt das vortrefflich und seiner Individualität gemäß aus; man liest, was in dem Innern eines Jeden vorgeht, aus den charaktervollen Gesichtszügen. Vortrefflich spiegelt sich der Kontrast des deutschen und spanischen Wesens in Haltung und Ausdruck der beiden Gruppen, der edle Zorn, das verletzte Rechtsgefühl, die erstaunende, halb noch ungläubige Biederkeit des deutschen Sinnes auf der einen und die kalte, höhnische, schneidende Ruhe auf der anderen Seite. Eine höchst brillante und imponirende Figur ist die des Granvella. Ueberhaupt entwickeln diese Gestalten eine solche Macht der Wirkung, daß sie bei einer das unmittelbare Verständniß mehr förderndern Anordnung — wie wäre es, wenn der Kurfürst Joachim die linke Hand

wie schützend, vor dem bedrohten Landgräfen ausgestreckt hätte? — völlig unwiderstehlich im Eindruck gewesen sein würden. In der Freude über das viele Vortreffliche übergehen wir gern kleinere Ausstellungen, die von der Kritik schon bei der früheren Aufstellung des Bildes (in Berlin) nicht mit Unrecht, namentlich gegen das Beinwerk einiger Figuren gemacht worden sind.

Römische Münzen.

Vom Pfarrer **Weber** in Döbern.

In einem hiesigen Kaufladen ist vor einigen Jahren eine römische Münze in Zahlung mitgegeben, leider von einem Unbekannten, so daß weitere Nachforschung über Art und Ort des Fundes unthunlich war. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß sie aus dem Ermlande kam, wo z. B. bei Tromp unweit Braunsberg Münzen ausgepflügt worden sind*). Ich bedaure, hierorts die Hilfsmittel nicht zu besitzen, um diese Münze genügend zu bestimmen. Die Größe derselben ist die gewöhnliche der meisten römischen Münzen (Denarii), nahe an ¾ Zoll im Durchmesser, doch der Rand sehr abgeschliffen, so daß die Umschrift zum Theil verwischt oder undeutlich geworden ist. — Die Hauptseite zeigt einen wohl ausgeprägten männlichen Kopf mit Kranz und Schleife. Die Umschrift lautet:

TRAIANOAVGGERDACIMTRPCOS . . .

Die letzten Buchstaben sind undeutlich, etwa C oder, da hier ein Riß in der Münze ist, ein O mit zwei T oder PT, doch würde der gleich nach der Erhebung zur Herrschaft dem Trajan vom Senat beschlossene Ehrennamen Optimus hier nicht an der rechten Stelle stehen, auch kommt er auf der Rückseite vor; viel-

*) Beiträge zur Kunde Preußens VI. 412. Goldmünzen des 4. u. 5. Jahrhunderts. Von römischen Münzen, besonders des 2ten Jahrhunderts s. Erläut. Preußen I. 417. V. 125.

leicht VPP, wie auf einer Münze, die in den Zusätzen zur Allg. Welt-Hist. VI. S. 33 erwähnt ist, welches das 5te Consulat Trajans im J. 101 und den früher schon ihm beigelegten Namen Pater Patriae bezeichnen würde. Augustus nannte sich Trajan gleich nach Nervas Tode im J. 97; Germanicus begrüßte ihn Nerva nach den Siegen in Deutschland; Dacicus hieß er seit der Ueberwindung des Dazischen Königs im J. 100; den Siegestitel Imperator nahm er damals zum vierten Male an, das Tribunizial bekleidete er zum zweiten Male. Auffallend ist es, vielleicht aus dem Mangel an Raum zu erklären, daß hier nicht, wie sonst, die Zahl der wievielsten Ernennung zum Tribun und Imperator angegeben ist. Die Schrift der Hauptseite würde also nach obigen Aufstellungen lauten: Trajano Augusto Germanico Dacico, Imperatori tribunicia potestate, Consuli quintum, Patri Patriae. Unter dem Brustbilde scheinen noch Buchstaben gestanden zu haben, entweder vor Trajano noch der Anfang von Ulpius oder Nerva, oder vielmehr das bei Weihemünzen gewöhnlich unten für sich stehende S. C. Senatus Consulto. — Die Rückseite zeigt eine mit aufgehobenem Fuße fortschreitende Gestalt, auf dem Haupte den Helm, in der Rechten den, zur Andeutung des vollendeten Krieges die Spitze nach unten gekehrten Spieß, in der Linken den Feldherrnstab oder Scepter. Die Umschrift ist: SPQROPTI....., wahrscheinlich Senatns populusque romanus optimo pricipi.

Es sei mir gestattet, hiebei dreier Münzen gleicher Größe zu erwähnen, die zwar nicht in Preussen, sondern bei Kiew in der Nähe des Przypiec vor etwa 70 Jahren ausgepflügt worden sind, aber eben deßhalb merkwürdig erscheinen.

Die erste, eine grob gearbeitete Münze, hat die Umschrift Divus Antoninus p. d. h. Pius; auf der Rückseite ein Grabmal, über breitem Gemäuer eine Säule, auf welcher eine Figur steht, eine Hand erhoben, in der andern etwas haltend. Schrift: Divo pio.

Die zweite zeigt einen feinen hervortretenden weiblichen Kopf, Diadem und Perlenschnüre in den Haaren. Umschrift: Faustina Aug(usta); die folgenden Buchstaben etwa MRCAST d. h. mater castrorum, ein Beiname, der nach dem wunderbaren Siege über die Markomannen dieser Gemahlin Mark Aurels beigelegt wurde, so daß die Münze ins Jahr 174 fallen würde. Die Rück-

seite zeigt eine weibliche Gestalt, in beiden Händen nicht recht erkennbare Gegenstände haltend und die Worte: Concordia Aug(usta), durch welche oft die nicht vorhandene Eintracht in der Regentenfamilie gegen böse Gerüchte glaublich gemacht werden sollte, wie solche nicht ohne Grund gegen beide Faustinen, die Gemahlinnen der Antonine verbreitet, waren.

Die dritte Münze zeigt einen lorbeerbekränzten Kopf mit der Umschrift: M. Antoninus Tr. P. XXIII — also aus dem Jahre 168. — Auf der Rückseite eine hohe Gestalt in Gewänder gehüllt mit spitzer Mütze einen Becher reichend, vielleicht ein Priester des Aeskulap. Denn die leserlichen Buchstaben der Umschrift COSIII können sich nicht auf Antonien beziehen, der schon unter Antoninus Pius etwa 146 das dritte Consulat erhielt, sondern auf seinen Adoptivbruder und Mitregenten Lucius Verus, der 168 das dritte Consulat antrat und dessen Namen die vorhergehenden Buchstaben, die freilich nicht ganz deutlich sind, Aug. Luc. V. bezeichnen könnten; so daß die Münze eine Votivmünze für die Gesundheit desselben wäre. Ließ ja Antonin in eben dem stoischen Gleichmuthe und der unverdienten Güte, womit er die Vergehungen seiner Gemahlin ertrug, für die Genesung des durch gränzenlose Ausschweifung im Orient seine Gesundheit zerstörenden Lucius Verus Opfer und Gebote anstellen; warum denn nicht auch eine Münze schlagen? —

Notiz über eine bildliche Darstellung Königsberg's im Anfange des 17ten Jahrhunderts.

Beschäftigt mit dem Ordnen einer großen Zahl von Briefschaften aus dem 16ten bis 18ten Jahrhundert, welche seit etwa hundert Jahren in einem dunklen Mauerdurchgange des Geheimen Archivs aufgeschichtet lagen, habe ich außer andern merkwürdigen Papieren nachstehende zwei Briefe gefunden, welche auf eine Abbildung Königsberg's sich beziehend der Veröffentlichung nicht un-

werth sein dürften. Der erste, jedenfalls früher geschriebene Brief ist an den damaligen Oberburggrafen (Fabian, Burggraf und Graf zu Dohna) gerichtet und lautet also:

Wohlgeborner Edler Gnädiger Herr Oberburggraf Ew. Gnaden sind meine unterthänigen gehorsamen Dienste zuvor bereit, und soll Ew. Gn. unumgänglich hiemit nicht bergen, wie daß eine ziemliche Zeit her ich keine Mühe noch Fleiß, diese hochlöbliche kurfürstliche Seestadt Königsberg in offenen Druck zu bringen, gespart, auch so viel möglich zu Werk gerichtet, und aber Ihrer Kurfürstl. Gnaden solchen Abdruck vor allen anderen übergeben wollen, zu dem Ende auch Ihrer Kurfstl. Gn. solche meinetwegen anzupräsentiren. Ihre Edle Gestr. dem Hr. Hauptmann von Preuschmarkt bittlich vermocht, welcher sich auch, solches gern zu verrichten, großgünstig erboten, Ihr Kurfstl. Gn. aber eilends von hinnen verreiset, daß also solches nachbleiben müssen.

Wann mir dann, wie bald etwan Ihr Kurfstl. Gn. wiederum anlangen möchten, unwissend, und aber solchen Abdruck, weil ich ohne dies mit großer Versäumniß und Unkosten Ihr Kurfürstliche Gnaden gewartet, voraus Ihre Kurfürstliche Gnaden anpräsentirt zu sein wissen wollte, damit ich meiner Gelegenheit nach solchen Abdruck weiter pateficiren möchte, als gelanget an Ew. Gn., weil Ew. Gn. Ihr. Kurfstl. Gn. Statthalter sind, mein unterthäniges hochfleißiges Bitten, dieselben wollen solchen Ihr. Kurfürstl. Gn. zu Ehren zugerichteten Abdruck gnädigst und hochgünstig annehmen, bis zu Ihrer Kurfstl. Gn., gefällt's Gott, Anherkunft bei sich behalten und dann Deroselben unbeschwert präsentiren, oder aber Ew. Gn. höheren Verstand nach, es damit schaffen und machen, wie es Deroselben gefällig und mir dienlich, auf daß ich meiner langen vielfältigen Mühe und Versäumniß, auch Unkosten genießlich empfinden möge. Inmaßen dann auch Ew. Gn. ich einen Abdruck dieser Stadt hiemit übergeben und offeriren thue, mit anhangender unterthäniger Bitte, Ew. Gn. solche von mir auf- und annehmen, und mein gnädiger gebietender Herr sein und bleiben wollen. Lebe der tröstlichen Hoffnung, Ew. Gn. mir gebetener Maßen gnädigst willfährig erscheinen werden; das bin um Ew. Gn. ich in Unterthänigkeit zu verdienen schuldig und willig. Ew. Gn. unterthäniger Bartholomäus Koch, Buchdrucker, Formschneider und Briefmaler.

Das zweite Schreiben, an den Kurfürsten (Johann Sigismund) gerichtet, fährt nach der damals gebräuchlichen Eingangsformel also fort:

Ew. Kurfstl. Gn. werden sich demnach gnädigst zu entsinnen haben, welcher Maßen ich unlängst diese Hochlöbliche Kurfstl. See- und Handelsstadt Königsberg, Ew. Kurfstl. Gn. vornämlich zu Ehren, druckweise und in offener Verfertigung gestellet, auch Ew. Kurfstl. Gn. ganz gehorsam dedicirt und übergeben lassen.

Wann ich dann all mein Vermögen an solches Werk gewendet, in Hoffnung, Ew. Kurfstl. Gn. damit einen Gefallen zu thun, ich aber keine Ergötzlichkeit bisher empfangen, als gelanget an Ew. Kurfstl. Gn. mein unterthäniges gehorsames Bitten, Ew. Kurfstl. Gn. geruhen, aus angeborener Mildigkeit, mich mit dem kleinen Häuslein hinter Ew. Kurfstl. Gn. Buchdruckerei neben Hr. Nebenhauers Wohnung, erblich fortan zu ergötzen, damit ich armer Mann, der ich nunmehr durch Verrichtung oben gemelten Werks, in äußerste Armuth gerathen, sammt meinen Erben Wohnung haben möge. Solches erkenne ich um Ew. Kurfstl. Gn. mit Darreichung Guts und Bluts in tiefster Demuth und Unterthänigkeit zu verdienen, mich schuldig, bin auch von Ew. Kurfstl. Gn. eines endlichen und lange gewünschten Abschieds in bester Demuth erwartend. Ew. Kurfst. Gn. unterthänigst gehorsamster Bartholomäus Koch, Buchdrucker, Formschneider und Briefmaler. — Auf der Aussenseite der Bittschrift hat die Kanzelei vermerkt, daß das Gesuch abgeschlagen worden ist.

Beide Schreiben haben leider kein Datum, doch lag das zweite mit mehreren andern Briefen, welche alle im Monat Januar 1612 bei der Regierung eingegangen, waren, in einem Pakete zusammen, während das erste Schreiben unter einer Masse loser Papiere aufgefunden ward. Hiernach glaube ich annehmen zu dürfen, daß das 2te Bittschreiben im Januar 1612 von Koch überreicht wurde. Da nun aber Johann Sigismund den 30. August 1611 aus der Mark in Königsberg eintraf, in den letzten Tagen des October eilig nach Warschau reiste und am 26. November seinen feierlichen Einzug in Königsberg hielt *), so muß das erste Schreiben im Anfange des November von dem Bitt-

*) Erl. Preuß. III. 529. fgg.

steller dem Oberburggrafen eingehändigt sein. Nachdem die Zeit, in welche die Abfassung beider Briefe fällt, bestimmt worden, drängt die Frage sich auf: ist der Plan des Barth. Koch, welcher dem ersten Schreiben zufolge im November 1612 erschien, ein anderer als der von Bering 1613*) herausgegebene oder nicht? Wer sich für die erstere Annahme entscheidet, wird dessen ungeachtet zugeben müssen, daß die Herausgabe zweier Stadtpläne in dem Zeitraume von Einem Jahre bei den damaligen Verhältnissen mindestens eine höchst seltene Erscheinung wäre. Mir dünkt die zweite Annahme viel wahrscheinlicher, wenn man Bering als den Zeichner und Kupferstecher, Koch aber als den Drucker und Verleger des s. g. Beringschen Plans betrachtet. Daß auf demselben die Jahrzahl 1613 steht, ließe sich vielleicht durch den Umstand, daß in diesem Jahre erst die kurfürstliche Erlaubniß zur Publicirung ertheilt und demgemäß die Zahl nachträglich von Bering verändert worden sei.

A. Meckelburg.

Todte suchen ihre Glieder.

Vor sehr vielen Jahren soll sich in Stallupönen folgendes begeben haben. Als der Grund zu der vorigen Kirche gelegt wurde, gruben die Maurer alldort viele Gräber auf und warfen die Knochen der Gerippe, nachdem sie ihnen die goldenen Geschmeide abgenommen hatten, wirr durcheinander, wobei manches Knöchelchen und mancher Fetzen der Todtenhemde verloren ging. Seit der Zeit steigen in jeder Vollmondnacht die Beraubten aus der Erde, um ihre Schätze und Glieder zu suchen. Schauder erregend soll der Anblick dieses Spukes sein, wie viele Leute versichern, die es von ihren Voreltern gehört haben.

*) Vgl. N P P B. Bd. IV. S. 459.

Von den Schulen in Königsberg

im siebzehnten Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Litterärgeschichte.

Das Pädagogium blieb, wie im sechzehnten Jahrhunderte also auch in diesem, noch eine Zeit lang in seiner bisherigen Verfassung; seine Einkünfte wurden verbessert, und die Statuten 1611 vermehrter im Druck ausgegeben. Seit 1601 standen ihm folgende Archipädagogen vor:

M. George Radicius oder Rattiche, aus Friedland im brandenburgischen Preussen. Er wurde 1603 Professor der griechischen Sprache. — M. Andreas Crebs, aus Schippenbeil, von 1603 bis 1611, da er das Lehramt der Sittenlehre und Geschichte erhielt. — M. Friedrich Heilsberg, ein Königsberger, von 1611 bis 1614, wurde Professor der griechischen Sprache. — M. Matthäus Reimer, aus Königsberg, von 1614 bis 1616, wurde gleichfalls Professor der griechischen Sprache. — M. Crispin Klugmihel, aus Friedland im brandenburgischen Preussen, von 1616 bis 1620, gelangte zur Professur der praktischen Philosophie.

Hierauf wurde das Pädagogium, nachdem es 78 Jahre bestanden hatte, durch einen vom 17. Decbr. 1619 datirten Befehl des Churfürsten Johann Sigismund [1]) völlig aufgehoben. Denn nachdem die großen Stadtschulen in Königsberg immer in einen bessern Zustand kamen, nahm die Anzahl der Stadtkinder, die das Pädagogium besuchten, von Zeit zu Zeit immer mehr ab. Da nun auch die Provinzial- und einige andere Schulen in den kleinen Städten gut bestellt waren, wurden wenige von fremden Orten in dasselbe geschickt. Das Pädagogium fing vielmehr an, den guten Einrichtungen anderer Schulen nachtheilig zu werden; indem junge Leute, die in diesen mehr eingeschränkt gehalten wurden, aus Hoffnung einer größeren Freiheit, sich in dasselbe begaben; und gleichwohl, wie der Churfürstliche Abschied bezeugt, in den Wissenschaften es nicht so weit brachten, als in den Stadt-

1) Er steht in Gruben Corp. Constit. Pruten. I. Th. N. 6. S. 262.

schulen. Es wurden daher die Einkünfte des Pädagogiums zur Verbesserung einiger Lehrstellen bei der Universität verwandt, die dabei angestellten Lehrer anderwärts versorgt, und das Gebäude zum Gebrauche der Akademie eingeräumt.

Die drei großen Schulen in Königsberg kamen nach ihrer äußerlichen und innerlichen Verfassung in einen immer bessern Zustand, und standen zuweilen in einem solchen Flor, zu dem sie nachher nicht wieder gelangt sind. Bei der altstädtischen wurde die Anzahl der Lehrer 1606 mit dem fünften Collegen oder Präcentor, und 1623 mit dem Prorektor vermehrt; daß also ihrer neun das Lehreramt führten, bei welcher Anzahl es auch lange geblieben ist. Im Jahr 1631 wurde das Pauperhaus errichtet. Die Rektoren in diesem Jahrhundert waren:

M. George Lothus, aus Werben in der Mittelmark, wo er den 24. Juni 1579 geboren war. Nachdem er eine Zeit lang als Hypodidascalus beim Pädagogium gestanden hatte, wurde er 1608 Rektor; legte aber nach einem halben Jahre diese Stelle nieder, studirte die Arzeneiwissenschaft auf Churfürstliche Kosten in Italien, und ist nachher Doctor und Professor der Medicin hier geworden. Seine medicinischen und poetischen Schriften werden unten angeführt werden. — M. Valentin Raschius. Er nahm die im Jahre 1608 niedergelegte Rektorstelle nach einem halben Jahre wieder an, und bekleidete sie bis an sein den 21. Nov. 1616 erfolgtes Absterben. — M. Friedrich Funk, aus Oldenburg in Friesland, wo er 1568 die Welt erblickt hatte. Er war von 1616 bis 1621 Rektor, und wurde darauf Diakonus in der Altstadt. — M. Petrus Mauritius, geboren zu Treptow in Pommern den 28. Decbr. 1590. Nachdem er in Königsberg 1616 Subinspector des Collegiums, 1617 Conrektor in der Altstadt, und 1620 Rektor im Kneiphof geworden war, nahm er 1621 das altstädtische Rektorat an, und verwaltete es bis an seinen den 6. April 1633 erfolgten Tod. — Albrecht Grossius, aus Insterburg in Preussen, wo er den 12. Oct. 1594 geboren war. Nach vielen gethanen Reisen ward ihm in Gießen die theologische Doctorwürde angetragen, die er sich aber verbat,

und nach seiner Wiederkunft 1630 das Rektorat der löbenichtschen, und 1633 der altstädtischen Schule erhielt. Wegen seiner Kränklichkeit legte er dasselbe 1636 nieder, begab sich auf sein Landgut, und starb daselbst den 22. Juli 1657. — Christoph Schröder. Friedland im brandenburgischen Preussen war seine Geburtsstadt, in der er 1605 das Licht erblickte. Der Rektorstelle stand er von 1636 bis 1646 vor, da er das Diakonat in der Altstadt annahm. — M. Hartwich Wichelmann, geboren zu Lüneburg den 5. März 1612. Nachdem er den 8. April 1638 hier Magister geworden war, und mit großem Beifall philosophische Vorlesungen gehalten hatte, wurde er 1646 Rektor, starb aber bald darauf den 27. Febr. 1647. Seiner Verdienste um die Philosophie und seiner herausgegebenen Schriften wird unten gedacht werden. — Stephan Müller. Er war zu Osterburg in der Mark Brandenburg 1614 geboren, wurde 1647 als Rektor berufen und starb den 1. April 1664. — M. Andreas Concius aus Soldau. Er war den 25. Novbr. 1628 geboren, wurde 1654 Professor der Mathematik, dabei 1658 Oberinspector des Collegiums, auch 1661 Bibliothekarius zu Schloß. Als er 1664 eben Rektor der Universität war, erhielt er den Ruf zum altstädtischen Rektorat, welches er, nach Niederlegung aller bisherigen Aemter, bis 1682 verwaltete, da er den 16. Mai starb. Seine mathematischen Schriften werden unten namhaft gemacht werden. — Matthäus Freund, aus Cöln an der Spree, wo er den 30. April 1620 die Welt erblickte. Nachdem er von 1653 Conrektor, und von 1656 Prorektor gewesen war, stand er der Schule von 1682 bis 1695 als Rektor vor. Diese Stelle legte er Alters und Schwachheit wegen nieder, und starb den 17. Febr. 1696. — M. Daniel Martini. In Zinten war er den 20. August 1646 geboren, wurde bei der altstädtischen Schule 1674 Collega, 1679 Conrektor, 1682 Prorektor und 1695 Rektor. Sein Tod erfolgte d. 13. Decbr. 1701.

Unter den Prorektoren sind vor andern zu merken: M. Laurentius Weger, ein Königsberger. Er wurde 1623 Prorektor, 1624 aber Professor am Gymnasium Ruthenicum zu Wilda, und nachher Professor der Logik und Metaphysik in Königsberg. — M. David Hoppius, aus Köslin in Pommern. Nachdem er die Prorektorstelle bis 1626 bekleidet hatte, wurde er

deutscher Pfarrer in Ragnit. Seiner wird unten unter den lateinischen Dichtern gedacht werden. — M. Christoph Caldenbach, aus Schwiebus in Schlesien. Er erhielt 1640 das Conrektorat und 1646 das Prorektorat; wurde 1647 als Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst und Geschichte nach Tübingen berufen, wo er den 17. Juli 1698 gestorben ist. Von seinen in Königsberg herausgegebenen deutschen und lateinischen Gedichten wird unten eine ausführlichere Anzeige geschehen.

Unter den Conrektoren haben sich insonderheit bekannt gemacht: M. Jeremias Nigrinus, aus Schlawe in Pommern. Er war von 1621 bis 1623 Conrektor, wurde darauf als Rektor der Schule nach Wismar berufen und erhielt später eine gleiche Stelle in Rostock. Hier gerieth er über die Vorstellung heidnischer Komödien in Streitigkeiten, welche zu einem Schriftwechsel Gelegenheit gaben [1]). — M. Andreas Bröselius, aus Langenwürgen im Magdeburgischen. Die 1646 erlangte Conrektorstelle legte er im folgenden Jahre nieder, um sich desto ungehinderter mit den morgenländischen Sprachen zu beschäftigen, in denen er eine große Stärke besaß. Er starb aber 2 Jahre darauf, den 8. Mai 1649. — M. Christian Langhansen, aus Friedland im brandenburgischen Preussen, wo er den 26. Sept. 1660 an die Welt trat. Er wurde 1687 Conrektor, 1688 Diakonus, 1719 aber Pfarrer in der Altstadt und starb den 29. Febr. 1727. Seiner mathematischen und theologischen Schriften wird unten Erwähnung geschehen.

Folgende unter den Cantoren verdienen wegen ihrer vorzüglichen Stärke in der Musik, und der davon herausgegebenen Schriften, von denen unten eine Anzeige vorkommen wird, genannt zu werden: Johann Wichmann, aus Wolgast in Pommern. Er war den 9. Januar 1620 geboren und verwaltete dieses Amt von 1647 bis an sein den 24. Juli 1652 erfolgtes Absterben. — George Hück, ein Lüneburger, der dem vorigen folgte, und 1654 starb. — Conrad Matthäi. Er war in Braunschweig den 11. Febr. 1619 geboren, kam 1654 in seines Vorgängers Stelle, und ging den 1. Januar 1667 aus der Welt. — Christian Stephani, aus Altstettin in Pommern, wo er

[1]) Grapius, Evangelisches Rostock. S. 459. u. fgg.

den 19. Mai 1639 das Licht erblickt hatte. Die Cantorstelle bekleidete er von 1667 bis an seinen den 16. Mai 1709 erfolgten Tod.

Einiger Collegen zu erwähnen, die sich merkwürdig gemacht haben, so gehören hieher: Johann Peregrinus, der 1605 Collega wurde, diese Stelle aber nach einem halben Jahre niederlegte, und den wegen der Aussprache der griechischen Sprache hier geführten Streit erregte, dessen unten gedacht werden wird. — Caspar Heisius aus Stargard in Pommern, wo er 1586 geboren war. Nachdem er die Cantorstelle anfänglich in Christburg, und nachher in Saalfeld bekleidet hatte, wurde er 1608 Collega in der Altstadt, und starb den 13. Febr. 1612. Seiner musikalischen Schrift wird unten Meldung geschehen. — M. Johann Grafft, aus Mengeringshausen in der Grafschaft Waldeck. Er erhielt 1645 die Stelle eines Collegen, und ist nachher Doctor der Theologie und Professor der Logik und Metaphysik, 1688 aber Abt zu Albersbach geworden, und den 30. Januar 1695 gestorben.

Bei der kneiphöfischen Schule, die, nachdem das Pädagogium aufgehoben war, merklich zunahm, wurde die Anzahl der Lehrer von sieben gleichfalls bis auf neun erhöht; indem 1615 die Prorektorstelle gestiftet, 1649 aber der fünfte Collega angenommen wurde, dem der rühmlichst bekannte Schimmelpfennig aus seinen eigenen Mitteln die Besoldung darreichte. Auch ward ein Pauperhaus gestiftet, und das jetzige ansehnliche Gebäude dazu aufgeführt. Als Rektoren haben ihr in diesem Jahrhunderte folgende vorgestanden:

M. Petrus Hagius, bisheriger Rektor in Lyck. Er erhielt 1602 eine gleiche Stelle im Kneiphof und starb den 31. Aug. 1620. Von seinen Kirchenliedern und anderen Gedichten wird unten Nachricht ertheilt werden. — M. Laurentius Peträus, aus Londin in Dithmarsen, wurde 1615 Prorektor, und 1620 Rektor, starb aber wenige Tage nachher an der Pest. — M. Petrus Mauritius, von 1620 bis 1621, da er Rektor in der Altstadt wurde. — Lic. Joh. Racius, aus Schlakkenwalde in Böhmen. Er kam als Licentiat der Medicin 1620

nach Königsberg, erhielt 1621 die Rektorstelle, ging aber 1626 als Professor der Medicin nach Upsala, und bekam nachher ein gleiches Lehramt in Dorpat, wo er 1637 starb [1]). — M. Johann Babatius, aus Varna im Meklenburgischen, geboren den 16. Juli 1596. Er wurde 1621 Prorektor, 1624 Hofprediger bei der schwedischen Prinzessin Anna, 1625 aber Rektor. Sein Tod erfolgte den 3. März 1640. — M. Andreas Mylius, ein Königsberger. Er erblickte den 26. März 1606 die Welt, wurde 1635 ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen allhier, 1640 aber Rektor im Kneiphofe. Dieser Stelle stand er bis 1649 vor, da er den 22. Novbr. die Welt verließ. Von seinen zur orientalischen Literatur gehörigen Schriften wird unten gehandelt werden. — M. Conrad Neufeld aus Danzig, wo er den 13. Januar 1623 geboren war. Er trat das Rektorat 1650 an, und starb den 24. Januar 1656. Seine philosophischen und theologischen Schriften werden unten vorkommen. — M. Heinrich Bußenius, aus Salzwedel in der Mark. Neben der Theologie hatte er sich auch auf die Medicin gelegt und in derselben die Candidatur erhalten. Er wurde 1656 Rektor, und starb den 1. März 1665. Unten werden seine medizinischen Tractate angeführt werden. — M. Johann Deutsch. Er war in Königsberg den 24. Juni 1632 geboren, erhielt 1660 die Prorektor- und 1665 die Rektorstelle. Sein Tod erfolgte den 27. Septbr. 1701; er hat verschiedene philosophische Disputationen herausgegeben.

Unter den Prorektoren sind vor andern zu merken: M. Michael Eifler, aus Zinten in Preussen, wo er den 13. Mai 1601 geboren war. Vom hiesigen ihm 1627 aufgetragenen Prorektorat rückte er 1630 zum ordentlichen Lehramte der Logik und Metaphysik auf. — M. Conrad Vogt, aus Nienburg an der Weser, wo er den 15. Sept. 1634 an die Welt kam. Er erhielt 1663 die Stelle eines Conrektors, 1665 die eines Prorektors, und wurde darauf 1669 ordentlicher Professor der Politik. — M. Johann Piker, aus Medenau in Preussen, war von 1669 bis 1681 Prorektor, und hernach Rektor in Insterburg. Eine Anzeige seines moralischen Tractats wird unten vorkommen.

[1] Seine medicinischen Schriften werden in Jöchers Gelehrt. Lexikon III. B. S. 1878 namhaft gemacht.

Von Conrektoren haben insonderheit folgende sich bekannt gemacht: M. Caspar Movius, aus Parchim im Meklenburgischen, war von 1617 bis 1618 Conrektor, und wurde darauf Prediger zu Kauen im Großherzogthum Litthauen. Durch seine den 27. Febr. 1624 zur Erlangung der Würde eines Licentiaten der Theologie, hier gehaltene Disputation gab er zu dem weitläufigen theologischen Streite Gelegenheit, der mit großer Erbitterung geführt worden ist [1]). — Simon Dach, aus Memel, wo er den 29. Juli 1605 geboren war. Nachdem er seit 1633 Collega, und seit 1636 Conrektor gewesen, erhielt er 1639 das ordentliche Lehramt der Dichtkunst allhier. Mit ihm fängt eine neue Epoche der Poesie in Preussen an, wie unten gemeldet werden wird. — M. Balthasar Boy, aus Riga in Livland. Er war den 5. Oktbr. 1652 geboren, wurde 1681 Conrektor, und 1691 gleichfalls ordentlicher Professor der Poesie.

Unter den Cantoren hat sich durch seine großen Verdienste um die Musik ein rühmliches Andenken erworben Johann Stobäus. Er erblickte in Graudenz den 6. Juli 1580 das Licht, wurde 1602 Cantor im Kneiphof, und 1626 Kapellmeister bei der hiesigen Schloßkirche. Sein Absterben erfolgte den 11. Sept. 1646; von seiner Stärke in der Tonkunst wird unten mehr vorkommen.

Aus der Anzahl der Collegen sind vor andern zu merken: Simon Rippius, aus Soldau, wo er den 28. Oktbr. 1575 geboren war. Er stand als Collega an der Schule von 1603 bis 1612, da er diese Stelle niederlegte, und nachher 1619 Gerichts- und 1632 Rathsverwandter im Kneiphof ward. Er starb den 14. März 1648, und hat eine Abhandlung von der polnischen Sprache herausgegeben, der unten gedacht werden wird. — Johann Coster, aus Gadebusch im Meklenburgischen, wurde 1639 Collega; nachdem er einige Male über philosophische und medicinische Gegenstände disputirt hatte, ging er nach Holland und erhielt den 23. Mai 1645 in Leiden die Doctorwürde in der Medicin. Nachher ist er Leibarzt zuerst des Königs von Schweden,

[1]) Von diesem Streite ertheilen Hartknoch in der Preuß. Kirchenhistorie S. 546 u. fgg. und Arnoldt in der Kirchengesch. d. Königr. Preuß. S. 499 u. fgg. ausführlichere Nachricht.

und zuletzt des Czaaren von Moskau geworden, auch mit dem Zunamen v. Rosenburg in den Adelstand erhoben. Er hat es ausgewirkt, daß in Moskau für die Lutheraner eine Kirche erbaut worden.

Die Schule im Löbenicht erhielt nicht nur 1614 ein neues Gebäude, und nachher ein Pauperhaus, sondern sie wurde auch in diesem Jahrhundert mit mehreren Lehrern besetzt; indem 1607 der fünfte, und nachher auch ein Prorektor nebst noch einem Lehrer angestellt wurde; so daß sieben Mitarbeiter den Unterricht besorgten, bei welcher Anzahl es auch bis jetzt geblieben ist. Die Rektorstelle ist von folgenden bekleidet worden:

Laurentius Otto, von 1603 bis 1608, da er dieses Amt niederlegte, und nachher Gerichts-, darauf Rathsverwandter, und zuletzt Bürgermeister im Löbenicht wurde. — M. Petrus Luchs oder Lynx, von 1608—1614. — Hadrian von Wendt, aus Rödern bei Soest in Westphalen, wurde 1600 Collega in der Altstadt, 1605 Rektor in Tilsit, 1613 in Goldapp und 1614 im Löbenicht. Er starb den 21. Juli 1620. — George Colbe, aus Neuhausen in Preussen, geboren den 27. Januar 1594, gelangte 1620 zum Rektorat, 1625 aber zum Diakonat im Kneiphof. Seine Schriften werden unten vorkommen. — Daniel Lucius, aus Belitz in der Mark oder, nach andern Nachrichten, aus Belzig in Sachsen. Er wurde 1621 Conrektor in der Altstadt, aber noch in demselben Jahre im Löbenicht Prorektor, und 1625 Rektor. Er dankte 1627 freiwillig ab und starb im August 1629. — Adrian Kurius, von 1627 bis 1630. — Albrecht Grossius, von 1630 bis 1633, wurde Rektor in der Altstadt (§. 161). — M. Zacharias Putzius, aus Morau in Steiermark, geboren den 9. Febr. 1579. Nachdem er zuvor Rektor in Bartenstein, und darauf in Tilsit gewesen, wurde er 1636 zum löbenichtschen Rektorat berufen. Dieses legte er seiner Kränklichkeit wegen 1639 nieder, und starb den 23. März 1640. — M. George Löselius, geboren zu Brandenburg in Preussen den 30. Januar 1602. Er war vorher Subinspector im Collegium, wurde 1649 Rektor, und starb den 4. December 1658. — Samuel Stobbius, ein Elbinger, geboren den 18. Juni 1619. Er wurde 1645 Prorektor, 1651 Ge-

richtsverwandter, 1654 Schöppenmeister im Löbenicht, 1659 aber Rektor der Schule, und blieb solches bis an seinen den 28. März 1661 erfolgten Tod. — M. Joachim Babatius, aus Königsberg, wo er den 9. Aug. 1635 das Licht erblickt hatte. Zum Rektorate wurde er 1661 berufen, und ging 1671 als Diakonus auf den Haberberg. — M. Friedrich Rücker, ein Königsberger, geboren den 13. Mai 1644. Er wurde 1672 Rektor und starb den 15. Febr. 1680, nachdem er verschiedene philosophische Disputationen sowohl hier, als vorher in Jena herausgegeben hatte. — M. George Rackmann, aus Königsberg. Nachdem er seit 1666 die Conrektorstelle in Lyck bekleidet hatte, wurde er im Löbenicht 1674 Prorektor, und 1680 Rektor; war auch daneben Beisitzer des samländischen Consistoriums. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit legte er 1690 die Rektorstelle nieder, und starb den 11. Novbr. 1694. Von ihm sind gleichfalls einige politische Disputationen im Druck erschienen. — M. Michael Hoynovius, aus Milken bei Lötzen in Preussen, geboren den 10ten März 1659. Er wurde 1690 Rektor der löbenichtschen, und 1702 der altstädtischen Schule.

Unter den Prorektoren sind zu merken: Christoph Willkow, ein Königsberger, geboren den 3. Febr. 1598. Er wurde 1626 Archivarius bei dem hiesigen Archiv, 1629 aber Prorektor, und dabei 1638 königl. polnischer Notarius. Das Prorektorat legte er 1641 nieder und starb den 2. Novbr. 1647. Unter den deutschen Dichtern wird er unten vorkommen. — Christian Donat. In Königsberg trat er den 21. Aug. 1622 in die Welt, wurde 1651 Prorektor, 1663 aber Gerichts- und 1669 Rathsverwandter im Löbenicht. Sein Tod erfolgte den 21. Decbr. 1679. Er war Mitglied der fruchtbringenden und Pegnitzgesellschaft; seine poetischen Arbeiten werden unten angeführt werden. — M. Leonhard Kreutner, aus Weßolowen bei Oletzko in Preussen, wo er den 29. Mai 1650 geboren war. Er bekleidete seit 1672 das Conrektorat, seit 1680 die Prorektorstelle, und starb den 4. Aug. 1688. Er wird gleichfalls unter den Dichtern unten vorkommen.

Unter den Conrektoren hat sich nachmals als Schriftsteller bekannt gemacht Abraham Hartwich. Er war in Königsberg 1663 geboren, wurde 1693 Collega, 1697 aber Conrektor, und

erhielt darauf 1698 das Pastorat zu Lindenau, und nachher zu Bährenhoff im marienburgischen Werder, wo er 1722 gestorben ist, nachdem er eine „Geographisch-historische Beschreibung der im polnischen Preußen gelegenen Werder" ausgearbeitet hatte, die nach seinem Tode in Königsberg 1722. 4. gedruckt ist.

Ein Schriftsteller unter den Cantoren war Laurentius Ribovius, aus Greifswalde in Pommern, wo er den 27. Nov. 1601 geboren war. Das Cantorat verwaltete er von 1628 bis an sein Absterben den 15. Aug. 1644. Von seinem musikalischen Werke wird unten Anzeige geschehen.

Preußische Volkssagen.

Sonntagskinder. Geisterseher.

Wenn ein Kind, das an einem Sonntage geboren ist, auch an einem Sonntage getauft wird, so heißt es ein Sonntagskind und hat die Gabe, Geister zu sehen. Diese Gabe ist aber mit großen Beschwerden für den Begabten verknüpft, indem er sehr oft Seelen der Hingeschiedenen und andere Geister auf den Kirchhof tragen und so manchen ihrer Befehle ausführen muß. So habe ich in Nikolaiken einen bejahrten Mann, mit Namen Poppek, gekannt *), der allgemein als Geisterseher bekannt war. Er war zu redlich, als daß man ihn für einen Betrüger hätte halten können, jedoch schien er, obwohl körperlich gesund, tiefsinnig. Stets war er in Gedanken versunken, die ihn quälten. Nicht selten verließ er gegen Mitternacht sein Lager, ging keuchend auf den Kirchhof hin, und kehrte von hier sehr ermüdet und mit Schweiß bedeckt zurück. Auf dem Heimwege redete er mit Niemanden, noch gab er demjenigen, der ihn angeredet hatte, eine Antwort. Zu

*) N P P B. Bd. VI. S. 232. Nr. 150.

Hause erzählte er aber, daß er so und so viele Geister zum Friedhofe hätte tragen müssen. War ein Mensch gestorben, so behauptete er, daß er mit der Seele des Hingeschiedenen gesprochen habe, welche ihm die und die Aufträge an die Hinterbliebenen gegeben. In der Kirche trat er sehr oft während des Gottesdienstes vor den Altar und stand eine geraume Zeit regungslos da. Hinterher erzählte er, daß er Solches auf Befehl der Geister habe thun müssen. Einmal hatte er bei dieser Gelegenheit die Gemeine stillschweigend mit der Hand gesegnet. Nach beendigtem Gottesdienste erzählte er, daß ihm der verstorbene Pfarrer Raabe († 1828) erschienen wäre, der, dem Volke unsichtbar, vom Altare herab die Gemeine gesegnet und ihm befohlen habe, gleichzeitig dasselbe zu thun. Die untern Volksklassen glaubten steif und fest an seine Geisterseherei.

Auch im hiesigen Kirchspiele gab es einen Menschen, der dasselbe behaupten wollte. Er hieß Rexa. Indeß glaube ich, daß er ein Betrüger war. Denn da er sich vom Betteln ernährte, so wollte er sich wahrscheinlich ein größeres Ansehn beim Volke verschaffen, um mehr Gaben zu erhalten.

Gerß in Gr. Stürlack.

Der Wehrwolf *).

Auch die Masuren glauben, daß es Menschen giebt, die sich zu gewissen Zeiten in einen Wolf verwandeln können. Einen solchen Menschen nennt man Wehrwolf, Masurisch wilkołek, (von wilk, der Wolf). Er soll an einem kurzen Schwanze, den er am Kreuze hat, kenntlich sein **) und denjenigen Leuten, die ihn beleidigt haben, aus Rache das Vieh erwürgen. Rexa, von dem ich bereits oben erzählt habe, gab sich auch für einen Wehrwolf aus und das gewiß darum, damit man ihn beim Betteln reichlich bedenken möchte. Aus Furcht, seinen Zorn auf sich

*) N P P B. Bd. III. S. 379.

**) Nach Samländischem Aberglauben sitzt dieser rauhe Schwanz gerade zwischen den Schulterblättern und gleitet, wenn die Verwandlung vor sich geht, herunter.

zu laden, gaben ihm die Bauern Speck, Getreide u. dgl. ſehr reichlich.

Welche fürchterliche Folgen dieſer Aberglaube haben kann, geht aus folgender Erzählung hervor. In ein Dorf Maſurens, deſſen Name mir entfallen iſt, kam am hellen, lichten Tage ein waſſerſcheuer Wolf gelaufen. Die Bewohner des Orts wähnten, daß es ein Wehrwolf ſein müſſe, da ein gewöhnlicher Wolf im Sommer am Tage ins Dorf nicht kommen werde. Unglücklicher Weiſe wohnte in einem benachbarten Dorfe ein Menſch, der für einen Wehrwolf gehalten wurde und ſo glaubte man ſteif und feſt, daß er in dem Wolfe ſtecken müſſe. Man beſchloß an ihm ein Exempel zu ſtatuiren, trieb ihn in die Einfahrt des dortigen Kruges, verſchloß die Thüren und drang, mit Heugabeln, Miſtforken, Stangen u. dgl. bewaffnet, in dieſelbe hinein, um ihm den Garaus zu machen. Dies gelang, aber erſt nachdem der Wolf mehrere Menſchen verletzt hatte, die auch hinterher an der Waſſerſcheu ſtarben.

Auch im benachbarten Polen glaubt man an den Wehrwolf. Der Przyjaciel ludu z Leszna (Volksfreund aus Liſſa in Poſen) Jahrg. 1837 ſagt S. 75. hierüber unter anderem Folgendes: „Um den Wehrwolf zu erkennen und ſich von ihm Ueberzeugung zu verſchaffen, ſoll man eine Kruſte Brot in den Mund nehmen und, dieſelbe unvermerkt im Munde haltend, drei Mal um den vermeinten Wehrwolf herumgehen. Bei dieſem Verfahren verliert er die menſchliche Geſtalt und nimmt die Wolfsgeſtalt an."

Das todte Kind *).

Eine Mutter hatte ihr einziges Kind, ein hübſches, frommes, kleines Mädchen, durch den Tod verloren und konnte ſich darüber nicht zufrieden geben. Da träumte ihr einmal, ſie ſolle zur Zeit der heiligen Weihnacht Glock zwölf in die Kirche gehen, dort werde ſie ihr Kind wiederſehen. Wirklich ging ſie hin und ſetzte

*) N P P Bl. Bd. II. S. 468. Bd. 4. S. 157. Grimm Sagen B. I. No. 175.

sich auf ihren gewohnten Platz neben der Kanzel. Bald gehen viele bekannte und unbekannte verstorbene Leute an ihr vorüber, die sich alle voll Abscheu von ihr wenden und einander zuzischeln: Pfui! das stinkt nach Lebendigen. Das arme Weib verfärbt sich darüber und zittert und bebt an allen Gliedern. Sie will fliehen, jedoch wie soll sie durch die Menge der Eintretenden zur Kirchthüre kommen? und schleichet nicht eben auch ihr liebes Kind langsam und matt in nassem Sterbekleidchen dahin? Voll unbeschreiblicher Sehnsucht streckt sie die Arme nach der Beweinten, die sich aber auch von ihr wendet, indem sie scheidend seufzt: Mutter, noch darfst du nicht bei mir sein! Sieh auf mein Kleid, das von deinen Thränen trieft! Wie selig könnte ich sein und wie elend bin ich nun durch dein Weinen! Mutter, lass' mich endlich in Frieden ruhen! — Darauf wurde die Kirchthüre endlich frei uud die Frau ging in sich gekehrt nach Hause. Von der Zeit ab weinte sie nicht mehr so ungebührlich und unchristlich, sondern war still und fromm.

Literatur.

De Morbo democratico antiquissimo insaniae genere. Gedani 1850.

Herr Dr. Grobbeck aus Danzig hat bekanntlich vor kurzem eine medizinische Dissertation: „über die Demokratie, eine neue Gattung des Wahnsinns" geschrieben und dieselbe nach mancher Zögerung in Berlin öffentlich vertheidigt. Daß ihm darauf die höchsten Ehren der Medicin und Chirurgie (d. h. der Doktortitel) ertheilt sind, lassen seine Gegner nicht als Beweis der Trefflichkeit seiner Schrift gelten, sie behaupten ihn besiegt und zu förmlichem Widerrufe gezwungen zu haben. Aber siehe! aus dem Munde der Geistesverwirrten erschallt das Zeugniß seines Ruhms, und der

schrillende Schrei des Wahnsinns wird zum Bekenntniß der Wahrheit. Schon hat einer der Gelehrten des Kladderadatsch in tiefer Reue seinen Wahnsinn zugegeben und jetzt drängt sich ein zweiter zu gleichem Geständniß, und dieses ist um so höher anzuschlagen, da es nicht von der Reue, der Muthlosigkeit des Besiegten abgelegt wird: es ist ein Gegner, der, obwohl zu Boden geworfen, noch mit dem Sieger ringt und ihn wenigstens verwunden möchte, da er ihm den Sieg nicht zu entreißen vermag. Wir sprechen von dem Schriftchen: „Ueber die Demokratie, eine *sehr alte Gattung* des Wahnsinns. Historisch-medicinische Dissertation *), welche der Autor *ohne* Beistimmung der hochzuverehrenden medicinischen Fakultät in Berlin, damit er *nicht zufällig* die höchsten Ehren der Medicin und Chirurgie erhalte, *am jüngsten Tage in aller Stille* vertheidigen wird, mit Hülfe des Seniors der Fakultät, Herrn A. Cornelius Celsus, des Herrn Bürgermeisters zu Rom, Herrn M. Tullius Cicero Excellenz und des Professors der Geschichte, Herrn T. Livius. Danzig 1850. „Man sieht, daß der anonyme Gegner des Herrn Dr. Grodbeck die Hauptsache, daß Demokratie Wahnsinn ist, nicht bestreiten kann, aber er behauptet, daß die Demokraten selbst dieß nie geleugnet hätten, was in einer zweiten Dissertation bewiesen werden wird; er kämpft nur an gegen die Meinung, daß sie ein neuer Wahnsinn sei. Mit Recht führt er dagegen die Giganten an, die bekanntlich aus Pelion und Ossa die erste Barrikade bauten. Den homerischen Thersites, der auch unleugbar Demokrat war, übergeht er, weil er eine so verrufene Person nicht zu den Ahnen seiner Partei zählen *will*; und citirt dann aus den Römischen Schriftstellern Stellen, die

*) „Dissertatio inauguralis medico-historica prima quam sine consensu et auctoritate gratiosi medicorum ordinis in alma litterarum universitate Friderica Guilelma, ut ne summi in medicina et chirurgia honores forte sibi tribuantur, ipsis calendis graecis privatim defendet Auctor sociis A. Corn. Celso, ord. med. sen. — M. Tull. Cicerone, consule R. — T. Livio Patav. histor. prof." Die Leser der älteren Provinzial-Blätter wurden mit Recht auf die gleichfalls in Danzig erschienenen Epistolae obscurorum virorum aufmerksam gemacht. Der Auctor meinte, wer A gesagt der sage auch B. C. Wem nun von den Lesern daran liegt, den Verfasser zu errathen, der möge diese Buchstaben als Anfangsbuchstaben ansehn, um so vielleicht den Auctor nach Namen und Würde richtig zu bestimmen.

allerdings fast wörtlich mit den Reden der heutigen Demokraten übereinstimmen, wobei er indeß mit Recht bemerkt, daß auch die Kreuzzeitung die Reden der „guten" Römer (eine gute Presse kannte man leider damals noch nicht) wörtlich übersetzt. Noch rühmlicher für Herrn Grodbeck ist es, daß dieser Gegner auf die medicinischen Kenntnisse desselben gar keinen Angriff wagt, seine chirurgische Befähigung aber durchaus anerkennen muß, und es scheint in der That, als ob Celsus sein Ideal des vollkommenen Chirurgen vorahnend nach H. Gr. gebildet habe, so genau paßt Alles bis auf den einen Punkt: der wahre Chirurg soll zugleich rechts und links sein, eine Aufgabe, die bisher unter allen Staatsmännern Europas nur der ehrenwerthe Deputirte für Fischhausen in der konstituirenden N. V. gelöst hat. H. G. ist sicher ganz rechts. Hier greift unser Anonymus zu den demokratischen Streitmitteln der Weissagung und Verdächtigung, und da er weder in den politischen Antecedentien (H. G. ist noch sehr jung) noch in der Gegenwart etwas findet, was gegen G. spräche, sucht er durch manche Beispiele des Uebergangs von der Linken zur Rechten und umgekehrt den Argwohn zu erregen, auch H. G. werde dereinst der Linken angehören. Celsus meint aber offenbar, der Chirurg soll zugleich links und rechts sein: und am einfachsten scheint die Erklärung: der Mensch besteht durchweg aus Gegensätzen und vereinigt oft, wie verschiedene Aemter, so auch verschiedene Charaktere in sich, und es gelingt ihm nicht immer bei einzelnen Handlungen die eine Person ganz auszuziehn und abzulegen. In diesem Falle wird sich der Gegensatz auch in dem Resultat seiner Handlungen aussprechen. So ist in der Dissertation des H. Gr. der Inhalt rechts, die Latinität ganz linkisch, und umgekehrt bei seinem Gegner, der bedentend mehr links steht, die Latinität nicht allein recht, sondern auch gewandt und hübsch, und die Lektüre des Schriftchens sehr angenehm. †††



